३/-

Digitized by Google

Der große Kurfürst in Preußen.

Vaterländiſcher Roman

von

Ernſt Wichert.

Dritte Abtheilung. — Erſter Band.

Zweite Auflage.

Leipzig.
Verlag von Carl Reißner.
1887.

Digitized by Google

Christian Ludwig von Kalckstein.

Von

Ernst Wichert.

Leipzig.

Verlag von Carl Reißner.

1887.

Digitized by Google

Digitized by Google

Erſtes Capitel.

Der Tod räumt ab.

Am 18. Juni des Jahres 1667 ſchloß für immer die edle Kurfürſtin Luiſe ihr mildes Auge. Nur vierzig Jahre war ſie alt geworden.

Groß war in allen Ländern ihres erlauchten Gemahls, und nicht zum mindeſten auch im Herzogthum Preußen, die Trauer um die gütige Fürſtin. Man wußte, daß ſie großen Einfluß auf den Kurfürſten geübt, der ſich ihrer ganzen Ergebenheit erfreute, und oft durch ein herzliches Wort ſeinen Unmuth verſcheucht, ſeine Strenge gemildert hatte.

Niemand aber war durch ihr frühes Hinſcheiden ſchmerzlicher getroffen, als Friedrich Wilhelm ſelbſt. Seinen beſten Freund hatte er verloren. Oft ſtand er, in Gedanken verſunken, vor ihrem Bilde, wenn die Politik eine ſchwere Entſcheidung von ihm forderte. Dann rief er wohl bewegt: „O Luiſe, wie ſehr vermiſſe ich Deinen

Digitized by Google

Rath!“ Ein düsterer Zug haftete seitdem seinem Wesen an. Nie wieder hat er so frohe Tage verlebt, als zu Oranienburg an der Seite der geliebten Frau.

Ja! Seinen besten, treuesten und wahrhaftigsten Freund hatte er verloren. So nahe seinem Herzen fand Niemand mehr einen Platz.

— — — — — — — — — — — — —

Aber kaum einen Monat vorher war auch seine Todfeindin, die Königin Ludowika von Polen, gestorben. Kein Weib, und vielleicht auch kein Mann hatte den Kurfürsten gehaßt, wie sie. Der Stolz der Französin konnte es nicht ertragen, daß er gegen Polen Sieger geblieben war. Noch auf dem Krankenbette setzte sie die Intriguen gegen ihn fort und ermahnte ihre Getreuen, vor allen den klugen und ränkesüchtigen Bischof von Beziers, nicht müde zu werden im Kampf. Nie dürfte ein dem Kurfürsten befreundeter Fürst Polens Thron besteigen!

Sie hatte viel Kränkung erfahren. Mit Fürst Lubomirski, dem entschiedensten Gegner ihres Lieblingsplanes, einem französischen Prinzen die Nachfolge zu sichern, mußte Johann Casimir sich nach heftigstem Waffenstreit aussöhnen. Lange freilich hatte der stolze Pole sich seines Triumphs nicht rühmen dürfen: im Februar schon war er ihr vorangegangen. Aber sein Tod hatte ihr wenig genützt. Der größte Theil der Senatoren, die ganze Armee war gegen sie, und der König selbst nahm nicht mit Entschiedenheit ihre Partei. Wie er nur den Umständen nachgab, als er einst das geistliche Gewand ablegte und die Krone auf sein gesalbtes Haupt setzte, so hatte ihm

Digitized by Google

auch die Neigung gefehlt, ſich zu vermählen. Immer fühlte er ſich gedrückt neben der lebhaften, hochmüthigen, intriganten, ehrgeizig ſtrebenden Frau, die ihn überſah. Sie war eigentlich der König. Ihrer Leitung war's zu danken, wenn er nicht ganz würdelos erſchien. Aber er ſpielte nicht gern die Puppe, die ſich am Draht regieren laſſen mußte. Stets geneigt ſich frei zu machen und nach Neigung auszuſchreiten, begriff er doch die Nothwendigkeit der Abhängigkeit von ihrem ſtärkeren Willen. Er beugte ſich, aber er fürchtete ſie, haßte ſie vielleicht. Und er rächte ſich oft genug in der Art kleiner Geiſter, indem er ſie als Weib durch rohe Späße und Zumuthungen verletzte. Ihre ſchwere Krankheit bekümmerte ihn wenig. Als man ihm auf der Nachhochzeit des Herrn Kraſinski, eines Sohnes des Kronſchatzmeiſters, berichtete, ſeine Gemahlin wäre ſehr unwohl, blieb er ruhig, trank und meinte: „Es wird ihr nichts geſchehen.“ Als der Kammerjunker wiederkam und meldete, die Königin läge in den letzten Zügen, ſchlug er ihm in's Geſicht und rief: „Schwatze nicht ſolches Zeug, wenn ich heiter bin.“ Die Kriegsleute und Höflinge, die herumſtanden, flüſterten einander zu: „Wie wir merken, möchte unſer Herr gern den Wurm loswerden, der ihm den Kopf ſo peinigt.“ Sie kannten ihn.

Nun war er den Wurm los, aber ſein Kopf fühlte ſich deshalb doch nicht wohler. Die franzöſiſche Partei ſorgte dafür, daß er unter ihrem Druck blieb. Es war ein politiſcher Gedanke der Königin geweſen, daß er zu Gunſten des von ihr protegirten Nachfolgers die Krone niederlegen ſolle. Dazu war er bereit geweſen. Auch

Digitized by Google

jetzt nach ihrem Tode erſchien ſie ihm keine weniger ſchwere Laſt. Es ſchien nur noch eine Frage der Zeit zu ſein, wann er ſie abwerfen würde.

Welche innere Kämpfe ſtanden dem von Ruſſen, Tataren und Koſacken bedrohten Reiche bevor, wenn das geſchah? Welche Stellung hatte der Kurfürſt zu nehmen? Seine erbittertſte Feindin lebte nicht mehr, aber auch ſein treuer Anhänger Lubomirski war bei den Todten. Vielleicht ergab der Verluſt ſich größer als der Gewinn.

Mehr als je vorher mußte ſein Blick auf Warſchau gerichtet ſein. Nur wenn er dort maßgebenden Einfluß behielt, durfte er ſich des Beſitzes ſeines ſouveränen Herzogthums Preußen ſicher fühlen.

— — — — — — — — — — — — —

Im Sommer dieſes ſelben Jahres lag auch „der alte Querulant", Generallieutenant Albrecht von Kalckſtein in Knauten auf ſeinem letzten Schmerzenslager.

Schon ſeit ſechs Wochen hatte er daſſelbe nicht einmal mehr ſtundenweiſe verlaſſen können. Er litt furchtbar. Sein Leib war ſo abgezehrt, daß die Haut über die Knochen geſpannt ſchien, ſein Geſicht mumienartig eingetrocknet, der zahnloſe Mund ohne Kraft ſich zu ſchließen. Er hatte wenig Schlaf, ächzte und ſtöhnte unaufhörlich. Er konnte die Beine und Arme nicht rühren, nur mit Hilfe ſeines Dieners, des Hans Heinrich Rothſchrötel, ſeine Lage wechſeln, der ihm auch die wenige Nahrung einflößte, die er noch zu ſich nahm. Trotz der warmen Witterung draußen mußte ununterbrochen das Feuer im Ofen brennen; er war hoch mit Federbetten und Pelzen

bedeckt, fror aber doch. Unter dem Kopfkiſſen lag der Schlüſſel zu dem Gewölbe, in welchem der Kaſten mit ſeinem Geldvorrath ſtand. Seine ſchwerſte Sorge war, daß man ihn während ſeines Schlafs vorziehen und mißbrauchen könnte. Die geladenen Piſtolen mußten auch jetzt auf dem kleinen Tiſch am Kopfende des Bettes liegen. Er ſah ſie wenigſtens, wenn auch die Hand nicht danach greifen konnte; das beruhigte ihn einigermaßen. Er hatte von Werthſachen, was nicht verſchloſſen war, in ſein Krankenzimmer zuſammentragen laſſen. Trat einer zu ihm heran, ſich nach ſeinem Befinden zu erkundigen, ſo behielt er ihn feſt im Auge, bis er wieder zur Thür hinaus war. Er traute Niemand, auch Hans Heinrich nicht. Aber er konnte ihn nicht entbehren. Bald traktirte er ihn als „Schuft“ und „Spitzbube“, bald gab er ihm die zärtlichſten Schmeichelnamen. Wenn ihn die Schmerzen heftiger packten, ſtöhnte er: „Ah — ah — ah! das iſt für meine Sünden — das iſt für meine Gottloſigkeit! Mach' ein Ende, Herr, mach' ein Ende in Gnaden!“ Hatte er dann wieder eine Weile Ruhe, ſo meinte er doch: „Ich halt's aus, Hans Heinrich, ich halt's aus. Iſt ſchon manchmal ſoweit mit mir geweſen — ich halt's aus. Dem Teufel ſoll der Spaß verdorben werden. Ich will noch nicht ſterben, will nicht! Sie lauern auf meinen Tod — was? Sagt's ehrlich heraus. Haben ſie ſich nicht hinter den Medicus geſteckt? Wenn ſie mich vergeben könnten —! Pah! Du nimmſt von jedem Tränkchen den erſten Löffel vor meinen ſehenden Augen — Du! Gieb Acht, daß der Apotheker, der Schurke, ſich nicht vergreift. Willſt doch

ſelbſt nicht verenden, wie ein Hund. Ehrlich, Hans Heinrich, ehrlich! Soll Dir reichlich vergolten werden, wenn ich wieder aufkomme. Noch iſt's nicht ſo weit — was? Ein alter Kriegsknecht fällt nicht ſo bald um. Den Pelz höher hinauf, Hans Heinrich! Es iſt kalt, wie im Februar. Wenn das verdammte Frieren nicht wäre! Ah — au — äh — — nun geht's wieder los mit dem Zwacken und Reißen. Herr Gott im Himmel, mach's gnädig! Ich bin ein armer Sünder."

Mehrmals war er ſchon ganz aufgegeben, aber ſeine zähe Natur wollte ſich nicht bezwingen laſſen. Der Arzt hatte mit aller Beſtimmtheit geſagt, es gehe zu Ende; höchſtens noch um ein paar Wochen könne es ſich handeln, vielleicht nur um Tage. Die Kinder hielten ſich für alle Fälle in der Nähe; nur Frau von Kleiſt fehlte, deren Mann die Kalckſtein'ſchen Güter in der Niederlauſitz verwaltete. Das weckte den Argwohn des Alten — ſeine Kinder waren ja die Erben. Hätt' er nur all' ſeine Habe mitnehmen können, das Sterben wär' ihm nicht ſo ſchwer geworden.

Sein älteſter Sohn, der Oberſt Chriſtian Ludwig, war erſt im vorigen Jahr aus polniſchen Dienſten zurückgenommen, nachdem ſein Regiment in der littauiſchen Armee abgedankt worden. Er hatte mit ſeiner Frau eingebrachtem Vermögen das Gut Romitten, ganz in der Nähe von Knauten und Mühlhauſen, gekauft, 55 Hufen, zu ſeinem künftigen Erbe gut gelegen. Er wohnte jetzt dort. Seine Frau, die Marie Eliſabeth Kitlitzin, war eine gute Wirthin; ſie hatte das Hausweſen trefflich in Ordnung gehalten, den Bauern auf den Dienſt gepaßt

und die Mägde ſtreng beaufſichtigt. Für die älteren Kinder war ein Hauslehrer angenommen, Joachim Gnekovius mit Namen, einer Königsberger Wittwe Sohn, Theologe und tüchtiger Lateiner, ein fadenſcheiniges Kerlchen, der Frau ſehr ergeben und auch dem Oberſt zugethan, obſchon in ſeiner Nähe leicht von einem Zittern befallen. Das ging auch anderen von ſeinen Untergebenen ſo. Er hatte etwas im Blick, das zur Furcht zwang, ſo leutſelig er auch zu ſprechen pflegte. Seine Pflicht den Kindern gegenüber nahm Gnekovius ſehr genau. So konnte die Obriſtin ohne Sorge öfters nach Knauten hinüberfahren, nach dem Kranken zu ſehen. Ihr Mann wünſchte das. Seine Schweſtern hatten ſich dort einquartiert, mit denen er ſchlecht ſtand: ſie ſollte aufpaſſen, daß nichts Unrechtes geſchehe. Seinem Bruder, dem Chriſtoph Albrecht, der ſich häufig von Wogau einfand, wich er am liebſten ganz aus. Er wollte keinen Lärm ſchlagen und wußte doch, daß der Oberſtlieutenant mit den Schweſtern zuſammenſteckte, dem alten Herrn wo möglich noch etwas abzuliſten. Man gönnte ihm das Haupterbe nicht, das doch dem älteſten Sohn von Rechtswegen zuzukommen ſchien.

Die Lowiſa Hedwig war dieſem ſchon von Jugend an nicht wohlgeſinnt geweſen. Der Vater hatte ihn während ſeiner häufigen Abweſenheit außer Landes ihr zum Aufſeher beſtellt gehabt. Er war ſtreng mit ihr verfahren, ſie behauptete tyranniſch. Er kannte ihren Leichtſinn, traute ihren Grundſätzen nicht. Ihr heißes Blut kochte leicht über und trieb ſie zu mancherlei Ausſchreitungen, die eine ernſtliche Rüge forderten. Darüber gab's täglich

Zank. Als junges Ding schon bewegte sie sich am liebsten in Männergesellschaft und trug ein freies Wesen zur Schau, das dem Bruder höchlich mißfiel. Er hatte öfters Streit mit Kameraden, die sie übel behandelte. Dann verliebte sie sich plötzlich in den Rittmeister Jacob von Keller, einen leichtfertigen Menschen, der ihm als Spieler und Trinker bekannt war, auch sein Hab' und Gut fast vollständig schon durchgebracht hatte. Christian Ludwig sprach sich sehr eifrig gegen diese Partie aus, warnte, suchte eine Trennung herbeizuführen. Aber ihre Verliebtheit war so groß, daß sie die Verbindung, der auch der Vater abgeneigt war, meinte ertrotzen zu müssen. Des Vaters wüstes Treiben hatte ihr nicht verborgen bleiben können; ihm am wenigsten glaubte sie Respect zu schulden. Bald kam's heraus, daß sie dem Rittmeister, der sich schon in Knauten als ständiger Gast eingelegt hatte, größere Gunst gewährte, als mit dem guten Ruf eines Edelfräuleins vereinbar. Keller stellte unverschämte Forderungen an die Familie, die er an der Hand zu haben glaubte. Nun schlug plötzlich ihre Stimmung um; sie wollte von der Heirath nichts mehr wissen. Ihr Bruder aber bestand auf derselben, da die Sache schon zu publique sei, und nöthigte den Rittmeister jede Bedingung zu acceptiren. Das vergaß die Kellerin ihm nie. Er sei Schuld, sagte sie, daß sie einen solchen Mann bekommen habe. Der Oberst meinte dagegen, sie hätte sich besser im Zügel halten sollen — er brauchte wohl auch einen viel schärferen Ausdruck, der bewies, was er von ihr hielt — so wäre das nicht geschehen. Die Ehe war unfriedlich. Der Ritt-

meiſter übernahm das Gut Sommerau, konnte ſich aber nicht halten. Dann trieb er ſich lange mit Weib und Kind in Pommern um, von dem alten General nur dürftig unterſtützt. Endlich kam er wieder nach Preußen zurück und ſchickte ſeine Frau nach Knauten. Sie hielt ſich ſeitdem abwechſelnd dort und im Kalckſtein'ſchen Hauſe zu Königsberg auf dem Roßgarten auf, wo der Rittmeiſter ſein Quartier genommen hatte. Mit dem Oberſt ſtand ſie auch jetzt nicht auf gutem Fuß. Von ihm hatte ſie in Zukunft nichts Freundliches zu erwarten. Ihre ganze Hoffnung richtete ſich darauf, den Vater zu beſtimmen, ihre Abfindung reichlicher zu bemeſſen, als in ſeinem Teſtament, wie ſie wußte, geſchehen war.

Ihre Schweſter, die Frau Oberſtlieutenant, Marie Sophie von Löbel, konnte für reſpectabler gelten. Ihr Mann beſaß das Gut Polommen bei Sensburg und hielt ſich von den Verwandten unabhängig. Der Verkehr mit Knauten war nie beſonders rege geweſen; dem etwas hausbacken gemüthlichen Landedelmann aus der Polakei war's im Hauſe des Generals nicht wohl geworden. Den Oberſt hatte er ſehr ſelten geſehen; ſein verſtecktes Weſen ſtieß ihn ab, ein engeres Verhältniß hatte ſich nicht bilden können. Doch wußte man auch von keinem Zerwürfniß. Die Löbelin ließ ſich, wenn ſie in Knauten zum Beſuch war, wohl auch in Romitten blicken. Aber ſie fuhr ſelten wieder ab, ohne Streit mit ihrer Schwägerin gehabt zu haben. Sie beſaß eine derbe Munterkeit und die Angewohnheit, ſehr ungenirt „die Wahrheit zu ſagen". Die vornehme nnd feierliche Art der Kitlitzin regte allemal

ihre Spottluſt an. Sie mußte es ihr zu verſtehen geben, daß ſie nicht ſcheine vergeſſen zu können, eines Regiments-raths Tochter zu ſein. Das beſtätigte dann Frau Marie Eliſabeth ausdrücklich. Sie konnte die kleine runde Frau mit den rothen Backen und vergnügten Augen nicht lei-den. Nun war Frau von Löbel auf die Nachricht von ihres Vaters nahem Ende in ihrer großen Landkutſche herbeigeeilt, mußte ſich aber länger verweilen, als ſie er-wartete. Herr Johann von Löbel folgte ihr nach einiger Zeit, ſobald für ſeine Wirthſchaft geſorgt war. Sie hielten ſich nicht gerade von Romitten abſichtlich fern, neigten aber doch mehr zu andern Seite. Man wollte ſich, wie die Löbelin äußerte, „die Butter vom Brod nicht nehmen laſſen, ohne ſich zu wehren".

Am feindſeligſten in ſeiner ganzen Haltung zeigte ſich der Oberſtlieutenant. Er konnte es nicht überwinden, daß er als der jüngere Sohn geboren ſei, und gerade jetzt fühlte er ſich täglich mehr an dieſe Unbill des Geſchicks erinnert. Wiederholt hatte ſein Vater ſich mit dem Oberſten ſo ſchwer erzürnt gehabt, daß die Drohung, ihn enterben zu wollen, ernſtlich gemeint erſcheinen konnte; aber immer wieder war eine Ausſöhnung erfolgt. So manchem Kriegs-herrn hatte der Bruder gedient, in ſo mancher blutigen Schlacht mitgefochten, aber von keiner Kugel war er ge-troffen worden. Zweimal kam er in Gefangenſchaft des Moskowiters und brachte ſich heil heraus. Albrecht hatte gehofft, er werde in polniſchen Dienſten bleiben und ſeinen Erbtheil dereinſt baar herausziehen — auch dieſe Aus-ſicht trog. Nun war er innerlich gegen ihn ſo erbittert,

daß er nur immer auf einen Plan dachte, ihm doch noch zuvorzukommen. In den Schweſtern ſah er Bundesgenoſſen, die zur Zeit warm gehalten werden müßten. An des Generals Bett trat er zwei, drei Mal des Tages, ſtreichelte ſeine Schulter, küßte ſeine Stirn, ſprach ihm geſchmeidig Troſt zu. „Es wird beſſer werden — der Medicus hat's geſagt. Eure Augen ſind wieder heller, Vater — der Huſten hat ſich gelegt. Denkt nicht gleich an's Schlimmſte, es wird beſſer werden — Ihr ſeid ja eigentlich auch noch nicht alt.“ Das hörte der kranke Mann, wenn er's ihm recht laut in das taube Ohr ſchrie, gar nicht ungern.

Eines Morgens nach einer erträglicheren Nacht ſchien die Gelegenheit günſtig, einen Vorſtoß zu wagen. „Es würde ſchneller zur Beſſerung gehen, Vater,“ bemerkte er, „wenn Ihr die Sorgen aus den Kopf bringen könntet. Sagt, was Ihr wollt, ich weiß, daß Ihr Euch der Güter wegen Sorge macht. Hoffentlich lebt und regiert Ihr noch lange, Vater, aber einmal wird doch . . .“

Der Alte wendete unruhig den Kopf zur Seite und zuckte mit den Augenlidern. „Was — was — was?“ knurrte er. „Was wird einmal? Geht's euch zu langſam — he?“

„Mir nicht, Vater — mir gewiß nicht,“ verſicherte Albrecht. „Ihr ſeid mir immer gütig und nachſichtig geweſen: je länger Ihr lebt und das Heft in der Hand haltet, um ſo beſſer iſt es für mich. Oder meint Ihr, mein Bruder, wenn er hier der Herr iſt, wird glimpflicher mit mir umgehen? Was hab' ich von ihm zu erwarten?

Er hat auf Eure Wohlthaten gegen mich immer ſcheel geſehen. Es verdroß ihn von je, daß er Geſchwiſter hat, zumal einen Bruder, der doch nicht ganz zur Seite zu ſchieben iſt. Wie er Euch heut geſinnt ſein mag, weiß ich nicht; er läßt ſich ſelten genug blicken, und mir geht er ſchon ſeit ſeiner Rückkehr von Polen aus dem Wege, ſo viel er kann. Sein Vertrauter bin ich am wenigſten — es wär' ihm vielleicht ſo ſchon lieber, ich wüßte Manches nicht, das doch nicht vor mir geheim bleiben konnte."

Der General ſtieß einige Laute aus, die ganz unverſtändlich waren. Nach einer Weile ſagte er: „Wo ſoll's hinaus? Ich weiß nicht, was Du willſt. Mein Teſtament liegt in der Oberrathsſtube — hab' nicht vergeſſen, daß ich außer dem älteſten noch mehr Kinder habe. Iſt einer ſchon jetzt unzufrieden — he? Kann den Familienbeſitz nicht zerſplittern. Die Töchter haben bereits ein gut Theil von dem ihrigen voraus. Was ich ihnen weiter noch mit warmer Hand gebe, ſteht bei mir — und hat keiner darüber zu murren, ob's geſchieht oder nicht — keiner!"

„Das ſteht bei Euch, Vater," beſtätigte Albrecht. „Sie fürchten auch nicht ſo ſehr, daß ſie in Eurem Teſtament zu kurz kommen. Aber ſie wiſſen doch, daß ſie auf eine Abfindung geſetzt ſind, und da . . ."

„Nun — nun?" fragte der alte Herr ungeduldig, da er zögerte. „Verſteht ſich doch von ſelbſt."

„Es läßt ſich ſchwer ſagen, Vater," ziſchelte Albrecht, ſich dicht zu ſeinem Ohr hinabbeugend. „Ludwig iſt ja ihr Bruder — und auch mein Bruder. Es kann ſein, daß er den beſten Willen hat, uns dermaleinſt gerecht zu

werden. Obgleich . . . Aber ich ſage nichts; es kann ſein. Nur wie die Dinge liegen, Vater . . ."

„Wie liegen die Dinge — wie? Ich will's wiſſen. Wie liegen die Dinge?"

„Ich meine, das iſt Euch beſſer bekannt, Vater, als mir. Es iſt Euch ſelbſt viel Widerwärtigkeit erwachſen aus Eurer Oppoſition gegen den Herrn Kurfürſten —"

„Ach — das weiß Gott, das weiß Gott!"

„Ihr hattet eine Zeit lang allen Grund zu fürchten, daß man Euch an die Lehnsgüter wolle."

„Ja — der Herr Vetter in Grawenthien ſtreckte ſchon die Hand aus. He — he — he — der Fuchs!"

„Seht Ihr wohl. Schließlich hat man doch Euer Alter und Verdienſt ſo ſchwer nicht kränken wollen. Euer Sohn aber . . ."

Der General merkte auf. „He —? Mein Sohn? Der Chriſtian Ludwig, meinſt Du. Was iſt mit dem — he?"

„Er ſteht da oben ſchlechter angeſchrieben, fürcht' ich, als Ihr ſelbſt in der ſchlimmſten Zeit, Vater. Ich hab' ungeſucht nur zu oft Gelegenheit gehabt, über ihn ſprechen und urtheilen zu hören. Daß er vom Amt Oletzko ſuspendirt worden —"

„Es war eine Hundsfötterei!"

„Mag ſein, Vater. Aber im Königsberger Schloß ſieht man's doch mit andern Augen an — und nun gar in Kölln an der Spree . . . Und gerade weil's nicht völlig in der Ordnung gegangen iſt, paßt man um ſo mehr auf, wie's hingenommen wird. Mein Bruder iſt

wenig vorſichtig geweſen, hat jeden hören laſſen, daß er ſich's als einen unerträglichen Schimpf rechne — hier und in Polen, hat in ſeiner brüsken Manier oft unehrerbietig über den Kurfürſten geſprochen, die Souveränetät beſtritten, polniſche Dienſte genommen, als zwiſchen dem Herrn Kurfürſten und dem König Streit war, und mit Euch viel Briefe gewechſelt, nachdem Ihr in Bartenſtein vom Landtag verwieſen waret. So meint man, daß der Sohn noch gefährlicher ſei, als es der Vater geweſen, und ſinnt gewiß ſchon längſt darauf, wie man ihn unſchädlich machen könne."

„Pah! Was will man ihm anhaben?"

„Das nehmt nicht ſo leicht, Vater. Ihr könnt ſelbſt ein Lied davon ſingen, wie man einem zu Leibe geht, der unliebſam geworden. Es liegt ſo mancherlei auf der Straße, das man nur aufzuheben und in's rechte Licht zu ſtellen braucht. Wenn Ludwig dann durch Euer Teſtament in den Beſitz der Güter gekommen iſt . . ."

„Du meinſt —?"

„Ich ſage nur, daß die Schweſtern vielleicht nicht ohne Grund ſich Sorgen hingeben, ihre Abfindungen könnten ſchlecht ſicher geſtellt ſein. Wären die Güter in meiner Hand — es hätte dann keine Gefahr. Ich gelte da oben als wohlgeſinnt, habe mich ſtets gehütet, es mit den Machthabern zu verderben, ſtütze mich zudem auf die Familie meiner Frau, der man nicht vor den Kopf wird ſtoßen wollen. Ich ſpreche nicht für mich, Vater, — wahrhaftig nicht. Aber Euch ſelbſt kann's nicht gleichgültig ſein, was aus den Gütern wird. Ludwig iſt ein unruhiger

Kopf, mit all' ſeinen Gedanken mehr in Polen als hier. Wer weiß, was geſchieht, wenn der Teufel ſein Spiel treibt."

Der Kranke ſchnappte mühſam nach Luft. „Das heißt alſo — ich ſoll mein Teſtament umändern — was? Den Chriſtian Ludwig zu Deinen Gunſten enterben — was?"

„Enterben, Vater! Wie könnt' ich Euch ſo etwas gegen meinen leiblichen Bruder rathen? Schande über mich, wenn ich daran auch nur im Traum gedacht. Aber zu ſeinem eigenen Beſten iſt's vielleicht, wenn ihm die Güter nicht zufallen. Er wird ſie doch verlieren bei ſeiner Waghalſigkeit, ich ſeh's voraus. Müßt' ich ſie übernehmen, könnt' ich leicht durch meiner Frau Verwandte und Freunde die Mittel anſchaffen, ihm vollauf gerecht zu werden. Meint Ihr nicht? Dann wär' er ein freier Mann. Seiner Frau Heirathsgut kann man ihm nicht nehmen."

Der General hatte den Kopf nach der Wand gedreht, fing wieder an zu ächzen und zu ſtöhnen. — „Ah — ah — ah! Die Kinder, die Kinder! Nichts als Sorg' und Noth! Zu all den ſchrecklichen Schmerzen . . . Ah — ah!"

Albrecht beugte ſich über ihn. „Wenn Ihr wollt, Vater, daß ich den Notarius —"

„Nein, nein — noch nicht. Es eilt nicht. Ich will's überlegen. Es eilt nicht, ſag' ich Dir. Noch geht's mit mir nicht zu Ende, wie mancher wünſcht. Der Notar ſoll dableiben. Wenn's mit mir zu Ende gehen wird . . . Ah — oh — äh! Das reißt! Luft — Luft! Den Hans

Heinrich — rufe mir den Hans Heinrich! Luft — ich erſticke!“

Albrecht that, wie ihm befohlen. Der erſte Angriff ſei abgeſchlagen, meinte er zu den Schweſtern, aber doch nur mit halber Kraft. Er habe ſich ſelbſt verwundert, wie wenig wild der Alte bei ſeinem Vorſchlag geworden. „Er muß ja einſehen, daß ich Recht habe,“ fügte er hinzu. „Macht ihr's nun geſchickt, daß er euch im Auge behält. Ich hab' ihm einen Floh in's Ohr geſetzt — laßt den nicht wieder hinausſpringen. Es kann noch alles gut werden.“

Einige Tage darauf verlangte der General nach dem Geiſtlichen. Er wünſche das heilige Abendmahl zu nehmen. Man wollte nach Mühlhauſen ſchicken, aber das verbat er. Der alte Paſtor Damler hatte im vorigen Jahr das Zeitliche geſegnet; es war jetzt ein junger Mann auf der Stelle, zu dem er kein ſonderliches Vertrauen in ſeiner Gewiſſensnoth hatte. „Was weiß der von mir,“ ſagte er. „Soll ich mich mit frommen Redensarten abſpeiſen laſſen? Zu einer langen Beichte hab' ich nicht den Athem — ſteht auch zu viel an der Kreide. Ah! der Alte — — der kannt' mich aus- und inwendig. Brauchte blos leiſe anzutippen, ſo wußt' er, wo's ſaß. Und dann mit Brennneſſeln drauf los geſchlagen und ſeinen gnädigen Herrn nicht geſchont! Ah — ein rechter Jeſaias! Hab' ihm ſtill gehalten, dem Mann Gottes, hab' ihm allezeit ſtill gehalten. Er muß mir's bezeugen da oben. Aber das verzeih' ich ihm nicht, daß er mir vorangegangen iſt. Sein Nachfolger iſt mir zu lammfromm. Kann mich mit

ihm nicht verſtändigen. Schickt nach ſeinem Sohn, dem Adjunkten in Schmoditten, der iſt eher von ſeinem Holz, obſchon noch nicht ganz ſo knorrig. Er weiß durch den Alten mancherlei, wird mich nicht ganz ſanft in den Schraubſtock nehmen. Holt mir den Johann Gerhard und ſpannt die beſte Kutſche an. Zum Teufel! ich will als ein guter Chriſt hinübergehen. Der Leib des Herrn wird mir wohler thun, als alle Medicin.“

Er befand ſich in recht jämmerlichem Zuſtande, als der Adjunkt anlangte. Viele Stunden mußte der warten, bis er an's Bett gerufen wurde. Die ganze Familie war unten im großen Zimmer verſammelt; auch den Oberſt und ſeine Frau hatte man benachrichtigt. „Macht ihm die Hölle nicht gar zu heiß,“ bat er, „es quält ihn ohnedies ſchon genug, was er ſich Schuld geben mag. Wir ſind allzumal Sünder.“ Albrecht nahm ihn bei Seite. „Sorgt, daß er ſein Teſtament ändert — es ſoll Euer Schade nicht ſein,“ ſagte er. „Mir und den Schweſtern geſchieht himmelſchreiendes Unrecht — führt ihm das zu Gemüth.“ Damler zuckte die Achſeln.

Als Rothſchrötel den Geiſtlichen dann an das Bett führte, lag der General mit einer weißen Decke bedeckt und glatt raſirt da. Die Piſtolen waren weggeſchafft, auf dem kleinen Tiſch ſtand ein ſilberner Armleuchter mit brennenden Wachskerzen. „Wie geht's Ew. Excellenz?“ fragte Damler theilnehmend.

„Gut, gut,“ ſtöhnte der alte Herr. „Donnert nur los und kümmert Euch um die Excellenz nicht. Es iſt alles Narrethei — was? Wir nehmen nichts mit. Nackt

kommen wir auf die Welt und nackt ziehen wir wieder ab. Euer Vater war ein braver Mann, hat mir's oft in die Ohren geſchrieen. Ein Schwerenöther! Sagt mir aufrichtig Eure Meinung, Hochwürden: iſt da drüben wirklich gar kein Unterſchied zwiſchen Vornehm und Gering? Man iſt's doch ſo ſein Leben lang gewohnt geweſen. Gar kein Unterſchied?"

Damler ſchlug ein Kreuz über ihm. „Gute und Schlechte finden ihren Lohn," antwortete er, „das iſt uns verſprochen. Von einem andern Unterſchied weiß Gott nichts."

Der General ſeufzte. „So wird mir's übel ergehen, fürcht' ich. Denn ich habe ſtets gelebt wie ein Edelmann, der ich auch geboren bin. Will alſo die Hoffnung nicht ganz aufgeben, der liebe Gott wolle es meiner armen Seele nicht zurechnen, daß ſie in eines Edelmanns Haut gefahren war, wenn die auch ſchon drüben nichts gelten ſoll. Und nun ſchlagt zu, Hochwürden, und haltet mir das Sündenregiſter vor, wie Ihr meint, daß es mir paſſend iſt. Ich kann nicht viel ſprechen. Wenn ich mich aber eines Falles unſchuldig weiß, will ich den Kopf ſchütteln oder mit den Augen abwinken. Wird mich wohl nicht ſonderlich aufregen."

Der Adjunkt mußte ſeine Sache gut gemacht haben, denn der Generallieutenant war ganz zerknirſcht, als nun auf ſein Anfordern die Kinder an ſeinem Bett erſchienen, mit ihm das Abendmahl zu nehmen. „Wollet mir alle verzeihen," ſagte er, „wenn ich dem einen und andern einmal ein Unrecht gethan habe, wie ich's auch umgekehrt

keinem in den Himmel nachtragen will, daß er mich erzürnt hat. Es iſt aus mit dem Queruliren in großen und kleinen Dingen. Zuletzt geht's doch nicht um's Recht, ſondern um die Gnade. Herr Gott, ſei mir gnädig!"

Hans Heinrich mußte ihm die Hände zuſammenlegen, da er ſie nicht falten konnte. Mit ſchwacher Stimme fing er ein Lied an zu ſingen, in das die Umſtehenden einſtimmten, mußte aber gleich nach der erſten Zeile abbrechen, da ihn ein Krampfhuſten befiel. „Macht's ſchnell, Ehrwürden," krächzte er, „Gott muß mit dem guten Willen vorlieb nehmen!"

Nach der heiligen Handlung fiel er in einen tiefen Schlaf und verharrte mehrere Stunden darin. „Morgen hol' ich den Notar," ſagte Albrecht, als er ſich von den Schweſtern verabſchiedete. „Er iſt jetzt in milder Stimmung und wird thun, was wir ihm rathen."

Spät Abends wurde aber der Oberſt nach Knauten gerufen. Der gnädige Herr hab' ihn dringend ſprechen wollen. Er fuhr ſogleich dorthin. Die Damen waren ſchon ſchlafen gegangen.

Der Kranke ſah merklich verändert aus. Die Augenlider hingen ihm ſchwer und die Muskeln des Geſichts zuckten unwillkürlich. „Er iſt nicht mehr ganz bei ſich," flüſterte der alte Diener dem Oberſt zu.

Der legte ihm die Hand auf die Stirn. „Vater," rief er, „Ihr habt mich ſprechen wollen."

Der General ſchien aufzuwachen, wandte den Kopf zur Seite und fragte mit heiſerer Stimme: „Biſt Du's, Ludwig — biſt Du's? Ich ſeh' Dich nicht recht."

Der Oberſt kniete neben dem Bett nieder. „Ich bin's, Vater.“

„Sind wir allein?“

„Der Hans Heinrich iſt im Zimmer.“

„Er ſoll abtreten. Oder nein — dies mag er wiſſen. Er ſoll Zeuge ſein. Der Pfaffe hat mir doch nicht alles vom Herzen wegnehmen können — nicht alles. Ich hab' eine Tochter, wie Du weißt, Ludwig — die Gabriele — die Lubmirska — — die hab' ich in meinem Teſtament nicht bedacht. Sollt' kein Maulgeſperre geben. Dir aber ſag' ich's — daß ich ihr mein Haus — in Warſchau — zum Eigenthum vermache — ſchuldenfrei. Und wolleſt ihr freundlich im Leben beiſtehen, Ludwig. Verſprich mir durch Handauflegen, daß Du das alles halten willſt.“

„Ich will,“ ſagte der Oberſt, indem er die Hand auf die Bruſt des Kranken legte.

„Das Teſtament — bleibt in Kraft —,“ fuhr derſelbe, immer nach Athem ringend, fort. „Ich mag's nicht — ändern — wie Deine Geſchwiſter — wollen. Es iſt zwiſchen uns — viel Feindſchaft geweſen — ich will keinem — allein die Schuld geben. Nun aber iſt's ſeit Jahren — ausgeglichen. Iſt's nicht?“

„Es iſt ausgeglichen, Vater.“

„Schicke den Hans Heinrich fort — ich hab' Dir noch etwas — zu ſagen, das iſt für keinen — ſonſt. Aber ſchnell — ſchnell! Mir wird's ſchwarz — vor den Augen.“

Der Oberſt winkte dem Diener ſich zu entfernen. „Wir ſind allein, Vater.“

„Es iſt gut. Mein Teſtament — ich hab' noch ein ungeſchriebenes — für Dich, Ludwig. Das ſollſt Du in Ehren halten. Sie haben mich — den alten Querulanten genannt — weil ich für die Rechte — des preußiſchen Adels — jederzeit mannhaft eingetreten bin. Die ſind nun — übel geſchwächt und verkümmert, ſeit man mich — bei Seite geſchoben — und zeigt ſich's alle Tage mehr, daß kaum noch ein Schatten — der alten Freiheit übriggeblieben. Laß mich — die Hoffnung — in's Grab mitnehmen, daß noch nicht alles — verloren iſt. Solcher Väter — Söhne — leben noch. Die polniſche Freiheit — lebt noch . . . noch — lebt noch. Zu der — ſtreben wir. Die Krone Polen — bleibt — unſer Schutzherr. Es iſt alles — Spiegelfechterei . . . Hundsfötterei . . . erzwung'ner Eid. Steh' treu zum — König . . . Uns iſt Schmach — angethan . . . Seine Majeſtät — Majeſt . . . Ma . . . Majeſtät . . . Ma . . .“

Die Zunge lallte nur noch. Er wiederholte immer daſſelbe Wort oder auch nur einzelne Silben. Sein Bewußtſein ſchien völlig zu ſchwinden. Das Kinn ſank auf die Bruſt. Ein röchelnder Ton ließ ſich vernehmen. Der Oberſt ſtand auf, legte die rechte Hand auf die vom Fieberſchweiß feuchte Stirn des Sterbenden und murmelte: „Dein Teſtament ſoll gehalten werden — das Teſtament eines preußiſchen Edelmannes an ſeinen Sohn! Es iſt uns Schmach angethan — die ſoll ausgelöſcht werden, ſo wahr ich Chriſtian Ludwig von Kalckſtein heiße.“

Das Röcheln wurde beängſtigender. Er rief Roth-ſchrötel herbei. „Es geht zu Ende,“ meinte derſelbe.

Nun ließ der Oberſt die Schweſtern wecken, ſchickte Eilboten nach Wogau und Romitten. Vor Mitternacht noch war die ganze Familie um das Sterbebett ver-ſammelt. Die Frauen weinten und beteten — das for-derte ſo die Gelegenheit der Stunde, mit dem Herzen war vielleicht nur die Obriſtin dabei. Albrecht ſah finſter aus und wechſelte mit dem Bruder kein Wort. Bei der An-kunft hatte er ärgerlich zur Kellerin geſagt: „Es ſcheint, wir haben verſpielt.“

Das Athmen des Kranken wurde ſchwächer und ſchwächer, ſetzte zeitweilig ganz aus. Dann bewegte ſich der Kopf noch einmal unruhig auf dem Kiſſen hin und her. Die Augen öffneten ſich und blickten voll Angſt umher. Noch ein röchelnder Laut wie ein Aufſchrei aus tiefſter Bruſt — dann war's zu Ende.

Chriſtian Ludwig drückte dem Vater die Augen zu.

Dann überließ er die Leiche den Frauen.

In der großen Stube unten trafen die Brüder zu-ſammen.

„Laßt uns Frieden halten,“ ſagte der Oberſt, die Hand bietend.

„Das ſteht nicht bei uns,“ antwortete Albrecht. „Ihr ſeid nun der Herr. Ich will hoffen, daß Ihr des Vaters Teſtament ehrlich deutet.“

„Des Vaters Teſtament hat einen mündlichen Nach-trag,“ bemerkte der Oberſt, ſich verletzt abwendend, „ich muß ſorgen, daß ich auch daraus die Erbſchaft antreten

kann. Aber es ſoll in allem nach der Gerechtigkeit gehen.“

„Ich wollte, Ihr richtetet Euch lieber nach der Billigkeit,“ bemerkte Albrecht mit ſpitzer Betonung.

„Nach der Gerechtigkeit,“ wiederholte der Oberſt.

„So erwartet keinen Dank,“ ſagte Albrecht, ziſchte durch die Zähne und ging hinaus.

Die Obriſtin kam ihrem Mann zu melden, daß die Leiche ſchon mit dem Sterbehemd bekleidet daliege. „Deine Schweſtern ſprechen häßlich,“ ſagte ſie. „Nimm Dich in Acht!“

Er legte den Arm um ihre Schulter und führte ſie durch das Zimmer. „Es wird bald noch toller kommen,“ antwortete er, „aber ich höre nichts. Das muß nun durchgefochten werden.“

Zweites Capitel.

Der Erbschaftsstreit.

Der General lag noch — in einem goldgestickten rothen Rock, Spitzentuch und langen Manschetten, hohen Stiefeln, den Tressenhut und Degen zur Seite — im eichenen, mit Silber beschlagenen Paradesarge, als schon der Streit wegen der Theilung losbrach.

Die Kitlitzin war nach Knauten übergesiedelt. Sie meinte aufpassen zu müssen, daß nichts bei Seite gebracht werde. Sie war für Ordnung und nahm ein Inventar der Wirthschaftssachen im Hause, des Silbergeschirrs und der Wäsche auf.

Darüber ärgerte sich die Löbelin und ließ es an spitzen Reden nicht fehlen. Der Oberst nahm seine Frau in Schutz. Nun fuhr die Löbelin los: „Ihr wollt jetzt Alles haben, Brüderchen, da Ihr doch nach des Vaters Willen, wenn er noch vierzehn Tage gelebt hätte, nichts hättet haben sollen!“

„Wie hätte das wohl geſchehen können, daß ich hätte enterbt werden ſollen," fragte der Oberſt lachend.

„Dazu hätte der Vater leicht Rath gewußt," entgegnete ſie giftig. „Es hing doch nur von ihm ab, Euch den Proceß zu machen."

„Ei ſeht doch!" rief der Oberſt. „Wenn das ſo ſicher iſt, ſo mögen doch die Töchter des Vaters·Proceß ausführen. Ich will's mit ihnen wohl aufnehmen."

Frau von Löbel drohte mit dem Finger. „Sagt das nicht noch einmal, Brüderchen! Die Schweſtern dürften es wohl wagen, und könnten vielleicht Dinge herauskommen, die Manchem den Hals koſten möchten."

Der Oberſt zuckte verächtlich die Achſeln und entfernte ſich.

Albrecht war zugegen geweſen. „Was meintet Ihr damit, Schweſter?" erkundigte er ſich.

„Oh!" rief ſie. „Ich denke, man hat oft genug den ſeligen Vater im Zorn ſagen hören, es müßte ihm oder dem Sohn den Hals koſten, wenn's herauskäme. Meinte, Ihr wüßtet mehr davon."

„Man kann nichts beweiſen," ſagte Albrecht. „Aber es ſchadet nichts, wenn er merkt, daß etwas gegen ihn vorliegt. Wir kommen dann vielleicht im Guten auseinander."

Er ging hinaus und traf auf dem Hof ſeinen Bruder an, der ſein Pferd erwartete. „Laßt mir Knauten und Wogau," ſagte er, „ſo wird wegen der Theilung weiter kein Zank ſein. Mit den Schweſtern werden wir leicht fertig werden."

„Wogau," antwortete der Oberſt, „aber nicht Knauten."

„Wogau und Knauten," ſagte Albrecht. „Ich will für Knauten den höchſten Preis einwerfen."

„Und ich geb's für keinen aus der Hand. Der Vater iſt da geſtorben."

„Es ſind nur dreizehn und eine halbe Hufe. Ihr behaltet in Mühlhauſen vierundachtzig, in Perkuiken dreißig. Mühlhauſen liegt Euch zu Romitten bequem."

„Von Mühlhauſen kann gar nicht weiter die Rede ſein. Knauten muß mir als des Vaters Haupterbe bleiben."

„Das concedire ich nicht."

„So warten wir die Entſcheidung ab."

„Ihr wollt's darauf ankommen laſſen?"

„Wenn's ſein muß."

„Geht nicht zu ſicher — Ihr könntet ſtraucheln."

„Gedenkt Eure brüderliche Liebe mir etwas vor die Füße zu werfen?"

Albrecht zog den Bart zwiſchen die Zähne. „Wir ſind eines Vaters und einer Mutter Kinder," ſagte er verbiſſen. „Was dem einen recht, iſt dem andern billig."

„Nein," rief der Oberſt, „ſondern der älteſte Sohn hat ein Vorrecht, das ihm billig von dem jüngeren zuerkannt wird."

„Ich will nichts umſonſt," trumpfte Albrecht.

„Und ich brauch' Eurer Frau Geld nicht," lehnte der Oberſt kurz ab. „Habe von meiner Frau Liebſten ſelbſt eine ausreichende Mitgift, den Handel begleichen zu können. Ich bitt' Euch, Bruder, ſchlagt Euch Knauten aus dem Sinn."

Er ſchwang ſich auf's Pferd und ritt davon.

Albrecht ziſchelte ſeitdem viel mit den Schweſtern. Er merkte wohl, daß er ihre Unterſtützung nicht werde entbehren können.

Die Frau Rittmeiſter von Keller war noch giftiger als ihre Schweſter. Sie hatte am meiſten bei des Vaters Lebzeiten voraus erhalten und fürchtete zu kurz zu kommen, wenn es ſtreng nach dem Teſtament ginge. Sie ließ ſich mehr als einmal verlauten: „Wenn der Oberſt mich nur um einen Thaler brächte — oder um hundert Thaler — ſo würd' ich wiſſen, was ich thun wollte.“ Und weiter: „Wenn ich ſprechen wollte, ſo müßte des Oberſten Kalckſtein Kopf auf den Pfahl!“ Das hatte aus ihrem Munde die Frau Anna Eliſabeth, des Andres Heinrich Rippen von der Laute Ehegattin gehört und ſie hatte es ihrer Schweſter, der Frau Landräthin Catharina von Schlieben erzählt, deren Mann Albrecht von Kalckſtein's Schwager war.

Auch andere aus der Verwandtſchaft wußten darum. Bei den Condolenz-Beſuchen in Knauten wurde über die Erbſchaft viel hin und her geſprochen; die Weiber hielten ihre Zunge ſchlecht im Zaum. Doch meinte man nicht anders, als daß der Aerger ſie zu thörichten Drohungen treibe. Es war nur zu gut bekannt, daß die ganze Familie in Feindſchaft lebte, daß auch zwiſchen dem Vater und den Kindern der Hader nie ein Ende hatte nehmen wollen. Es waren ſonſt ſchon härtere Worte gefallen, ohne daß man ſonderlich darauf achtete.

Zum feierlichen Begräbniß erſchienen auch der Oberſt-

lieutenant von Löbel, der Rittmeiſter von Keller, der Baron Ehrentreich von Kitlitz, die Schlieben, Lesgewang, Pröck, Flemming, Kaniz, die meiſten Beſitzer aus dem Amt Brandenburg. Nur der Lehnsvetter Oberſtlieutenant Botl, Albrecht von Kalckſtein aus Grawenthien blieb aus; es hatte zwiſchen ihm und dem Verſtorbenen alte Feindſchaft beſtanden, die zu Zeiten in förmliche Fehde ausartete. In der Patronatskirche zu Mühlhauſen läuteten Stunden lang alle Glocken. Dorthin ſetzte ſich der Zug, von vielen Kutſchen gefolgt, in Bewegung. Der Paſtor erſchöpfte ſich in Lobpreiſungen des ſelig Entſchlafenen. Dann wurde der Sarg in der Familiengruft beigeſetzt. Das Trauergefolge fuhr nach Knauten zurück, wo die Feierlichkeit mit einem opulenten Traktement beſchloſſen wurde.

Die Erbtheilung ſollte in Königsberg vor ſich gehen.

Dort lag in der Oberrathsſtube das Teſtament, das zu eröffnen war. Auch hatten die Erben wegen der Lehne Erklärungen abzugeben. Der Kanzler — nach dem Tode Kospoth's, dem die Familie im Dom ein ſehr würdiges Monument geſetzt hatte, Herr Johann Dietrich von Tettau, leitete die Verhandlungen, Sandius führte das Protocoll. Die Brüder konnten ſich wegen der Güter nicht einigen. Das Teſtament beſtimmte, daß für ſolchen Fall das Loos zu entſcheiden hätte. Es wurde gezogen: Krauten fiel dem Oberſten Chriſtian Ludwig von Kalckſtein zu. Albrecht verließ ergrimmt die Oberrathsſtube.

Damit war jedoch nur in einem Hauptpunkt Entſcheidung getroffen. Es kam nun darauf an, die Allodial-

maſſe auszuſondern und zu fixiren, die Taxen zu prüfen, die Abfindungen auszumitteln, die Erbtheile anzuweiſen und ſicher zu ſtellen. So geneigt man auf der einen Seite war, in die Höhe zu rechnen, um ſo geneigter zeigte man ſich auf der andern, die Werthe zu verkleinern. Keinen Schritt konnte man vorwärts thun, ohne daß die Streitfragen nur ſo aufwirbelten. Der Commiſſarius von Pudewelsz, ein gutmüthiger, etwas ſchwächlicher Herr, bemühte ſich vergeblich, wenigſtens das äußere Decorum aufrecht zu halten. Man überhäufte ſich gegenſeitig mit Verdächtigungen, lärmte, ſchlug auf den Tiſch, drohte, beleidigte einander auf's Gröblichſte.

Dieſe Verhandlungen gingen im Kalckſtein'ſchen Hauſe auf dem Roßgarten vor ſich. Von beiden Brüdern war dabei als Vermittler David von Pröck, Landrath und Hauptmann zu Ragnit zugezogen. Seitens der Schweſtern war der gelehrte Dr. Hieronymus Schimmelpfennig bevollmächtigt. Auch der Oberſtlieutenant Flemming, ein Verwandter, war zeitweilig zugegen und ſuchte zu begütigen. Schon ehe die Theilung begann, hatte Pudewelsz die Kellerin und Löbelin heimlich miteinander ziſcheln hören. Es war dabei auch von dem Kurfürſten die Rede geweſen, und es hatte ihm ſo geſchienen, als ob ſie Häßliches über ihren Bruder, den Oberſt, ſprächen. Auf ſeine Frage redeten ſie ſich jedoch aus. Nun ſich aber bei der Löbelin der Aerger ſteigerte, nahm ſie weiter kein Blatt vor den Mund und ſchrie, daß es alle hören konnten: „Es ſollen noch Dinge herauskommen, darüber die Köpfe ſpringen werden.“ Die Kellerin ſtieß ſie aber an und ſagte: „Ach,

Schweſter, ſage das nicht, die Kleiſtin möchte es nicht geſtehen — ſie kann's vergeſſen haben."

Später kam man wieder auf das Teſtament zurück. Es erhob ſich ein hitziges Wortgefecht, ob man dabei bleiben wolle, oder nicht. Der Oberſt vertheidigte es; zur Anfechtung fehle jeder Grund. Da brach diesmal die Kellerin los und rief höhniſch: „Wenn ich offenbaren wollte, würde wohl mancher das Land räumen." Flemming verwies ihr ſolche Rede. „Ihr ſeid Brüder und Schweſtern," ſagte er. „Wie ſchickt ſich das? Was dem einen ſchimpflich, iſt dem andern nachtheilig." Der Oberſt ſchien gar nicht darauf zu achten.

Dann entſtand die Frage, ob ſie einander die Gewähr leiſten wollten, und darüber neuer Streit. Hierbei machte Albrecht von Kalckſtein den Unterſchied, ſie ſeien dazu bereit, ſo weit ſie aus dem Schuldverhältniß beanſprucht würde — nicht aber aus einem Delikt. Die Schweſtern ſtimmten eifrig zu. Es mußte eine Verabredung vorangegangen ſein, da ſie nicht einmal fragten, was das zu bedeuten habe. Der Landrath von Pröck war höchlichſt verwundert über dieſe Unterſcheidung, zu der gar kein Anlaß gegeben ſchien. „Ex debito, non ex delicto —?" wiederholte er kopfſchüttelnd und ſah dabei den Oberſten an. „Was ſoll das?"

„Ich weiß es wahrlich nicht," antwortete derſelbe lächelnd. „Mein Bruder ſcheint ein ſchlecht Gewiſſen zu haben."

Albrecht verneigte ſich ſpöttiſch. „Ich oder ein anderer," ſagte er. „Es iſt nur auf alle Fälle."

Als es endlich zur Unterſchrift kommen ſollte, brach nochmals der Sturm gegen den Oberſten mit vereinten Kräften los. „Ich gebe jedem ohne Weigerung, was ihm nach dem Teſtament und Geſetz zukommt, aber nicht einen Heller mehr," wiederholte der Oberſt. „Schon zu ſehr zerſplittert ſich das Kalckſtein'ſche Familiengut. Von mir wird mehr verlangt, als von den andern Erben. Soll ich meines Vaters Namen in Ehren halten, ſo muß ich auch deſſen mächtig bleiben. Auch ich hab' fünf Kinder und lieb' ſie alle gleich als mein Fleiſch und Blut. Kommt's einmal zur Theilung, ſo wird auch einer vor allen andern ſein. Bitte aber Gott, daß ſie einander friedfertiger begegnen."

Der Oberſtlieutenant von Löbel, den ſeine Frau anſtachelte, warf die Feder hin und rief: „Ich möchte lieber mit Euch auf der Lüneburger Haide theilen!"

„Was heißt das?" fragte der Oberſt. „Man hört, daß es nicht gerathen ſein ſoll, die Lüneburger Haide mit ſeinem Gut zu paſſiren, ohne bis an die Zähne bewaffnet zu ſein."

Löbel hatte ſich vom Zorn hinreißen laſſen; es war ihm ſchon leid. „Hier iſt nicht der Ort," meinte er, „dergleichen zum Austrag zu bringen. Attaquirt mich auf der Straße."

„Das thun Lakaien," entgegnete der Oberſt verächtlich.

Der Landrath von Schlieben, dem ſein Vermittleramt ſehr verdrießlich wurde, war hinaufgegangen, ſich ein wenig zu erholen. Es waren dort auch andere Verwandte, Herren und Damen, zum Beſuch, die abwarten wollten,

wie die Sache enden würde. Nach einer Weile kam die Frau Rittmeiſter von Keller mit großem Ungeſtüm in's Zimmer. Sie war feuerroth vor Zorn. „Er iſt ein Unmenſch," ſchrie ſie, „ein Stück Eiſen iſt leichter zu biegen!" Und die Hand zur Fauſt ballend ſetzte ſie hinzu: „Wenn ich ſagen wollte — ſein Kopf würd' auf dem Pfahl ſtehn!" Das klang ſo komiſch, daß die Umſtehenden einander anſahen und lachten. Sie aber wendete ſich in's Fenſter und ſah hinaus.

Als der Landrath das Haus verließ, traf er mit dem Commiſſarius von Pudewelsz und Dr. Schimmelpfennig zuſammen. Der letztere war ſehr aufgeregt und ſagte: „Ich wünſchte ſehr, ich wär' bei der Theilung nicht geweſen. Die Brüder und Schweſtern haben einander dermaßen verflucht, daß ich ernſtlich beſorgte, Gott werde ſie auf der Stelle ſtrafen. Mein Lebtag hab' ich nicht dergleichen formulas zu Flüchen gehört. Vergebens hab' ich abgemahnt. Das Weibsvolk iſt ganz toll, läßt nur ſo die Köpfe ſpringen. Ich wollt', es entſtünde nicht Verdrießlichkeit daraus, was da in der Wuth geſprochen worden. Es trägt ſich doch herum — und wenn gewiſſe Dinge in Frage ſtehen, haben heutzutage ſelbſt die Wände Ohren."

Man war nicht zu einem rechten Abſchluß gekommen. Aber die Schweſtern ſchienen ihr Pulver ſchon verſchoſſen zu haben. Der Oberſt ſelbſt meinte, ſie würden wohl nun genug gelärmt und ſich überzeugt haben, daß er feſt ſtehe; wegen der noch nicht verglichenen Punkte ſei der Verſuch der Einigung nicht aufzugeben. Er verzieh des-

halb gern die zornmüthigen Angriffe und ſetzte den Verkehr möglichſt freundſchaftlich fort. Nur mit ſeinem Bruder kam er weiter und weiter auseinander. Albrecht hatte, wie ihm ſeine Frau ſehr entrüſtet aus Romitten ſchrieb, aus Verdruß über ſeine Niederlage mit bewaffneter Hand einen Einfall in Knauten gemacht, den am Thor wohnenden Michel Angſtein gewaltſam fortgeſchleppt und furchtbar mißhandelt, auch durch ſeinen Diener einen Hund und anderes Jagdzeug wegnehmen und nach Wogau ſchaffen laſſen. Darüber war Anzeige an's Hofgericht ergangen.

Eines Mittags war der Oberſt bei ſeiner Schweſter, Frau von Löbel, in deren Loſament zu Gaſt. Auch deren Mann und die Frau Rittmeiſter von Keller ſaßen bei Tiſch. Das Geſpräch kam bald wieder auf die Theilung. Obgleich der Oberſt Streit vermeiden wollte und auch Löbel nicht dazu aufgelegt war, blieb er doch auch diesmal nicht aus. Die Löbelin hatte ihren Faſttag, aß deshalb nicht mit und ging ab und zu. Die Kellerin aber erhitzte raſch wieder ihr Gemüth, behauptete, es ſei ſo gut, als ob die Schweſtern enterbt ſeien, und blinkte der Wirthin zu, wenn ſie ſich wieder an den Tiſch ſetzte. Sie würden ſich gegenſeitig zu Zeugen darüber berufen, daß ſie nicht ſo viel erhalten hätten, als ihnen das Teſtament anrechne. Der Oberſt lachte dazu und ſagte: „Schweſtern können nicht Zeugen ſein.“

Die Kellerin winkte wieder ihrer Schweſter über den Tiſch hin, doch ſo, daß es der Oberſt nicht bemerken ſollte. „In keinem Fall?“ fragte ſie.

„Nein,“ antwortete er.

„Ich meine doch gehört zu haben . . .“ wendete sie ein, zu dem Oberstlieutenant Löbel hinüberblickend.

„In einigen Fällen doch wohl!“ bemerkte derselbe.

„In welchen, Herr Schwager?“ holte sie ihn aus.

„Zum Beispiel, wenn crimen laesae majestatis vorliegt,“ antwortete er ziemlich verdrossen.

„Was ist denn das?“ erkundigte sich seine Frau, wieder mit der Kellerin einen Blick wechselnd.

Der Oberst antwortete statt seiner: „Nun — wenn etwas gegen den Kurfürsten tentiret würde.“ Er merkte noch nicht, daß sie ihn examinirten.

Die Kellerin lehnte sich im Stuhl vor, stützte den Arm auf den Tisch und fragte: „Ei! was würde dem wohl widerfahren, der den Kurfürsten umbringen wollte?“

„Galgen und Rad, Feuer und Schwert,“ rief der Oberst eifrig, — „wenn's zu beweisen wäre.“

Sie behielt ihn im Auge. „Wie, wenn er Gewehr bei sich getragen hätte?“ forschte sie.

Darauf erfolgte von keiner Seite eine Antwort. Der Oberst trommelte mit den Fingern auf dem Tisch.

Nach einer Weile hub die Kellerin wieder an: „Brüderchen, sagt es mir doch! Können da zwei Schwestern zeugen?“

Er schüttelte den Kopf.

„Oder eine Schwester und des Mannes Frau?“

„Die Schwester doch wohl,“ meinte Löbel.

„Nicht, wenn sie kapitale Feindschaft haben,“ bemerkte der Oberst.

„Was ist das: kapitale Feindschaft?“ fragte sie, die Augenbrauen aufziehend.

„Närrchen“ — antwortete er, „ich könnte jetzt ſagen: wegen der Theilung und aus anderen Gründen mehr.“

Sie blinzelte ein wenig zur Marie Sophie hinüber. Es konnte heißen: da iſt er ſchon gefangen. „Wegen der Theilung —“ wiederholte ſie anſcheinend ſehr verwundert. „Ja — iſt denn von uns die Rede?“

„Von Euch oder welchen Schweſtern immer,“ ſagte er, ſchon ärgerlich.

„Ihr habt aber von der Theilung geſprochen.“

„Ganz recht, des Exempels wegen.“

„Wie kamt Ihr aber darauf, Brüderchen?“

„Das lag, denk' ich, nahe genug. Wenn Ihr's zum Exempel auf mich ſagtet, würde ich antworten, Ihr redetet es mir aus Feindſchaft wegen der Erbſchaft nach.“

Die Kellerin ſchlug die Hände zuſammen. „Wie —“ rief ſie. „Nehmt Ihr's Euch an?“

Er ſchnalzte verdrießlich mit der Zunge. „Nein,“ entgegnete er, „ich ſag' es nur ſo. Meßt Ihr mir ſolches zu?“

„Nein,“ verſicherte ſie mit ſpöttiſchem Lachen.

Die Löbelin wollte ſich einmiſchen, aber ihr Mann gebot ihr derb, ſie ſolle das Maul halten. „Dummes Weibergeſchwätz,“ brummte er, ſtand auf und ging fort.

Auch der Oberſt empfahl ſich mürriſch. Er konnte nicht glauben, daß das Scherz geweſen ſei. Hätten ſie ihm eine Falle ſtellen wollen? Aber wo ſollte das hinaus?

Frau von Löbel ließ ſogleich ihren Wagen anſpannen. Sie nahm die Schweſter zu ſich hinein. Die beiden Frauen fuhren nach dem Hauſe des Oberſtlieutenants

Albrecht von Kalckſtein am Kreuzthor, ſtiegen aus und traten in vollem Lachen in's Zimmer ein. „Nein," rief die Kellerin, „was wir eben mit dem Bruder Ludwig erlebt haben — es iſt zu ſchnurrig."

„Ja, es iſt eine curioſe Geſchichte," beſtätigte die Löbelin. „Ha, ha, ha, ha!"

„So erzählt doch," bat er, „ich lache auch gern."

„Wie er ſich verfangen hat!" kicherte Frau Lowiſa und ſchlug wieder die Hände zuſammen. „Erzähle Du, was wir für Aufzüge mit dem Oberſt gehabt haben."

„Nein, Du," lehnte die Löbelin ab, „ich bin nicht bei Allem zugegen geweſen."

Frau von Keller wiederholte nun das Geſpräch Wort für Wort, kleine Zuſätze nicht ſparend und ſich immer mit Lachen unterbrechend. Albrecht aber lachte nicht. Seine Augen wurden immer aufmerkſamer. Kaum war ein Wort vom Kurfürſten geſprochen, als er aufſchrie: „Das nehme ich für gezeuget!"

„Was denn — was?" fragten die Schweſtern, die anſcheinend über dieſe Wirkung der kurzweiligen Geſchichte ſehr erſtaunt waren.

„Das ſind Halsſachen," rief Albrecht, durch das Zimmer laufend und ſich im Haar wühlend, „es koſtet ihm den Kopf!"

„Hui nun —!" wehrte die Löbelin ab. „Fanget doch Poſſen an."

„Sind das Poſſen?" fuhr er ſie an. „Hat die Lowiſa es ihm nicht in's Geſicht geſagt, er habe heimlich

ein Gewehr bei ſich getragen, den Herrn Kurfürſten umzubringen?“

Die Kellerin ſchlug mit der Hand in die Luft. „Nehmt Ihr das gleich ſo? Hab' ich das geſagt?“

„Ja, ja! das war darin, und er hat's auch ſo verſtanden.“

„Ich geſtehe es nicht — ich weiß es nicht,“ ſagte ſie. „Es iſt Plauderei.“

„Ich nehm's für bezeuget,“ wiederholte Albrecht. „Soll ich erfahren, worauf Ihr angeſpielt habt?“

„Nein, es iſt Plauderei,“ verſicherte ſie. „Ich weiß nicht, daß der Kurfürſt gemeint geweſen iſt. Kommt, Schweſter, der Stoffel iſt ganz närriſch.“

„Man wird dahinter kommen,“ drohte er ihnen nach.

Seitdem hatte er keine Ruhe mehr. Was er gehört, ging ihm immer im Kopf herum. Die früheren Drohungen der Rittmeiſterin hatte keinen ſicheren Halt geboten; jetzt bekamen ſie einen faßlichen Inhalt. Sie mußte etwas wiſſen, das dem Oberſt die Anklage wegen eines Majeſtätsverbrechens zuziehen konnte. Wenn er wirklich Waffen bei ſich getragen hätte, den Kurfürſten zu ermorden —! Wenn ſie's bezeugen könnte —! Er war ſo erbittert gegen ſeinen Bruder, daß er ihm nicht nur das Uebelſte wünſchte, ſondern auch nicht ſonderlich vor dem Gedanken zurückſchreckte, es ſelbſt herbeizuführen.

Er ſuchte ſich zu überreden, daß es ſich um ein Verbrechen handle, deſſen Offenbarung Pflicht jedes Unterthans ſei. Es dürfe da keine verwandtſchaftliche Rückſicht gelten; die geheiligte Perſon des Landesherrn ſtehe über

dem Bruder. Was er ſelbſt von Chriſtian Ludwig wußte, ſtellte es ihm außer Zweifel, daß derſelbe ſich in Polen mit allerhand böſen Anſchlägen gegen den Kurfürſten getragen und zu der Zeit, als der General vom Landtag ausgeſchloſſen wurde, mit dieſem conſpirirt hatte. Es war ſicher kein leeres Gerede, wenn die Schweſter Loviſa behauptete, ſeinen Kopf auf den Pfahl bringen zu können. Verſchwieg ſie ihm, was ſie im Sinn hatte, ſo würde ſie doch ihr Zeugniß nicht verweigern können. Vielleicht auch gar nicht wollen! Weshalb hatte ſie denn ſo viel geſprochen?

Und noch ein Umſtand war zu beachten. Die Kellerin hatte nicht ihm allein ein Geheimniß anvertraut, ſondern ihre Beſchuldigung gleichſam in die Welt hineingeſchrieen. Viele Perſonen hatten aus ihrem eigenen Munde gehört, ſie wüßte etwas, das den Oberſt ſchwer belaſte. Wenn dieſe gefährlichen Reden dem Kurfürſten zu Ohren kämen, oder auch nur ſeinen Räthen . . . Konnte er nicht ſelbſt verdächtigt werden, mit dem Majeſtätsbeleidiger im Einverſtändniß geweſen zu ſein, mindeſtens ſein gefährliches Thun verheimlicht zu haben? Er meinte, zur eigenen Sicherheit zuvorkommen zu müſſen.

Es ging ihm heiß und kalt durch den Leib. Er hatte ſchlafloſe Nächte. Bald ſchämte er ſich ſeines unbrüderlichen Eifers, bald wieder ſeiner Zaghaftigkeit. Er ſuchte aus der Rittmeiſterin noch mehr herauszuholen, um ſicherer beurtheilen zu können, ob er ſchweigen dürfe oder ſprechen müſſe. Aber ſie ſchien nun plötzlich vorſichtig geworden zu ſein und ſchwieg. Es ſei nicht ſo gemeint

geweſen — er ſolle bedenken, was ein Bruder dem andern ſchuldig ſei. „Ah!“ rief er, „es iſt beſſer, daß ich vom Hunde, als der Hund von mir frißt.“

Er machte ſich in der Oberrathsſtube etwas zu ſchaffen, nahm den Oberburggrafen von Kalnein bei Seite und ſagte zu ihm: „Es geht viel böſes Gerede wegen einiger Vorfälle bei unſerer Theilung. Ew. Excellenz, fürcht' ich, wird auch ſchon davon gehört haben.“

„Ja, ja,“ antwortete Kalnein, „es ſoll viel Streit dabei geweſen ſein und die Kellerin unkluges Zeug geſchwatzt haben. Meine doch, der Aerger über ihres Bruders, des Obriſten, Hartköpfigkeit hab' ſie ſo wild gemacht, daß ſie ihre Worte nicht bedachte.“

„Es kann ſein,“ meinte Albrecht, die Schultern ziehend. „Obgleich . . . Ich bin in einer ſehr üblen Lage, Excellenz, und möchte mir wohl bei Euch Raths erholen. Der Oberſt iſt mein Bruder . . . wenn er aber gegen den Kurfürſten, unſeren allergnädigſten Herrn, wirklich etwas unternommen haben ſollte . . .“

„Iſt dem ſo?“ fragte der Oberburggraf unangenehm überraſcht und faßte ihn ſcharf in's Auge.

„Ich kann's leider nicht ganz und gar in Abrede ſtellen,“ bemerkte der Oberſtlieutenant. „Meine Schweſter hat ſich verrathen, hält nun aber hinter dem Berge. Sie kann viel und wenig wiſſen — ich bring's aus ihr nicht heraus.“

Kalnein wiegte verwundert den Kopf. Es war ihm offenbar ſehr verdrießlich, auf die Sache näher eingehen zu ſollen. „Und woraus beliebt Ihr zu ſchließen, daß

ſie überhaupt etwas weiß?“ fragte er. „Es iſt bekannt, daß ſie einen loſen Mund hat.“

„Ich hätte ihre Drohungen auch nicht ſonderlich beachtet,“ verſicherte Albrecht, „wenn's dabei geblieben wäre. Aber ein neulicher Vorfall . . . Es wird mir ſchwer davon zu ſprechen — Chriſtian Ludwig iſt mein Bruder.“

„So ſolltet Ihr Euch ernſtlich bedenken,“ ſagte der Oberburggraf in verweiſendem Ton. Er hätte am liebſten nichts gehört.

„Wenn mein Gewiſſen ſich beruhigen könnte, Excellenz —“ flüſterte Kalckſtein, den Kopf einziehend.

„Ja, wenn's ſo ſteht . . .“ rief der Oberburggraf. „Niemand kann eifriger darauf bedacht ſein, daß Kurfürſtliche Durchlaucht keinen Schaden nehme, als ich. Tragt mir alſo den Fall vor, wenn Euch das Gewiſſen drängt. Ich will Euch meine Meinung darüber nicht verhehlen.“

Albrecht erzählte, was geſchehen war. Kalnein hatte den Kopf in die Hand geſtützt, ſo daß dieſelbe ſeine Augen verdeckte. Er wollte ſich nicht beobachten laſſen. „Hm hm!“ knurrte er, „das klingt ſchlimm genug. Wenn einer den Kurfürſten umbringeu wollte . . . hat ſie das ſo geſagt?“

„Wörtlich, Excellenz.“

„Und Ihr meint, es ſei auf Euren Bruder gemünzt geweſen?“

„Ich kann mir's nicht anders reimen.“

„Daß er gegen den Kurfürſten heimlich Gewehr getragen hat . . . Hm — hm! Wann ſoll denn das geweſen ſein?“

„Die Lowiſa ſagt's nicht."

„Hat's vielleicht auch gar nicht ernſtlich gemeint — wie?"

„Wenn Ew. Excellenz es ſo anſehen will . . ."

„Nein, nein! Erkundigt Euch nur, um ganz ſicher zu gehen. Die Weiber haben manchmal eine neckiſche Art. Und da Ihr doch wegen der Theilung mit dem Oberſt unzufrieden ſeid . . . Aber es iſt wohl möglich, daß ſie etwas Ernſthaftes weiß. Der Oberſt hat's nie recht verwinden können, daß er vom Amte ſuspendirt iſt, hat ſich lange in polniſchen Dienſten umgetrieben und dort Gift angeſammelt . . . es iſt wohl möglich. Ich bin nicht ſein Freund — weiß Gott! Er hat etwas in ſeiner Art, das mir zuwider iſt. Er geht mir eben ſo gern aus dem Wege, glaub' ich. Aber crimen laesae majestatis . . . wißt Ihr, das iſt eine ſchlimme Sache." Er ſtrich mit dem Finger unter ſeinem Kinn hin. „Man iſt ſehr empfindlich oben, ſeit die Souveränetät . . . Mit Recht, natürlich mit Recht. Aber für den, der ſich einmal leichtſinnig vergangen hat . . . hm —!"

„Ihr rathet mir alſo zu ſchweigen, Excellenz."

„Ich rathe? Seht mir doch. Als ob ich mit einer Silbe . . . Im Gegentheil! Hat der Oberſt dem Herrn Kurfürſten nach dem Leben getrachtet, ſo iſt's ja Eure Pflicht und Schuldigkeit als guter Unterthan, ohne alle Rückſicht auf die Perſon . . . ja, das iſt Eure Pflicht."

Der Oberſtlieutenant ſchloß die Augen und verneigte ſich. „Das war auch meine Meinung," ſagte er. „Ich weiß nicht, ob mein Bruder ſchuldig iſt — hoffe zu Gott,

daß er's nicht sei. Das könnte leicht erhellen, wenn die Schwester Lowisa auf's Gewissen gefragt würde. Gesteht sie dann nichts, so wird das Gerede für alle Zeit ein Ende haben, womit ihm selbst sicher am meisten gedient ist."

Der Oberburggraf stand auf. „Bringt also Eure schriftliche Denunciation ein," bemerkte er mit einer Handbewegung, die sagen wollte, daß er nicht weiter behelligt zu sein wünsche.

Der Oberstlieutenant stutzte. „Eine schriftliche . . ."

„Denunciation," wiederholte Kalnein mit scharfer Betonung. „Es kann sonst in der Sache nichts Amtliches veranlaßt werden."

„Ich glaubte, wenn zu Eurer Excellenz Kenntniß gebracht ist —"

„Mein Gedächtniß könnte nicht ganz sicher sein. Wir brauchen eine schriftliche Anzeige, um uns bei Kurfürstlicher Durchlaucht über den Angeber auszuweisen. Ich kann nicht zweifeln, daß Ihr die volle Verantwortlichkeit zu übernehmen bereit seid."

„Gewiß — gewiß," versicherte Albrecht von Kalckstein sehr unsicher.

„Also erwarte ich die Schrift."

Damit war er entlassen. Der Oberburggraf begleitete ihn einige Schritte und schickte ihm dann einen Blick nach, der ihm kein schmeichelhaftes Urtheil sprach. —

Albrecht ging recht mißvergnügt nach seinem Losament zurück. Er hatte erwartet, daß seine Eröffnungen ganz anders aufgenommen werden würden. Es verdroß ihn schon, daß er diesen ersten Schritt gethan hatte. Aber

nun war doch der zweite nicht mehr zu vermeiden. Er glaubte bemerkt zu haben, daß Herr von Kalnein ihm wenig Vertrauen ſchenkte. Nun wurde es für ihn eine Ehrenſache zu beweiſen, daß er ſeinen Bruder nicht leichtfertig beſchuldigte. Er ſchrieb alſo „an den Hochedelgeborenen hochgebietenden Herrn Oberburggrafen“:

„Ew. Excellenz habe ich zu hinterbringen nicht unterlaſſen wollen, wie daß meine Schweſter Lowiſa Hedwig zu Anfang abgewichenen Monats Juli in mein Haus zu mir kommen und ſolche Reden geführet, ſo mir für Gott und der hohen Herrſchaft zu verſchweigen nicht geziemen will, angemerket aus dergleichen Urſachen ehemals ganze Geſchlechter außer Lande vertrieben worden ſind,“ erzählte, was er erfahren und berief ſich auf das Zeugniß der Schweſtern und des Oberſtlieutenants Löbel.

Der Brief wurde eingereicht.

Nun erſchien ſchon am folgenden Tage Advocatus fisci Herr Dr. Lau im Kalckſtein'ſchen Hauſe zur informatoriſchen Vernehmung der Frau Rittmeiſter Keller. Sie war ſehr ungehalten, als ſie die Veranlaſſung ſeines Beſuchs erfuhr, und rief einmal über das andere: „Was fällt dem Stoffel ein? Es iſt nichts als Plauderei.“

Er ließ ſich jedoch damit nicht abweiſen. Sie mußte das Geſpräch mit ihrem Bruder zugeben; doch ſei es von ihr „in Kurzweil und lachendem Mund“ geführt. Es müſſe doch aber, was ſie dem Oberſt vorgehalten, Beziehung auf einen beſtimmten Vorfall gehabt haben, meinte der Beamte. „Allerdings,“ ſagte ſie, „es fiel mir gerade ſo etwas ein.“ Das eben wollte er wiſſen.

„Es ist nichts," versicherte sie, „und wahrlich nicht des Niederschreibens werth. Vor zwölf oder mehr Jahren — mein Vater war damals in Deutschland und mein Bruder, der Oberst, wollte das Amt Oletzko beziehen — saßen wir in der Frauenstube zu Knauten am Ofen —"

„Wer?"

„Der Oberst, seine Frau, meine Schwester die Kleistin und ich. Der Oberst hatte seine Frau auf dem Schooß und erzählte alte Geschichten."

„Alte Geschichten?"

„Ja. So auch unter anderen, daß der alte Kurfürst einen Hofrichter von Rauschke mit dem Stock bedroht habe und dieser darauf gesagt: Gnädiger Herr, drei Schritte zurück!"

„Der alte Kurfürst, sagt Ihr? Von welchem Kurfürsten war denn die Rede?"

„Das weiß ich nicht, Herr Doctor, es ist nicht gesagt worden. Ich antwortete darauf: Bewahre Gott, würde derjenige nicht, der wider den Kurfürsten sich auflegen wollte, in Stücken vom Saal heruntergetragen werden? Worauf er lachend entgegnet: Ei, Narr! der solches vornimmt, der wagt es darauf; er weiß doch wohl, daß es ihm das Leben kosten werde. — Nach einigen Zwischenreden, deren ich mich nicht mehr entsinne, blieb ich dabei, es wäre unmöglich."

„Was wäre unmöglich?"

„Nun — daß einer sich gegen den Herrn Kurfürsten wehren könnte. Mein Bruder Christian Ludwig sagte darauf: Es ist mir auch einmal gedroht; mir sollte auch

UNIVERSITY OF OHIO

etwas widerfahren, als ich mit dem Wallenrod die Händel hatte; da trug ich wohl ein halb Jahr ein Paar Piſtolen bei mir."

„Auf den Kurfürſten?"

„Das iſt nicht geſagt worden. Weil aber vom Kurfürſten die Rede geweſen, hab' ich's ſo gemeint."

„Vom alten Kurfürſten?"

„Ich weiß es nicht. Es war vom Kurfürſten die Rede. Und ſo fragt' ich, wie er es wohl zu Wege bringen könnte?"

„Was denn?"

„Es iſt ſo beſtimmt nicht darüber verhandelt worden. Der Oberſt aber ſagte darauf: Das ſollt' er wohl ſein gewahr worden, hätt' er mir nur was gethan. Da ich aber ungläubig war und meine Frage wiederholte, ward er ungeduldig und rief: Man muß den Narren nicht zu viel ſagen! Oder vielleicht auch: Man muß einen Narren nicht zu klug machen! Ich weiß es nicht mehr genau."

„Und das hattet Ihr im Sinne, als Ihr vor Kurzem in des Oberſtlieutenants Löbel Hauſe Euren Herrn Bruder fragtet, was dem widerführe, der den Kurfürſten umbringen wollte?"

„Ja, das hatt' ich im Sinne."

„Meintet doch alſo, es ſei auf den gegenwärtigen Herrn Kurfürſt gemünzt geweſen?"

„Ich weiß es nicht — er iſt nicht genannt worden — es kann ſo ſein."

„Und iſt Euch ſonſt bekannt, daß der Oberſt unehr-

erbietig gegen den Kurfürſten geſprochen hat? Ihr müßt alles ſagen und auf einen Eidſchwur gefaßt ſein.“

„Nein, mir iſt nichts davon bekannt,“ verſicherte die Kellerin, „daß mein Bruder etwas gegen Kurfürſtliche Durchlaucht geſagt hat. Seine Gedanken weiß ich nicht.“

„Ihr habt auch geſagt, daß Köpfe ſpringen müßten.“

„Das ſtreit ich. Es iſt nur einmal vor langer Zeit, als mein Vater und Bruder einander gräuliche Dinge vorwarfen, davon geſprochen worden.“

„Was für gräuliche Dinge?“

„Ich weiß es nicht mehr.“

Der Fiskal ſchrieb alles genau auf, ſchien aber mit dem Ergebniß der Verhandlung ſehr unzufrieden zu ſein. Er verhörte nun auch Frau Marie Sophie von Löbel und deren Mann, ohne mehr Material zu gewinnen. Darauf wurde der Oberſt von Kalckſtein ſelbſt in die Oberrathsſtube geladen.

Er wußte, um was es ſich handelte, hatte den Aerger über des Bruders Angeberei heruntergeſchluckt und bemühte ſich mit gutem Erfolg ganz unbefangen aufzutreten.

„Es iſt an der ganzen Sache nicht das Mindeſte,“ verſicherte er, „wie ſie denn auch bei genauerem Betracht in ſich ſelbſt zuſammenfällt. Nie hab' ich tödtlich Gewehr getragen gegen Jemanden, ſondern nur als Soldat gewöhnlich Gewehr gegen meine Feinde. Von der Geſchichte mit dem Hofrichter Rauſchke weiß ich nichts. Wann ſoll die wohl paſſirt ſein? Soll ich darüber vor zwölf und mehr Jahren geſprochen und geſagt haben,

ich hätt' nach den Wallenrod'ſchen Händeln auf einen Piſtolen getragen, ſo iſt zu bedenken, daß ich vor zehn Jahren erſt geheirathet habe, alſo meine Frau nicht auf dem Schooß gehalten haben kann, und meine Schweſter Lowiſa Hedwig ſchon mit ihrem Mann in Sommerau war, als ich von dem Oletzko'ſchen Amte entſetzt worden. Das geſchah einige Jahre nach meiner Heirath und Wallenrod war mein Nachfolger. Wie kann ich alſo vor zwölf Jahren geſagt haben, ich hätt' lange nach der Zeit auf Jemand Piſtolen getragen? Da zeigen ſich die Lügen. Bei der littauiſchen Armee hab' ich gedient, um mir Brod zu erwerben, da mein Vater mir nichts gab, davon ich mit Weib und Kind leben konnte. Das iſt aber nicht heimlich geſchehen, ſondern nachdem ich mich hier auf dem Schloß bei den Herren Oberräthen abgemeldet, auch in Warſchau mit dem Reſidenten geſprochen. Und hab' auch gegen Kurfürſtliche Durchlaucht nichts gethan. Das Gegentheil ſoll man mir beweiſen." —

Da ſchien nun wahrlich ein Mäuslein aus dem kreiſenden Berg gekrochen zu ſein. Albrecht von Kalckſtein ſelbſt mußte erkennen, daß ſeiner Schweſter, der Kellerin, Ausſage weit hinter ſeiner Erwartung zurückblieb. So ließ er ſich denn dem Oberappellations- und Hofrath von Wegnern gegenüber verlauten, er wüßte noch mehr von ſeines Bruders Anſchlägen gegen den Kurfürſten, zeigte auch ſchriftlich an, er ſei vor etwa fünf Jahren mit ihm auf der Commiſſion in der Wilda geweſen; da hätten in des Unterkanzlers Naruſſowicz Hauſe etliche Officiere geſagt: Dein Bruder hat ſo eben harte

Worte geführt wider den Kurfürſten und den Obriſten Wallenrod.

Nun wurde er nochmals vernommen, beſtätigte dies, nannte auch einiger Officiere Namen, und ſchüttelte auf ausdrückliches Befragen — Herr von Wegnern hatte dem Fiskal das Erforderliche an die Hand gegeben — einen ganzen Sack voll Anklagen aus. Nicht nur in der Wilda, ſondern auch ſonſt zwei oder drei Mal habe der Oberſt geſagt: wenn die Littauiſche Armee in Preußen fallen würde, wolle er die Avantgarde führen. Er wolle die Kurfürſtlichen Häuſer ſprengen und anſchreiben: ſuspendiret — ſuspendiret! Was wohl aus Aerger über ſeine Suspenſion vom Amt geſchehen. Der Baron von Kitlitz wiſſe mehr davon.

Oft habe der Oberſt gefragt, was denn das Fritzchen mache, womit der Herr Kurfürſt gemeint geweſen, habe demſelben auch ſonſt Ekelnamen gegeben. Er habe Briefe mit Schimpfreden an ſeinen Vater geſchickt, die aber verbrannt worden. Auch auf die Oberräthe habe er geſchimpft, den Landhofmeiſter einen Finanzer, den Kanzler einen Phariſäer, andere anders genannt. Er habe auch, nachdem er von Moskau zurückgekehrt und ſein Vater gewünſcht, daß er von den Polen loskäme, bei Tiſch in Gegenwart des Pfarrers von Mühlhauſen und des Hans Heinrich geſagt: Wenn auch der Kurfürſt auf allen Ecken der Landſtraßen Galgen bauen ließe und ließe mich avociren, wollte ich doch nicht kommen.

Der Oberſt, nochmals vorgeladen, beſtritt alles.

Sein Vater ſei gerade derjenige geweſen, der ihn außer Landes gedrungen. „Ich weiß nicht mehr," rief er unwillig, „was außerhalb Kurfürſtlichen Landes von Fremden bei Bier und Wein geſprochen worden, glaube auch nicht, daß Kurfürſtliche Durchlaucht Verlangen tragen werde, das zu erfahren. Uebrigens bin ich durch Eid gebunden, nichts von dem zu ſagen, was bei der conföderirten Armee vorgegangen. Das in der Wilda war ein Gezänke, bei dem gegentheils die Polniſchen Herren mir drohten, ſie würden in Preußen auf meinen Gütern hauſen. Man laſſe ſie doch vernehmen. Es iſt alles nichts als ein albernes Geſchwätz."

Seinem Bruder ſagte er: „Du biſt ein Bube," und ſpie vor ihm aus. Albrecht ſchob alles auf die Schweſtern, bat ihn um Verzeihung; er habe ausſagen müſſen, da er gefragt worden. Frau von Löbel hörte, daß der Oberſt ſagte: „Ich bin unſchuldig. Wie der Kurfürſt berichtet wird, ſo richtet er."

Die Oberräthe berichteten aber ſehr vorſichtig. Die Sache kam ihnen offenbar nicht ganz reinlich vor. Es ſei wegen der Theilung Feindſchaft unter den Geſchwiſtern. Albrecht von Kalckſtein habe in ſeinen Angaben „gewaltig vacilliret und variiret," der Oberſt dagegen ſeine Antworten „in ziemlicher Confidenz und Circumſpection" gethan. Wollten jedoch anzufragen nicht unterlaſſen, ob ein Arreſt verhängt werden ſolle und was weiter zu thun. Die Kleiſtin wohne im Herzogthum Pommern.

Der Kurfürſt nahm die Sache nicht ſo leicht. „Da ſteckt mehr dahinter," meinte er. „Iſt der Unrath einmal

aufgewühlt, ſo mag nun auch die Grube vollends gereinigt werden, daß ſie nicht das Land verpeſte.“ Er forderte das Gutachten von zweien ſeiner Geheimen Räthe und befahl darauf, eine Commiſſion mit der weiteren Unterſuchung zu betrauen.

Drittes Capitel.

Der Kurfürſt greift zu.

Nun wurden mit größtem Eifer bis in den Herbſt hinein Zeugen über Zeugen vernommen.

Die Verwandten mußten ihre Ausſagen wiederholen und nach feierlicher Verwarnung beeidigen. Da kam denn noch manches zuſätzlich in's Protocoll. Frau von Löbel wußte nun, daß der Oberſt wegen der Suspendirung vom Amt ſehr unzufrieden geweſen ſei. Er habe geſagt, ihm ſei Unrecht geſchehen; er wolle Dienſt annehmen: Gott gebe, daß es in Preußen angehe. „Der Teufel hole mich, ich will darin ſo hauſiren, auch nicht ein Kind in der Wiege verſchonen. Und überall, wo ich geweſen, will ich an die Mauer ſchreiben: ſuspendiret! Gott gebe, daß ich ihn ſelbſt kriege, ich will dich ſuspendiren. Der Kanzler iſt an all' meinem Verderben ſchuld." Darauf habe ſeine Liebſte geſagt: „Warum habt Ihr ſo lang gewartet und nicht ſtracks Dienſte angenommen? So hättet Ihr das

lang erworben, was Ihr hier verloren habt.“ Sie, die Zeugin, habe eingewendet: „Wie wird das Vornehmen ablaufen, und wie wird's Euch danach wohl ergehen?“ Worauf er geantwortet, er habe nichts zu verlieren, die Güter gehörten dem Vater. — Jetzt habe ſie die Brüder vergleichen wollen. Der Oberſt habe geantwortet: es ſeien Lügen, es könne ihm nichts bewieſen werden — er müßte denn von dem Tode Zeugniß holen. Was er damit gemeint, wiſſe ſie nicht. Der Bruder fange nur was an; er ſei derjenige, der ihm alle Schriften und Sachen gebracht. Worauf Albrecht entgegnet: „Was kann ich dafür? Der Vater hat mir die Briefe verſiegelt gegeben.“

Der junge Baron von Kitlitz verſicherte auf ſeinen Eid: vor einigen Monaten ſei der Oberſt mit ihm in der Frau Mutter Hauſe allein geweſen und habe ihm erzählt, wie er dem littauiſchen Kron-Großfeldherrn Sapieha viel in den Ohren gelegen, er ſolle ihm eine Armee anvertrauen, damit in Preußen einzufallen, den Schimpf zu rächen, daß er vom Amt abgeſetzt worden. Es wäre auch geſchehen, wenn Sapieha nicht geſtorben. Er würde ſo hauſirt und Quartier gemacht haben, daß es Manchem nicht gefallen hätte. Die Polen wären den Preußen nicht gut; ſo wäre Preußen wieder an Polen gekommen.

Hans Heinrich Rothſchrötel erinnerte ſich einmal gehört zu haben, daß der General zu einigen Freunden vom Adel geſagt, ſie möchten ihre guten Sachen in Sicherheit bringen, es würde in Kurzem ein Ueberfall geſchehen, wie ihm ſein Sohn geſchrieben hätte. Der würde im Vortrab ſein und des Generals Güter ſuchen in Sicherheit

zu bringen. Alle Landtagsacten und was vorgegangen habe der General ſeinem Sohn durch die Offiziere des Regiments zugeſchickt.

Albrecht von Kalckſtein fügte nun auch noch hinzu, in Littauen habe der Oberſt die Polen geſcholten, daß ſie ſich Preußen hätten wegnehmen laſſen. „Ihr wißt nicht, wie es einem nahegehet," habe er geſagt, „wenn man geſchimpfiret wird." Wenn er in das Land kommen würde und fände den Kurfürſten und die Prinzen, wollte er keinen ſchonen, ſondern niederhauen, denn es würden doch ſolche Tyrannen werden wie der Alte. Wenn dieſer bald ſtürbe, würde getheilt und die Prinzen arme Herrchen werden, was für das Land gut ſei — dafür habe er aber keine Zeugen.

Herr von Dobeneck beſtätigte, daß er dem General ſeine Landtagsacten geliehen und ſie trotz allen Mahnens nicht wiederbekommen habe.

Alle Perſonen, die bei dem Begräbniß oder bei der Theilung zugegen geweſen, die Verwandten und Verſchwägerten, die ſämmtlichen Diener wurden verhört; es ergab ſich aber aus deren Ausſagen wenig.

Endlich kam noch ein Vorfall zur Sprache, auf den der Fiscal großen Werth legte, ſo daß er ihm in alle Wege nachging. Der Adjunct Damler erzählte, vor zweieinhalb Jahren ſei er mit dem Oberſten von Kalckſtein, dem Oberſtlieutenant von Kalckſtein auf Grawenthin, dem Capitän Wolff von Weiſſels und deſſen Frau, ſowie dem Regimentsquartiermeiſter Fuchs zu Woyken im Hauſe des Weiſſels geweſen. Es wären da Diſcourſe vorgefallen,

daß er wünſchte, er wäre weit davon geweſen. Der Oberſt habe behauptet, daß ſein Vater ihn unwürdig tractiret, da er ihm doch ſolche Treue bewieſen, auch deſſen Leben und Tod in ſeinen Händen ſtünde; wenn er losbrechen wollte, ſo würde Kurfürſtliche Durchlaucht ihm den Kopf zu Füßen legen, oder ihn nach Memel ſchicken. Er hätte unterſchiedliche Sünden, die in Knauten im Schwange gingen, als Ehebruch, Blutſchande, Mord und dergleichen erzählt und zugefügt, es könne zu Sodoma nicht ärger zugegangen ſein. Darauf habe er geſagt: „Füchschen, weiſe her!“ Worauf dieſer ein Paar Puffer, die ganz fertig geweſen, aus der Taſche gezogen. Auf wen er ſie geführt, habe der Oberſt aber nicht geſagt.

Auch Herr Wolff von Weiſſels wußte davon. Er nannte das Füchschen des Oberſten Diener. Der Oberſt habe geklagt, daß ſein Vater ihm nach dem Leben ſtünde, deshalb müſſe er ſich vorſehen. Das mit den Puffern ſei draußen vor dem Hauſe vorgegangen, und ſei er nicht dabei geweſen. Aber Damler habe es ihm erzählt.

Dagegen wußte wieder der Grawenthiner von dem Discours nicht. Er hatte es aber mitangeſehen, als das Füchschen auf des Oberſten Geheiß die Puffer aus der Taſche zog und vorzeigte. Er habe geſagt: „Der Teufel mag mit Euch umgehen, wenn Ihr ſo heimlich Gewehr bei Euch tragt,“ worauf der Oberſt geantwortet: „Ich habe ein Paar Piſtolen und Füchschen ein Paar Puffer; weil mein Bruder Puffer auf mich trägt, ſo trägt Füchschen auch ein Paar auf ihn.“

Vom Kurfürſten war alſo gar nicht die Rede geweſen.

Dr. Lau aber meinte als ein gewiegter Criminaliſt, das eine unterſtütze doch das andere. Ergebe ſich aus dieſem Vorfall des Oberſten Neigung, ſich mit heimlichen Waffen zu tragen, ſo möge leicht der Rückſchluß zutreffen, daß er ſolche zu anderer Zeit auch gegen den Kurfürſten getragen.

Uebrigens, führte er in ſeinem gelehrten „Bedenken" aus, ſei ſolches ſonſt ganz unerwieſen. Etwas mehr Anhalt böten die Drohungen. Zwar werde bei einem Majeſtätsverbrechen auch ſchon der Vorſatz, böſer Wille und Verſuch beſtraft, doch müſſe nach aller Rechtsgelehrten Meinung eine Handlung hinzutreten, mindeſtens ein actus remotus. Der fehle hier. Er rieth deshalb, vorläufig zur Captivation nicht zu ſchreiten, ſondern die Zeugenvernehmung fortzuſetzen.

Mit letzterem war nun zwar der Kurfürſt in ſeiner Antwort einverſtanden. Es ſollten aber in der Stille Anſtalten getroffen werden, den Oberſt zu verhaften. Soldaten ſollten zu ſeiner Bewachung vor und in ſeinem Gemach poſtirt werden. Auch an den Statthalter Fürſten Radziwill ſchrieb er noch beſonders, die Verhaftung ſolle ſofort erfolgen und ſo geheim eingeleitet werden, daß er nicht entwiſche. Er hielt ihn für einen ſehr gefährlichen Menſchen.

Oberſt Kalckſtein hatte ſich meiſt in der Stadt aufgehalten, ſo lange die Vernehmungen im Gange waren. Er wollte gleich zur Stelle ſein, wenn man ihn vorfordere, aber auch wiſſen, was gegen ihn vorgebracht werde, und dahinter kam er unſchwer durch vornehme Freunde und

Geſinnungsgenoſſen, die in der Oberrathsſtube Zutritt hatten. Nun es dort ſtill geworden war, ritt er Ende October zu Frau und Kindern nach Knauten, wohin dieſelben von Romitten in das bequemere Schloß bereits übergeſiedelt waren.

Es regnete faſt unaufhörlich. Die Landwege waren grundlos. Ueber und über mit Koth beſpritzt, langte er nach einem beſchwerlichen Ritt an. Frau Marie Eliſabeth kam ihm mit dem jüngſten Kinde auf dem Arm entgegen. Sie blickte aus ihren tiefliegenden dunkeln Augen eher ängſtlich als erfreut auf ihn. „Ihr kommt —“ ſagte ſie, „gebt Euren Feinden die Bahn völlig frei? Das ſcheint nicht wohlgethan.“

Er küßte erſt das Kind, das ihm die runden Aermchen entgegenſtreckte, und dann ſie. „Sorge nicht,“ antwortete er, „ſie haben ſich bereits verſchoſſen. Ich meine, ihre Kugeln ſind alle weit über das Ziel hingegangen.“

Sie ſchüttelte den Kopf und blickte finſter zur Erde. „Das wolle Gott,“ murmelte ſie, „aber ich fürchte, Du biſt zu vertrauſam. Deine Schweſtern ſind wilde Katzen, die aus dem Verſteck heraus auf ihre Beute lauern, und Dein Bruder —“

„Sprich nicht von ihm. Warum ſoll er uns gleich den Willkomm verleiden?“

„Eine Abart von Fuchs und Wolf, liſtig und grauſam, boshaft und gefräßig. Er hat Euer Jagdzeug noch nicht zurückgegeben.“

„Es hat keinen großen Werth.“

„Aber es gehört Euch. Vergreift er ſich ungeſtraft

am Geringen, ſo wird er die Hand auch nach dem Größeren ausſtrecken. Glaubt mir, er ruht nicht, bis er uns Knauten abgenommen hat.“

Der Oberſt lachte, doch nicht ganz frei. „Das iſt in weitem Felde,“ ſagte er. „Seine Angeberei wird ihm wenig nützen und macht ihn eher ſelbſt meinen Gegnern verächtlich. Aber es ſcheint, daß ich Dir unlieb komme.“

Sie ſah ihn mit einem zärtlichen Blick an. „Wie kannſt Du glauben, Lieber —“ ſchalt ſie, indem ſie ihm die Hand reichte. „Biſt Du zu den Kindern doch all meine Freude! Aber es erſchreckt mich faſt, daß Du ſchon gewonnen zu haben meinſt. Mein Bruder hat mir geſagt, daß er gegen Dich habe ſprechen müſſen, da man einen Eid von ihm gefordert. Und das iſt nur Einer!“

„Sie wiſſen Alle nichts Rechtes,“ verſicherte er. „Ich erzähle Dir —“

„Später,“ fiel ſie ein, ging zur Thür und rief mit lautſchallender Stimme den Hausmägden zu. Sie eilten aus Küche, Flur und Kammern herbei, offenbar an raſche Folgſamkeit gewöhnt. Nun mußten ſie dem gnädigen Herrn den naſſen Oberrock und die langen Reiterſtiefeln abziehen, den weichen Hausrock und die Pantoffeln heranſchaffen, Holz in den Ofen ſtecken, den Tiſch herrichten und verſchiedene Speiſen auftragen. Dabei hatten ſie oft zu hören, daß ſie dumm und ungeſchickt ſeien. Es waren ihrer ſo viele, daß ſie faſt einander überliefen.

Indeſſen war auch Joachim Gnekowius, der würdige Präceptor, mit ſeinen Zöglingen angerückt. Er verbeugte

ſich bei jedem Wort ſehr devot und wollte dem gnädigen Herrn die Hand küſſen. „Laßt nur," ſagte der Oberſt, aber die Kitlitzin war damit nicht zufrieden. „Es ſchickt ſich ſo," meinte ſie, „er iſt in Eurem Lohn und Brod, giebt auch damit den Kindern gut Beiſpiel."

Er nahm eins nach dem andern zwiſchen die Knie, ließ ſich ein lateiniſches Stück und einen Vers aus dem Kirchenliede aufſagen, examinirte die römiſche Königsgeſchichte, die eben vorgetragen war und äußerte gut gelaunt: „Das waren noch Kerls dazumal — denen eifert nach."

„Sie haben aber ihren gnädigen Herrn König vertrieben," ließ ſich der älteſte Knabe vernehmen, der auffallend der Mutter ähnelte.

„Weil er ein Tyrann war," ſagte der Oberſt, „und ſo ſoll es allen Tyrannen ergehen."

Während er aß, blieb die Frau bei ihm. Sie machte ihm, während die Mägde ab- und zugingen, Mittheilung von allerhand Wirthſchaftsangelegenheiten. Sie habe Stroh aus Romitten anfahren laſſen müſſen — eins von den Arbeitspferden lahme — der Klaus Puppel habe in der Trunkenheit den Wagen umgeworfen und ſei deshalb vom Kämmerer abgeſtraft — der Bauer Wermke habe ohne Erlaubniß ſeine Kuh verkauft und ſei dafür eine Woche bei Waſſer und Brod eingeſteckt — der Reitknecht ſei wegen unmenſchlichen Fluchens in die Eiſen gelegt und dem Pfarrer zur Kirchenbuße überwieſen worden. „Von dem Weibsvolk ſchon gar nicht zu reden," ſetzte ſie hinzu, „das iſt hier in Knauten völlig verwahrloſt. Kann die

gute Zeit noch nicht vergeſſen, wo der alte Herr und der Junker Albrecht jeder Dorfſchönen um die Wette zuliefen. Es iſt eine Schande, wie's hier getrieben iſt!" Dann erzählte ſie aber auch, wie ſie den armen Leuten aus der Noth geholfen und für die Kranken nach dem Medicus Fuhrwerk geſchickt hätte trotz der ſchlechten Wege, das alles ſchlicht und knapp und ohne viel Rühmens.

Erſt Abends ſpät in der Schlafkammer kam ſie wieder auf den Proceß zurück. Er theilte mit, was er von den Vernehmungen wußte, und ſie hörte ſehr aufmerkſam zu. „Es kann mir nichts geſchehen," ſagte er. „Jeder halbwegs Einſichtige muß erkennen, daß ſich die Dinge, wie ſie von den Geſchwiſtern aus Feindſchaft zuſammengebracht werden, nicht gut reimen wollen. Für ſo albern kann mich der Kurfürſt nicht halten, daß ich hier in Preußen auf ihn heimlich Gewehr trage, während er in Berlin oder am Rhein reſidirt. Uebrigens kann man mir viel Worte in den Mund legen — fragt ſich nur, ob man den Angebern glaubt. Hätt' ich aber auch im Unmuth einmal etwas geſprochen, ſo ſind darüber Jahre hingegangen, und man kann mir's nicht groß anrechnen. Für das, was etwa mein Vater geplant hat, bin ich nicht verantwortlich; und was in der conföderirten Armee berathen und geſchehen, darüber iſt jeder, der noch am Leben, durch ſeinen Eid verpflichtet zu ſchweigen. Es ſteht da kein Zeuge gegen mich auf."

Frau Marie Eliſabeth ordnete ihr Haar für die Nacht. „Wenn's überall nach dem Rechten ginge . . ." meinte ſie. „Aber für einen, den man hängen will, iſt bald auch

aus Spinnfäden ein Strick gedreht. Das hab' ich aus meines ſeligen Vaters Munde oft gehört. Der Kurfürſt will uns nicht wohl. Daß mein Vater offen heraus die Wahrheit ſagte, hat ihm nie gefallen; wer weiß, was noch geſchehen wär', wenn der Tod ihn nicht vor dem rechten Ausbruch des Streits fortgerafft hätte. Wie zu Bartenſtein gegen Deinen Vater verfahren iſt, weißt Du. Dich aber fürchtet der Kurfürſt, weil er Dir wegen des Oletzkoer Amts Unrecht gethan hat. Denn er hat Dich entſetzen laſſen, bis heut' aber ſteht der Spruch noch aus und wird wohl bis zum jüngſten Tag nicht ergehen. Bedenkt er nun, daß ſich ein preußiſcher Edelmann ſolches nicht bieten läßt, ſo wird er willig glauben, was man von Deinen Anſchlägen gegen ihn ſpricht. Sei alſo auf der Hut."

„Viel Feind', viel Ehr!" antwortete der Oberſt. „Hoffe wohl, mit allen fertig zu werden und auch mit dem Herrn Kurfürſten ein ernſtlich Wörtchen zu reden, wenn ich erſt im Landtag ſitze. Da wird ſeine Durchlauchtigkeit mir Antwort geben müſſen. Es iſt viel Unzufriedenheit im Adel, und Manchen gereut's ſchon tief, daß er einen ſouveränen Herrn über ſich geſetzt hat. Es wird bald zum Tanz kommen; da wird ſich zeigen, wer Paar und Unpaar iſt."

Sie ſchwieg eine Weile. Dann ſagte ſie: „Man muß ſich ſo raſch als möglich unabhängig machen von den Geſchwiſtern. So lang ſie noch etwas zu fordern haben, werden ſie's unverſchämt treiben wie bisher. Scheue Dich nicht, von meinem Heirathsgut zu nehmen, um ſie abzu-

finden. Es ist besser, daß ich in die Knauten'schen Güter eingewiesen werde, als Dein Bruder."

„Du hast Recht," meinte er, „es ist zu bedenken."

„Und dann —" fuhr sie lebhafter fort, „kehre den Spieß um und geh' Deinen Angreifern zu Leibe. Treiben sie's so schamlos gegen Dich, was für Rücksicht bist Du ihnen schuldig? Albrecht, der Blutschänder —"

„Ja, ja!" fiel er ein, „es läßt sich gegen ihn und die Schwestern viel vorbringen. Doch verspart man's billig für den Fall der äußersten Noth."

„Das ist mein Rath nicht," entgegnete die Frau. „Sondern wenn mich einer heimtückisch anfällt, so wehr' ich ihn ab mit allen Mitteln, eh er über mich kommt."

„Ich schone sie nicht ihretwegen," sagte der Oberst. „Mir selbst und meinem Geschlecht aber erweis' ich Achtung, wenn ich das Schandbare verschweige, bis ich gedrängt werde. Es widersteht mir, mich mit diesen Spatzen auf einen Zaun zu setzen."

Die Kitlitzin äußerte sich hierauf nicht weiter. Sie ging an ihr Bett, kniete nieder und betete, ehe sie zur Ruhe ging. Das geschah so jeden Abend.

Er war müde uud folgte bald nach.

Am nächsten Morgen ziemlich früh — der Herbstnebel ließ die Sonne nicht durchdringen — klopfte Hans Heinrich an die Thür, erst leise und das Ohr anlegend, dann kräftiger.

„Was giebt's?" rief der Oberst.

„Gnädiger Herr," flüsterte der Diener, „verzeiht, wenn

ich ſtöre. Ein Offizier von den Leibtrabanten des Herrn Statthalters . . .“

„Das iſt verdächtig,“ ſagte die Frau, die ſchon aufgeſtanden war. „Soll ich hinaus und Dich verläugnen?“

„Was wird's denn ſein,“ meinte er. „Sie mögen im Schloß an Herzklopfen leiden, weil ich von Königsberg abgeritten bin, ohne Urlaub genommen zu haben. Da wollen ſie nun wiſſen, ob ich glücklich nach Hauſe gelangt und nicht gleich über die Grenze gegangen bin. Es iſt lächerlich, wie ſie voll Angſt ſind, daß der Herr Kurfürſt mit ihnen unzufrieden ſein könnte. Früher haben ſie ſich nicht ſo viel daraus gemacht. — Ich komme,“ rief er hinaus. Er zog ſich mit aller Bequemlichkeit an.

Hans Heinrich wartete an der Thür, bis er hinaustrat.

„Gnädigſter Herr,“ raunte er ihm zu, „der Offizier iſt nicht allein.“

„Nun —?“

„Er hat mehrere Reiter mit — ſie ſind an den Hofthoren poſtirt. Am Mühlhauſener hab' ich ſie ſelbſt bemerkt, am andern aber hat ſie der Görge —“

„Wo iſt der Offizier?“

„Unten in der großen Stube. — Gnädigſter Herr, wenn Ihr durch den Garten und die kleine Pforte . . .“

„Was fällt Dir ein?“

„Ach Gott! der Herr Fiscal hat mich verhört und ich hab' doch etwas ſagen müſſen —“

„Du biſt ein Dummkopf geweſen, ich weiß ſchon.“

„Aber der Eid, gnädigſter Herr . . . und es war

nur wenig. Wenn aber auch . . . Weit vom Schuß ist immer am sichersten."

„Behalte Deine Weisheit für Dich," schalt der Oberst und ging hinab.

Im Flur kam ihm schon der Offizier entgegen, dem's zu lange gedauert haben mochte. Er trug einen langen Degen und Pistolen im Gürtel, grüßte sehr verbindlich und sagte: „Der Herr Oberst entschuldige mein frühes Kommen — ich handele aber auf höheren Befehl."

Kalckstein führte ihn nach der großen Stube zurück. „Was verschafft mir die Ehre" . . . fragte er, den unzeitigen Gast von der Seite musternd.

Der Offizier zog ein offenes Schreiben aus dem Wams vor und überreichte es mit einer höflichen Verbeugung. „Mein Creditiv!"

Der Oberst warf einen Blick hinein und prallte ein paar Schritte zurück. „Ich soll verhaftet werden?" rief er.

„Auf des Durchlauchtigsten Herrn Kurfürsten Specialbefehl," antwortete der Offizier. „Es steht darin. Die Unterschrift des Herrn Statthalters ist dem Herrn Oberst bekannt."

Kalckstein stampfte mit dem Fuß auf. „Es muß ein Irrthum sein," rief er, „der Kurfürst ist falsch berichtet —"

„Es wird sich gewiß rasch aufklären," sprach ihm der Offizier zum Munde. „Zunächst freilich muß ich bitten mir zu folgen. Um jedes Mißverständniß zu beseitigen, bemerk' ich gehorsamst, daß meine Reiter den Hof umstellt haben. Sie werden Niemand auslassen, als der durch mich legitimirt wird. Beliebe es also dem Herrn Obersten,

eine Kutſche vorfahren zu laſſen und einzuſteigen. Wir escortiren dieſelbe pflichtſchuldigſt.“

Der Oberſt war bemüht, ſeinem fahlen Geſicht einen lächelnden Ausdruck zu geben.

„Ihr ſeid ſehr gütig,“ ſagte er, immer auf das Blatt hinſtarrend und ungeduldig mit der Fußſpitze auftretend. „Erlaubt denn, daß ich mich von meiner Liebſten verabſchiede.“

Er ging nach der Thür, der Offizier folgte ihm. „Es wird mir eine große Ehre ſein,“ bemerkte er, „bei dieſer Gelegenheit der gnädigen Frau vorgeſtellt zu werden.“

Kalckſtein beſann ſich anders. Er öffnete nur die Thür, um Hans Heinrich hinaus zu ſagen, die Kutſche ſolle angeſpannt werden, und er laſſe die Frau Obriſtin bitten, hinabzukommen.

„Ah!“ rief ſie, als ſie eintrat, „man hat wirklich die Impertinenz —“

„Still!“ bedeutete der Oberſt ſie, „des Herrn Kurfürſten Befehl.“ Er reichte ihr das Blatt.

„Wegen dringenden Verdachts der Majeſtätsbeleidigung und des Hochverraths —“ las ſie, feuerroth im Geſicht. „Gehen Euch nun die Augen auf?“

„Man wird mich ſogleich wieder entlaſſen müſſen,“ verſicherte er, doch nicht ſehr zuverſichtlich. „Ich bin unſchuldig.“

Sie warf ſich an ſeine Bruſt. „Verflucht ſei der Bube, der ſo brüderlich an Dir gehandelt hat!“

„Er ſoll mir nichts anhaben,“ ſagte er verbiſſen,

„ſich ſelbſt aber in's Verderben lügen.“ Er deutete auf den Offizier, der in's Fenſter getreten war und ſich abgewendet hatte. „Leb' wohl! Wir ſehen einander bald wieder.“

Sie biß die Zähne zuſammen und ſchwieg. Er umfaßte ſie und ging mit ihr die Diele auf und ab. Bald aber machte ſie ſich los. „Ich will Euch Wäſche und warme Sachen einpacken,“ ſagte ſie. „Es könnte doch länger dauern, als Ihr glaubt.“ Sie wiſchte eine Thräne von der Backe fort. „Der Schöppenmeiſter Rohde iſt auch heut' noch nicht frei.“

„Wie kannſt Du glauben —“

„Gut, gut! Gott wolle alles zum Beſten wenden. Auch einige Flaſchen Wein will ich aus dem Keller heraufholen laſſen und etwas Mundvorrath beifügen.“ Sie verließ das Zimmer und war nun ganz geſchäftige und ſorgliche Hausfrau, bis die Kutſche beladen war. Dann brachte ſie die Kinder, ſchickte ſie aber nach wenigen Minuten wieder fort. Der Lehrer warte auf ſie. Nur die beiden jüngſten behielt ſie auf dem Arm und an der Hand. Sie drängte nun ſelbſt zum ſchleunigen Abſchied und ſchien dabei nicht bewegter, als wenn es ſich um eine gewöhnliche Reiſe nach der Stadt handelte. Der Fremde ſollte ſie nicht weich ſehen.

Vor dem Mühlhauſener Thor umringten die Reiter die Kutſche. Der Offizier blieb dicht neben derſelben. Meiſt kam man nur im Schritt vorwärts. Erſt ſpät Nachmittags langte man vor der Stadt an. Der Kutſcher er-

hielt Befehl, durch die Vorſtadt nach der Feſtung Friedrichsburg zu fahren.

Dort nahm Oberſt Bellicum den Gefangenen in Empfang. Er ſollte unter ſeiner Bewachung dort bleiben, bis ein ſicheres Gefängniß im Schloß für ihn eingerichtet wäre. Die Herren Oberräthe hatten es ſo beſtimmt.

Er hatte ſich alſo auf langen Arreſt gefaßt zu machen. Wie er gleich in der erſten Nacht bewacht wurde, mußte er ſich wohl überzeugen, daß man ihn für einen gefährlichen und ſchon halb überführten Verbrecher halten wollte.

Dieſe Nacht war die kümmerlichſte ſeines Lebens. Ganz entmuthigt ſtand er auf. Es ſchien ihm ein unerträglicher Gedanke, lange in ſolchem Gefängniß zubringen zu müſſen. Er ließ den Commandanten um Papier, Feder und Tinte bitten. Erſt nach Stunden erhielt er das Gewünſchte. Die Tinte war eingetrocknet und mußte erſt durch zugegoſſenes Waſſer ſchreibbar gemacht werden. Er ſchrieb einen Brief an den Kurfürſten, in dem er ſeine Unſchuld betheuerte und nur flehentlich bat, daß ſchleunig gegen ihn verfahren, er entweder condemnirt oder freigeſprochen werde. Es ſei ihm völlig gleich, ob das Hof- oder das Hofhalsgericht, oder auch eine Commiſſion über ihn urtheile; jedem Gericht wolle er ſich unterwerfen, nur möge daſſelbe raſch ſeinen Spruch thun. Er meinte des Ausfalls ſicher zu ſein.

Daſſelbe ſchrieb er auch dem Statthalter, ſeine Vermittelung anrufend.

Daſſelbe berichteten Statthalter und Oberräthe dem

Kurfürſten mit der Anfrage, vor welchem Gericht proceſſirt werden ſolle.

Der Kurfürſt antwortete: was geſchehen ſei, habe ſein Gefallen. Der Oberſt ſollte ſo gehalten werden, daß er nicht entwiſchen könne. Er ſei vor einer Commiſſion weiter zu inquiriren.

Bald darauf ſchickte er vierundvierzig Artikel, von ſeinen Räthen aus den Zeugenausſagen extrahirt, über welche der Oberſt vor der Commiſſion vernommen werden ſolle. Auch ſei in Knauten nach Schriften Hausſuchung zu halten.

Hiermit beauftragten die Oberräthe die Secretarien Georg Eychler und Georg Döpner. Sie entledigten ſich dieſes Geſchäfts Anfangs December mit großer Sorgfalt und hatten zu rühmen, daß die Frau Obriſt ihnen „williger als willig“ alle Behältniſſe geöffnet hätte. Es war jedoch nichts Verfängliches gefunden worden. Dergleichen könne wohl inzwiſchen vernichtet worden ſein.

Auf den Vorſchlag der Oberräthe ſetzte der Kurfürſt in die Commiſſion: den Oberburggrafen Albrecht von Kalnein, den Vogt zu Fiſchhauſen Abraham Joſephat von Kreutzen, den Landvogt zu Schaaken Chriſtian von Röder, den Land- und Oberappellationsgerichts-Rath Melchior Ernſt von Kreutzen, den Hof- und Gerichtsrath Andres von Lesgewang, den Oberappellations-Gerichts- und Hofrath, auch Samländiſchen Officialis Daniel von Wegnern, endlich ſiebentens den Hofhalsrichter und Rath Dr. Johann Fichlau. Es waren Männer aus den höchſten Landesämtern und auch für ihre Perſon hochangeſehen. Sie

ſollten eheſtens zuſammenkommen, den Proceß wider den Oberſten Kalckſtein vorzunehmen und den Rechten gemäß ſchleunigſt in demſelben verfahren.

Indeſſen war dieſer nach dem Schloß übergeführt worden. Er erhielt ſein Gefängniß im Nordflügel desſelben, in einem zwar über der Erde gelegenen, aber kellerartig gewölbten, ziemlich beſchränkten Raum angewieſen, deſſen Wände feucht waren. Das einzige, hochgelegene und mit Eiſenſtäben verwahrte Fenſter hatte man noch größtentheils zu mehrerer Sicherheit von außen mit dicken Bohlen verſchlagen laſſen. Ein Ofen war eiligſt neu geſetzt worden, ließ ſich jedoch nur ſchwer erwärmen. Er wurde von der nebenan gelegenen ſogenannten Pfefferſtube aus geheizt, ebenfalls einem Gefängniß, aber einem „gepfefferten“. Dicht daran führte die Treppe zum Hofgericht hinauf. In dem engen Flur ſtanden zwei Soldaten Wache. Der enge Gefängnißraum ſelbſt war, jedoch ohne Vorhang oder Barriere, derart abgetheilt, daß der Oberſt den Raum unter dem Fenſter, in welchem ein Bett, ein Tiſch und ein Stuhl ſtand, zu ſeiner Verfügung hatte, während ſich in dem vorderen an der Thür ſtets mehrere Soldaten unter einem Corporal aufhielten, auch in der Nacht ſchliefen. Des Kurfürſten Weiſung war überſtreng ausgeführt. Die Oberräthe konnten nicht mehr im Zweifel ſein, daß er die Sache für ernſt nehmen wolle. Wenn Kalckſtein entwiſchte, mußten ſie ſeinen ſchweren Zorn fürchten — Grund genug, zur Vermeidung ſolcher Eventualität eher zu viel als zu wenig zu thun.

Der Gefangene war in heller Verzweiflung. Nochmals bat er flehentlich um Beschleunigung.

Endlich spät im December versammelte sich die Commission. Der Oberst wurde vorgeführt. Als Ankläger stand ihm der Advocatus fisci Dr. Philippus Lau gegenüber.

In dessen Gegenwart deutete zunächst der Oberburggraf als Vorsitzender die Ursache dieser Zusammenkunft an. Er hieß das Kurfürstliche Rescript durch Vorlesung publiciren und „fundirte" so die Commission.

Hierauf legitimirte sich Dr. Lau durch Verlesung seiner Vollmacht und stellte den Oberst als den Angeklagten vor, mit Begehren, daß er auf gewisse Inquisitions-Artikel artikelweise destincte und cathegorice antworten solle.

Nun nahm Kalckstein das Wort. „Hochedle Herren," sagte er, „ich hoffe, daß man billig Rücksicht nehmen und mich nicht vergewaltigen werde. Männiglich ist meine Profession bekannt. Ich bin ein Soldat, der sich mehr auf Pferd und Degen, als auf's Recht versteht. Dr. Lau dagegen ist ein erfahrener und in allen Formen gewandter Rechtsgelehrter. Wie soll ich mich hier auf der Stelle mit ihm einlassen? Allzu ungleich sind Angriff und Vertheidigung. Wollet mich also vorher wissen lassen, worüber er mich befragen will. Es ist mir schon verwunderlich genug und hab' ich mich darüber ernstlich zu beklagen, daß ich, ein eingesessener Edelmann im Lande, dennoch unschuldiger Weise ungehört und unverurtheilt mit so hartem Gefängniß bestraft und in solch einem Logement gehalten werde, da auch wohl der Klügste um seinen Verstand

und von Geſtank, Kälte und Näſſe um ſeine Geſundheit kommen müßte. Bitte daher vor Allem, der Haft entlaſſen zu werden. Sollte es für erforderlich erachtet werden, ſo bin ich bereit, meinen Richtern und dem Herrn Kurfürſten mit allen meinen Gütern Caution zu ſtellen. Halte aber dafür, daß man erkennen werde, wie für mich nicht der mindeſte Grund zur Flucht vorhanden, im Gegentheil aber mir viel daran gelegen ſein muß, mich in gehörigem Verfahren von dem ſchwarzen Verdacht zu reinigen, mit dem meine Feinde mich beſudeln."

Dr. Lau wollte wiederholt einfallen, aber der Oberburggraf bedeutete ihn, den Angeklagten ausſprechen zu laſſen. Nun ſtand er auf und ſagte: „Eine hoch verordnete Commiſſion wolle deliberiren, zu welchem Zweck und mit welcher Machtvollkommenheit ſie beſtellt worden. Es kann nicht zuläſſig erachtet werden, daß der Angeklagte ſchon vor ſeiner Vernehmung erfahre, worüber er im Einzelnen vernommen werden ſoll. Vielmehr iſt er gerade ohne alle Präparation zu hören, damit die Wahrheit deſto beſſer an's Licht komme. Ein Soldat pflegt nicht nur ſchnell zu Pferde und flink mit dem Degen in der Hand, ſondern auch dreiſt in der Rede und Gegenrede zu ſein; meine aber auch nicht in dem Ruf zu ſtehen, daß ich meine Rechtsgelahrtheit mißbrauche, um den Angeklagten mit allerhand Suggeſtiv- und vexatoriſchen Fragen zu fangen, wie ich ja auch unter Aufſicht hoher Commiſſion verhandele und jederzeit in die Schranken verwieſen werden kann. Hat ferner Inquiſitus Beſchwerden über ſein Gefängniß, ſo mag er die zur rechten Zeit und am rechten

Orte anbringen; für ernſtlich gemeint kann ich's aber nicht halten, wenn er behauptet, durch den Arreſt an ſeinem Verſtande geſchwächt zu ſein, was ja auch ſeine Auslaſſung ſelbſt leicht widerlegen kann. Ueber ſeine Freilaſſung haben wir nun gar nicht zu befinden, und mahne ich daher dringend, nicht mit unnützen Präliminarien die Zeit zu verſchwenden und ſogleich zur Abhörung nach den Artikeln vorzugehen."

Der Oberburggraf wendete ſich nach rechts und nach links, um die Meinung der Beiſitzer in Kürze zu vernehmen, und ſagte dann: „Der Einwand iſt an ſich zuläſſig, und will deshalb hohe Commiſſion darüber befinden. Der Partei wird abzutreten erlaubt."

Der Oberſt wurde hinausgeführt und auch Dr. Lau entfernte ſich aus dem Zimmer. Die Berathung dauerte aber nicht lange. Nachdem beide wieder hineingerufen, publicirte Kalnein den Beſchluß: „Weil den Commiſſarien durch den Herrn Kurfürſten keine Machtbefugniß zur Entſcheidung eingeräumt worden, ſo kann ſie über die eingewandte Exception nicht judiciren. Fragen Euch alſo hiermit an, Herr Oberſt, ob es Euer Wille iſt, bei derſelben gleichwohl zu verbleiben. In ſolchem Falle müßten wir heut' die Sitzung ſchließen und das Protocoll Kurfürſtlicher Durchlaucht einſenden. Geben Euch aber billig zu bedenken, daß Ihr durch ſolche Anfrage nur Zeit verlieren könnt."

Kalckſtein überlegte eine Weile, die Lippen zuſammenpreſſend und die Augen ſchließend. Ein paarmal drang ein ſeufzender Ton aus ſeiner Bruſt vor. Dann ant-

wortete er: „Mein Leiden iſt ſchwer, aber ich ſehe wohl ein, daß ich es auf ſolche Art nicht abkürzen kann. Mag daher über mein Geſuch außerhalb Gericht's entſchieden und hier das Verfahren fortgeſetzt werden. Dann aber, hochedle Herren, wollet mir eine Genüge thun, daß mir der Angeber gegenübergeſtellt werde, damit ſich zeige, ob er ſeine Beſchuldigung Aug' in Auge zu wiederholen wagt. Dies Verlangen iſt billig."

Es wurde abgeſchlagen.

„So bleib' ich doch dabei," rief der Oberſt, „und bitt' Euch zu verſchreiben, daß ich mich deſſen nicht begeben wolle."

Nun begann das Verhör nach den Artikeln.

Wie der Vorfall vor zwölf Jahren geweſen, von dem die Frau Rittmeiſter Keller berichte?

Er blieb bei ſeiner früheren Entgegnung. Es ſei alles Lüge. Seine Schweſter und ſein Schwager ſeien ihm wegen der Theilung höchſt feindlich geſinnt. Die Kellerin ſei nicht klug; er wolle beweiſen, daß ſie vor etlichen Jahren toll geweſen. „Weiß auch nichts davon, daß etwas derart zwiſchen dem Kurfürſten Georg Wilhelm und dem Hofrichter von Rauſchke jemals vorgefallen."

Ob er geſagt, daß er ein halb Jahr Piſtolen getragen habe?

„Nein," rief Kalckſtein. Er hob die rechte Hand hoch über ſein Haupt. „Und gebe Gott, daß Feuer vom Himmel falle, mich, Weib und Kind und mein ganzes Haus verzehre und die Erde mich verſchlinge, wenn ich

des Herrn Kurfürſten gedacht, daß ich auf ihn die Piſtolen getragen hätte!“

Von dem weiteren Discurs, wie ihn ſeine Schweſter behauptet, erklärte er nichts zu wiſſen, außer ſo weit er ganz unverfänglich. „Wenn ſie mich ſo gefragt hätte,“ ſagte er, „wollte ich ihr auf's Maul gegeben haben.“

Ob nicht Füchschen ganz fertige Puffer in der Taſche bei ſich getragen habe?

„Das kommt artig!“ rief der Oberſt. „Dieſer Fuchs, der nie mein Diener geweſen, iſt erſt vor fünf Jahren unter das Regiment geworben und unter des Majors Compagnie geweſen. Erſt vor drei Jahren, als wir beide gefangen worden, hab' ich ihn kennen gelernt, weiß von ſeinem Puffertragen nichts. Ich bin bereit, ihn zu geſtellen, wenn ihm wegen eines Duells, das er hier gehabt, Pardon zugeſagt würde.“

Er beſtritt auf's Entſchiedenſte, die incriminirten ihm einzeln vorgehaltenen Drohreden geführt zu haben. Das Amt Oletzko habe ihm das Recht genommen, nicht der Kurfürſt perſönlich. „Gott bewahre mich,“ rief er mit bebender Stimme, „daß ich mich an dem Geſalbten des Herrn vergreifen ſoll!“

Mit ſeinem Vater habe er wenig Briefe gewechſelt, da er mit ihm erzürnt geweſen. Die Landtagsacten, die er ihm durch Albrecht geſchickt, habe er, weil gleich darauf eine unglückliche Schlacht vorgefallen, nicht einmal geleſen, ſondern durch ſeine Diener an ſeine Frau zurückgeſchickt, bei der ſie ſich noch befänden. „Es kann

wohl ſein," fügte er hinzu, „daß ich einmal in der Ungeduld gegen meinen Vater etwas geredet habe. Er hat aber gegen den Kurfürſten nichts gethan. Wollet ihn in Frieden in ſeinem Grabe ruhen laſſen. Von dem, was zwiſchen ihm und mir vorgegangen, werd' ich nichts ſagen; dabei iſt Kurfürſtliche Durchlaucht nicht intereſſirt."

Ob er des Kurfürſten als Herzogs von Preußen eingeborener Unterthan oder Vaſall ſei?

Darauf antwortete er: „Jetzt wohl, ſeitdem ich hier geſeſſen. Vorher aber iſt der mein Herr geweſen, der mir das Brod gegeben. Wo ich geboren bin, weiß ich nicht; wahrſcheinlich in Bautzen, alſo nicht hier im Herzogthum."

Der letzte Artikel endlich fragte generaliter an, ob er bekenne, daß er höchſt Feindliches, Friedbruch, Krieg, Einfall, Rauben und Morden wider ſein Vaterland und wider Sr. Kurfürſtlichen Durchlaucht hohe Perſon ſelbſt vorgehabt und machiniret, alſo ſich der Majeſtätsbeleidigung und des Hochverraths ſchuldig gemacht?

Der Oberſt richtete ſich ſtolz auf. Sein Geſicht war geſpenſtig bleich; die ſchwarzen Augen glühten gleich glimmenden Kohlen. „Das beſtreit' ich geſammt," rief er, „und nenne alles, was gegen mich vorgebracht worden, boshafte Lüge und Verleumdung. Man ſoll mir's durch unverdächtige Zeugen beweiſen! Zu Unrecht bin ich eingekerkert und ſo ſchwerer Dinge angeklagt."

„Das Verhör iſt beendet," ſagte Kalnein und winkte dem Wachthabenden.

Der Oberſt nahm noch einmal das Wort. „Wollet ein gütiges Einſehen haben, hochedle Herren,“ bat er, „und mir, wenn Ihr mich ſchon nicht entlaſſen könnt, wenigſtens ein anderes Loſement anweiſen und mich — ich will nicht einmal ſagen, wie es einem Edelmann geziemt — aber doch menſchlich behandeln laſſen. Ich hab den größten Theil meines Lebens als Soldat im Felde zugebracht, ein freier Mann. Schwer genug ſchon trag' ich des Kerkers Zwang. In dieſem naßkalten Loch aber . . .“ Ein Schauer überlief ihn. „Es kann des Herrn Kurfürſten Wille nicht ſein, daß ich an Geiſt und Körper ruinirt werde. Selbſt in moskowitiſcher Gefangenſchaft bin ich beſſer gehalten worden.“

Der Oberburggraf hörte nicht unmitleidig zu. „Es kann Euch von uns aus nicht geholfen werden,“ entgegnete er, „müſſen Euch vielmehr nach wie vor an den Herrn Kurfürſten verweiſen. — Juculpat werde abgeführt.“

Das geſchah. In ſein Gefängniß zurückgekehrt, ſaß Kalckſtein Stunden lang, die heiße Stirn auf die Fauſt geſtützt, in dumpfem Brüten. Nun erſt begriff er die ganze Gefahr ſeiner Lage. Nicht die eigene Schuld allein ſollte er büßen, auch die ſeines Vaters mittragen. Mehr noch — viel mehr! Nur einer von dem preußiſchen Adel war er, der des Kurfürſten Souveränetät zu bekämpfen gewagt hatte. Ihn traf die Vergeltung — er ſollte das Opfer ſein, an dem der Sieger ſeinen Zorn kühlte. Er allein! Das empörte ſein Innerſtes. Deshalb hatten ſeine Feinde Macht über ihn! —

Anfangs Januar wurde zur Confrontation geſchritten. Die Kellerin blieb nicht nur bei ihrer Ausſage, ſondern gab jetzt ausdrücklich zu, der Kurfürſt ſei zwar nicht genannt worden, der ganze Discurs aber auf ihn gegangen. Auch die Löbelin änderte nichts in ihrer Beſchuldigung. Gegenüber dem Adjuncten Damler und Both von Kalckſtein erklärte er: das wegen der Puffer könne ſein, auch nicht ſein. Er erinnere ſich deſſen nicht. Richtig ſei's, daß ſein Bruder auf ihn Puffer getragen; auch habe ihm ſein Diener nachträglich erzählt, daß Füchschen ſich ſolche in Königsberg gekauft. Alles Uebrige ſei erlogen. Both von Kalckſtein habe ihn gefragt, ob es ihn nicht verdrieße, daß Wallenrod auf dem Amt Oletzko ſitze. Er habe geantwortet: Hol' ihn der Teufel! Der Kurfürſt hab's recht wohl gemacht, daß er ihn auf das Amt an der Grenze geſetzt — ihn, der in Littauen geſengt und gebrannt habe. Wenn es einmal zum Kriege komme, würden die Littauer es ebenſo machen und keinen Stein auf dem andern laſſen. Daher möge das ganze Gerede ſtammen! Der Zeuge beſtritt das aber und blieb bei ſeiner Behauptung.

Dann fand noch ein Verhör ſtatt. Die Zeugenausſagen und ſeine Antworten wurden ihm zur „Probation" nochmals vorgehalten. Er proteſtirte von neuem gegen ſein Gefängniß. Seine Schweſtern ſeien ihm feindlich und nicht werth in ehrlicher Geſellſchaft gelitten zu werden; ſein Bruder verdiene das Leben nicht. Wie er mit ſeinem Vetter Both ſtehe, ſei männiglich bekannt;

Kitlitz habe ihm Rache geſchworen, da er ihm einmal an den Kopf gegriffen, auch das Schnupftuch zugeworfen: er werde wohl wiſſen, worauf man einem ein Schnupftuch zu geben pflege.

Es wurde alles ſorgſam aufgeſchrieben, aber eine Erleichterung der Haft blieb aus.

Die Unterſuchung hatte ihren Fortgang.

Viertes Capitel.

Barbariſchken.

An einem luftſtillen aber friſchen Januartage hielt auf dem inneren Hofe des Inſterburger Schloſſes ein Schlittenfuhrwerk.

Der Kutſcher, ein Littauer im Schafspelz und bunten Handſchuhen, die Kappe über die Ohren gezogen, war abgeſtiegen und ſtampfte am Schlitten her auf und ab, um ſich zu erwärmen. Von Zeit zu Zeit ließ er die Peitſche mit der Aalhaut an der Schnur knallen, wohl weniger zum Vergnügen, als weil er auf ſich aufmerkſam machen wollte. Die kleinen ſtruppigen Pferde ſchüttelten dazu die bereiften Mähnen, daß die umgehängten Schellen klangen.

Der Herr, auf den gewartet wurde, war der Amtsſchreiber Heineken. Es wurde ihm aber nicht leicht, nach Wunſch von ſeinen Geſchäften abzukommen. Da war noch

eine wichtige Eintragung zu beſorgen, da rief ihn der Herr Amtshauptmann in ſein Zimmer, da meldete ſich der Kämmerer und Kornſchreiber, da ſollte noch ein Schreiben an die Rentei in Königsberg poſtmäßig geſiegelt werden, da ſtanden an der Thür ein paar Bauern, die ſchon vor Tage eingerückt waren, um ihr Geſuch anzubringen. Er verſäumte nicht gern etwas und hielt ſich allemal länger, als durchaus nöthig, bei den Vorreden auf. So hatte er den Bauern wohl ſchon zehnmal auseinandergeſetzt, daß er ſie heut' nicht vernehmen könne, und that's nun auch zum elften Mal mit durchaus vollwichtigen Gründen. Da er ſie aber nicht hinauswerfen ließ, blieben ſie ſtehen und ſchauten ihn demüthig bittend an. „Ihr ſeid halsſtarriges Rackerzeug," rief er endlich, ſetzte ſich aber doch, ſchon die Pelzmütze auf dem Kopf, an den Tiſch und brachte ihr Geſuch zu Papier.

Es ſah in der Amtsſtube noch gerade ſo aus, wie vor zehn Jahren; nur daß die Fächer in den Repoſitorien ſich noch mehr mit Acten und Papieren gefüllt hatten. Und auch Heineken war wenig verändert. Das Haar hatte kaum dünner, die Naſe ſpitzer, die Stirn runzeliger werden können. Die Mode übte keine Gewalt über ihn: noch immer ſteckte ſein dünner Hals in der ſteifen Krauſe, die hinten über die kahle Platte hinaufragte. Vielleicht fehlten ihm noch ein paar Zähne mehr, denn er lispelte und pfiff mitunter beim Sprechen. Als er endlich aufſtand und den langen Wolfspelz anzog, blieb richtig die Feder hinter dem Ohr ſtecken, mit der er eben geſchrieben hatte. Sie mußte hinter dem Ohr ſtecken, wenn er das

Protocoll verlas; die Bauern hätten ſonſt geglaubt, daß etwas fehle.

„Nun Jurgis,“ rief er dem Kutſcher zu, „haſt wohl ſchon lange Weile gehabt? Ja — ja — ja, das verdammte Volk kommt ſtets zur unrechten Zeit. Man muß ſich moleſtiren laſſen, dafür iſt man der Amtsſchreiber. Jetzt aber zeig' einmal, daß Deine Pferde das Laufen nicht verlernt haben. Nach Barbariſchken!“

Jurgis glättete die Decke über dem Sitz von Erbſenſtroh und half dem Schwerbepelzten in den Schlitten hinein. Dann ſchwang er ſich, während die Pferde ſchon ungeduldig anzogen, vorn auf. Eben kam noch der Braumeiſter angelaufen und winkte ihm zu halten. Aber Heineken rief ihm zu: „Vorwärts! es hat ſonſt kein Ende.“

Die Sonne ſchien prächtig vom blauen Himmel, der Schnee glitzerte über der Winterſaat und auf den Strohdächern der niedrigen Häuschen; in den langen Ackerfurchen lagen bläuliche Schatten. Der Amtsſchreiber aber achtete darauf nicht im mindeſten. Freilich war er in fortwährender Bewegung, bog bald rechts bald links den aufgeſchlagenen Pelzkragen zurück, um beſſer ausſchauen zu können. Seine Beobachtungen waren aber ganz eigener Art, gleichſam amtlicher Natur. Er hatte auch das Bedürfniß, ſich darüber laut zu expectoriren. „Wird denn der Jons Klapputis nicht bald das Holz zu ſeinem neuen Hauſe anfahren? Er iſt ja doch ſchon im Herbſt abgebrannt. Jetzt iſt die beſte Zeit in den Wald zu kommen. Meint wohl, weil er ſich da proviſoriſch in die Erde ein-

gegraben hat, es ſoll immer ſo bleiben. Das Faulthier! — Wo hat denn der Anſas Galwis ſeine Bienen gelaſſen? Ausgefroren? Unſinn! Verſoffen wird ſie der Höllenhund haben. Dort ſtehen ſie ja auch beim Nachbar. — Da wohnen Deutſche — man merkt's den Häuſern gleich an — das eine hat gar einen Schornſtein. Aber hier beim Karallus . . . haſt Du ſchon einmal ſo einen wüſten Strauchzaun geſehen, Jurgis? Aber wie kann's auch anders ſein? Den freſſen die Altſitzer auf — Vater und Mutter und noch eine Großmutter dazu. Drei Schweſtern und zwei Brüder wollen auch gefüttert ſein. Iſt das eine Wirthſchaft! — Halt' doch einmal an, Jurgis! He — Kraupat! Dein Heu fällt ja um, ſetz' eine Stütze unter. Wenn ich zurückkomme und ſie fehlt noch, geht Dir's ſchlecht. — Vorwärts! — Da — da — da: ein Haſe! Der reißt aus. Pau! Wenn ich die Flinte mitgenommen hätte. Iſt freilich im Wald verboten."

Das Fuhrwerk hatte ſich bisher auf der Straße nach Didlacken gehalten, das noch dem Oberſt de la Cave gehörte. Nun aber lenkte Jurgis nach rechts auf einen ſchmalen Landweg ein, der eine Strecke weiter in den Wald führte. Die Anſiedelungen vereinzelten ſich mehr und mehr. Aber auch der Wald war nicht dicht beſtanden und öfters unterbrochen von freien Plänen, die als Acker oder Wieſe zu den einzelnen Häuschen gehören mochten. Dann ging der Weg über eine Brücke hin und einem Flüßchen entlang, das gefroren war. Das Terrain ſtieg ſanft an und ſenkte ſich dann wieder zu einem kleinen See hinab, an dem eine Mühle lag. Auf drei Seiten

war er noch von Wald umgeben, die vierte aber öffnete ſich auf einen weiten Feldplan. Mitten auf demſelben zeigten ſich Gebäude, in ein Viereck geſtellt und ſorgfältig eingezäunt. Nun war auch der Weg zu beiden Seiten mit Gräben eingefaßt und mit jungen Bäumen in regelmäßigen Abſtänden bepflanzt. Am Stacket des Obſt- und Gemüſegärtchens fehlte keine Latte. „Das lob' ich mir," knurrte Heineken.

Man fuhr durch ein Thor, deſſen beide Flügel zurückgelehnt und feſt angekrampt waren, auf einen großen Hof. Ställe und Scheunen waren augenſcheinlich noch neu, zum Theil nicht einmal ganz fertig. Sie ſtanden auf Fundamenten von Feldſteinen. Das Herrenhaus aber ſchien zu fehlen, wenn nicht die niedrige Kabacke mit dem geflickten Strohdach und dem geſtützten Giebel geradeaus dafür gelten ſollte. Es konnte wohl ſo ſein, denn rechts von der Thür zeigten ſich drei Fenſter mit großen Glasſcheiben eingeſetzt, wie ſie an Bauernhäuſern nicht zu finden waren; auch gehörten dazu grüngeſtrichene Laden. Auf dem Hof lagen in guter Ordnung Stapel von Bauholz. Vier Brettſchneider arbeiteten an ihren Geſtellen. Zimmerleute richteten auf dem Boden vierkantige Balken zu.

„Iſt der Herr Capitän zu Hauſe?" fragte Heineken im Vorbeifahren.

Das wurde beſtätigt.

Der Schlitten fuhr nun im Bogen vor und blieb vor der mit einer hölzernen Vorlaube verſehenen Thür halten.

An dem zweiten der drei Fenſter zeigte ſich ein bärtiger Kopf. Gleich darauf wurde, noch ehe der Amtsſchreiber ſich aus ſeinem Pelz wickeln konnte, die Thür von innen geöffnet und ein Mann in kurzer Lederhoſe, wollenen Strümpfen, Pantoffeln und loſem Wams von grobem Tuch trat baarhäuptig über die Schwelle. Er war von ſo anſehnlicher Länge, daß er ſich ein wenig bücken mußte, um unter dem Thürgerüſt durchzukommen. „Grüß' Gott, Heineken," rief er und ſtreckte ihm die Hand entgegen. „Das iſt eine Freude!"

„Wer weiß — wer weiß," knurrte der Amtsſchreiber, indem er ſich über die Leiter des Schlittens rollte und die gebotene Hand ergriff, um ſich feſt auf die Beine zu ſtellen. Er ließ die Kniee mehrmals federn. „Man hat ſich ganz verſeſſen — kann auch das Alter ſein, das die Beine ſteif macht. Wie da geſchrieben ſteht . . . Aber wie geht es meinem liebwerthen Freunde und Gönner dem Herrn Capitän de Born und ſeiner Frau Liebſten, ſowie dero Frau Muhme? Darf man eintreten und ein Stündchen ausruhen ohne zu ſtören?"

Der Hausherr lachte. „Geht's ohne die Schnörkel nicht ab?" rief er. „Willkommen, herzlich willkommen! Im Hauſe iſt alles wohl. Meine Weibsleute haben am warmen Ofen von der ſcharfen Kälte nicht ſonderlich zu leiden gehabt, und mir behagt's im Winter allemal am beſten, wenn ich meinen Hauch ſehe. Tretet ein! Die Pferde abſpannen und in den Stall!"

„Der Jugend heißes Blut" — philoſophirte Heineken. „Warum habt Ihr aber nicht wenigſtens eine Mütze auf-

geſetzt? Freilich bei ſolchem Haarwuchs . . .“ Er legte die Pelzkleider im Flur ab und ſtrich mit beiden Händen von den Ohren aufwärts die ſpärliche Friſur zurecht. „Wenn es Euch nun beliebet —“

Born ließ ihn in das niedrige Zimmer ein, deſſen Balkendecke ſich in der Mitte bedenklich geſenkt hatte. Frau Barbara ſtand vom Spinnrocken auf und ging dem Amtsſchreiber entgegen. „Willkommen,“ ſagte ſie mit ihrer tiefen Stimme. „Setzt Euch dort in den Lehnſtuhl am Ofen, es wird Euch wohl thun. Für einen warmen Trunk ſoll gleich geſorgt werden.“

„Macht meinetwegen keine Umſtände, werthe Frau,“ bat Heineken. „Meines Bleibens iſt nicht lange. Die Geſchäfte — die Geſchäfte . . .“

„Das wollen wir doch ſehen!“ rief Born und drückte ihn in den weichen Stuhl. „Ihr ſeid ein viel zu ſeltener Gaſt und dürft vor Abend an die Heimfahrt nicht denken. Nachtlogis allerdings könnten wir Euch zur Zeit ſchwer bieten.“

Frau Maria Küchler kam aus der Küche herein. Sie hatte den Kopf mit einem großen Wolltuch verbunden. „Sieht man endlich einmal wieder einen Menſchen,“ ſagte ſie, den Gaſt begrüßend. „Man könnt' ſich einbilden allein auf der Welt zu ſein, ſo einſam iſt's hier im Winter bei uns. Da lob' ich mir doch die Stadt! Selbſt mit Inſterburg wollt' ich jetzt ſchon vorlieb nehmen, wenn's doch Königsberg nicht ſein kann.“

Barbara hatte ſich wieder an den Spinnrocken geſetzt. Er ſtand nicht weit von einem vor das Fenſter

gerückten Tiſch, auf dem bei einem Schreibzeug Papiere lagen, mit denen Born ſich eben beſchäftigt haben mochte. „Das iſt doch ſchon Deine ewige Klage," bemerkte ſie lächelnd. „Kann's wohl begreifen, daß Du Dich nach dem ſtädtiſchen Verkehr ſehnſt, den Du Dein Leben lang gewohnt geweſen biſt. Wenn man Dir aber anſinnt, nach Königsberg zurückzukehren —"

„Als ob ihr ohne mich beſtehen könntet!" fiel die Matrone ein. „Denkt doch einmal nach. Nein, ſo iſt's nicht gemeint."

„Ich für mein Theil hab' die Stadt noch keinen Augenblick vermißt," ſagte Barbara, zu ihrem Mann aufſehend, der ſich an den Tiſch gelehnt und die Arme über der Bruſt gekreuzt hatte. „Gerade die Einſamkeit iſt mir lieb nach all dem Traurigen, das wir dort erleben mußten."

„Und das Du doch auch nicht vergeſſen kannſt," fügte er mit leiſem Vorwurf zu.

„Sollte ich?" fragte ſie.

Er ſchüttelte den Kopf. „Nein, nein! Nur daß man meinen könnte, wenn man Dich ſtets im ſchwarzen Kleide ſieht . . ."

„Es weiß ja doch jeder, wer mein Vater iſt," ſagte ſie leiſe und den Blick ſenkend. „Das ſchwarze Kleid trag' ich zu ſeinem Andenken. Und hindert mich's denn heiter und des Lebens froh zu ſein, Gott dankbar für alle Gnade, die er mir täglich beweiſt?

„Das ſag' ich auch nicht," verſicherte er. „Und ſo zieh' ich auch aus der Frau Muhme Klagen keinen falſchen

Schluß, ſondern hör' ſie täglich mit Gleichmuth an, wohl wiſſend, daß der Verdruß ſo am leichteſten abgewendet wird. Es klingt nur wie Unzufriedenheit, von Herzen iſt ſie ganz auf unſer Seite."

„Hm — hm . . ." brummte die alte Dame. „Iſt's denn aber nöthig, daß wir hier auf dem Lande wie die Bauern hauſen? Ein Bauer hat wirklich vordem hier gewohnt. Und wenn nun auch die Wände weiß gekalkt und die Fenſter eingeſetzt und die Kammern mit Tapeten ausgeputzt und die Küchenvorrichtungen verbeſſert ſind —"

„Aber ſo wartet doch nur noch ein paar Jährchen," rief er hinein, „dann wird ein neues Wohnhaus daſtehen, in dem es Euch wohl ſein kann. Die ganze Manſarde ſollt Ihr allein zur Verfügung haben."

„Ach, das erleb ich nicht," meinte ſie mit komiſchem Eifer. „Immer tröſtet Ihr von Jahr zu Jahr. Aber es iſt immer noch Dringenderes zu thun. Eure Pferde und Kühe haben ein gar ſtattlich Logis, für Euch ſelbſt aber drängt's nicht ſo ſehr."

„Erſt muß freilich im nächſten Sommer der Schafſtall gebaut ſein," gab er zu, „an dem ſchon gezimmert wird, und ein feſter Speicher für das gedroſchene Getreide ſteht auch noch aus. Dann aber . . ." Er ließ die Stimme ſinken, als wollte er doch nicht allzu zuverſichtlich ein Verſprechen geben.

„Ich kann's doch nur loben," miſchte ſich nun Heineken ein, „daß Herr Konrad ſich auch darin als ein guter Wirth beweiſt. Man ſieht's dem Hof an, worauf er hinaus will. Aus einem rechten Nichts hat er das

alles in gar kurzer Zeit hergeſtellt, und es wächſt nun eins an's andre nach ſicherem Plan, daß man immer wieder vor Verwunderung die Augen aufzuſperren hat. Entſinne mich noch ſehr wohl, amice, was Ihr mir vertrautet, als Ihr nach der Heirath zu mir auf's Amt kamt: das iſt meine Baarſchaft. Kauf' ich damit ein Fertiges, ſo bleib' ich zeitlebens im Kleinen ſtecken; ſchaff' ich mir's aber ſelbſt, ſo mag das da zu einem guten Anfang genügen — rathet mir demgemäß, Heineken. Ei, ſagt' ich, ein mächtig Stück wüſte Haide läßt ſich davon ſchon anſchaffen, aber dann habt Ihr auch was Rechtes. Es gehört Muth dazu, die Wirthſchaft aus dem Gröbſten herzurichten. An dem fehlt mir's nicht, ſagtet Ihr, und meiner Frau auch nicht — ſie iſt des Schöppenmeiſters Rohde Tochter. Da wies ich Euch denn den Plan hier, auf dem damals die Tattern gebrannt hatten, daß nur noch ein Häuschen mit elender Stallung ſtehen geblieben und alles übrige wüſt geworden war. Nun — das Häuschen ſteht noch, und wär' vielleicht auch für einen Bauer nicht zu fein, um Scheunen, Ställe und Gärtnerwohnungen aber könnt' Euch ein Rittergutsbeſitzer beneiden. Das ſähe ſo gut nicht aus, wenn Ihr erſt an Eure Bequemlichkeit gedacht und Euch ein großes Wohnhaus gebaut hättet. Eins zum andern, liebe Frau Küchler, eins zum andern, und das Nothwendigſte immer voraus."

Born that dieſes Lob ſichlich wohl. „So war's auch meine Meinung," ſagte er, „und ich werd' noch lange meine Freude daran haben, in jedem Jahr etwas hinzu zu thun, neuen Acker urbar zu machen und den Wald zu

beſſern, daß man die alte Wildniß zuletzt ganz vergißt. Uebrigens lebt ſich's in ſolcher Enge für ein junges Ehepaar ohne Kinder ganz gemüthlich — nicht wahr, Bärbchen?"

Die Frau ſpann eifriger und beugte den Kopf nieder, als wollte ſie den Faden genauer beſichtigen. „Gewiß," antwortete ſie, „— es fehlt uns ſonſt nichts."

Frau Küchler hüſtelte. Sie hatte einen Wandſchrank geöffnet und ſeinen Inhalt von Flaſchen, Gläſern und verſchiedenen Eßwaaren gemuſtert. „Unſer Gaſt wird hungrig ſein," bemerkte ſie. „Darf ich Eure Schreiberei vom Tiſch nehmen?"

„Ich will's ſelbſt thun," ſagte Born, „damit die Blätter nicht in Unordnung kommen."

„Was ſchreibt Ihr denn da?" fragte Heineken.

Der Capitän ſchlug mit der Hand in die Luft. „Windiges Zeug," antwortete er. „Man hat im Winter ſo viel Zeit . . . Ihr werdet lachen. Ich trage da für den Herrn Kurfürſten ein umſtändliches Expoſé zuſammen, wie die große Wildniß, die jetzt gar wenig einbringt, könnte zu vieler fleißiger Unterthanen gutem Nutzen und Frommen cultiviret werden und nach etlichen Jahren einen hübſchen Ueberſchuß in die Renteicaſſe abwerfen möchte. Glaube auch, da ich in der Wildniß aufgewachſen bin und mich dann in fremden Ländern umgeſehen habe, in dieſen Dingen genug Erfahrung zu beſitzen, Kurfürſtlicher Durchlaucht etwas Brauchbares an die Hand geben zu können."

Der Amtsſchreiber lachte durchaus nicht, ſondern

ſtrich nachdenklich mit der Fingerſpitze die Stirn auf und ab. „Hm — hm — hm . . .“ knurrte er, „Ihr ſeid ein abſonderlicher Menſch, Konrad, — verzeiht, wenn ich Euch alter Gewohnheit nach noch immer ſo vertraulich nomi=nire — ein abſonderlicher Menſch voll unruhiger Specu=lation im Kopf und von ungewöhnlichen Trieben moviret. Noch ſteht Ihr mitten in der Arbeit, Euch ſelbſt in die Wildniß einzubauen, ſteckt wohl gar noch in den erſten Anfängen, und ſchweift ſchon mit Euren Gedanken über das ganze viele hundert Meilen faſſende Gebiet hin, wie es könnte in die richtige Verfaſſung gebracht werden. Dabei, wie ich Euch kenne, habt Ihr nicht einmal eigenen Vortheil im Sinn, ſondern es zwingt Euch, für Andere zu denken, daß es ihnen wohlergehen und dem Ganzen daraus ein erkleclicher Gewinn und gutes Anſehen er=wachſen möchte. Gebt Ihr's zu, amice?“

Frau Barbara hatte das Rad ſtillſtehen laſſen und ihm geſpannt zugehört. Die Augen leuchteten ihr. „Ja, ſo iſt er,“ ſagte ſie. „Das wiſſen auch hier alle ſeine Leute, an ſich ſelbſt denkt er immer zuletzt. Es iſt etwas von meines Vaters Art in ihm, nur daß er ſein Streben auf andere Dinge richtet, und vielleicht nützlichere.“

Eine dunkle Röthe übergoß Born's Geſicht. Er hielt den Kopf geſenkt und vermied es Barbara anzuſehen. „Ich weiß nicht, ob Ihr lobt oder tadelt,“ wendete er ſich zu Heineken. „Entſcheidet aber nicht eher, bis Ihr die Schrift geleſen habt, die mir wahrlich genug Mühe ver=urſacht. Denn wenn mir auch alles im Kopf klar ſteht,

ſo fließt's doch nicht geläufig aus der Feder. Hoffe deshalb auch noch gar ſehr auf Euren Beiſtand."

Der Amtsſchreiber nahm ihm die Blätter aus der Hand und überlas ſie, während Frau Küchler den Tiſch beſorgte. „An dem ſoll's Euch nicht mangeln," verſicherte er. „Ja — ja — ja! es fehlen Euch gleichſam die formulae des ſchriftmäßigen Denkens, die erlernt und geübt ſein wollen. Treffliche Vorſchläge — ſaubere Berechnungen. Aber alles in ſtiliſtiſcher Nudität, möcht' ich ſagen — faſt ſpartaniſch einfach. Soll das Gericht den verwöhnten Herrſchaften mundrecht ſein — um einen andern Vergleich heranzuziehen — ſo kann ein Körnlein attiſches Salz nicht ſchaden. Wenn man hier und dort ein lateiniſches Citat einſprengte — ja, ja — es möchte ſich noch beſſer leſen. Will's Euch gern an den Rand ſetzen."

„Nur daß der Vogel nicht unkenntlich werde, wenn er ſich ſo mit fremden Federn ſchmückt," wendete Barbara ein. „Er hat ein kräftiges Gefieder, mit dem er ſich hoch aufſchwingt. Da mag man ſolche Zierrath nicht ſo ſehr vermiſſen."

Conrad verwahrte die Papiere, ohne darauf zu antworten. Und auch Heineken begnügte ſich mit einem ſtummen Augenzwinkern und Lächeln. Frau Küchler bat zu Tiſch. Man möge ein wenig vorlegen, das Mittageſſen werde bald fertig ſein.

Der Herr Amtsſchreiber ließ ſich nicht nöthigen. Als er dann eine Scheibe Brod mit Honig gegeſſen und ein Gläschen Branntwein getrunken hatte, räuſperte er ſich und begann mit feierlicher Miene: „Aber weshalb ich

eigentlich herkam, carissime . . . Man darf die Geschäfte nicht zu lange versäumen. Ob's Euch ein großes Vergnügen bereiten wird, was ich zu melden habe, weiß ich freilich nicht, muß aber doch damit hervorrücken." Er knöpfte das Wams auf und zog ein Schreiben mit großem Siegel aus der Brusttasche. „Da ist etwas aus der Oberrathsstube an's Amt gekommen, das den wohlgeborenen Capitän de Born angeht, so jetzt in dieser Gegend angesessen sein soll. Mit einem Wort: man verlangt Euer Zeugniß im Kalckstein'schen Proceß.

„Mein Zeugniß?" fragte Born verwundert. „Was hätt' ich mit diesem garstigen Proceß zu thun, von dem Ihr bei Eurem letzten Hiersein erzähltet?"

„Darüber weiß ich Euch natürlich auch nichts Sicheres zu sagen," antwortete Heineken. „Ihr seid aber in Knauten gewesen —"

„Vor vielen Jahren."

„Was da jetzt an's Licht gebracht werden soll, hat auch lang genug im Dunkel gelegen. Es kann sein, daß Ihr bissige Reden des alten Generals und seines Sohns gegen den Herrn Kurfürsten vernommen habt —"

„Nein, nein! Ich erinnere mich dessen nicht."

„Ihr habt in des Obersten Regiment gedient —"

„Allerdings in Polen bis zur Warschauer Schlacht. Hab' aber damals den Oberst selbst nicht oft gesehen."

„So wird Euer Zeugniß wenig nützen. War aber nicht schon damals der Brüder Feindschaft offenkundig?"

„Allerdings. Die Schuld lag aber, wie mir schien

nicht am Oberſten. Sein Bruder . . . Es hat beſondern Grund, daß ich ungern an ihn denke.“

„Seht Ihr wohl! Wahrſcheinlich will man hinter dieſe Dinge kommen. Aus einer Andeutung des Schreibens entnehme ich aber auch, daß man Erkundigung über die Jagd auf das Elchwild einziehen will, das dort aus den Kammerwäldern reichlich übertreten ſoll. Dem General wird nachgeſagt, daß er ſich dies ſehr ungebührlich zu Nutz gemacht habe.“

„Das kann wohl ſo ſein. Aber was will man deshalb dem Oberſt anhaben?“

Heineken zupfte an ſeinem Spitzbart. „Pah! wenn man ihm überhaupt was anhaben will . . . Wer weiß, wie man aufrechnet. Aber das werdet Ihr ja alles in Königsberg des Näheren erfahren.“

„In Königsberg? Ich ſoll —“

„Ja, der Fiskal ladet Euch dorthin vor. Hier iſt das Schreiben, deſſen Einſicht Ihr zu atteſtiren habt. Kann Euch die Reiſe leider nicht erſparen.“

Das war ſehr verdrießlich. Born ſprach's auch aus. Barbara ſchwieg zwar, ſah aber offenbar verkümmert vor ſich hin. Nur Frau Küchler betrachtete die Sache gleich von der freundlichen Seite. „Ein Beſuch in Königsberg iſt gar nicht ſo übel,“ meinte ſie. „Schade, daß man mich nicht dorthin citirt; die Winterreiſe ſollte mich gar nicht ärgern. Aber im Ernſt: es iſt Euch gut, einmal wieder unter Menſchen zu kommen. Braucht man nicht Zwang gegen Euch, ſo liegt Ihr hier feſt, bis Ihr verſauert.“

Heineken wollte aufbrechen, nachdem er ſich ſeines

Auftrags entledigt. Aber man ließ ihn erſt Nachmittags los. „Benutzt die gute Schlittbahn," ſagte er beim Abſchiede. „Je ſchneller Ihr aufbrecht, deſto bälder ſeid Ihr wieder heim."

Das war auch Born's Meinung. Er traf ſogleich die nöthigen Anordnungen. Frau Barbara, nachdem ſie ſich an den Gedanken einer kurzen Trennung gewöhnt hatte — Konrad war noch nie über Nacht aus dem Hauſe geweſen — half ihm dabei mit echt weiblicher Sorge. Ueber die Unannehmlichkeit wurde nicht weiter geſprochen. Auch verhielten die Eheleute ſich nicht zärtlicher zu einander als gewöhnlich. Es war ein gutes, ſtilles Verhältniß unter ihnen. Jeder ſuchte dem andern Liebes zu erweiſen und mit Aufmerkſamkeit entgegen zu kommen. Aber beide waren ſie faſt über ihre Jahre ernſt und verhalten in ihrem Weſen. Nie war ein hartes Wort gefallen, nie der eheliche Friede auch nur eine Stunde geſtört geweſen. Doch ſchüttelte Frau Küchler manchmal den Kopf über ihre Verſtändigkeit. Sie hätte hin und wieder ein kleines Unwetter gewünſcht, damit man ſich des Sonnenſcheins hinterher mit mehr lautem Jubel erfreuen möchte.

Erſt am Abend vor der beſtimmten Abfahrt, als die Matrone ſchon in ihre Kammer gegangen war, ſchienen beide lebhafter das Bedürfniß zu empfinden, ihrer herzlichen Neigung Ausdruck zu geben. Er ſah, daß ſie mit Thränen kämpfte, ſchloß ſie an ſich und hielt lange ihre Hand. Dann gingen ſie Arm in Arm durch's Zimmer; ſie lehnte den Kopf an ſeine Schulter und wiederholte

öfters: „Hätt' ich Dich nur erſt wieder!“ Es ſei ja von keiner Fährlichkeit die Rede, meinte er, und eine Woche werde raſch vergehen, drückte ihr aber doch bewegter die Hand. „Ich weiß nicht, weshalb mir ſo beklommen iſt,“ ſagte ſie, „als müßte dort etwas geſchehen . . .“

„Du denkſt an das, was geſchehen iſt,“ erwiderte er, „da ſcheint der Ort Dir nun in allem bedrohlich. Was kann er uns noch anhaben?“ Er ließ ſich auf den Lehnſtuhl nieder, zog ſie auf den Schooß und küßte ſie. Es war, als ob ſie's überraſchte. Eine kleine Weile ſaß ſie wie zu ſchnellem Aufſtehen bereit. Dann warf ſie plötzlich mit einer leidenſchaftlichen Bewegung die Arme um ihn, ſchloß ſich dicht an ihn und preßte ihre glühende Wange an die ſeine.

Die Lampe erloſch, es war Zeit zur Ruhe zu gehen. — — —

Am andern Morgen, noch ehe die Sonne herauf war, hielt der hübſche, leichte Jagdſchlitten, mit drei Pferden beſpannt, vor der Hausthür. Auf den Sack mit Hafer, der hinten auf dem Trittbrett lag, wurde eine Lade mit den beſten Kleidern gepackt und feſtgeſchnürt. Ein Korb mit allerhand Lebensmitteln, den Frau Küchler aus der Speiſekammer herantrug, mußte neben dem Kutſcher Platz finden. Barbara drehte ihren Liebſten kunſtgerecht in einen langen Shawl ein, der den Pelz feſt zuſammenhielt. Da hinein ſteckte er ſeine Piſtolen. Der Abſchied war dann kurz. Ein Kuß, ein Händedruck — „mit Gott!“

Die junge Frau ſtand trotz der Morgenkälte in der offenen Thür, bis das Schellengeläut verklungen war.

Born ſprach in Inſterburg auf dem Schloß an. Der Amtshauptmann gab ihm ſeine Legitimation mit. Heinecken begleitete ihn bis auf den Hof hinab. „Wenn Ihr etwa in der Oberrathsſtube oder ſonſtwo Gelegenheit finden ſolltet, für einen alten Freund zu ſprechen," ſagte er etwas verſchämt, „— vergeßt mich nicht. Nach meinen Qualitäten hätt' ich wohl beſſere Beachtung verdient — ſage das mit aller Beſcheidenheit. Wenn beim Hofgericht oder Hofhalsgericht oder auch in der Kammer und Rentei ein Secretariat frei würde, ſolchem Amt würd' ich wohl glauben gewachſen zu ſein. Möget mir auch mit gutem Gewiſſen das Teſtimonium gehen, daß ich noch über meine Jahre rüſtig — das Facit einer wohlverbrachten Jugend und verſtändig regulirten Mannesalters. So es Euch alſo gelingt einen Gunſtſtrahl auf mich hinzulenken, will ich Euch dankbar ſein, daß Ihr mir den Spiegel gehalten habt. Valete!"

Er gab mit einem kurzen Pfiff durch die Zähne das Zeichen zur Abfahrt und ging in's Haus zurück, ohne eine Antwort abzuwarten. —

Am zweiten Tage Nachmittags langte Born in Königsberg an. Er durfte jedoch nicht ſogleich die äußere Umwallung paſſiren. Vor dem Thorhauſe ſtanden viele Bauernſchlitten, die auf die Steuerabfertigung lauerten; die Knechte ſtampften den Schnee, um ſich zu wärmen, und knallten mit den Peitſchen. Born wartete einige Minuten, ſprang dann aber ab und klopfte an's Fenſter. „Heda!" rief er hinein. „Schläft denn da alles bei hellem Tage? Wie lange ſoll man hier am Thor frieren?"

„Ja, da kann der Herr lange klopfen," meinte einer der Bauern. „Ich steh' hier schon eine Stunde."

Born pochte noch kräftiger an. „Was ist das hier für eine Wirthschaft? Werd' ich nicht abgefertigt, so fahr' ich hinein und bring' meine Beschwerde auf dem Schloß an."

„Wer ist der Grobian?" ließ sich eine Stimme von innen vernehmen? „Meint er, ich hab' ihm nur so aufzuspringen? Der Teufel soll ihn holen, wenn er mir die Scheibe zerschlägt!"

„Capitän de Born," rief jener hinein. „Der Grobian ist ganz auf Eurer Seite."

Nun öffnete sich die Thür und der Herr Accisevisor, ein eisernes Stöckchen in der Hand, trat hinaus, sich nach dem ungeduldigen Fremden umschauend. Der Pelzrock schloß vorn nur knapp über dem dicken Wanst. „Beim dreiköpfigen Cerberus," expectorirte er sich stutzend, „seid Ihr's wirklich? Hättet mir den Namen doch gleich nennen sollen. Media nocte wär' ich Euch aufgesprungen alter Freundschaft zu Liebe."

„Stubenrauch! Ihr? Dessen konnt' ich wahrlich nicht vermuthen. Wie seid Ihr in dieses Amt gekommen?"

Stubenrauch schmunzelte. „Durch meines hohen Gönners, des Herrn Oberpräsidenten von Schwerin gnädigste Protection für wichtige Verdienste um den Staat. Das Amt erfordet freilich kein großes Studium, nährt aber bei richtiger Handhabung seinen Mann. Hoffe, daß der Herr Kurfürst von der Accise nicht mehr absteht, allem Geschrei der Stände zum Trotz. Aber tretet ein und

trinkt ein Gläschen. Iſt mir ein rechtes Gaudium Euch wiederzuſehen.“

„Die Leute wollen abgefertigt ſein,“ lehnte Born ab, „ein andermal.“

„Ach! die Lümmel haben Zeit,“ meinte Stubenrauch, „man muß das Volk nicht übermüthig machen. Ich bitt' Euch, tretet ein. Ganz im Vertrauen: meine Alte hält die Flaſche verſchloſſen. Einem ſolchen Gaſt zu Ehren aber . . . hm! Der Herr verſteht.“

„Ihr ſeid verheirathet?“

„Zum Teufel, ja! Jeden ereilt das unerbittliche Fatum. Habe mich nicht durch Jugend und Schönheit blenden laſſen, ſondern . . . Schweigen wir davon, der Drache bewacht ſeine Schätze. Hab' gelernt, daß mit Pennälen leichter umzugehen iſt, als mit Weibern. Die da —“ er wies nach dem Hauſe — „verſteht ſich auf's Putzen beſſer als ich. Und man muß geſtehen, ſie hat mir ein recht blankes Anſehen gegeben. Findet Ihr nicht? Ich repräſentire meine Würde mit gebührlicher Nüchternheit. Zu hungern brauch' ich nicht. Aber was den Durſt anbetrifft . . .“ Er zwinkerte liſtig mit den Augen. „Kommt hinein. Dieſer Tag des Wiederſehens iſt mir ein Feiertag — und man ſoll den Feiertag heiligen.“

Der Capitän entſchuldigte ſich mit der großen Eile ſeiner Geſchäfte. Stubenrauch ſeufzte. „Es iſt keine Freundſchaft mehr in der Welt.“ Er ſtöckerte mit dem eiſernen Stäbchen im Schlitten herum. „Etwas Steuerbares habt Ihr natürlich nicht. Wo wollt Ihr denn einkehren?“

„Vorläufig im Löwenkruge. Es ſoll da eine paſſable Wirthſchaft ſein.“

„Ja, ja — man ſagt. Bin lange nicht da geweſen — meine Alte hält mich am Bändel. Ihr wollt ihr alſo wirklich nicht Eure Aufwartung machen?“

Born ſaß ſchon im Schlitten. „Gebe mir nächſtens die Ehre,“ rief er. „Fahr' zu!“

Unter dem Thorbogen hörte er noch, wie der geſtrenge Acciſereviſor gegen die Bauern loswetterte.

Er ging früh zur Ruhe. Am andern Morgen zog er den Offiziersrock an, hängte den Degen um und begab ſich auf's Schloß. Er meldete ſich beim Herrn Statthalter, wurde auch in Gnaden vorgelaſſen. „Was man von Euch wiſſen will,“ ſagte der Fürſt, „werdet Ihr drüben auf der Canzlei erfahren.“ Er lud ihn zur Tafel. „Uebrigens mach' ich Euch ſchon jetzt kund,“ bemerkte er bei der Entlaſſung, „daß zu nächſtem Freitag eine große Schlittenfahrt nach dem Holſteiner Kruge bevorſteht. Der Adel arrangirt ſie. Ihr werdet dabei nicht fehlen wollen und ſeid hiermit noch ausdrücklich eingeladen. Verſorgt Euch bei Zeiten mit einer Dame.“

Der Capitän dankte unterthänigſt. Er meinte, nicht ablehnen zu dürfen, hatte aber nicht die Abſicht theilzunehmen. Es kam ihm nur darauf an, möglichſt raſch wieder die Heimreiſe antreten zu können.

In der Canzlei traf er den Oberraths-Secretär Sandius. Das kleine Männchen war ſehr zuſammengefallen und trug den Rücken gebeugt. Born wurde diesmal gleich erkannt und mit viel Zuvorkommenheit abgefertigt. „Ja,

ja," ſagte Sandius, „der Kalckſtein'ſche Proceß ſchafft Vielen Unruhe. Der Herr Kurfürſt ſcheint der Meinung zu ſein, daß man ihn nicht auf die leichte Achſel nehmen dürfe. Er traut dem preußiſchen Adel noch immer nicht recht und glaubt ihm hier auf die Schliche zu kommen. Sonſt verſtünd' ich's nicht, wozu es nützlich ſein könnte, die alten Geſchichten aufzurühren. Ich ſelbſt weiß übrigens wenig von dem, was in der Sache geſchieht. Dr. Lau hält die Acten geheim. Er wird Euch vernehmen. Kennt Ihr ihn?"

Born verneinte.

„So erlaubt, daß ich Euch zu ihm führe. Er wird in einem der Zimmer des Hofgerichts zu finden ſein. Als Advocat übt er dort ſeine Praxis aus."

„Aber bemüht Euch meinetwegen nicht, Herr Secretarius —"

„O, o, oh! es iſt mir keine Mühe. Ich vergeſſe Eure Freundlichkeit nicht — damals, als Ihr auf dem Ball des Herrn Statthalters meine Tochter zum Tanz auffühtet. Mag Euch ſchon längſt in Vergeſſenheit gekommen ſein."

„Doch nicht. Wie geht's dem Fräulein?"

„Nun — nun . . . Man muß zufrieden ſein mit allem, was Gott ſchickt. Das arme Kind hat vor Jahren viel Kummer gehabt — iſt ſeitdem nicht mehr recht friſch geworden. Die verewigte Frau Kurfürſtin nahm Livia mit nach Berlin. Da hat ſie's gut gehabt, gefiel auch dem Obergärtner in Oranienburg ſo wohl, daß er ihr ſeine Hand antrug. Und wär' auch eine ganz achtbare

Partie gewesen; aber das Mädchen hat sich zu keiner Heirath verstehen wollen. Dann ist im letzten Frühjahr meine gute Frau gestorben, und ich hab' die Tochter zurückrufen müssen, weil ich nun ganz allein war. Hat doch wegen Krankheit der Frau Kurfürstin nicht so rasch ausgeführt werden können, da die hohe Frau sich von ihr nicht hat trennen wollen. Als sie dann aber unerwartet früh mit Tode abgegangen, hat eine Hofdame aus Preußen, die nun auch ihres Amtes entledigt worden, Livia in ihrem Reisewagen mitgenommen und mir zugeführt. Sie ist jetzt mein ganzer Trost in allerhand Bekümmernissen, von denen ich lieber nicht reden mag."

Das erzählte er, während er Born treppab und treppauf durch verschiedene Flure und Zimmer führte. Sie fanden endlich Dr. Lau; er hatte aber in der Sitzung des Hofgerichts mitzuwirken und war für heut unabkömmlich. Es mußte also genügen, daß ihm der Capitän de Born vorgestellt und zu thunlich schneller Abfertigung empfohlen wurde. Er bestellte ihn mit viel höflichen Redewendungen auf den folgenden Tag. Doch könne er ihm nicht zusichern, daß es bei dieser einen Vernehmung verbleiben werde. Born fragte, ob er den Oberst Kalckstein in seinem Gefängniß sprechen könne; es möchte ihm dann vielleicht manches wieder in Erinnerung kommen. Daran sei gar nicht zu denken, entgegnete Dr. Lau. „Man läßt nicht einmal seine Frau zu ihm ein."

Nachdem der Capitän sich mit einem schönen Dank von Sandius verabschiedet, ging er nach der Stadt, alte Bekannte aufzusuchen. Bei einem Bernsteindreher kaufte

er für Barbara eine Schnur hellgelber Perlen und im Flitterkram nicht weit davon ein Häubchen für Frau Küchler. Er wollte etwas mitbringen und ſich gleich damit verſorgen, wenn ſpäter etwa die Zeit knapp würde.

Das Haus des Meiſters Klews fand er von unten bis oben neu abgeputzt, ſicher dem großen Schilde zu Ehren, das über dem Eingang der Bude hoch aufgerichtet und mit Eiſenſtreben befeſtigt war. Die grellfarbige Malerei mußte jedem Vorübergehenden in die Augen ſtechen. Das „Kurfürſtlich Brandenburgiſcher Hofſchuſter" konnte dann nicht unbemerkt bleiben.

Born fand den Herrn Hofſchuſter in ſeinem Weſen ſehr verändert. Er ſchnitt nur noch zu, arbeitete aber ſonſt nicht mehr mit. Nicht nur die Oberlippe, ſondern auch das Kinn hatte er ſich vorn glatt raſiren laſſen, ſo daß ihm nun der weiße Bart von den Ohrläppchen herab halbmondförmig um's Geſicht hing. Es dünkte ihn das vornehmer, weil er ſo den Barbier in Nahrung ſetzen mußte. Auch hatte der breite Mund offeneren Spielraum für allerhand Bewegungen, die ihn des Sprechens überheben konnten, ſei es, daß er die Lippe verſchob oder ſpitzte oder ſeitwärts herabhängen ließ. Er ſprach überhaupt nur knapp ſo viel, als dringend erforderlich war, und dann in kurzen Sätzen und in einer leiſen und gleichmäßigen Tonart. Es ſetzte ihn ſo leicht nichts mehr in Verwunderung. Wenn er hörte, was in fremden Ländern Merkwürdiges geſchah, ſagte er nur: „Pah —!" oder: „So — ſo!" Der Herr Kurfürſt ſtellte jeden anderen Monarchen in den Schatten, und er rückte jedesmal das

Sammetkäppchen, wenn ſein Name genannt wurde. Seine Kunden behandelte er mit einer Art gnädiger Herablaſſung. „Nun ja — man kann ja das Maß nehmen... Wenn man warten will, bis man an die Reihe kommt... Weil man ſich doch ſchon längere Zeit zu derſelben Stelle gehalten hat . . .“ Nur die ſtädtiſchen Großwürdenträger und den hohen Adel zeichnete er durch größere Zuvorkommenheit aus. Doch rechnete er auch da mindeſtens auf eine anerkennende Aeußerung über ſeine Leiſtungen oder eine Erkundigung, ob er wieder einmal mit einem Auftrage von höchſter Stelle beehrt ſei. Auf den Herrn Statthalter als ſeinen Kunden konnte er ſich immer berufen.

So machte der Beſuch des Capitäns denn diesmal auch keinen ſehr merklichen Eindruck. „Ihr ſeid's. Ja wohl. Iſt mir ſehr angenehm den Herrn wiederzuſehen. Sehr angenehm. Wirklich ſehr angenehm. Wie lange iſt's doch her —? Ganz recht, vor der Huldigung unſeres allergnädigſten Herrn Kurfürſten.“ Das Käppchen wurde gehoben und wieder geſenkt. „Ja, das war eine große Zeit. Das war eine Zeit, von der unſere Enkel noch ſprechen werden. Eine Zeit . . . Hm! man muß ſie in größter Nähe erlebt haben. Stand damals dicht vor der Tribüne. Aber es freut mich, daß der Herr uns nicht vergeſſen hat. Sind wohl unterrichtet, von Dero Rang- und Standeserhöhung. Ja, man muß ſtillhalten.“

Er knöpfelte ganz wunderlich mit den Lippen und verdrehte die Augen.

Der Altgeſelle ſaß wohl in der Werkſtätte, beauf-

ſichtigte aber nur die Lehrlinge. Er hatte einen Augenſchirm von grünem Papier über die kahle Stirn gehängt und ſah recht leidend aus. „Ja, man muß ſtillhalten,“ wiederholte er in ganz anderm Sinn und von einem Seufzer begleitet. „Es will noch immer nicht zu Ende gehen und wär' doch hohe Zeit.“

„Pah!“ warf der Meiſter ein. „Es eilt nicht ſo ſehr. Nathanael hat das Zittern in den Händen. Das bringt kein Doctor nicht mehr fort. Altersſchwäche! Ginge aber noch an. Nur die Augen, die Augen! Sticht immer vorbei, ſchneidet in's Leder. Hat aber doch nicht ablaſſen wollen — viel Waare verdorben. Na — thut nichts. Bin nur froh, daß er jetzt einſieht, Invalide geworden zu ſein. Macht ſich ja noch immer nützlich. Hat nicht nöthig, der Altgeſellen-Krankencaſſe zur Laſt zu fallen. Aber desperat — manchmal ganz desperat.“

„Weil's auch mit dem Leſen nicht mehr fort will,“ ſagte Nathanael, „und die Gedanken öfters ganz ausgehen. Es iſt gar kein Leben.“

Die Meiſterin kam von ihrer Tochter. Es war da vor acht Tagen ein kleines Mädel eingetroffen, und ſie führte der Wöchnerin die Wirthſchaft. Morgen ſollte die Taufe ſein; da war noch mancherlei zu beſorgen. Sie trug einen Pelzrock mit breiten Aufſchlägen und völligem Beſatz unten herum. Sie trat ſehr aufgeregt ein. Des Tuchſcheerers Fröſe Ferdinand „die Kröte“, hatte ſie mit einem Schneeball getroffen, deſſen Spuren noch an der Schulter ſichtbar waren. „Es iſt gewiß abſichtlich geſchehen,“ rief ſie, „und muß dem Polizeiherrn zur Anzeige

gebracht werden. Fröſes ſind neidiſch auf uns. Neulich auf dem Markt hat ſich die Frau Aeußerungen erlaubt, weil ich einen fetten Gänſerumpf kaufte, den ſie umſonſt behandelt hatte. Das lernt der Bengel ſo. Du mußt gleich zum Polizeiherrn."

Jetzt erſt bemerkte ſie den Gaſt. „Das trifft ſich gut," meinte ſie. „Ihr werdet hoffentlich morgen bei der Taufe nicht fehlen, Herr Capitän. Soll' meiner Tochter eine Ehre ſein."

„Wie geht's dort, Dorchen, wie geht's?" fragte Klews. „Fröſe's Ferdinand ſoll gelegentlich eine Maulſchelle haben."

„Das iſt nicht genug," eiferte ſie. „Er muß von der Stadt wegen übergezogen werden. Oder Du könnteſt auch dem Herrn Stadthalter ſchreiben laſſen —"

„Aber wie geht's, wie geht's?"

„Nun — ſo weit ganz gut. Minchen iſt ſchon aufgeſtanden. Aber es ſchickt ſich beſſer, wenn ſie morgen zu Bett liegt. Die Frau Kirchenvorſteherin Rottmaus hat auch bei der Taufe zu Bett gelegen, und iſt doch nicht die Tochter eines Kurfürſtlich Brandenburgiſchen —"

„Ja, ſie muß zu Bett liegen," fiel der Meiſter eifrig ein. „Man hat den Leuten zu zeigen, daß man etwas auf ſich hält."

Stemmeiſen kam nachgeeilt. Es war noch etwas zu beſtellen vergeſſen. Er wiederholte die Einladung. „Würde uns auch eine ganz beſondere Freude ſein, wenn der Herr Capitän ein Pathenamt annehmen wollte."

Das konnte er nicht ausſchlagen, wünſchte nur zur

rechten Zeit in der Kirche ſein zu können, da er nicht von ſich abhänge.

„Habt Ihr auch Kinder?“ fragte die Meiſterin.

Er ſchüttelte den Kopf. „So gut iſt's uns bisher nicht geworden.“

„Das iſt in jeder Ehe ein großer Uebelſtand,“ verſicherte ſie. „Zu großer Segen mag auch ſein Bedenken haben, wenn das Stücklein Brod für jeden zu klein getheilt werden muß; wo er aber ganz ausbleibt, herrſcht bei aller Fülle bald Unzufriedenheit unter den Eheleuten.“

Die gute Frau wußte gar nicht, wie verletzend ihre Rede war. Das merkte von allen überhaupt wohl nur Nathanael, der den grünen Schirm zurückſchob und etwas ſchüchtern ſeine Meinung hören ließ: „Ich weiß nicht aus Erfahrung, wie's iſt; aber ich denke mir, eine gute Weile müßten Zwei auch einander allein genug ſein. Hätt' mir's ſelbſt niemals anders gewünſcht.“

Die Meiſterin ſah ihn mitleidig an und zog ein wenig die Achſeln, erwiderte aber nichts darauf. „Wo habt Ihr denn Euer Logis,“ erkundigte ſie ſich.

Born nannte den Löwenkrug. Seine Kammer ſei recht kalt und unfreundlich.

„Diesmal hätt' ich Euch unſchwer aufnehmen können,“ ſagte ſie darauf. „Wir haben ſchon ſeit einigen Jahren die Studenten abgeſchafft —“

„Seit der Huldigung,“ fiel Klews ein und griff an ſein Käppchen.

„Ja, wegen der großen Unruhe und Unſchicklichkeit,“ ergänzte ſie. „Die Stube ſteht nun leer und ein

Bett fehlt auch nicht. Wenn Ihr alſo wolltet, Herr Capitän . . .“

Auf eine ſolche Clemenz ſeiner Frau war der Meiſter gar nicht vorbereitet. Es war, als ob ihn im erſten Augenblick ein Schreck erfaßte. Dann aber wurde ſeiu Geſicht wie mit Glanz überzogen. Er ſperrte die Augen auf und rief: „Das iſt aber ein geſcheidter Gedanke! Frau, das iſt ein ſehr geſcheidter Gedanke. Und ich wüßte wirklich nicht, was nun weiter im Wege ſteht. Laßt Euer Fuhrwerk im Löwenkrug, Capitän, und quartiert Euch bei uns ein.“ Er ſagte das wieder in dem alten gemüthlichen Ton, der ihm alſo doch noch nicht ganz abhanden gekommen war.

Born ließ ſich nicht lange bitten. Nur ſollte die Frau Meiſterin erlauben, daß er bezahle.

Davon wollte ſie jedoch nichts wiſſen. „Wir ſind nicht mehr in den Umſtänden,“ ſagte ſie, jedoch ohne eine Kränkung merken zu laſſen, „und können einen kurbrandenburgiſchen Offizier wohl auch umſonſt aufnehmen, wenn er auch ſeinen Abſchied genommen hat. Es iſt mir der Fröſen wegen geradezu lieb, wenn ſie einen kurbrandenburgiſchen Offizier bei uns aus- und eingehen ſieht, und man ſagen kann: das haben wir uns zum Pläſir gemacht. Wenn Ihr uns aber durchaus nichts ſchuldig bleiben wollt, ſo könnt Ihr's ja allenfalls beim Pathenpfennig verrechnen.“

Das leuchtete ihm ein. Er ging gleich nach dem Löwenkruge, aß dort, gab die Kammer ab und ließ durch den Knecht ſeine Lade mit Sachen zu Meiſter Klews

tragen. Dort war das Stübchen ſchon ſauber hergerichtet. Obgleich die Meiſterin mit allem wohlverſorgt war, hatte ſie doch die Magd zum Gewürzkrämer am Markt geſchickt und ſich Zucker, Caneelſtangen und Muscatblüthen ausbitten laſſen: es logire ein kurbrandenburgiſcher Offizier bei ihr, dem wolle ſie eine wohlſchmeckende Morgenſuppe kochen. Sie zweifelte nicht, daß es die halbe Stadt wiſſen werde, bevor noch die Muſikanten vom Schloßthurm das Abendlied geblaſen.

Vor dem Schlafengehen nahm Born den alten Freund Nathanael, der recht mühſam die Treppe hinaufkeuchte, in ſein Zimmer. „Was denkt Ihr nun ſo über der Welt Lauf," fragte er.

„Daß man ſich das Denken bald gar wird abgewöhnen müſſen," antwortete der Alte. „Der Herr Kurfürſt regiert und wir haben zu gehorchen. Ihr ſeht's an dem Kalckſtein, daß er auch mit dem Adel wenig Federleſens macht. Mit dem General iſt man dazumal zarter umgegangen, obſchon er vielleicht mehr auf dem Gewiſſen gehabt hat. Ja, die Dinge rundum haben ſich in dieſer letzten Zeit ſo raſch verändert, daß ich mit meinen alten Gedanken gar nicht mehr mit kann. Zum Glück fragt auch Niemand nach meiner Meinung."

„Und der Meiſter Klews . . ."

„Dem iſt der Hofſchuſter in den Kopf geſtiegen. Er hat ſich ein Pitſchaft ſtechen laſſen und giebt Weihnachten zwölf armen Waiſenkindern das Schuhwerk umſonſt her, doch nicht vom beſten Leder. Früher erfuhr's keiner, was er Gutes gethan hat, jetzt muß es an die große Glocke.

Iſt doch trotzdem ein braver Mann in ſeiner Art, und wollt' ich ihm gern ſein bischen Großthun gönnen, wenn's nur nicht anſteckte. Früher hat ſich der Bürger auf Anderes was zu gut gethan. Es wird nicht lange dauern, ſo wird dieſer und jener ſich für's Gewerk zu vornehm dünken. Es iſt ein alt Sprichwort: Hoffahrt kommt vor dem Fall. Mag ſich's in dieſem Hauſe nicht bewähren! Und nun gute Nacht!"

„Gute Nacht, Nathanael!"

Fünftes Capitel.

Kindtaufe und Schlittenfahrt.

Die Vernehmung des Capitäns erfolgte ſehr umſtändlich. Es waren Fragen aufgeſetzt, die er zu beantworten hatte, aber der Fiskal begnügte ſich dabei nicht, ſondern forſchte weiter. Der Eid, den der Zeuge geleiſtet, verpflichtete ihn, überall genaue Auskunft zu geben. Heineken hatte recht vermuthet. Man erwartete Aufklärung über gewiſſe Verhältniſſe zu erhalten, die nach des Pfarradjunkten Damler Ausſage den Oberſt veranlaßt haben konnten, von Knauten als einem „Sodom und Gomorrha" zu ſprechen. Auch ſollte Zeuge aufdecken, was er von der alten Feindſchaft der Brüder wiſſe. Dann wurde er gefragt, wie es in der Eskadron des Oberſten, in der er ja gedient, in Polen zugegangen ſei, ob der Oberſt Befehl gegeben habe, die Höfe gewiſſer polniſcher Edelleute zu ſchonen, und dergleichen. Darüber wußte Born wenig Zuverläſſiges. Er hätte den Oberſt nur ſelten und aus

der Entfernung geſehen. Nach der Warſchauer Schlacht wäre er einmal von ihm im Kloſter beſucht worden, er erinnerte ſich aber nicht mehr genau, was da geſprochen ſei. Ueberhaupt verhielt er ſich bei ſeinen Antworten ſehr vorſichtig; es war ihm ein widerwärtiges Gefühl, ſo ausgeholt zu werden, um der Unterſuchung neuen Stoff zu bieten. Dieſe alten Dinge hätte man wohl ruhen laſſen können, meinte er. Endlich kam auch die Jagd auf das aus den Kammerforſten übergetretene Elchwild in Frage. Es war behauptet worden, daß der General wohl fünfhundert Stücke habe fortſchießen laſſen, wobei beſonders ſein Sohn Albrecht ſollte geholfen haben. Auch dieſer war in letzter Zeit zum Arreſt gebracht worden. Born mußte beſtätigen, daß ſeiner Zeit Elchwild geſchoſſen, auch viel von Unregelmäßigkeiten geſprochen ſei, denen ſich ſeine Vorgänger auf des Generals Befehl ſchuldig gemacht hätten. Das ſei aber vor zwölf und mehr Jahren geſchehen. Von des Oberſtlieutenant Wirthſchaft in Wogau wiſſe er nichts.

Dr. Lau ließ niederſchreiben, was irgend einen Anhalt bieten konnte. „Man iſt in Berlin immer noch nicht zufrieden," ſagte er vertraulich, „will mit ganz klaren Augen ſehen und ſchafft uns viel Arbeit. Es iſt nicht wenig geſündigt worden von all' den kleinen Herren — da wird nun einer bluten müſſen."

„Steht die Sache des Oberſten ſo ſchlimm?" fragte Born.

„Nehmt's nicht gerade wörtlich," lenkte der Fiskal ein, „aber die römiſchen Juriſten haben dafür geſorgt,

daß crimen laesae majestatis der gewöhnlichen Proceßregel entzogen iſt. Wir haben einen ſouveränen Herrn, das möcht' ich keinem rathen außer Acht zu laſſen, ſo hoch er ſich zu ſtehen dünkt."

Er könne den Capitän nicht eher nach ſeiner Heimat entlaſſen, verſicherte er, bis er dem Herrn Oberburggrafen Vortrag gehalten habe. Nach einigen Tagen wolle er ihm weiteren Beſcheid geben, ob nochmalige Vernehmung erforderlich ſei. „Verluſtirt Euch indeſſen, ſo gut es gehen will," ſagte er beim Abſchied. „Ihr ſeid wohl auch bei der Schlittenfahrt?"

Er wiſſe es noch nicht, antwortete Born; habe keine Dame, der er einen Platz in ſeinem Schlitten anbieten könne. Er zeigte an, wo er zu finden ſei, wenn er nochmals auf's Schloß müſſe, und ging.

Er kam nur gerade zur Zeit nach der Kirche, wo der Taufakt der ſehr empfindlichen Kälte wegen in der Sakriſtei vorgenommen werden ſollte.

Der Herr Diaconus ſtand ſchon im Ornat und unterhielt ſich ſalbungsvoll mit den Pathen: dem Großvater Klews, dem Aeltermann des Schuſtergewerks im Löbnicht, Namens Andreas Knorre und einer ſehr langen, dürren und ſchon ältlichen, aber jugendlich friſirten und mit allerhand Flittern, Ketten und Ringen ausſtaffirten Frau, die nun dem Capitän als des Herrn Acciſereviſors Stubenrauch Eheliebſte vorgeſtellt wurde. Meiſter Klews nahm ihn bei Seite und ziſchelte ihm zu: „Erinnert Euch doch noch meines Einwohners, des Dicken? Waren aus allerhand beweglichen Urſachen ganz auseinander gekommen.

Aber der Mann hat ſich merklich aufgeſchwungen, war in großem Anſehen bei meinem hohen Gönner, dem Herrn Oberpräſidenten und Geheimen Rath von Schwerin. Hat durch ihn ein nahrhaftes Amt erhalten und einen reſpectuöſen Titul, und ſeitdem er mit ſo vernünftiger Ueberlegung in den Hafen der Ehe eingeſegelt iſt, der einentheils ein Nothhafen und anderntheils ein Glückshafen genannt werden konnte, wird auch dafür geſorgt, daß er meiſt feſt vor Anker liegt und ſelten einmal extravagiret. Zählt ſomit immerhin zu den ſtudirten Leuten, deren Umgang man ſich rühmen darf."

„Wird er zu Tiſch ſein?" fragte der Capitän.

Das beſtätigte Klews. „Hoffe aber," fügte er hinzu, „daß er ſich ehrbarer benehmen wird, als bei meiner Tochter Hochzeit. Mag daran nicht denken."

Stemmeiſen meldete den Täufling an. Gleich hinter ihm trat denn auch, von der Hausmagd begleitet, mit gravitätiſchen Schritten die weiſe Frau ein, unter ihrem weiten Mantel das kleine Jüngferchen auf einem blauatlaſſenem goldgeſtickten Kiſſen tragend. Der Küſter goß lauwarmes Waſſer in die Schale, die Pathen traten heran und erhielten das Taufkind nach einander auf den Arm gelegt, erſt die Frau Acciſereviſorin, dann der Capitän, dann der Obermeiſter vom Löbnicht und zuletzt der Großvater. Kaum aber hatte der Geiſtliche zu ſprechen angefangen, als das Jüngferchen ein gewaltiges Geſchrei anhub, wollte auch das Leinwandbündelchen mit Weißbrod und Zucker nicht annehmen, noch auf der weiſen Frau kleinen Finger beißen, und betrug ſich ſo ungebärdig, daß

dem Capitän, der noch nie in so schwieriger Lage gewesen, ganz bange wurde. Als aber erst mit allen Formalitäten gehörig der Teufel ausgetrieben war, begab es sich und wurde ganz still, was dann der Diaconus für ein namhaftes Zeichen göttlicher Gnade erklärte, mit vielem Augenverdrehen den Wunsch beifügend, daß sie nun nimmer weichen und sich alle Tage bis zu einem glücklichen Ehestande und dereinstigen seligen Sterben mehren möge.

Nachdem er über „Dorothea Wilhelmine Lowise" den Segen gesprochen und mit dem Amen geschlossen, trat Meister Stemmeisen zu ihm heran, dankte ihm, indem er ein Silberstück in seine Hand gleiten ließ, und bat sich die Ehre aus, daß er heut sein Tischgast sein wolle, was freundlich bewilligt wurde. Indessen erklärte Klews den Pathen der Namen Bedeutung. Dorothea heiße das Kind nach der Großmutter, Wilhelmine — „oder gemeiniglich Minchen" — nach der Mutter, Lowise aber, oder nach der vornehmen Leute absonderlicher Sprechart Louise, zu Ehren der hochseligen Frau Kurfürstin. „Soll auch dabei gerufen werden."

Nun ging's im Zuge nach dem Hause des Taufvaters. Es war auch eins von den schmalen und tiefen Handwerkerhäusern der Altstadt mit dunkler Treppe und je einer Stube nach der Straße und dem Hof hinaus. Von der Küche her, an der man vorbei mußte, duftete es von allerhand Gebratenem und Gebackenem. Der Koch vom Gemeindegarten war bestellt und in der Stille bedeutet worden, daß er getrost ein Gericht mehr aufsetzen könne, als in der Tauf-Ordnung der Städte Königsberg für

einen Handwerksmeiſter in maximo vorgeſchrieben worden — „in Anbetracht der ſehr reſpectablen Pathen“. Werde ſich auch Niemand darüber beſchweren.

Die Wöchnerin lag pflichtſchuldigſt im Himmelbett, deſſen roth- und blaugeſtreifte Gardinen zur Seite zurückgeſchlagen waren. Sie hatte ein weißes Häubchen auf und ein buntſeidenes Band angeſteckt. Zwei kleine Stemmeiſen thaten ſehr ſchüchtern und verſteckten ſich unter der Decke, die über das Bett gebreitet war. Die junge Chriſtin, die ſehr hungrig zu ſein ſchien, wurde ihr in den Arm gelegt. Sie begrüßte die Pathen mit einer Dankformel, die ſich gleichmäßig bei jedem wiederholte. Der Tiſch war für zehn Perſonen gedeckt. Außer dem Taufvater, den vier Pathen und dem Geiſtlichen waren noch die zwei Ehefrauen, Stubenrauch und der Altgeſelle Nathanael bedacht.

Die Obermeiſterinnen Frau Klews und Frau Knorre ſaßen ſchon in ihren ſteifen Sonntagskleidern am Bett. Nathanael ſtand in der Ecke am Ofen und wärmte ſeine Hände. Er wußte, daß er doch nur eingeladen war, weil man ihn nicht gut übergehen konnte, auch Jemand für den letzten Platz brauchte. Stubenrauch kam mit großem Gepolter die Treppe hinaufgeſchnauft, trat draußen den Schnee von den Füßen ab, daß es gar kein Ende haben wollte, und begrüßte dann die Wöchnerin mit einer lateiniſchen Allocution, die er nicht unterließ gleich in's Deutſche zu übertragen. Er war nicht wenig überraſcht, den Capitän hier zu finden, ſchlug ſich mit beiden Händen auf den Bauch und rief: „Das hätt' ich Euch ſchon am

Thor vorausſagen können, daß es hier einen ſolennen Taufſchmaus geben würde. Konnte freilich nicht ahnen, Euch unter den Pathen . . . Laurentia, theures Weibchen, das iſt der Simſon, der mich bei Meiſter Klews einmal die Treppe hinaufgetragen hat, als ich noch in meinen ſtudentiſchen Sünden florirte — mich! und ich war auch damals ſchon keine Puppe. Nur im Trinken konnt' er nichts leiſten, wird mich aber jetzt wohl leicht nehmen, da ich ſchon faſt vergeſſen habe, was eine Kanne iſt. O tempora!"

„Ich weiß nicht, wen Du da anrufſt," antwortete ſie, die Naſe rümpfend, „mit dieſer Tempora hab' ich aber nichts zu thun, und bitte Dich überhaupt, mir heut keine Verdrießlichkeiten zu bereiten, Marten! Der Herr Capitän wolle verzeihen, wenn er ſich ſeiner Ungebührlichkeiten erinnert, auch ihm das wegen der Kanne nicht auf's Wort glauben, ſintemalen ich alleweile die Frau bin, die ihren Mann nicht verdurſten läßt. Aber von Tempora und dergleichen heidniſchen Dingen will ich nichts hören."

Stubenrauch lachte unbändig los, brach aber plötzlich ab, als ſeine Frau ihm einen nicht mißzuverſtehenden Rügeblick zuwarf. Zum Glück kam aber jetzt der Geiſtliche, worauf allgemeines ehrerbietiges Schweigen eintrat, während er am Bett der Wöchnerin den guten Verſtand des Töchterchens lobte, das des Teufels mit Freude ledig geworden, und den Segen ſprach. Dann ſetzte man ſich zu Tiſch. Die Ehepaare blieben zuſammen, nur Meiſter Klews und ſeine Frau nahmen einander gegenüber an der oberen Ecke der Tafel Platz, ſodaß ſie den Tauf-

vater auf der Schmalſeite zwiſchen ſich hatten. Auf Klews folgte der Diaconus, die Frau Acciſereviſorin und Stubenrauch, auf Dorchen der Capitän, Meiſter Knorre und ſeine Frau auf den Langſeiten, ganz unten Nathanael.

Nun wurde aufgetragen. Zunächſt eine Suppe, bei der der Pfeffer nicht geſpart war, dann zur Beſänftigung der Kehlen eine ſüße Speiſe, ganz mit Zimmet beſtreut, dann ein Roſtbraten, dann ein gewaltiger Hecht, der gebührliches Staunen erregte. Inzwiſchen wurden die Bierkannen immer neu gefüllt, auch Gläschen mit ſüßem Wein herumgereicht. Der Wöchnerin wurde von jeder Speiſe ein guter Teller voll zugebracht. Sie aß mit gutem Appetit und nöthigte die Gäſte unaufhörlich zum Zugreifen, indem ſie zwiſchendurch ſcherzweiſe Stemmeiſen ſchalt, daß er nicht ſeine Pflicht thue. Es ſcheine gar nicht zu ſchmecken, meinte ſie.

Stubenrauch gab ſich alle Mühe, ihr dieſen böſen Verdacht zu benehmen. Seine Kanne war immer am eheſten geleert, ſodaß ſeine Frau ſchon Hand darauf legte und ſich eine Pauſe ausbat. Er wurde nun ſehr ſüß und ſuchte ihr mit allerhand Zärtlichkeiten und wohlgeſetzten Worten weiteren Conſens abzuſchmeicheln. Das gab dann weidlich zu lachen. Als nun der Geiſtliche aufſtand und die Jungfer Loviſe hochleben ließ, war die Reihe der Trinkſprüche eröffnet. Meiſter Klews und Stubenrauch blinkten einander zu. Endlich erhob ſich der letztere, ſtützte die Hände auf den Tiſch, ſodaß die Platte bedenklich zu knacken anfing, und ſagte: „Hochwürdige Herren, liebe Gevattern! Wenn es nach der Aſtrologen

weiſem Ausſpruch nicht gleichgültig iſt, unter welchem himmliſchen Stern ein Kindlein geboren iſt, ſo ſchätz' ich es doch nicht minder glücklich, wenn es ihm vergönnet iſt, gleichſam in den Lichtkreis eines mächtigen Potentaten einzutreten, der als ein Stern erſter Größe von ſeinem irdiſchen Throne herab funkelt und aller Völker Bewunderung erregt. Solches trifft eminenter auf unſern Täufling zu, derweil von allen regierenden Häuptern keines in Werken des Krieges und des Friedens ſolche Glorie erlanget hat, als unſer allergnädigſter Herr Kurfürſt. Ein alter Scribent und berühmter poeta moniret: Einer ſei König, Einer der Herr! Was er ſich nicht nur ſelbſten zu Herzen genommen, ſondern auch allen ſeinen Unterthanen wohl zu beachten anbefohlen und damit allen Streit im Lande beendiget. Ja, wir haben einen ſouveränen Herrn und wollen ihm dienen in rechter Unterthänigkeit, auf daß ſeiner Gnade Strahl uns auch ferner erwärme. Unſer allergnädigſter Herr Kurfürſt und unbeſchränkter Souverän ſoll leben — hoch, hoch und nochmals hoch!"

Er ſetzte die Kanne an und ließ ſie nicht mehr vom Munde, bis ſie geleert war. Frau Laurentia wagte diesmal nicht zu interveniren. Meiſter Klews ſchlug auf den Tiſch und rief: „So iſt's recht, ſo iſt's recht! Ja, wir wollen nur einen Herrn haben, und der ſoll ein großmächtiger Herr ſein. Wer ihm opponirt, den ſoll der Teufel holen, heiße er wie er wolle. Es ſoll keine Oppoſition ſein — alle Oppoſition iſt vom Uebel. Der Herr Kurfürſt weiß am beſten, was jedem Noth thut und allen

insgesammt. Und darum nochmals: unser allergnädigster Herr Kurfürst lebe hoch!"

Der Diaconus trank wohl noch einen kurzen Schluck, setzte dann aber hinzu: „Gott wolle ihn allezeit erleuchten, daß er durch ihn ein starkes Licht sei und der Kirche Diener nicht hindere, die Wahrheit im Glauben zu bekennen: denn in Sachen der Religion ist dieses die einzige Toleranz, die gelten darf."

Darauf erfolgte kein Widerspruch, aber die Unterhaltung wurde doch eine Weile gedämpft weitergeführt, bis der Capitän den Spruch auf die Taufeltern ausbrachte, und so die Lustigkeit wieder in früheren Fluß kam. Meister Knorre ließ das ehrsame Schustergewerk leben, und Meister Stemmeisen dankte verbindlichst für alle seinem Hause erwiesene Huld und gedachte seinerseits der Großeltern des Taufkindes, was gut aufgenommen wurde. Nur Nathanael verhielt sich ganz still. Wie er unter seinem grünen Schirm vor sich hinlächelte, konnte man überzeugt sein, daß er seine eigenen Gedanken habe: aber Niemand wollte sie heut wissen. Es wäre ganz gegen den schuldigen Respect gewesen, wenn er überhaupt mitgesprochen hätte.

Dann kam das längsterwartete Lebergericht auf den Tisch. Die Leber war zerschnitten und mit einer bräunlichen, scharf duftenden Tunke übergossen. „Nun aber rathet, liebe Gevattern, welches Thieres Leber dies ist," sagte die Wöchnerin, „und setzt eure Antwort in Reime, wie es von Alters her guter Gebrauch ist. Der Herr

Diaconus wolle dem Koch die Ehre erweiſen und anfangen.“

Der geiſtliche Herr wußte, daß ſich kein Gaſt weigern dürfe, einen Leberreim zu verſuchen, und ſo ſprach er denn, wahrſcheinlich ſchon auf dieſe Pflicht vorbereitet:

„Die Leber iſt gar,
Gottes Wort iſt wahr.“

Die Frau Acciſereviſorin zu ſeiner Linken fuhr fort:

„Von dieſer Leber will ich nehmen,
Niemand ſoll ſich der Armen ſchämen.
Der Menſch, ſo Gott vertraut, iſt reich,
Wie arm Du biſt, haſt doch Deines Gleich'.“

Dazu ſagte der Diaconus Amen. Dann ſetzte Stubenrauch ein:

„Dieſe Leber iſt von einem Spatzen.
Hüte Dich vor den Katzen,
Die vorne lecken und hinten kratzen.
Mein's aber nit auf meinen Schatzen.“

„Das wollt' ich Dir auch gerathen haben,“ ſagte Frau Laurentia und zupfte ihn am Ohr, daß er zu allgemeinem Jubel „Au — au!“ ſchrie.

Dann kam Nathanael an die Reihe. „Laßt mich aus,“ bat er, „ich weiß nichts.“ Aber das durfte nicht gelten. Und ſo brachte er denn ſchmunzelnd ſein Sprüchlein vor:

„Dieſe Leber vom Hecht, die iſt was fahl,
Mein alter Rock iſt mir was kahl,
Die mich will freien
Geb' mir einen neuen.“

„Damit iſt's zu ſpät worden,“ rief die Wöchnerin in

das Gelächter hinein. „Hättet Euch nicht gar so lange beſinnen ſollen, Nathanael — vielleicht hätt' ich Euch genommen und den neuen Rock dazu gegeben."

Meiſter Stemmeiſen beſtätigte: „Ja, ja! iſt mir eine rechte Angſt geweſen, Ihr könntet mir zuvorkommen. Da hört Ihr's nun." Er lachte aus vollem Halſe, und der Altgeſelle, ganz roth im Geſicht, nickte ihm gutmüthig zu.

Nun wiſchte ſich der Löbnichter den breiten Mund und begann:

„Die Leber iſt von einer Kuhe,
Ganz löblich iſt des Himmels Ruhe. —
Einen geſunden Biſſen,
Ein fröhlich Gewiſſen,
Einen friſchen Trunk,
Einen ſeligen Sprung
In's ewige Leben:
Ei, das mein Gott mir wolleſt geben."

„Mit letzterem aber hat's noch Zeit," meinte ſeine Frau.

„Den geſunden Biſſen und friſchen Trunk gönnt ſich auch ein Anderer gern," bemerkte Stubenrauch.

„Ein fröhlich Gewiſſen bleibt doch die Hauptſache," moraliſirte Laurentia, nach dem Diaconus ſchielend. „Nicht wahr, Hochwürden?"

Frau Knorre, die ſich über ſie ärgern mochte, ließ zur Antwort keine Zeit, ſondern ſprach gleich ihren Reim:

„Dieſe Leber iſt nicht von einer Mücke.
Habt acht, ich bitte, auf dieſe Stücke:
Als Liebe, Glaube, Treu' und Ehr'
Schlafen jetzt leider allzuſehr."

„So ſchlimm ſteht's in der Altſtadt noch nicht, Frau Gevatterin," ließ ſich Klews vernehmen. „Wie's im Löbenicht ausſieht, weiß ich nicht." Er lachte herzhaft.

„Man ſagt freilich, das Bier verſchlechtere ſich von Jahr zu Jahr," ſeufzte Stubenrauch.

„Es iſt ein Reim, wie ein anderer," ſagte die Meiſterin; „laßt ihn ſo gelten."

Nun kam die Reihe an den Capitän. Er hatte ſich ſchon auf etwas beſonnen und reimte es ſo zuſammen:

„Dieſe Leber vom Fiſch ich habe gefaßt,
Willſt Du ſein ein willkommner Gaſt,
Fahre nicht heraus ganz unbedacht,
Sonder habe deine Rede wohl in acht."

Das fand allſeitig Beifall. Darauf ſchloß Frau Dorothee Klews ihr Sprüchlein an:

„Die Leber iſt nicht von einem Aal..
Ich wünſche uns ſämmtlich allzumal
Und auch der kleinen Lowiſe Stemmeiſen,
Daß uns Gott woll' Gnade erweiſen."

„Darauf müſſen wir necessarie eins trinken," rief Stubenrauch und klappte mit dem Deckel. Er wollte eigentlich nur zart andeuten, daß ſeine Kanne leer ſei.

„Das haſt Du gar brav gemacht, Alte," lobte Klews. „Hätt's meinerſeits auf Stemmeiſen nicht gut fertig gebracht. Aber die Frauen haben manchmal einen feinen Verſtand." Er trank einen guten Schluck.

Stemmeiſen ſagte:

„Dieſe Leber iſt vom Hahnen und nicht vom Fiſche;
Mein Lieb iſt jetzt nicht bei dem Tiſche."

Er reichte ſeiner Frau ein Weingläschen und ſtieß mit ihr an.

Sein Schwiegervater aber ſchloß mit der ſchönen Sentenz:

„Die Leber iſt vom Huhn und nicht vom Heiſter.
Ich halte den vor einen Meiſter,
Wer ſeiner Jungen hat Gewalt;
Der wird auch wohl in Ehren alt.“

Man meinte, nun ſei's zu Ende, aber die muntere Wöchnerin rief vom Bette her:

„All' euer Rathen iſt nur halbe:
Die Leber iſt von einem Kalbe —“

und ſchoß damit den Vogel ab. Ihr Vater und der Obermeiſter Knorre mußten ſich vor Lachen den Bauch halten, und Stubenrauch legte ſich noch eine Portion auf, obſchon bereits eine gebratene Gans vor Stemmeiſen zum Tranchiren aufgeſtellt wurde.

Zum Nachtiſch gab's feines Backwerk. Der Diaconus ſteckte ſeinen Theil in die Rocktaſche, Weib und Kindern auch einen Imbiß zu gönnen. Minchen gab ihrem Mann einen Wink, worauf er kräftig nachfüllte, bis kein Stücklein mehr Platz hatte. Dann entfernte ſich der geiſtliche Herr. Es ſchien höchſte Zeit, denn Stubenrauch ſprach ſchon mit ſchwerer Zunge, küßte ſeine Frau zu deren Aerger und fing an zu ſingen:

„Laurentia, liebe Laurentia mein,
Wann werden wir wieder beiſammen ſein —“

und andere Schelmenlieder.

Auch der Capitän hatte alles des Guten an Speiſe

und Trank übergenug und brach auf. Man wollte ihn natürlich nicht fortlaſſen und hielt ihn wirklich zweimal feſt. Bei dem dritten Anlauf aber gelang es ihm doch die Thür zu gewinnen. Stubenrauch hatte ſeinen Stuhl umgeworfen, was ein großes Gepolter gab. So ließ man ihn entwiſchen.

Es war draußen bereits dunkel, wenn auch noch ziemlich früh am Tage. Die ſchmale Mondſichel hoch oben leuchtete gerade ſo viel, daß man über die zu beiden Seiten der Haustreppen aufgeſchaufelten Schneehaufen bei vorſichtigem Gange nicht zu ſtolpern brauchte. Born war eine Weile mit den Luſtigen ganz luſtig geweſen, aber es lag in ſeiner Art, daß er ſich nicht lange vergnügen konnte. So hatte er die Späße der guten Leute zuletzt ſchon recht ſchal gefunden und ſich nach dem Alleinſein oder anderer Unterhaltung geſehnt. Auch hatte er mehr trinken müſſen, als ſeine Gewohnheit war. Nun ging er durch die ſtillen Straßen, möglichſt dem friſchen Nordoſtwind entgegen. So gelangte er außerhalb der Altſtadt auf die Freiheit Steindamm und ging die breite, luftige Straße bis zur Kirche mit dem nadelſpitzen Thurm langſam hin und her, oft zu den funkelnden Sternen aufſehend und an die Heimat denkend, dann noch ein Stück darüber hinaus bis zur Walliſchen Gaſſe. Dort fiel es ihm ein, daß Sandius, wie er ſich erkundigt, in der Nähe wohnen ſollte. Er hatte ſich vorgenommen, den freundlichen Mann zu beſuchen, und meinte hierzu jetzt beſte Zeit zu haben. Er ſehnte ſich recht nach geiſtigerer Unterhaltung in einer ſtillen Feierſtunde.

Er ließ ſich zurechtweiſen. Der Ober-Secretarius war mit ſeiner Tochter allein und empfing ihn ſehr herzlich, wenn auch ein wenig überraſcht. Auf dem Tiſch in der Arbeitsſtube lagen viele Bücher aufgeſchlagen, darunter einige Folianten und Quartanten, mehrere geöffnet auf einander gelegt, wie es beim Nachſchlagen zu geſchehen pflegt. Livia ſtand am Tiſch und hatte ein Blättchen vor ſich liegen, auf das Notizen geſchrieben waren. Den Bleiſtift hielt ſie in der Hand. Sie ſah an der Lampe hin zu dem eintretenden Gaſt hinüber, wie um ſich zu orientiren, ob ſie ihn mit dem Vater allein zu laſſen habe oder bleiben dürfe. Born erſchrak über das geiſterbleiche Geſicht mit den großen traurigen Augen. „Ich ſtöre gewiß —“ ſagte er ſtehenbleibend. Sandius aber half beiden ſogleich ein. „Der Herr Capitän de Born, deſſen Du Dich ja wohl freundlich erinnerſt, iſt der Kalckſteiniſchen Sache wegen hier,“ bemerkte er, „kommt jedoch zu mir ſicher nicht in Geſchäften. Setzt Euch zu uns und fürchtet nicht meine Tochter in einer eiligen Arbeit zu behindern. Sie hat mir geholfen einige Bücher von den Geſtellen herunterholen und aufſchlagen, aus denen ich der Religion wegen nöthige Information zu ziehen gedachte. Kann aber ſo gut morgen als heut fortgeſetzt werden. Sorge nur ſpäter dafür, daß wir etwas zum Abendeſſen erhalten.“

„Was mich betrifft,“ ſagte Born, nun das Fräulein mit Handreichung begrüßend, „ſo komm' ich eben von einem Taufmahl, das mich wohl noch den zweiten Tag ſatt erhalten wird, bitt' Euch daher herzlich, in Eurer

Hausordnung nicht die mindeſte Aenderung zu machen.“ Er erzählte, wie's zugegangen war, erheiterte den Secretarius damit ſehr und nöthigte ſelbſt Livia ein Lächeln ab. Ihr kurzer trockener Huſten gefiel ihm nicht; auch war ſie von ſolcher Magerkeit, daß jedes Knöchelchen unter der ſchlaffen Haut ſichtbar vortrat. Sie müſſe recht krank geweſen ſein, meinte er, hielt aber eine Aeußerung dieſerhalb zurück.

Sie hatten in der Nähe des Tiſches Platz genommen. Born blickte im Zimmer um. „So viel Bücher,“ ſagte er, „hab' ich ſchwerlich ſchon in einem Raum zuſammen geſehen. Scheint mir auch kaum glaublich, daß ein Menſch ſie ſelbſt in einem langen Leben durchleſen könne.“

„Und iſt doch nur ein ganz winziges Theilchen deſſen, was ein Gelehrter vom Fach zu ſeinem Handwerkszeug braucht und in großen Bibliotheken zu finden pflegt,“ antwortete Sandius. „Uebrigens iſt manches Buch davon wohl zehn Mal von mir gründlich durchſtudirt, ein anderes nur durchblättert. Man muß nur wiſſen, wo eine Materie zu finden iſt, damit man ſich im Nothfall Raths erholen kann. Tappt gleichwohl oft im Dunkeln, wenn auch alle Gelehrſamkeit durchſtöbert iſt.“

„Und mitunter hat ſolches Erforſchen fremder Meinung noch einen ſchlimmeren Erfolg,“ ſetzte Livia hinzu, „daß man eine Weile an ſich ſelbſt irre wird, mein' ich. Zumal in Sachen der Religion —“

„Ja, ja!“ fiel Sandius ein. „Glücklich, wer ſich über dieſe Dinge gar nicht den Kopf zerbricht. Aber es

ſteckt mir immer noch etwas von dem Theologen in den Gliedern, als der ich einſtens mein Studium begann.“

„So habt Ihr eigentlich ein Geiſtlicher werden wollen,“ fragte der Capitän. „Wie ſeid Ihr davon abgekommen?“

„Weil ich bald merkte, daß ich doch keins der herrſchenden Glaubensbekenntniſſe mit ganzer Gläubigkeit möchte annehmen können. Wendete mich alſo lieber bei Zeiten zur Jurisprudenz, die nichts für wahr anzunehmen zwingt, als was man mit dem Verſtande erfaßt und begreift. Habe denn auch nebenher aus Liebhaberei die Alterthumskunde tractirt und von meinen weiten Reiſen durch Deutſchland, Frankreich und Italien manches ſeltene Buch heimgebracht. Am wohlſten iſt mir's doch in Holland geworden, wo ich längere Zeit blieb, meine Studien fortzuſetzen. Da weht ein gar freier Geiſt. Bleibe auch meinem verehrten Lehrer, dem berühmten Hugo Grotius, ewig dankbar, deſſen Amanuenſis ich eine Zeit lang zu ſein gewürdigt bin — obſchon ſeine Lehren Vielen für ketzeriſch gelten mögen.“

Von dieſem Hugo Grotius erinnerte ſich nun freilich Born nicht, je das Mindeſte gehört zu haben, hielt's aber nicht für geboten, ſolche Unwiſſenheit einzugeſtehen, und erkundigte ſich lieber, was ihm an Land und Leuten in Holland beſonders gefallen habe, daß er noch ſo gern daran zurück denke.

Darüber erging ſich nun Sandius in großen Lobſprüchen, ſagte auch, daß er ſeinen Sohn, nachdem er ihn ſelbſt von Jugend auf in der griechiſchen Sprache und

Kirchenhiſtorie informiret, dorthin geſchickt habe, wo er ſchon mancherlei gelehrte Schriften ausgegeben und eine Profeſſur zu erlangen hoffen dürfe. Heiße, wie er, Chriſtoph mit ſeinem Taufnamen. „Eben in dieſem Jahre," fügte er hinzu, „hat er ein wichtiges Werk sub titulo: Nucleum Historiae Ecclesiasticae vollendet, wozu ich ſelbſt auf ſein Bitten die Vorrede geſchrieben, was mir doch von den hieſigen Theologen arg verdacht worden, da ich keineswegs in allem ihre Meinung getroffen. War auch meine Abſicht nicht."

„Mein Vater hat viel Aergerniß deswegen," ſagte Livia, „und iſt von den Pfaffen gar ſchon zur Verantwortung gezogen. Lauerten längſt darauf, dem Arianer, wie ſie ihn nennen, etwas am Zeuge zu flicken. Nun hat ihn das Samländiſche Conſiſtorium zu einem Colloquium vorgefordert, daß er ſich wegen ſeiner ketzeriſchen Meinungen rechtfertige. Dazu ſuchten wir ſo eben das gelehrte Rüſtzeug zuſammen."

„Was iſt denn der Arianer Glaube," fragte Born, dem alle dieſe Dinge neu waren.

„Daß Gott ein einiger Gott iſt," antwortete der Secretarius, „und Chriſtus nicht von Ewigkeit Gott, ſondern als Gottes Sohn geboren vom Weibe und daher nicht vor der Geburt."

„Und das iſt auch Euer Glaube?"

„Es iſt der Socinianer Lehre, auf die ich mich doch nicht ſtrikte erklären möchte — wenigſtens nicht den lutheriſchen Doctoren gegenüber," ſetzte er bei.

Livia lächelte. „Mein Vater hält von der Formel

in ſolchen Glaubensſachen überhaupt nicht viel. Das Gezänk darum iſt mehr als ein Jahrtauſend alt und kommt doch nicht zur Ruhe. Er hat ein gut Sprüchlein gereimt, das ich Euch herſagen will:

„Wer will, mag ein Geeintes Drei,
Und auch Gedrittes Ein dabei
Mit gar zu hohem Geiſt antreten:
Ich will, o Vater, Dich allein,
Wie Du willſt angerufen ſein,
Im Namen Deines Sohns anbeten.
Solch Einfalt hat Dein Sohn gelehrt,
Und ſo wirſt Du auch recht geehrt.“

Das gefiel Born ausnehmend. Er ließ es ſich noch zweimal wiederholen, bis er's ganz inne hatte, und ſagte dann: „Das geht zu Herzen, und ſo ſpricht gewiß auch ein gläubiger Chriſt. Das Sprüchlein hätt' meiner frommen Mutter große Freude bereitet. Möcht' auch dafür halten, daß Ihr ſo recht des Herrn Kurfürſten Meinung trefft, dem auch das theologiſche Gezänk gar widerwärtig.“

„Es iſt ſo,“ erwiderte Sandius. „Denn er hat zu bedenken, daß er allerhand Chriſten zu Unterthanen hat und den Frieden unter ihnen erhalten muß. Will aber doch nicht mehr beſagen, als daß er darauf ſteht, Katholiken, Lutheraner und Reformirte ſollen einander im Staat toleriren und gleiches Recht gönnen, auch nicht gegenſeitig ihr Glaubensbekenntniß verläſtern. Wer aber in einer dieſer Kirchen getauft iſt und ſteht hinterher nicht in allen Sätzen bei der Confeſſion, den iſt er ſchwerlich gemeint zu ſchützen. Iſt mir deshalb auch ſchon von den

Herren Oberräthen freundschaftlich angedeutet, ich solle meinen Streit mit dem Consistorium gütlich beizulegen suchen, damit mir in meinem Amt nicht Ungelegenheiten passirten."

„Was hat das aber mit Eurem Amt zu thun?" wendete der Capitän verwundert ein. „Der Kurfürst ist ein mächtiger Herr und wird seine treuen Diener gegen der bigotten Geistlichkeit Zornangriff zu schützen wissen."

„Mag es so sein," sagte Sandius. „Aber glaubt mir nur: so mächtig der Herr Kurfürst ist und sich in Staatssachen nicht einsprechen läßt — wie das denn auch nur eben der Oberst von Kalckstein zu seiner bitteren Betrübniß hat erfahren müssen — mit den Theologen nimmt er's doch nicht ganz auf. Wollen sie mir's einheizen, so ist ein Kurfürstlicher Rath und Ober-Secretarius doch nur ein klein Wichtlein, dem er zuruft: ducke Dich oder tritt ab. Die Stelle ist bald wieder ausgefüllt."

Livia ging seufzend hinaus, und Born kam auf den Amtsschreiber Heineken zu sprechen, was der wohl für Aussicht auf Fortkommen hätte. „Er ist ein ehrlicher Mann," meinte Sandius, „und sehr brauchbar im kleinen Dienst. Ueber den sollt' er nicht hinausstreben, ist dazu auch wohl schon zu alt. Doch könnt' es ja geschehen, daß sein Amtshauptmann einmal hier oben einrückt und ihn nachzieht. Das Verdienst thut wenig, aber ein hoher Patron hält die Leiter."

Darüber sprachen sie her und hin, bis Livia zurückkam und in's andere Zimmer bat. Es war da inzwischen der Tisch gedeckt. Born leistete Gesellschaft, trank aber

nur ein Glas Wein mit Waſſer gemiſcht, um beim Mahl nicht ganz unbetheiligt zu bleiben.

Das Geſpräch kam darauf, wie er ſich in dieſen Tagen zu vergnügen gedenke. Dabei fiel ihm die Schlittenfahrt ein und ſo ſagte er ohne viel Bedenken: „Das Fräulein könnt' mir wohl zu einer Luſtbarkeit verhelfen, die gewiß ſehr glänzend verlaufen wird.“ Er erwähnte die Einladung des Statthalters. „Nun hab' ich zwar einen ganz ſtattlichen Schlitten und gut ausgeruhte Pferde, die ſich ſehen laſſen dürfen, kenne aber keine Dame, die ich fahren könnte — Ihr ſelbſt müßtet mir denn die Gunſt erweiſen, zu mir einzuſteigen.“

Livia nahm's Anfangs für Scherz; als er dann aber eifriger in ſie drang, dankte ſie ihm mit freundlichen und zierlichen Worten. Sie ſei am liebſten zu Hauſe und mache ſich aus dergleichen nichts. Nun redete aber Sandius zu. „Es iſt wahrlich nicht gut,“ äußerte er, „daß Du Dich hier einſpinnſt und wie im Kloſter lebſt. Gönne Dir einmal eine Abwechſelung. Du hörſt ja überdies, daß Du dem Herrn Capitän eine Gefälligkeit erweiſen kannſt. Die biſt Du ihm noch von damals her ſchuldig, als er Dich in den Tanzſaal führte.“

„Wenn's ſo ſteht,“ antwortete ſie lächelnd, „ſo weigere ich mich nicht. Holt mich alſo ab, wenn Ihr wollt, legt Euch aber deshalb keine Pflicht auf. Findet Ihr indeſſen eine muntere Geſellin, ſo mögt Ihr mich ohne Gewiſſensbiſſe ſitzen laſſen.“

Born blieb noch ein halbes Stündchen. Beim Ab-

ſchied kam er nochmals auf ſeine Einladung zurück und bat Livia ſich bereit zu halten.

Am feſtgeſetzten Tage fuhr er denn auch wirklich mit ſeinem Schlitten vor. Er hatte noch ein helleres Geläut und für das Mittelpferd einen Bügel mit Schellen angeſchafft, der am Geſchirr befeſtigt war. Livia, in einen weichen Pelz gehüllt und dicht verſchleiert, ſetzte ſich zu ihm. Schon bald nach der Abfahrt befiel ſie ein Huſten, deſſen ſie nur mit Mühe Herr werden konnte. Sie habe vor Jahren einen Blutſturz gehabt, erzählte ſie, davon könne ihre Bruſt ſich nicht erholen.

Die Schlitten ſammelten ſich auf dem Schloßplatz. Es war da ein buntes Treiben. Die ungeduldigen Thiere ließen ſich ſchwer im Zügel halten, ſtampften, bäumten ſich und raſſelten mit den Glocken und Schellen. Die vergoldeten Zierrathen an den Geſtellen blitzten, die weißen Schneedecken von feinem Maſchenwerk blendeten das Auge. Einige von den Schlitten waren wie eine Muſchel, andere wie ein Boot, noch andere wie ein Schwan geſtaltet, den wenigſten fehlte vorn ein Thierkopf, alle waren ſie mit grellen Farben bemalt. In einem der größeren ſaßen Trompeter. Sie gaben mit einer Fanfare das Zeichen zum Abmarſch, ſetzten ſich an die Spitze und bliesen ein luſtiges Stück durch die mit neugierigen Menſchen gefüllten Straßen. Man fuhr zum Fluß hinab und dann denſelben entlang dem Haff zu. Die Bahn war durch Tannenbäumchen bezeichnet.

Konrad Born hatte dieſen Winterweg zu Schlitten ſchon einmal benutzt. Damals geleitete er eine kranke

Frau und eine ſehr ſchöne junge Dame, ihre Tochter, nach Pillau. Er mußte unwillkürlich daran denken. Blanche! Wo mochte ſie jetzt weilen? Wer ihm das damals geſagt hätte, daß ſie eines Andern Weib werden würde! Und er . . . Gewaltſam ſuchte er ſeine Gedanken davon abzulenken, ließ ſie nach Barbariſchken wandeln, ſtellte ſich ſein liebes Hausmütterchen am Spinnrocken recht innig vor, aber das Bild, das einmal vor ſeiner Seele aufgetaucht war, hatte Gewalt über ihn. Er ſah Blanche, nicht wie er ſie zuletzt geſehen hatte, ſondern in all' der Lieblichkeit, die damals ſein Auge entzückte. Es regte ihn wunderſam auf.

Aber er wollte ab davon. Das neuliche Geſpräch war ihm noch viel durch den Kopf gegangen. Er hatte ſich auch mit Nathanael darüber unterhalten. Nun fragte er Livia dies und das, was darauf Bezug hatte. Ob ihr Vater denn im Ernſt fürchte, daß ihm ſeiner Glaubensmeinungen wegen etwas geſchehen könne. „Wenn er ſie für ſich behielte," antwortete ſie, „könnte man ihm wohl nichts anhaben, möcht' vielleicht auch darüber hinwegſehen, daß er die Kirche meidet. Verdrießlicher iſt's den Herren ſchon, daß er nicht zum Abendmahl geht. Er thut's aus Ehrlichkeit nicht — weil er nicht feierlich bekennen will, was er in ſeinem Innerſten ausſchließt. Dabei läßt er's aber nicht bewenden, ſondern ſagt, wenn er befragt wird, gerade heraus, was er denkt, ſodaß ſeine Widerſacher leichtes Spiel haben."

„Er ſcheint ſonſt in allem ſo vorſichtig zu ſein," bemerkte Born.

„Das ist er," versicherte Livia, „und eher schüchtern in seiner ganzen Art, als herausfordernd. So mag ihm wohl in seinem Amt manches nicht zusagen, was er doch willig und ohne Murren prästirt, hält sich auch still in der Politik, obschon er mit dem Gang der Dinge nicht immer einverstanden gewesen. In diesem einen aber kennt er keine Rücksicht auf sich selbst oder irgendwen, mag seinem Gewissen nicht Ruhe geben und wollte sicher dem Herrn Kurfürsten so dreist nach der erkannten Wahrheit antworten, als einem Studiosus der Theologie, der ihm seine Skrupel vorträgt. Deshalb wird er auch dem Consistorium nicht nachgeben und eher das Schlimmste leiden, als seine Erkenntniß verleugnen."

„Und seid Ihr mit ihm einverstanden," fragte der Capitän nach einer Weile, vielleicht weniger theilnehmend, als um die Unterhaltung nicht stocken zu lassen.

„Sein Glaube ist mein Glaube," antwortete sie, „und scheint mir auch, daß er Gott mehr im Geist und in der Wahrheit verehrt, als die sich auf unbegreifliche Formeln stützen."

Livia fuhr in ihres Vaters Rechtfertigung fort. Born aber hörte nur zerstreut zu. Immer wieder kam ihm Blanche de la Cave in den Sinn. Wie wundersam, daß er sie damals auf dem Ball wiedersah, gerade als er Livia Sandius gutmüthig zum Tanz in den Saal geführt hatte. Und nun traf sich's durch Zufall, daß er dieselbe junge Dame, um ihr und ihrem Vater eine Gefälligkeit zu erweisen, in seinen Schlitten aufgenommen hatte, ohne zu bedenken, welche Erinnerungen ihm auf

dieſem Wege aufſteigen müßten. Sie richteten ſich nun nicht nur auf die damalige Schlittenfahrt, ſondern faſt mehr noch auf den Vorfall beim Schloßball, der all' ſeine Hoffnungen zerſtörte. Und dazu dieſes abſonderliche Geſpräch über die höchſten Dinge zu ſo unpaſſender Gelegenheit! Er fühlte ſich verſtimmt und gab wenig Acht auf die Zügel, mit denen er ſein Dreigeſpann lenkte.

Eine kleine halbe Stunde mochte man gefahren ſein, als ein Schlitten ſeitwärts von der Reihe voreilte und irgend eine Lücke zum Eintreten zu ſuchen ſchien. Er mochte verſpätet angelangt ſein und nun nicht als letzter ſchließen wollen, oder ein übermüthiger Cavalier konnte auch ſeiner Dame ein Kunſtſtück zugeſagt haben. Er lachte jedenfalls laut, als er vorüberſauſte. Born ſah flüchtig zur Seite und erkannte den Landrath Klaus von Röbern. Natürlich! dachte er, der muß ſeinen beſonderen Spaß haben.

Unwillkürlich hielt er die Pferde etwas zurück. Er war vorher ſchon ein wenig von dem Schlitten vor ihm abgekommen; nun wurde der Zwiſchenraum noch größer. Röbern beſann ſich nicht lange und lenkte hier ein. Das geſchah mit allem Geſchick, ſodaß die Ordnung weiter nicht geſtört wurde.

Zwiſchen ſeinen Pferden hindurch konnte Born den Eindringling und ſeine Dame beobachten. Sie trug einen enganliegenden Pelz, der ihre ſchlanke Figur eher hervorhob, als verhüllte, und einen pelzverbrämten Hut mit Feder über einer Capotte von rother Seide. Sehr beweglich lehnte ſie ſich bald zurück, bald vor, während

Röbern häufig, offenbar in lebhaftem Geſpräch, das Geſicht zu ihr hinwendete, wohl auch mit ſeiner Schulter die ihrige berührte. Sie lachte ein paar Mal ſo laut, daß Livia aufmerkſam wurde. Nun blickte Röbern ſich um, nickte und ſchien ſeiner Begleiterin etwas zuzuflüſtern. Sie ſtutzte, drehte ſich halb auf dem Sitz und ſpähte ebenfalls zwiſchen dem nachfolgenden Dreigeſpann hindurch. Jetzt ſah Born ſie deutlich — es war Blanche.

Es war Frau von Görtzke — ſo berichtigte er ſich gleich ſelbſt. Sie oder eine andere . . . was ging's ihn an? Aber ſeine zitternden Hände hielten doch nur mit Mühe die Zügel und die Augen waren ihm wie geblendet. Blanche — doch Blanche! und ſie ſah wieder und wieder zurück, bald ihn, bald ſeine Dame fixirend. Er hätte mögen aus der Reihe ausbrechen und die Weiterfahrt ganz aufgeben. Aber was ſollte Livia davon denken?

Er beruhigte ſeine erregten Nerven bald wieder. Was war's denn nun? Ueber kurz oder lang wäre ein ſolches Zuſammentreffen doch wohl unvermeidlich geweſen. Er meinte, Frau von Görtzke ſelbſt werde dafür ſorgen, daß es keinem Theil peinlich werden dürfe.

Nicht lange darauf hielten die Schlitten vor dem nah an den Damm gebauten Holſteiner Kruge. Er war mit Tannenbäumen umſtellt; vor dem Eingang erhoben ſich zwei hohe Maſtſtangen mit Wimpeln und Fahnentüchern geſchmückt. Die Cavaliere gaben die Zügel an ihre Diener ab und führten die Damen galant am Arm hinein.

Die große Krugſtube und die anſtoßende Kammer

der Wirthe waren zum Empfang der vornehmen Gäste mit Tannenguirlanden ausgeputzt. Die Krügerin in ihrem Sonntagsstaat stand an der Thür und knixte tief vor jedem eintretenden Paar. Der Statthalter hatte seine Dienerschaft mit einem Fourageschlitten vorausgeschickt. Auf den Tischen dampften Kannen mit Warmbier, standen reichlich Flaschen und Gläser, Schüsseln mit kalten Speisen und feinem Backwerk. Die Trompeter bliesen im Flur. Jeder setzte sich, wo er wollte, und griff ohne Weiteres zu. Die Bekannten fanden sich zusammen, rühmten die Eisbahn, lobten die Pferde, sprachen ihre Freude aus, bei der Rückfahrt den scharfen Wind mehr im Rücken zu haben. Auch Capitän Born hatte mit seiner Dame Platz genommen. Da beide in diesem Kreise fast ganz fremd waren, blieben sie meist auf ihre Unterhaltung angewiesen. Born führte sie nur gezwungen und recht nothdürftig weiter. Er vermied es, Frau von Görtzke mit den Augen zu suchen, vermißte aber deren Gemahl. Er würde mit einer andern Dame gefahren sein, hatte er gemeint.

Zweimal ging Blanche an ihm vorüber, einmal an Röbern's, das andere Mal an des Oberburggrafen Seite, mit dem sie sehr munter französisch parlirte. Ihr Kleid streifte seinen Fuß. „Pardon," sagte sie, es zurücknehmend. Sie warf dabei einen Blick über ihn hin, der sagen wollte: gieb Acht auf mich! Er verneigte sich, schwieg aber. Kalnein hatte Livia bemerkt und hielt es für seine Pflicht sie zu begrüßen. „Sehr erfreut, sehr erfreut. Wer ist Euer Ritter, wenn ich fragen darf?"

„Herr Capitän de Born hat die Güte gehabt . . .“

„Ah! Capitän de Born — ganz recht. Erinnere mich wohl . . .“ Er verneigte ſich leicht. Born ſtand auf. „Gnädige Frau,“ wendete Kalnein ſich an ſeine Begleiterin, gleichſam vorſtellend, „Capitän de Born, derſelbe, den der Herr Kurfürſt nicht lange vor der Huldigung auszuzeichnen geruhte wegen eines Dienſtes — was war's doch ſchon? Ganz recht, es fällt mir ein ... Ah! denken wir heute nicht daran.“ Er ſchien ſtutzig zu werden. „Aber wie iſt mir denn? Sprach man nicht auch einmal davon, daß dieſer Herr . . . ein Lieutenant Born . . . Excusez, Madame, verwirre mich.“ Er zog ſein parfümirtes Taſchentuch vor, ſchneuzte ſich ſehr umſtändlich und wendete ſich wieder zu Livia, da er ſah, daß Frau von Görtzke mit dem Capitän ein Geſpräch begann.

„Der Herr kennt mich wohl nicht mehr,“ ſagte ſie, die ſeidenen Wimpern ſenkend und zugleich einen Schritt zur Seite tretend, um ihn zu nöthigen, ſich ihr ganz zuzukehren.

„O Blanche — gnädige Frau . . .“ ſtotterte er in großer Verlegenheit.

Sie lachte. „Es ſcheint Euch noch immer ſchwer zu werden, mich gebührend zu tituliren. Hätte doch gedacht, daß jene Blanche, die Euch da zu eigener Ueberraſchung auf die Lippen kommt, längſt geſtorben wäre.“

„Warum dieſe Erinnerungen wieder aufwecken, gnädige Frau —“ ſagte er mit leiſem Vorwurf, indem er ſie bittend anſah.

„Warum? Ja wohl —! warum? Aber warum be-

grüßtet Ihr mich nicht ganz unbefangen? Ihr wußtet doch, daß ich hier sei — hattet mich mit Röbern gesehen."

„So ganz unbefangen bin ich nicht, gnädige Frau."

„Also es waren doch diese Erinnerungen —"

„Ich bin ein schwerfälliger Mensch, gnädige Frau, und finde nicht leicht Form und Ton . . . Entschuldigt meine Unart."

„Ihr seid Landwirth geworden, höre ich, habt Euch in Littauen angekauft."

„So ist's."

„In der Nähe von meines Vaters Gut Didlacken. Wir hätten einander da wohl einmal begegnen können."

„Ich glaubt' Euch außer Landes."

„Und hofftet, ich werde gar nie mehr zurückkehren."

„O gnädige Frau . . ."

„Sagt's doch nur geradeaus, es kränkt mich nicht. Ihr seid verheirathet."

„— Ja," antwortete er nach kurzem Zögern mit Ueberwindung.

„Wie ich," sagte sie, die Lippe unter die spitzen kleinen Zähne ziehend. „Es gleicht sich aus. Hoffentlich glücklicher, als ich —" sie streifte, wie spielend, den Handschuh von ihrer rechten Hand, auf der die tiefe Narbe der Stichwunde sichtbar wurde — „überhaupt glücklich. — Ist das Eure Frau Liebste?"

„Wen meint Ihr?"

Sie deutete mit den Augen auf Livia. „Die Dame, mit der Ihr fuhrt."

Er lächelte. „Ihr irrt. Dies iſt des Kurfürſtlichen Raths Sandius Fräulein Tochter, dem ich eine Freundlichkeit —“

„So, ſo! Es freut mich — freut mich in Eurer Seele. Sie iſt ſehr ſchön — aber ſie lebt nicht lange. Dieſes todtbleiche Geſicht . . . Es freut mich. Eure Liebſte iſt gar nicht hier?“

„Nein.“ Er ſtarrte immer auf die Narbe an ihrer Hand. Sie bemerkte es wohl.

„Begleitet mich durch's Zimmer,“ bat ſie, „wir plaudern dann noch ein wenig.“

Er folgte ihr halb willenlos. „Euer Gemahl . . .“

„Er iſt auch nicht hier. — Die Narbe iſt ziemlich gut verheilt, nicht wahr?“ Sie hob die Hand und ſenkte ſie gleich wieder.

Er zuckte. „Daß ich dieſe Hand . . .“

„Was? Sie hat's verdient, ſo gezeichnet zu werden. Und es iſt auch Görtzke's Strafe, daß er ſie nicht ſehen kann, ohne an einen gewiſſen Vorfall erinnert zu werden. Wir leben mit einander, weil er in keine Scheidung willigt. Aber wir leben nicht wie Mann und Frau.“ Sie zog ſpöttiſch den Mund. „Es hat ihm wenig geholfen, daß er mich in's Ausland geſchleppt und länger als ein Jahr von hier fern gehalten hat. Freilich —! von Euch war nichts mehr zu befürchten, ſeit Ihr Euer Herz an des Schöppenmeiſters Tochter verſchenkt hattet —“

„Blanche . . .“

„Ich weiß wohl: auch ohnedies nicht. Aber er wußte es ſo nicht. Und er iſt furchtbar eiferſüchtig — noch

immer. Und an Gelegenheit fehlt's ihm auch ohne Euch nicht.“ Ihre dunkeln Augen sprühten Funken. „Es ist meine größte Lust, ihn zu peinigen.“

Er blickte sie beängstigt an. „Mir scheint's, Ihr peinigt Euch selbst.“

„Es kann sein. Aber ihn noch mehr. Und ein anderes Mittel giebt's nicht, seine Brutalität quitt zu machen. Er hat gemeint mich zwingen zu können, weil er der stärkere ist und der Mann — auf Lebenszeit einkerkern kann er mich doch nicht. Und er weiß auch, was geschieht, wenn er noch einmal Hand an mich legt. So nütz' ich die Freiheit, die er mir lassen muß, wie mir's gefällt.“ Sie lachte laut auf. „Wie mir's gefällt? Glaubt das nicht. All' mein Thun und Treiben ist mir selbst widerwärtig. Mein Herz ist ganz leer, und Keiner rührt's an, der sich meiner Gunst rühmt. Spiel — alles Spiel. Und der liebste ist mir, der sich am thörichtsten dazu gebrauchen läßt. Wie der da!“

Sie deutete im Vorübergehen auf Röbern, der in einer Ecke mit einigen Herren poculirte, sein Glas erhob, ihr zunickte und trank.

„Ihr kennt ihn ja,“ fuhr sie fort, „er ist noch immer der rechte Junker Leichtsinn, der sich für unwiderstehlich hält. Dabei aber in seiner Art ritterlich — vor einem gefährlichen Abenteuer schreckt er nicht zurück, wenn er sich einer Dame zu verpflichten glaubt. Görtzke hielt ihn für seinen Freund, öffnete ihm sein Haus, meinte ihn gar gebrauchen zu können, mich zu bewachen. Ha, ha, ha! Dafür betrügt er ihn nun — so viel er kann. Und

Görtzke, der nicht weiß, wie wenig das ist, wüthet in seinem Grimm wie ein wildes Thier. Ich bin mit Röbern hier gegen seinen Willen — gegen sein ausgesprochenes Verbot. Gerade deshalb! Habt Ihr einmal ein Tiegerthier im Käfig gesehen, wie's die Thierbändiger herumzuführen pflegen? Wie es aufspringt, wenn man es reizt, und prallt doch zurück von den festen Eisenstäben . . . Ah, es macht ihn toll und er muß es doch leiden."

„Unglückliches Weib —!" sprach er leise vor sich hin.

Sie hatte es gehört. „Ja," sagte sie, lehnte den Kopf zurück und schloß die Augen. „Aber Euch geht's wohl — nicht wahr? Ganz wohl. Ihr habt eine gute, stille, gehorsame Frau — und seid dankbar . . . Es ist ja auch nicht nöthig, daß man einen Stern vom Himmel reißt, um befriedigt zu sein. Es giebt bescheidenere Wünsche. Aber ich gestehe doch, wie ich Euch in Gedanken hatte . . . Nichts davon. Ihr habt Wort gehalten, Herr Capitän Konrad de Born — in allem, waret mir nichts mehr schuldig. Ich will nicht neidisch sein, gönn' Euch Euer Glück von Herzen —" sie legte die Hand auf die Brust — „glaubt mir, von Herzen. Und grüßt Eure Frau Liebste von mir, und sagt ihr . . ."

Röbern trat heran und fragte in galanten Redewendungen nach ihren Befehlen. Ob er nicht ein Glas Wein bestellen dürfe, ob sie nicht einen Imbiß nehmen wolle? Sie reichte ihm den Arm. „Führt mich an den Tisch," sagte sie, und zu Born gewendet: „Eure Dame wird Euch vermissen." Er blieb zurück.

Aber er ging nicht gleich zu Livia, ſondern ſtellte ſich an's Fenſter und ſah eine Weile nach dem Fluß hinaus, die Stirn an die eiskalte Scheibe gedrückt. Es wogte in ihm wie ein aufgeregtes Meer. Aber es ſollte ſo nicht ſein — ſollte nicht. Er knirſchte mit den Zähnen und rief in ſich hinein „ſtill, Sturm, ſtill!“ Und er bändigte die Wogen. Schwächer und ſchwächer wurde ihr Anprall.

Ein einzelner Schlitten kam vom Fluß her den Damm hinauf und fuhr am Kruge vor. Es ſprang ein bärtiger Herr hinaus, warf den Pelz ab und ließ ihn im Schlitten zurück. Der Kutſcher erhielt eine Weiſung. Konrad erkannte den Capitän von Görtzke.

Sogleich eilte er an den Tiſch, neben dem Blanche und Röbern Platz genommen hatten. „Euer Gemahl kommt,“ flüſterte er ihr zu.

Sie ſah ihn einen Augenblick verwundert an, als begriffe ſie nicht, was er wolle, und ſagte dann ſehr ruhig: „es iſt gut.“

Röbern wollte aufſtehen. Sie legte aber die Hand auf ſeinen Arm und flüſterte ihm zu: „Bleibt nur. Habt Ihr Furcht vor ihm?“

Er zuckte die Achſeln. „Furcht —!“

Born ging zu Livia und entſchuldigte, ſo gut es ging, ſein längeres Ausbleiben. Die Dame ſei eine alte Bekannte, noch von der Zeit her, als er ſeines Vaters Waldwart war.“

„Ich kenne ſie,“ ſagte Livia, „obſchon ſie ſich meiner wohl nicht erinnert. Ich habe nie ein reizenderes Geſicht

geſehen. Man ſpricht viel über ſie. Es heißt, ſie habe einmal als junges Ding eine Liebſchaft mit einem Manne weit unter ihrem Stande gehabt. Deshalb ſei ſie mit ihrem Vater hart zuſammengerathen; er ſoll mit einem ſpitzen Meſſer gegen ſie geſtochen und ihr die Hand verletzt haben, wovon ſie noch die Narbe trägt; ihr Liebhaber aber wäre unter die Soldaten geſteckt, und im Kriege zu Grunde gegangen, da er auf des Oberſten geheime Anordnung ſtets in's vorderſte Treffen geſtellt worden. Aus Verzweiflung darüber habe ſie ihren jetzigen Mann geheirathet, der damals die Compagnie gehabt, in der dies geſchehen. Und ſie vergelte es ihm nun grauſam."

Er ſchüttelte lächelnd den Kopf, antwortete aber nichts.

„Es mag nur das Geringſte daran wahr ſein," fuhr ſie fort, „aber ganz Erfindung ſcheint's nicht. Wird von einem Geheimniß ein Zipfelchen gehoben, ſo will Jeder hinunterſchauen. Und Jeder ſieht auch etwas und erzählt's weiter. Da iſt dann zuletzt eine ganze Geſchichte fertig."

Indeſſen war der Capitän von Görtzke eingetreten und hatte ſich von der Thüre aus im Zimmer umgeſehen. Konrad Born ließ keinen Blick von ihm. Einige ſeiner Bekannten begrüßten ihn. Er ſprach mit ihnen anſcheinend in dem ruhigen Ton einer ſolchen Unterhaltung, doch behielt er die beiden im Auge. Blanche lachte eben mit ihrer hellen Stimme und leerte ihr Glas. Nun ging Görtzke auf den Tiſch zu, trat hinter Röbern, beugte ſich hinab und ziſchelte ihm etwas in's Ohr. Röbern ſprang auf und ſtellte ſich ihm gegenüber. Es folgte ein kurzer Wortwechſel, bei dem Letzterer lebhaft geſticulirte, während

Görtzke nur wiederholt nach der Thüre zeigte. Dann verließen ſie mit raſchen Schritten das Zimmer, Röbern voran.

Blanche ſah ihnen nach. Der Mund war halb geöffnet, die Oberlippe von den Zähnen aufgezogen, der Blick verſchwommen. Nach einer kleinen Weile ſchien ſie wie aus einem Traum zu erwachen. Sie ließ die Hand über das Geſicht gleiten, erhob ſich und ging zu Livia, ſie freundlich anſprechend. Konrad konnte nicht getäuſcht werden. „Was gab's?“ forſchte er.

„Sie haben etwas mit einander,“ antwortete ſie leichthin, „ich achtete kaum darauf.“

„Es ſchien mir . . .“

„Laßt ſie's draußen abmachen — ſie wiſſen am beſten, was ſich für ſie ſchickt.“

„Nein, man ſollte doch . . .“

„Bleibt!“ befahl ſie ſtreng. „Was gehen die Beiden Euch an?“

„Ihr habt Recht,“ antwortete er.

Nach kurzer Zeit entſtand in der Nähe des Einganges eine merkliche Unruhe. Es hatte Jemand von außen eine Meldung gebracht. Einer flüſterte dem andern etwas zu; man ſchien erſchreckt. Mehrere von den Herren eilten hinaus und kamen bald aufgeregt zurück. Sie nahmen den Oberburggrafen bei Seite und ſprachen heimlich mit ihm. Man deutete auf Blanche.

Kalnein ſah verlegen und verdrießlich aus. Endlich trat er an Frau von Görtzke heran und ſagte: „Eine

ſehr überraſchende und traurige Nachricht . . . Hinter der Einfahrt hat ſo eben ein Duell ſtattgefunden . . .“

„Ah! wer . . .?“

„Euer Mann und Röbern. Dem ſtrengen Verbot des Herrn Kurfürſten zum Trotz! Reicht mir Euren Arm, ich führe Euch zur Stelle.“

Sie blickte ihn fragend an. „Was — iſt geſchehen?“

„Faßt Euch! Euer Mann . . .“ Er drückte die Augen zu und legte den Finger auf den Mund.

Sie wurde kreidebleich. „Kommt!“ ſagte ſie. „Auch das muß überſtanden ſein.“

Sechstes Capitel.

Gewiſſenspflicht.

Born hatte nicht lange Ruhe in der Krugſtube. Er erbat ſich einen kurzen Urlaub von Livia, die ſeine Beſorgniß theilte, daß das Duell einen ſchlimmen Ausgang genommen, und ging hinaus.

Hinter der Einfahrt befand ſich ein kleiner Garten, von einem mannshohen Zaun umgeben, durch den dicht an der Mauer eine ſtets offene Thür führte. In einiger Entfernung von derſelben war ein Holzſtapel aufgeſetzt. Er lehnte an die Außenwand des Gebäudes und zog ſich in den Garten hinein. In dieſem Winkel hatte das Duell ſtattgefunden. Die Knechte in der Einfahrt hörten das Klirren der Degen. Als ſie die Stelle ermittelten, lag der Capitän von Görtzke ſchon am Boden, in die Bruſt getroffen. Röbern ſagte ihnen, ſie ſollten kein Geſchrei machen, aber einen von den Herren benachrichtigen. Er wartete ab, bis die erſten ſich einfanden. „Ein ſehr be-

dauerlicher Vorfall," bemerkte er ihnen. „Aber er war der Forderer. Er beſchimpfte mich in Gegenwart ſeiner Frau — ich ſuchte ihn zur Zurücknahme der Beleidigung zu bewegen — er wolle ſie mit dem Degen in der Hand aufrecht halten, entgegnete er. So durfte ich nicht ausweichen. Es thut mir wahrlich leid."

„Macht Euch eiligſt davon," rieth einer der Cavaliere. „Der Herr Kurfürſt läßt das Duell-Mandat verteufelt ſtreng handhaben."

„Wartet im Ausland ab, bis Gras darüber gewachſen iſt," meinte ein anderer, „es iſt dann eher Pardon zu erlangen."

Er blieb aber, bis Blanche erſchien, ging ihr entgegen und ſagte: „Es war meine Abſicht nicht, ihm ſolches Ende zu bereiten. Wünſchte wahrlich lieber ſelbſt getroffen zu ſein. Ihr wiſſet aber am beſten, daß ich den Streit nicht geſucht und ſelbſt der Beleidigte war. Er drang ſo wüthend auf mich ein, daß ich nicht in der Defenſion bleiben konnte; und da er ſich ſchlecht deckte ... ſo iſt's geſchehen."

Dieſe Worte waren wohl zugleich für den Oberburggrafen beſtimmt. „Ihr durftet Euch auf dieſen Kampf nicht einlaſſen," bemerkte derſelbe. „Von wem ſoll der Herr Kurfürſt Achtung vor ſeinem Geſetz fordern, wenn nicht zuerſt von den Landräthen."

„Ich muß es ihm nach der Wahrheit bezeugen," ſagte Blanche, „daß er ſchwer gereizt worden iſt." Sie trat zu dem Gefallenen, kniete nieder und ſprach ein

ſtilles Gebet. Weinen konnte ſie nicht, und ſie ließ auch den Körper unberührt.

„Iſt denn wirklich kein Leben mehr in ihm?“ fragte Kalnein. „Man muß einen Arzt aus der Stadt holen.“

Man verſicherte ihn, daß es ganz vergeblich ſein würde. Das Herz müſſe getroffen ſein. Er habe ſchon nicht mehr geathmet, als die erſten ihn am Boden liegend gefunden.

Born begegnete Röbern an der Thür. Ein Blick in das Gärtchen ſagte ihm, was geſchehen war. So hatte er einmal ſeinen Vater zum Tode getroffen aufgefunden, und dieſelbe unglückliche Hand hatte ihn niedergeſtreckt. Auch Röbern ſchien daran erinnert zu werden. Er ſtutzte, verlor den letzten Reſt von Farbe, krampfte die Fauſt zuſammen und murmelte: „Die Weiber — die verdammten Weiber!“ Dann verſchwand er durch die Thür, von Niemand aufgehalten.

Born ging zu Blanche. „Gebietet über mich,“ ſagte er. Und dann zu den Anderen gewendet: „Der Todte kann hier nicht liegen bleiben und jetzt auch nicht in's Haus geſchafft werden. Bereiten wir ihm in der Einfahrt ein Strohlager.“

Es geſchah. Man bedeckte die Leiche mit einem weiten Mantel und ließ ſie durch die Knechte hineintragen. „Ihr dürft nicht zur Geſellſchaft zurück,“ ſagte Born zu Blanche. „Wenn Ihr's erlaubt, laß ich ſogleich Euren Schlitten hier am Zaun vorfahren. Ihr könnt dann ſchon unterwegs ſein, wenn die Anderen aufbrechen. Für

die Leiche will ich ſpäter ſelbſt ſorgen, daß ſie nach der Stadt und auf's Gut geſchafft wird."

Blanche ſprach kein Wort, reichte ihm aber die Hand und hielt die ſeine eine Secunde lang feſt. Nun brach ſie plötzlich in Thränen aus, wendete ſich ab und bedeckte ihr Geſicht.

Er war bald mit dem Schlitten zurück, half ihr hinein und gab dem Kutſcher Befehle. Sie ſprachen nichts weiter miteinander. Dann begab Born ſich in's Zimmer, wo er Alles in großer Aufregung fand. Es hatte ſich raſch herumgeſprochen, was geſchehen war; man ſtand in Gruppen und ſteckte die Köpfe zuſammen. Die Trompeter hatten zu blaſen aufgehört. Der Statthalter war ſehr erzürnt. Der Vater des Capitäns, General-Wachtmeiſter von Görtzke in Memel, ſollte ſogleich durch eine eilende Poſt benachrichtigt werden. Er befahl ſeinen Schlitten, dies war das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch. Man wartete nicht, bis wieder der Zug formirt war; jeder fuhr ab, ſowie er zu ſeinem Fuhrwerk gelangte.

Born entſchuldigte ſich bei Livia. Er wollte ihr unterwegs Näheres mittheilen. Sie verſtand ihn und machte ſich ſogleich zur Rückfahrt bereit. Er überholte mit ſeinem Dreigeſpann die meiſten Schlitten. Uebrigens war's gut, daß ſie von Neugier wenig geplagt wurde, denn er verhielt ſich meiſt ſtill und in ſich gekehrt. „Verzeiht," ſagte er, „ich bin ein ſchlechter Geſellſchafter. Aber es bewegt mich mehr, als Ihr wiſſen könnt, und es iſt

mir nicht ſo gegeben, mich auszuſprechen und den Druck zu mindern.“

Er brachte ſie nach Hauſe, trat aber nicht mehr ein, ſondern fuhr gleich wieder nach dem Holſteiner Kruge hinaus. Er fand ihn jetzt ganz leer. Von einem der Bauern miethete er einen Leiterſchlitten. Während derſelbe mit Stroh gefüllt und beſpannt wurde, erzählte die Bäuerin, ehe man noch von dem Unglücksfall erfahren habe, ſei einer von den Herren bei ihrem Mann geweſen und habe ihm ſeine Schlittſchuhe abkaufen wollen. Er müſſe eiligſt über Haff nach Frauenburg. Der Mann habe ſich geweigert, auch abgerathen, da das Haff breite Riſſe und ſchwache Stellen zeige. Es ſei ihm aber ein groß Stück Geld geboten, wofür er ſich wohl ſechs Paar Schlittſchuhe neu anſchaffen könne, und ſo hätte er ſich denn doch überreden laſſen. Nachträglich ſei's ihnen erſt zur Erkenntniß gekommen, wer wohl der Herr geweſen ſein möge. Die Frau fragte um Rath, ob es nicht gut ſei, daß der Mann ſogleich in der Stadt Anzeige mache. Man werde ihm dann nichts anhaben können, wenn's doch nicht verſchwiegen bleibe. Born mußte ihr Recht geben. Er zweifelte nicht, daß Röbern die Flucht ergriffen habe und auf dem kürzeſten Wege das Ausland zu erreichen ſtrebe. Frauenburg, dicht am Haff gelegen, war ein ermländiſches Städtchen und Sitz des Domkapitels. Von dort aus konnte er ſich leicht nach dem polniſchen Preußen in Sicherheit bringen.

Die Leiche des Capitän von Görtzke wurde aufgeladen und zugedeckt. Es war ſchon ganz dunkel, als die beiden

Schlitten den Damm hinab auf den Fluß fuhren. Der Bauer mußte einen Weg nach dem Gut außen um die Stadt herum. Er war weiter, als durch die Stadt, aber man vermied jedes Hinderniß an den Thoren.

Erſt in der Nacht langten ſie an. Die Gutsleute waren ſämmtlich auf; im Hauſe brannte Licht. Viel Liebe ſchien der Capitän bei ſeinen Unterthanen nicht gehabt zu haben. Nur einige alte Weiber fingen an zu lamentiren, als der Todte ſichtbar wurde. Einer von den Knechten ſagte laut genug: „Der wird Keinen mehr blutrünſtig ſchlagen.“ Dazu lachten die Andern.

Den Kämmerer, der ihm zur Hand war, die Leiche nach dem großen Zimmer im Erdgeſchoß zu ſchaffen und auf ein Bettgeſtell zu legen, fragte Born, ob die gnädige Frau noch auf ſei. Die Hausmagd, die weiße Laken und lange Lichte brachte, führte ihn treppauf nach einer Manſarde. „Die Frau hat hier oben immer allein gewohnt,“ erzählte ſie, „der Herr Capitän kam nie hinauf. Groß Herzeleid wird's ihr nicht gerade ſein, daß er geſtorben iſt.“

Blanche kam aus ihrem Schlafzimmer. Sie ſah ſehr übel aus, athmete kurz und ſagte: „Ich hab' Euch erwartet — wußte wohl, daß Ihr mir ein Wort des Abſchieds gönnen würdet.“ Als die Magd hinausgegangen war, ſank ſie in einen Lehnſtuhl und jammerte laut. „Hat's ſo kommen müſſen,“ rief ſie, „— ſo — ſo — ſo! Mein junges Leben zerſtört, mein Herz gebrochen, mein Gewiſſen belaſtet. Und nun nicht einmal aufjauchzen können: ich bin frei! O, grauſames Schickſal!“

„Wendet Eure Gedanken zu Gott," ſagte er tief bewegt. „Wer kennt ſeinen Rathſchluß? Es giebt aber keinen Troſt im Leid, als daß ſeine Güte ewiglich iſt."

„So hat er mich ganz niedergeworfen," entgegnete ſie ſchluchzend, „weil ich an ihr verzweifelte. Und mußt' ich nicht im Herzen verzweifeln? Daß ich nicht lieber in den Tod ging —! Ihr hättet nicht aufgehört mich zu beweinen. Und was bin ich Euch nun? Ein leichtfertiges Weib, ein herzloſes Geſchöpf. Aber verwerft mich nicht, um des Himmelswillen! verwerft mich nicht. Glaubt mir, es war ein Spiel der Verzweiflung — alles, alles, auch dieſes Letzte. Nie ward ich Euch untreu."

Dabei löſte ſie die Hände von ihrem Geſicht und ſah ihn mit einem ſchmerzvollen Blick wie aus den unergründlichen Tiefen ihres Jammers an. Er durchſchütterte ihn. „Ach, Blanche — Blanche," ſagte er mit bebenden Lippen, „wie weh thut Ihr mir! Aber ich will's dulden ohne Vorwurf — ich verſteh' Euer Leid. Nur wollet nicht, daß ich mich darin verliere. Ihr dürft ſo ſprechen und habt den Todten nicht zu ſcheuen, der in dieſem Hauſe liegt, denn Ihr ſchuldet ihm keine Liebespflicht und ſein Tod macht Euch frei. Ich aber darf nicht wiſſen, was Ihr mir aufbewahrtet, denn mit ganzer Freiheit und gutem Vorbedacht hab' ich mich gebunden und durch einen heiligen Eid verpflichtet — und was ich gethan, bereu' ich nicht. Und darum bitt' ich Euch, laßt mir den Frieden, der auch meines Weibes Frieden iſt."

Ihr ganzer Leib zuckte. „Ihr habt wohl Recht," antwortete ſie nach einer geraumen Weile, ſich erhebend,

„Es iſt nichts verändert zwiſchen uns. Vergeßt auch dies — wie alles Andere vergeſſen iſt.“

„Geht zur Ruhe, Blanche,“ bat er, „Ihr werdet in den nächſten Tagen Kraft brauchen. Ich will Euch die Sorge um den Todten abnehmen — dieſe Nacht wenigſtens.“

„Ich dank' Euch,“ ſagte ſie mit matter Stimme. „Lebt wohl! Wir ſehen einander doch noch, eh' Ihr abreiſt?“

„Ich weiß nicht, Blanche . . .“

„O, Ihr habt nichts zu fürchten. Eine Wittwe, die ihren Mann begräbt . . . Es wird ein großes Begräbniß ſein, und Ihr ſolltet dabei nicht fehlen. Ihr brauchtet diesmal nicht von Weitem zu ſtehen, wie damals an meiner Mutter Grab. Und dann — es wird ſo mancherlei zu ordnen ſein, und ein Freund bleibt Ihr mir doch? Nicht wahr — Ihr verlaßt mich in dieſer ſchweren Zeit nicht?“

Er ſchwieg. Aber er küßte die Hand, die ſie ihm reichte und ſie nahm's für Zuſtimmung. Dann ging er hinab, half die Leiche anziehen, gab Anordnungen wegen Beſtellung des Sarges, verſammelte die Gutsleute zu einem Gebet und hielt ſelbſt die Nachtwache.

Erſt gegen Morgen fuhr er ab, ohne Blanche noch einmal geſehen zu haben.

Er legte ſich zum Schlafen nieder, konnte aber ſein Gemüth nicht beruhigen und blieb wach. Nach einer Stunde ſtand er wieder auf, beſorgte ſich von Nathanael Papier und Schreibzeug und ſchrieb einen langen Brief

an Barbara. Sie müßte Alles wiſſen, meinte er, noch bevor ſie ihn wiederſehe. Und es erleichterte ihn wirklich, zu denken, daß auch jetzt kein Geheimniß zwiſchen ihnen ſein ſolle, ſie mochte ſich zu den Thatſachen ſtellen, wie ſie wolle und könne. Er theilte ihr auch mit, daß er wohl noch das Begräbniß abwarten und danach zuſehen werde, ob er Blanche in etwas nützlich zu ſein vermöge. Er ſchloß mit dem ſehr aufrichtigen Wunſch, daß er nur erſt wieder zu Hauſe und in ſeiner gewohnten Thätigkeit ſein möchte. „Gedenket indeſſen meiner in Liebe, wie ich mit treuem Sinn und redlichem Herzen Euch zugehöre jetzt und immerdar.“ Er ſiegelte den Brief und trug ihn ſogleich ſelbſt auf's Schloß. Sandius, den er deshalb aufſuchte, gab ihm die Verſicherung, daß er noch denſelben Tag von der reitenden Poſt mit den Amtsſachen nach Inſterburg mitgenommen werden ſolle.

Dann fragte Born bei Dr. Lau nach, wie er über ihn verfüge, erfuhr aber, daß ſeine nochmalige Vernehmung nicht für erforderlich erachtet ſei, und daß er nun jederzeit wieder abreiſen könne. Dieſe Nachricht gefiel ihm im Augenblick gar nicht. Er hatte erwartet, ſeine nothwendigen Geſchäfte würden ihn ſo lange zurückhalten, daß er des Begräbniſſes wegen nichts zuzulegen habe. Nun fehlte jeder Vorwand. Er mußte geradeaus entſcheiden, ob er lediglich Blanche zu Gefallen bleiben wolle. Es war ein unruhiger Tag nach der unruhigen Nacht. Bald erſchien's ihm wie unwürdige Flucht, wenn er ſich jetzt zurückzöge, bald meinte er ſich ſehr thöricht in Gefahr zu begeben, wenn er bliebe; nun ſchalt er ſich, daß er an

dieſe Gefahr glaube, dann wieder zitterte er bei dem Gedanken, ſich Blanche nochmals nähern zu ſollen; bald zürnte er ihr, bald entſchuldigte er ſie. Er hoffte ganz ernſtlich, in ſeiner Treue nicht zu wanken, und mußte ſich doch geſtehen, daß ihm Blanche nicht war wie eine Andere. Endlich warf ihn ein heftiges Kopfweh auf's Bett nieder. Er ſchlief ein paar Stunden.

Als er erwachte, war es ſchon ſpät Abend. Er ging zu Nathanael hinauf, ſchon viel ſicherer in ſeinem Entſchluß, und ſagte zu ihm: „Nun beweiſet mir Eure Freundſchaft durch guten und verſtändigen Rath.“ Er berichtete ihm Alles, zeigte ihm die Gründe und Gegengründe an. „Was thätet Ihr nun an meiner Stelle?“

Der Alte wiegte den grauen Kopf und hakte wohl zehnmal den Zeigefinger über die Naſe. „Was ich an Eurer Stelle thäte, weiß ich nicht,“ antwortete er dann, „ſintemalen Keiner den Andern ſo genau kennt, daß er mit Sicherheit ſagen möchte, was der ſich nach ſeiner Gemüthsbeſchaffenheit zutrauen dürfte. Alſo könnt's wohl ſein, daß Ihr gut beſtündet und hättet dann für alle Zeit Ruhe vor Euch ſelbſt. Mir aber trau' ich nicht ſo viel Feſtigkeit des Willens zu, daß ich wage mich in Verſuchung zu bringen. Sondern weiß, daß ich ein ſchwacher Menſch bin, der ſich vor Anfechtung zu hüten hat. So hab' ich's denn für mich allezeit ſo gehalten, daß ich bei ſolchem Schwanken, ob ich etwas thun ſolle und dürfe, es lieber nicht gethan habe. Und iſt mir hintennach ſtets wohl dabei geweſen. Denn ſo unſchuldig auch ein Gelüſte thut, eh' wir ihm nachgegeben, ſo faßt's

uns doch mit tauſend Fangarmen, wenn es uns willig ſieht. Bleiben wir aber ſtreng bei der Pflicht, ſo iſt's oft ſchon morgen wie Schaum zerronnen und ohne Kraft. Doch — meine Erfahrung in dergleichen Dingen iſt gering, und ich bin ein alter Mann, der in Allem zur Vorſicht neigt. Möcht' Euch deshalb nicht irre leiten."

„Das thut Ihr wahrlich nicht," verſicherte Konrad. „Und nun iſt's auch ſchon bei mir ganz feſt, wie ich mich zu verhalten habe. Gleich morgen früh fahr' ich hinaus und nehme von Blanche Abſchied, da mich doch hier nichts mehr feſſelt. Sie iſt einſt meinem Herzen zu viel geweſen, daß ich nun mit Gleichgültigkeit in ihrer Nähe ſein könnte, und ich hab' ein liebes, braves Weib zu Hauſe, das zu bedenken jetzt meine vornehmſte Pflicht iſt. So ſoll's ſein."

Nathanael ſchien noch nicht ganz zufrieden. „Lieber Capitän," ſagte er, „wenn das nun Euer löblicher Wille iſt und die Rechnung kommt ſo zu ſtehen — warum zieht Ihr nicht lieber gleich einen Strich, daß die Zahlen ſich nicht mehr verwirren können? Vorhin mocht' ich ſo beſtimmt nicht rathen, jetzt aber thu' ich's nach beſtem Wiſſen: Fahret lieber nicht hinaus Abſchied zu nehmen. Reiſt Ihr morgen ab, ſo weiß jeder Theil, woran er iſt. Allenfalls ſchreibt ein Zettelchen, daß Euch die Zeugenpflicht nicht zu längerem Verweilen veranlaßt und ſo weiter . . . ich will's gern beſorgen."

Das wollte ſeinem jungen Freunde freilich nicht gleich in den Sinn. Aber er ſagte nichts und ſtützte nur den Kopf in die Hand und grübelte anſcheinend verdrießlich

in ſich hinein. Dann ſtand er auf und ſagte: „Gute Nacht!“

Am andern Morgen beſtellte er ſein Fuhrwerk und ließ ſein Gepäck aufladen. Er nahm Abſchied von ſeinen Wirthen und zuletzt auch von dem Altgeſellen. „Nach Inſterburg und Barbariſchken, Nathanael,“ flüſterte er ihm zu.

„Gott mit Euch!“ rief der Alte und wiſchte ſich eine Thräne aus dem Augenwinkel fort.

— — — — — — — — — — — — — —

Indeſſen hoffte Oberſt Kalckſtein von Tag zu Tage vergebens, daß ſich ſein Gefängniß öffnen ſolle. Er konnte ſich's noch immer gar nicht als möglich vorſtellen, daß auf ſolche Anſchuldigung hin gegen ihn ſollte weiter procedirt werden. Um ſo grauſamer ſchien's ihm, daß die Oberräthe ihn in einem ungeſunden Kerker hielten und wie den ſchwerſten Verbrecher bewachen ließen. Er hielt ſie für ſeine ſchlimmſten Feinde, den Oberburggrafen vornehmlich, bei dem ſein Bruder nur zu williges Gehör gefunden.

Denen ſchien's aber ſelbſt ſo, als hätte die Unterſuchung nicht viel zu Tage gefördert. Frau von Kleiſt war in Berlin vernommen, hatte aber eidlich verſichert, ſich des Diſcurſes vor zwölf Jahren nicht zu erinnern. Auch der Quartiermeiſter Michael Fuchs war in Sachſen ermittelt und wurde verhört, wollte aber von Drohungen ſeines früheren Oberſten gegen den Kurfürſten nichts wiſſen. Einmal habe derſelbe geſagt, ihm ſei das Amt genommen worden: es wäre nicht erhöret worden, daß

einem Hauptmann dergleichen Schimpf begegnet. Von einem Einfall in Preußen habe er nie etwas vernommen. Nie habe er auch Puffer oder sonst heimlich Gewehr in der Tasche getragen, der Oberst auch nicht. Das hatte er mit einem Eide bekräftigt.

In Berlin aber wollte des Kurfürsten geheimer Rath die Sache nicht fallen lassen, deshalb wurde der Commission aufgegeben, „weiter nach Anleitung der Rechte gegen den Kalckstein zu verfahren". Auf die Anfrage der Oberräthe, ob die Commissarien auch strafen sollten oder der Herr Kurfürst die Sache nun an das ordentliche Gericht verweisen wolle, erging die Antwort, Kalckstein solle zur Defension aufgefordert, darauf das Urtheil erlassen, aber vor der Publication eingesendet werden.

Nun mußte dem Obersten wohl ein Licht aufgehen, daß man den Aussagen seiner Verwandten, so feindselig sie sich auch gegen ihn bewiesen hatten, größte Bedeutung beizumessen entschlossen war. Wenn man für wahr hielt, was sie behaupteten, so konnte es ihm an Kopf und Kragen gehen. Und warum sollte das nicht geschehen, wenn er nach dem Willen des Kurfürsten durchaus schuldig sein mußte? Mußte! So beurtheilte man die Lage der Sache auch außen ziemlich allgemein. Frau von Kalckstein wußte das, und war in ihrer Besorgniß bemüht, den Gefangenen darüber aufzuklären.

Mit Erfolg. So strenge anscheinend der Oberst bewacht wurde, so konnten doch kleine Briefchen zu ihm gelangen und von ihm beantwortet werden. Sein Diener Christian Henkel, den er stets in Polen bei sich gehabt,

und als treu und zuverläſſig erprobt hatte, war ihm zur perſönlichen Aufwartung im Gefängniß gelaſſen, durch ſeine Hand gingen die heimlichen Zettel, die Michel Ehlert von Knauten brachte, wo er ſchon in des Generals Dienſt geſtanden hatte und nun der Frau Obriſtin gern gefällig war. Die Soldaten gaben auf dieſen Verkehr nicht ſonderlich Acht und meinten ausreichend ihre Pflicht zu thun, wenn ſie den Gefangenen nicht entwiſchen ließen.

Die Frau wählte für ihn den geriebenſten Advokaten und informirte denſelben über alle Schlechtigkeiten der Verwandten. Er erhielt wiederholt Zutritt bei dem Oberſten und berathſchlagte mit ihm, wie die Vertheidigung einzurichten. „Nehmt die Anklage um Himmelswillen nicht leicht," ſagte er ihm. „Wir leben in einer Zeit, wo man die Ohren auf Majeſtätsbeleidigungen ſpitzt, und eher geneigt iſt, mit einem glimpflich zu verfahren, der ſeinem Nachbar an die Kehle gefaßt oder das Haus angeſteckt hat, als mit einem Verächter der Souveränetät, ſo jung ſie auch noch iſt — oder gerade deshalb. Es iſt ja kein Kunſtſtück, die Abſurdität der meiſten gegen den Herrn Oberſten vorgebrachten Beſchuldigungen darzuthun, wie er's denn ja auch ſelbſt ſchon der Commiſſion vorgeſtellt hat. Aber wie wenig das nützt, wenn die Thatſachen einmal bezeugt ſind, hat der Herr Oberſt ſchon erfahren. Derſelbe verlaſſe ſich auch nicht darauf, daß man den Ausſagen der Verwandten keinen Glauben beimeſſen werde. Warum hätte man ſie denn ſämmtlich vereidet, ſogar den Angeber? Das crimen laesae majestatis iſt ein gar eigenes Verbrechen und von den römiſchen

Juriſten ſo ſubtil behandelt, daß die gewöhnlichen Rechtsbehelfe und Cautelen dagegen ganz machtlos bleiben. Gelingt es Euch alſo nicht, die völlige Unglaubwürdigkeit der Zeugen thatſächlich zu beweiſen und damit ihre Ausſagen zu beſeitigen, ſo ſteh' ich für nichts. Das iſt die Hauptſache und gleichſam der Schwerpunkt der Defenſion. Nun hat die Frau Obriſtin zwar viel gegen ſie vorgebracht, was ſie als höchſt gottloſe und gefährliche Menſchen darſtellt, und Ihr beſtätigt mir in Allem die Wahrheit. Aber was kann es helfen, wenn ich dieſe Dinge in meine Schrift ſetze, ſo überall der Beweis mangelt? Denket alſo darüber nach, wie Ihr ihn etwa durch glaubhafte Zeugen erbringen möchtet. Auch wollt' ich Euch rathen, Atteſte der polniſchen Offiziere zu beſchaffen, mit denen zuſammen Ihr bei der littauiſchen Armee gedient habt und die ſich zum Zeugniß erbieten, daß Ihr nie gegen den Herrn Kurfürſten geſprochen oder böſe Anſchläge gemacht habt. Man wird darüber, hoff' ich, nicht hinweggehen können."

Wegen der Atteſte ließ der Oberſt nach Polen ſchreiben; ſie würden ihm nicht vorenthalten werden, meinte er zuverſichtlich. Wie aber die übrigen Beweismittel beſchaffen, die der Advocat verlangte? Wie konnte die Wahrheit zu Tage gebracht werden, wenn Zeugen fehlten? Kannte er denn nicht einen treuen Menſchen, der geneigt ſein möchte, ſeine Verſicherung für wahr und vor Gericht auf ſein Gewiſſen zu nehmen? Das ging ihm nun im Kopf herum. Es war zu bedenken.

Und er hatte ſo unendlich lange Zeit dazu in ſeinem

traurigem Gefängniß. Schon waren Monate vergangen, ſeit man ihn der Freiheit beraubte. So grauſam hätte man ihn nicht behandeln dürfen! Ein Verbrecher, der eine ſchon erkannte Strafe zu verbüßen hatte, konnte nicht mehr gequält werden. Der enge Raum geſtattete wenig Bewegung. Friſche Luft kam nicht hinein. Durch das mit Bohlen verſchlagene Fenſter drang nur ſpärliches Licht. Das Waſſer tropfte von den Wänden des niedrigen Gewölbes. Der mit Ziegeln ausgemauerte Fußboden war ſtets eiſig kalt. Der Ofen dunſtete, ſobald darin Feuer gemacht wurde, und die ſtrenge Winterkälte geſtattete doch nicht ihn lange ungeheizt zu laſſen. Die dicke Luft erſchwerte das Athmen. Mußte das Gefängniß gereinigt werden, ſo durfte Kalckſtein freilich auf kurze Zeit in den anſtoßenden Raum eintreten. Der war aber die ſogenannte Pfefferſtube, ein ganz dunkles Loch, in das man gemeine Verbrecher zu bringen pflegte, denen die Strafe „gepfeffert" werden ſollte, eigentlich nur die Erweiterung eines Rauchfangs. Dort befand ſich auch die Oeffnung, durch die ſein Ofen geheizt wurde.

Und doch wäre der Aufenthalt in ſolchem Kerker noch erträglich geweſen, wenn man den Gefangenen darin allein gelaſſen hätte. Stets aber campirten bei ihm vier oder fünf Soldaten. Sie qualmten Tabak, tranken Schnaps, ſpielten Karten, lärmten, fluchten, ſangen Schelmenlieder, ließen ihm keine ruhige Minute. In der Nacht lag faſt einer auf dem andern; das Schnarchen hörte nicht auf. Ueber das Gewölbe hin führte die große Treppe zum Hofhalsgericht; den ganzen Tag über wurde auf derſelben

gepoltert. Dazu machten ſich des Schließvogts Kinder den Spaß, die Stufen hinabzuſpringen, was ein donnerartiges Getöſe verurſachte. Die Beſchwerde darüber nützte nur ſo viel, daß der allzu empfindliche Herr noch ſtrenger gehalten wurde. Nachts aber war an feſten Schlaf nicht zu denken. Jede Viertelſtunde wurde die Thür raſſelnd aufgeſchloſſen und aufgeriſſen, die viſitirende Ronde rief laut hinein und forderte Antwort von dem wachenden Poſten. Immer wieder wurde der Gefangene aufgeſchreckt.

Die ſchlechte Luft, die Näſſe und Kälte, der Geſtank von all' dem Rauch und Schmauch, das Ungeziefer, der wüſte Lärm, die Geſellſchaft roher Soldaten, die Langeweile bei Tage, die Schlafloſigkeit bei Nacht, der Grimm über die Liebloſigkeit der Geſchwiſter, über die Bosheit ſeiner Kerkermeiſter, die Sehnſucht nach Weib und Kind, an denen er mit ganzem Herzen hing, die er ſelbſt nicht als Soldat im Felde miſſen mochte — das alles machte Kalckſtein faſt unſinnig, ſo daß er manchmal ganz ernſtlich für ſeinen geſunden Verſtand fürchtete. Ihm gingen dann die Gedanken ganz aus, vor den Augen wurde es ihm finſter, in ſeinen Ohren ſauſte und brauſte es, vor Schwindel mußte er ſich auf's Bett legen, um nicht zu Boden zu ſtürzen. Seine Füße und Beine ſchwollen an, auf ſeiner Bruſt lag's wie ein Stein, er litt große Schmerzen. Und Tag nach Tag verging, ohne ihm auch nur eine entfernte Hoffnung auf Aenderung ſeiner entſetzlichen Lage zu bringen.

Wie lange ſollte dieſes Elend noch andauern? Nein,

es war unerträglich! Es mußte etwas zur Rettung geſchehen. Er dachte nur noch darauf. Es war kaum ein Denken zu nennen, nur ein halb bewußtloſes Grübeln und Suchen. Wie konnte er ſich ſeiner tückiſchen Feinde erwehren? Verfuhr man ſo gewiſſenlos gegen ihn — ſollte er ängſtlich ſein Gewiſſen befragen? Es ging um Leben und Freiheit! Pah! der Kampf iſt ungleich — alle Mittel gelten hier wie dort! —

Eines Tages, als er ſich in der Pfefferſtube befand und ſein Diener Henckel behilflich war, im Ofen das Feuer zu ſchüren, legte er den Kopf an deſſen Bruſt und ſagte leiſe: „Mein Sohn, Du kannſt mir helfen.“

„Das thät' ich wohl gern,“ antwortete der, „aber ich weiß nicht, auf welche Weiſe.“

„Meine Feinde, Schweſtern und Bruder, wollen mich mit Lügen verderben,“ fuhr der Oberſt fort, „aber die Wahrheit über ſie muß ans Licht kommen. Ich brauche Dein Zeugniß, mein Sohn, und das anderer braver Leute, die ihren gnädigen Herrn nicht ſchmählich verderben laſſen wollen. Sieh Dich in Knauten und Romitten um, ob Du ſie nicht leicht findeſt. Es ſoll ihnen reichlich vergolten werden, was ſie für mich thun.“

Henckel kratzte ſich den Kopf. Er verſtand, was von ihm verlangt wurde. „Aber was ſollen wir bekunden, gnädiger Herr,“ fragte er ziemlich zaghaft. „Ich weiß ja doch wenig was Rechtes, und mit den andern wird's ebenſo ſtehen.“

„Bedenke,“ ſagte der Oberſt nach einer kleinen Weile, „wie viel Gutes ich Dir allezeit gethan habe, und wie

Du alle die Jahre in Polen bei mir gewesen bist und mit mir jede Gefahr getheilt, aber auch gute Beute gemacht hast? Willst Du mich nun verlassen?"

„Das will ich gewiß nicht," versicherte Henckel. „Sagt mir nur, was und wie es geschehen soll. Ich will's dann bedenken, und auf meine Verschwiegenheit kann der Herr Oberst auf jeden Fall rechnen."

„Ich kann Dir's nicht selbst sagen, mein Sohn," antwortete Kalckstein, „es würde zu lang sein, und man paßt schon auf uns auf. Geh' aber zur Frau Obristin nach Knauten, die weiß Alles so gut, als ich selbst, und noch besser. Ich will Dir ein klein Briefchen mitgeben, damit sie Dir vertraut. Und thu', was sie Dir anbefiehlt, sie wird sicherlich als eine fromme und gottesfürchtige Frau nichts Unrechtes von Dir verlangen."

Damit trat er zurück, ging in sein Gefängniß, setzte sich an den Tisch unter dem Fensterloch und schrieb. Es gelang ihm auch, Henckel den Zettel in die Hand zu stecken.

Frau Maria Elisabeth, als er ihr denselben abgab, nahm den treuen Diener in ein Zimmer allein, brach in Verwünschungen gegen ihre Schwägerinnen aus und rief: „Wenn der Herr Kurfürst nur den kleinsten Theil von all' ihren Schändlichkeiten wüßte, wollt' er meinen Mann nicht länger unschuldig gefangen halten. Wie es der Oberstlieutenant während des Vaters Lebzeiten in Knauten getrieben hat, wissen ja auch Viele." Sie brachte nun allerhand Thatsachen vor und wiederholte immer: „Das ist die Wahrheit, die reine lautre Wahrheit! Darauf

könnt' ich einen feierlichen Eid leiſten und der Oberſt auch. Aber man läßt uns nicht zum Eide. Wer dies ausſagen wollte, der würde nur die Wahrheit ſprechen. Das will ich Dir zuſchwören, Dir und Jedem, der uns aus redlichem und treuem Gemüth zu helfen bereit iſt."

Chriſtian Henckel verſicherte, daß ſeines Oberſten Unglück und der Frau Obriſtin Leid ihm tief zu Herzen gehe. Er wolle ſein Möglichſtes thun, daß ihnen geholfen werde. Er bemühte ſich auch wirklich in Knauten, Mühlhauſen und Romitten Zeugen aufzutreiben, die bekunden ſollten, wie feindſelig von jeher die Mitglieder der Kalckſtein'ſchen Familie gegen einander geſtanden, was für ſodomitiſche Gräuel zu Knauten vorgefallen und was für gottesläſterliche Reden die Schweſtern des Oberſten geführt. Auch gegen deren Männer, den jungen Baron Kitlitz und den Grawenthiner Kalckſtein ſuchte er Zeugen. Es gelang ihm auch, Einige aufzutreiben, die von allerhand ſchlimmen Vorkommniſſen etwas wußten. Aber die hauptſächlichſten Beſchuldigungen konnten doch nicht erwieſen werden, und die Perſonen, die er deshalb anging, weigerten ſich geradezu, etwas auszuſagen, wovon ſie keine Kenntniß hätten. Endlich ließ ſich ein ſchon mehrfach beſtrafter, ſehr ſchlecht beleumdeter Menſch, Martin Döpner mit Namen, bereit finden, dem Herrn Oberſten in der Noth beizuſtehen. Henckel ſagte ihm, derſelbe habe ihm gerathen, vor der Eidesleiſtung einen gewiſſen Spruch aus der Bibel, auf einen Streifen Papier geſchrieben, in den linken Schuh zu ſtecken, dann bleibe ſein Gewiſſen rein. So wolle auch er es machen. Er führte ihn der Obriſtin

und dann auch dem Oberſt im Gefängniß zu, der ihm einen Thaler ſchenkte. Es wurden nun durch den Advocaten die Artikel aufgeſetzt, über welche die Zeugen ſich vernehmen laſſen ſollten, und nach Knauten geſchickt. Der Oberſt wünſchte, daß die Vernehmung bei einem auswärtigen Gericht erfolge, damit ſie vorerſt geheim bleibe. Es wurde das zu Heilsberg im Ermland gewählt. Dort ſollten die Leute den Jeſuiten Rohde aufſuchen, der viel vermöge und ſie wohl zurechtweiſen werde.

Der Oberſt ſchrieb auch an ſeinen getreuen Henckel, ſein Geſelle Döpner ſolle ſich in Heilsberg den Namen Hans Koch geben. Er fürchtete, daß man ihn unter ſeinem richtigen für verdächtig halten werde. Den Brief ſolle er verbrennen. So ganz verwirrt im Kopf und Gemüth war er, daß er ſich dieſes Thun nicht als Sünde anrechnete. Gott wiſſe ja auch, daß Alles wahr ſei!

Ebenſo wenig hatte die Frau Obriſtin Bedenken. Sie ließ nochmals Henckel und Döpner vor ſich kommen, gab ihnen die Artikel und inſtruirte ſie über ihr Verhalten. Döpner war wieder ſchwankend geworden, ob er das Alles ausſagen könne. „Das könnt Ihr mit gutem Gewiſſen," redete ſie ihm zu, „denn es iſt wahr. Wiſſet Ihr es nicht, ſo weiß ich es doch. Denket alſo, wenn Ihr den Eid leiſtet, beſtändig an mich und meinen Mann, daß Ihr den Eid in unſere Seele hinein ſchwöret. Gott ſoll mich und meinen Mann wie Meineidige ſtrafen, wenn nicht jedes Wort richtig iſt. Ihr nehmt vor Gott den Eid nicht auf Euer, ſondern auf unſer Gewiſſen." Daran glaubte ſie ſelbſt und bat Gott inbrünſtig, er wolle ihr

in Gnaden verzeihen, wenn ſie das Gericht täuſche, um den geliebten Mann zu befreien. Seine Feinde ſeien die eigentlichen Meineidigen.

Die falſchen Zeugen wurden abgehört. Das Protocoll erhielt der Advocat in Ausfertigung. Auch die andern Zeugen waren bei ihren Gerichten vernommen und die Atteſte aus Polen angelangt. Nun verfaßte er die Defenſionsſchrift mehr als dreißig Folien ſtark und ſpickte ſie mit gelehrten Citaten. Er begann mit einem Ausſpruch des Plutarch, der ſchon als ein weiſer Heide gewußt, daß unter allen Geſetzen dies als das vornehmſte zu erachten ſei, den König zu ehren und wie ein Abbild Gottes, des Erhalters aller Dinge, zu adoriren. Dies werde denn auch von vielen anderen Scriptoren, namentlich denen des alten und neuen Teſtaments eingeſchärft. Wie ſollte er, der Angeſchuldigte, alſo nicht gewußt und beachtet haben, daß die Obrigkeit hoch in Ehren zu halten ſei? Er beſchwerte ſich dann Namens ſeines Clienten, daß deſſen Feinde beeidet ſeien, deren Beſchuldigungen ſich doch ſchon als widerſprechend, unwahr und geradeaus lächerlich erwieſen, und ſtellte weitläufig unter Beweis, daß in der That zwiſchen ihm und ſeinen Geſchwiſtern, ſeinem Schwager Kitlitz und dem Vetter Kalckſtein eine Todfeindſchaft beſtünde, weshalb ihren, auch beeideten Ausſagen nicht der mindeſte Glaube beigemeſſen werden dürfe.

Der Fiskal Dr. Lau antwortete, ebenſo gründlich und gelehrt, Todfeindſchaft, wie Inculpat behauptet, ſei nirgends nachgewieſen, worunter eine Feindſchaft zu verſtehen, die auf unerklärliche Weiſe zwiſchen zweien Menſchen

eingepflanzt ſei, während hier überall die Urſachen des feindſeligen Verhaltens bekannt und aufgedeckt ſeien und geprüft werden könnten.

Darauf folgte eine ſehr ſorgfältige Gegenſchrift, wieder mit vielen Citaten aus den Römiſchen Juriſten, was unter Todfeindſchaft zu verſtehen ſei.

Kalckſtein bat dann noch ſelbſt in einer Eingabe an den Kurfürſten um Beſchleunigung des Proceſſes und endliche Erlöſung aus ſeinem qualvollen Kerker.

Die wuchtigen Hiebe, die er den Belaſtungszeugen ausgetheilt hatte, ſchmerzten dieſelben nicht wenig. Der Eine nach dem Andern fühlte ſich bewogen, in umſtändlicher und von Devotion überfließender Schrift dem Herrn Kurfürſten ſeine Unſchuld zu betheuern und die Wahrheit der eigenen Beſchuldigungen nochmals zu verſichern. Man fürchtete, der Spieß könne wohl auch umgedreht werden. Beſonders empört war der Oberſtlieutenant von Löbel, deſſen Frau am ſchwerſten verunglimpft war und der ſelbſt am meiſten auf Ehre hielt. Er ließ es an Nachforſchungen, wie der Entlaſtungsbeweis zu Stande gekommen, nicht fehlen und — hatte Erfolg.

Als nun endlich Anfangs Juni wieder eine Sitzung der Commiſſion ſtattfand und Oberſt Kalckſtein — übrigens vom Podagra geplagt, daß er kaum zu gehen vermochte — derſelben vorgeführt wurde, trug Dr. Lau ſogleich vor, die Defenſion wäre ganz werthlos. Herr von Löbel ſei dahinter gekommen, daß der Oberſt einiger ſubordinirter Zeugen fälſchliches Zeugniß gebraucht. „Sie hätten es bereits eingeſtanden.“

Kalckſtein war wie vom Schlage getroffen. Längere Zeit ſtand er da, ohne ein Wort ſprechen zu können. Das Blut ſchoß ihm in die Stirn und unterlief ſeine Augen. „Was habt Ihr hierauf zu entgegnen?“ fragte der Oberburggraf zwei oder drei Mal.

„Die Zeugen haben die Wahrheit geſagt,“ antwortete er endlich, „ich berufe mich auf die Protocolle.“

„Aber die Zeugen ſind von Euch zu ſolcher Anzeige angeſtiftet,“ drängte Kalnein, „und ſie haben beſchworen, was ſie nicht wußten und auch nicht wiſſen konnten.“

Kalckſtein entging es nicht, daß die Commiſſarien ſehr ernſte Mienen auffetzten. Seine Sache ſtand ſchlecht. Er wagte nicht, ſie durch Beſtreiten noch mehr gegen ſich zu erzürnen. „Ich verweigere darüber jede Auskunft,“ ſagte er. „Man beweiſe, was man meint beweiſen zu können. Ich berufe mich auf meine Defenſion.“

„So ſtelle ich zu Recht,“ nahm der Fiskal das Wort, „daß Alles, was gegen den Inkulpaten vorgebracht, für zugeſtanden angenommen werde.“

„Das muß allerdings die Folge ſein,“ beſtätigte der Oberburggraf, und die Beiſitzer ließen erkennen, daß ſie ganz einverſtanden ſeien.

Nun gab Kalckſtein ſeine abweiſende Haltung auf. Er fiel ganz zuſammen und mußte ſich auf den Stuhl niederlaſſen. „Ihr Herren,“ rief er verzweifelt, „Ihr Herren! Habt Mitleiden mit einem Mann, der unſchuldig, auf ſeiner Feinde boshaftes Vorbringen eingekerkert und ſo lange in Haft gehalten iſt, bis ſein Körper ſiech, ſein Gemüth krank und ſein Verſtand ganz verwirrt worden.

Gott hat mich meiner ſonſtigen Sünden wegen verblendet. Ich weiß nicht mehr, was ich thue und ſage. Betrachtet meinen kläglichen Zuſtand! Es iſt mir von Herzen leid, daß ich ſolche Zeugen angeſtiftet und angeredet habe, um die Wahrheit an's Licht zu bringen. Glaubet aber, daß es die Wahrheit ſei!"

Er wurde darauf abgeführt und kam ganz gebrochen in ſein Gefängniß zurück. Dort klagte er ſich der Unſinnigkeit an, nicht beſſer bedacht zu haben, daß ihn ſolche Thorheit völlig verderben müſſe. Wie konnte er ſich auf ſolcher Menſchen Standhaftigkeit und Verſchwiegenheit verlaſſen! Er verfiel in ein Gallenfieber und mußte lange das Bett hüten.

Löbel aber lobte Gott, daß ſeine und ſeiner Frau Unſchuld bewieſen worden, und verlangte die Beſtrafung der Meineidigen. Es wurde ihnen vor dem Hofhalsgericht der Proceß gemacht. Sie geſtanden Alles und wurden wegen Meineides mit Brandmarkung, ſchwerem Staupenſchlag und Landesverweiſung beſtraft. Gegen den Oberſt Kalckſtein und ſeine Frau blieb das Verfahren wegen Verleitung vorbehalten.

Nun beriethen auch die Commiſſarien wegen des Urtheils. So aufgebracht ſie auch gegen den Angeklagten waren, durch deſſen unverantwortlichen Leichtſinn zwei Menſchen ſo harte Strafen hatten erdulden müſſen, prüften ſie doch die Hauptanklage mit großer Vorſicht. Nur Dr. Fitchau, der gelehrte Juriſt, nahm das Verbrechen des Hochverraths als vollendet an, da nur ein außer der Macht des Verbrechers liegendes Ereigniß, der Tod des

Sapieha, es gehindert habe, und wollte Kalckſtein den Kopf abgeſprochen wiſſen. Die übrigen hielten ſich an die Thatſache, daß „etwas Wirkliches“ gegen den Kurfürſten nicht unternommen ſei. Daß er auf denſelben heimlich Gewehr getragen habe, gaben ſie nicht für erwieſen zu, wohl aber, daß er „mit Völkern in's Land Preußen zu fallen, darinnen übel zu hauſen und den Schimpf wegen ſeiner Suspenſion vom Amt zu rächen vor etlichen Jahren gedroht“, auch einige Zeugen zum Meineid verführt und gebracht habe. Sie judicirten demnach, daß die ordentliche Strafe des Hochverraths nicht ſtattfinden könne. Er ſolle aber „zur allgemeinen Sicherheit und ihm zu wohlverdienter Strafe zunächſt Jahr und Tag in genauer Gefängniß mit Waſſer und Brod geſpeiſet, darauf lebenslang in anderweitiger Gefängniß gehalten werden“.

Dieſes im Juli ergangene Urtheil wurde pflichtſchuldigſt dem Herrn Kurfürſten eingeſchickt. Er erforderte darüber ein Gutachten der Leipziger Facultät.

Viele Monate vergingen, ohne daß der Befehl zur Publication eintraf. Immer verzweifelter wurde Kalckſtein's Stimmung in der ewig langen Kerkerhaft.

Siebentes Capitel.

Auf- und absteigende Sterne.

Im Kalckstein'schen Hause zu Warschau hatte sich viel verändert.

Noch immer zwar bewohnte die junge Wittwe, Gabriele von Lubmirska, dasselbe, seit dem Tode des Generals von Kalckstein nach dessen mündlichem, von seinem ältesten Sohne gewissenhaft honorirten Vermächtniß ihr Eigenthum. Aber Monsieur de Beaurivage mit seinem französischen Anhang war längst abgezogen, und wenn auch noch viel vornehme Polen verkehrten, so kamen sie doch nicht, um zu trinken und zu spielen, sondern um der gnädigen Frau aufzuwarten, die auch nicht mehr Karten legte und in phantastischen Verkleidungen tanzte, vielmehr die hochgeborene Dame tadellos repräsentirte.

Es war, wenn auch nicht ein offenes Geheimniß, so doch einigen Nächststehenden wohlbekannt, daß die schöne Wittwe schon vor einigen Jahren mit dem Fürsten Michael Wisniowiecki Koribut in der Stille getraut war, nachdem

derſelbe aus Wien zurückgekommen, wo er ſich längere Zeit am kaiſerlichen Hofe zu ſeiner beſſeren Einführung in die hohe Geſellſchaft aufgehalten und viel Geld verbraucht hatte. Die Heirath wurde aus Rückſicht auf die noch lebende Mutter des jungen Fürſten, die ſtolze Zamoiska, geheim gehalten.

Gabriele war die Gemahlin eines Fürſten und fühlte ſich als eine Fürſtin. Ihr Kummer war nur, daß ſie ſich nicht aller Welt in ihrer Herrlichkeit zeigen durfte. Aber ſie verſtand ihre Ungeduld zu meiſtern: endlich mußten auch ihre letzten Wünſche in Erfüllung gehen.

Ihr Haus war prachtvoll eingerichtet, der große Flur zu ebener Erde in eine Waffenhalle umgewandelt, die Steintreppe mit perſiſchen Teppichen belegt, das Vorzimmer mit ausländiſchen Gewächſen in Töpfen und Kübeln geſchmückt, koſtbare Tapeten bedeckten die Wände, Kronleuchter von Kryſtall hingen von den Decken hinab, die von italieniſchen Meiſtern mit Figuren von Stuck geziert und im Mittelfelde kunſtvoll bemalt waren. Verſchwenderiſch zeigten ſich venetianiſche Spiegelgläſer zum Schmuck der Räume benutzt. In die dicken Teppiche ſank der Fuß ein. Franzöſiſche Möbel ſtanden rings umher. Schränkchen mit vielen Schiebladen, jede mit einem vergoldeten, von einem Löwenmaul gehaltenen Ringe aufziehbar, oder mit Perlmutter umrandet, Tiſche mit geſchweiften Füßen und Moſaikplatte, zierliche Stühle mit ganz dünnen Beinchen und gitterartiger Lehne nach franzöſiſchem Geſchmack, kleine Polſterſeſſel, Sophas mit Bezügen von rother und gelber Seide, Vorhänge von dem-

ſelben Stoff an breiten Goldſtangen. Fürſt Michael war, verglichen mit anderen Magnaten, nicht reich, aber er hätte in ſeine reizende Frau weniger verliebt ſein müſſen, wenn er ihr den Luxus hätte verſagen ſollen, in dem ſie ſich wohl fühlte.

So ſtanden denn auch im Stall hinter dem Hauſe vier Reit- und Kutſchpferde, auf dem Hof Equipagen aller Art. Männliche und weibliche Dienerſchaft war im Ueberfluß vorhanden, Kutſcher, Lakaien, Köche, Hausmeiſter, Kammerjungfern und Mägde. Sie hatten meiſt nur abwechſelnd Beſchäftigung, gehörten aber zur Einrichtung einer großen Dame. Und Gabriele verſtand es, ſich bedienen zu laſſen.

Der zweite Stock des Hauſes enthielt ihr Schlaf- und Ankleidezimmer, ſo wie die Räume für den kleinen Prinzen. Sie hatte ein Söhnchen, jetzt bald zwei Jahre alt, das ſie zärtlich liebte. Eine Schaar von Wärterinnen mußte immer um das Kind ſein. Viele Stunden des Tages brachte ſie hier zu, mit ihrem kleinen Liebling tändelnd. Gewöhnlich erwartete ſie hier auch den Fürſten, deſſen ganzes Glück der Knabe zu ſein ſchien.

Heinrich Rohde ging im Kalckſtein'ſchen Hauſe viel aus und ein. Einen Gaſt freilich durfte er ſich kaum nennen; eher hatte er, ſo gütig er auch meiſt behandelt wurde, die Stellung eines Untergebenen. Er war des Fürſten Stallmeiſter und vertrauter Geſchäftsführer. In den Dienſt eines großen Herrn aufgenommen zu ſein, konnte ihm unter Umſtänden nützlich werden, auch wenn derſelbe zur Zeit noch kein hohes Staatsamt bekleidete.

Fürſt Michael ſtand, als der Sproß einer Piaſtenfamilie, dem Königshauſe näher, als irgend ein Kronbeamter.

Mit Dominski hatte er ſich ausgeſöhnt. Hatte ſeine Schweſter Gründe gehabt, dieſen Bewerber abzuweiſen, ſo berührte ihn ſelbſt das wenig. In ſeiner Lage durfte er den Mann nicht zum Feinde haben, der ihn in Polen am wirkſamſten unterſtützen konnte. Dominski andererſeits konnte Heinrich Rohde bei der kränkenden Abweiſung, die er erfahren, nichts zur Laſt legen. Er wußte, daß er bei dem jungen Fürſten wohlgelitten war. So hielt er es dem eigenen Vortheil entſprechend, den Protector zu ſpielen und ihn vorerſt in der guten Meinung des Fürſten zu befeſtigen. Der Stallmeiſter war gleichſam der Kammerherr, mit dem Dienſt um die Perſon des hohen Gebieters betraut, meiſt in deſſen Nähe und in alle kleinen Heimlichkeiten als unentbehrlicher Helfer eingeweiht.

Heinrich hatte dieſe ſehr abhängige Stellung anfangs wenig nach ſeinem Geſchmack gefunden. Begegnete der Fürſt ihm auch ſehr leutſelig und mitunter ſogar freundſchaftlich, ſo fühlte er ſich doch als den Untergebenen, der auf die Laune eines großen Herrn zu achten hatte. Er mußte ſchmeicheln und ihm zum Munde ſprechen, oft auch ſeine Hand zu Machinationen bieten, die er nicht billigen konnte. Aber den ſtolzen Wunſch, ein mächtiger Handelsherr zu werden, hatte er für immer begraben müſſen. Das Schickſal, dem er nicht gebieten konnte, warf ihn hierher nach Polen, wo nun einmal für ihn und ſeinen gefangenen Vater nur durch Hofgunſt Vortheil zu gewinnen möglich war. Und ſeine Grundſätze waren nicht die feſteſten.

Er hatte in Königsberg den beſten Willen gehabt, Livia Wort zu halten. Vielleicht, wenn ſie weniger ſtolz geweſen wäre, würde er ihr zu Liebe in der alten Heimath eine neue Lebensſtellung zu erringen verſucht haben. Es wäre ihm nicht ſchwer gefallen, ſich von der Politik ganz fern zu halten. Nun er dort „zurückgeſtoßen" war, durfte er ſich jeder Verpflichtung für entledigt anſehen. Er war frei — das Band, das ſeiner deutſchen Gewiſſenhaftigkeit immer noch ſehr ſtarke Feſſeln angelegt hatte, zerriſſen. Was hinderte ihn jetzt, ſich dem Zauber hinzugeben, den Gabrielens Reiz auf ſein empfängliches Gemüth übte? Die Ausſicht, ihr nahe ſein und ſeine freundſchaftlichen Dienſte widmen zu können, mochte ihm die Ueberſiedelung nach Warſchau und den Eintritt in den fürſtlichen Dienſt leidlicher haben erſcheinen laſſen.

Er hatte eine junge Wittwe wiedergefunden, die, ſo wenig tief auch ihre Trauer ſein mochte, doch entſchloſſen ſchien, gänzlich von der Welt zurückgezogen zu leben und alle ihre Freuden zu fliehen. Zwar wurde er bei ihr zugelaſſen und auch jetzt durch die Vertraulichkeit ausgezeichnet, die ſie dem alten Freund ihres Bruders gern entgegenzubringen ſchien. Aber es konnte ihm doch nicht entgehen, daß ſie ihn um ſo vorſichtiger in Schranken hielt, je verliebter er ſich ihr näherte. Hatte ſie früher es an offenkundigen Bemühungen nicht fehlen laſſen, ihn zu ſich heranzuziehen, ſo verhielt ſie ſich nun ſeiner mehr und mehr ſchwärmeriſchen Verehrung gegenüber faſt kühl, wenn nicht abweiſend, ſo doch nicht ermunternd. Sie gönnte ihm wohl gern einen jener ſchwimmenden Blicke,

die ſich in's Herz einſchmeichelten, ohne etwas Beſtimmtes zu ſagen; ſie reichte ihm die Hand zum Kuſſe und zog ſie, wenn ſie ſehr gnädig war, nicht ſogleich zurück; ſie ſtützte ſich mitunter auf ſeinen Arm, ſie ließ ſich von ihm erzählen, was ſich in Warſchau ereignete, oder aus einem Fabelbuche vorleſen, das ihr beſonders lieb war. Aber ſie ſchien's ganz zu überhören, wenn er ihre Schönheit pries, ſeine verliebten Träume ſchilderte, oder gar dreiſtere Wünſche anzudeuten wagte. Immer aufgeregter wurde ſeine Stimmung. Der Tag, an dem er ſie nicht ſehen durfte, gehörte ſchon zu ſeinen verlorenen. Warum wies ſie ſeine Geſchenke beharrlich zurück? Erwartete ſie eine offene Ausſprache? Tauſendmal ging er zu ihr mit dem feſten Vornehmen, ihr ſeine Hand anzubieten. Und jedesmal gerade dann wußte ſie ſeine Leidenſchaft ſo geſchickt im Zaume zu halten, daß ſich das erlöſende Wort nicht über ſeine Lippe wagte.

Auch Fürſt Michael Wisniowiecki beehrte die ſchöne Wittwe mitunter durch ſeinen Beſuch. Heinrich Rohde hatte ihn dann anzumelden und zu begleiten. Auch das gehörte zu ſeinem Stallmeiſteramt. So beſcheiden der Fürſt auftrat und mit ſo ſicherer Hand Frau von Lubmirska den vornehmen Verehrer in Schranken hielt, ſo empfand doch Heinrich jedesmal eine eiferſüchtige Regung, wenn er den Fürſten zu ihr führte. Es war ihm eine große Erleichterung, als derſelbe auf Wunſch ſeiner Mutter, die ſich ſelten von ihrem Wittwenſitz entfernte, und den Sohn ungern in Warſchau wußte, nach Wien abreiſte, um dort längeren Aufenthalt zu nehmen.

Dann hatte es ihm geſchienen, als nehme ſie ſeine Huldigungen gütiger an. Zu Zeiten war ſie ganz melancholiſch geweſen, hatte viel geſeufzt und verſteckte Reden geführt, hinter deren wahren Sinn er nicht kommen konnte. Eines Tages war er, faſt wahnſinnig von verhaltener Liebesgluth, zu ihren Füßen niedergeſtürzt, hatte ihre Kniee umfaßt und ihr geſtanden, daß er nicht länger leben könne, wenn ſie ihn nicht erhöre. Sie war gar nicht überraſcht geweſen, hatte ihre Hände auf ſeine Schulter gelegt und auch ſeine heiße Stirn geküßt, dann aber, als er ſie in ſeine Arme ziehen wollte, abwehrend und in klagendem Tone geſagt: „Ach, ach! Ich hab's wohl geahnt, daß es dahin kommen würde. Vergebens hab' ich Euch abgewehrt. Wiſſet denn, daß Ihr mir nicht gleichgültig waret von dem Augenblick an, da ich Euch zuerſt ſah. Als ich dann erfuhr, daß Ihr meines Bruders Freund geworden, den ich von allen Menſchen am höchſten achte, ſchlug Euch mein Herz noch wärmer entgegen, und Ihr hättet viel von mir fordern können. Zuletzt fügte es das Schickſal ſo, daß Ihr mich von einer ſchweren Laſt befreitet, wofür ich Euch zu ewigem Dank verpflichtet bleibe. Aber darum gerade mocht' ich Euch nicht hintergehen. Ich kenne mich beſſer, als Ihr, und weiß, daß es die ſündlichſte Thorheit iſt, wenn ich jetzt Eurem Werben nachgebe. Denn wenn ich Euch ſchon liebte, würd' ich Euch doch nicht glücklich machen, wie ich in Eurer Liebe nicht glücklich ſein könnte. Es iſt ein Geiſt der Unruhe in mir, der treibt mich fortwährend auf, daß ich am Gegenwärtigen kein Behagen habe und

mich nach etwas ſehne, das ſonſt den Menſchen unerreichbar ſcheint. Wenn ich es erreiche — ich weiß nicht, ob es das Glück iſt. Aber ich kann meinem Herzen nicht gebieten zufrieden zu ſein. Und ſo iſt mir's gewiß, daß ich Euch zu viel ſchwererem Herzeleide erhören würde, als ich Euch heut' abweiſe; darum macht mir nun ſelbſt das Herz nicht noch trauriger. Denket, es kann nicht ſein."

Das hatte er nicht glauben wollen und ſie mit Bitten beſtürmt, ihm eine andere Antwort zu geben. Es klang ihm nur immer im Ohr, daß ſie ihn liebe; ihrer Warnung achtete er nicht. Endlich ſagte ſie: „Wohl denn! Ich verſchließe Euch nicht die Thür. Was ich Euch geſtanden habe, iſt die Wahrheit. Aber ich will Euch nicht binden, und mich auch nicht. Laſſen wir eine Zeit hingehen — ich will mich prüfen, ob die Liebe Macht hat, mich umzuwandeln. Wartet indeſſen in Geduld."

Er hatte ſich damit zufrieden gegeben. Aber ſeine Geduld war auf eine harte Probe geſtellt worden. Jedesmal, wenn er anfragte, erhielt er die Auskunft, es ſei noch nicht genug Zeit hingegangen — immer in der gütigſten Weiſe, aber doch mit aller Entſchiedenheit. Und er wartete noch länger. Als ihm aber unvermuthet Fürſt Michael ſeine Rückkehr meldete, drängte ihn ein unbeſtimmtes, nicht abweisbares Gefühl von Furcht und Argwohn, ſich endlich Gewißheit zu verſchaffen. Ohne ihr von der Nachricht Mittheilung zu geben, beſchwor er Gabriele, ihn endlich zu erhören. Sie wurde ſchwach, gab nach. Heinrich Rohde glaubte an's Ziel ſeiner

Wünſche gelangt zu ſein. Auch Gabriele ſchien ſich einige Tage glücklich zu fühlen.

Da war der Fürſt bei ihr eingetreten. Das Hofleben in Wien hatte ihn gereift. Er zeigte ſich nicht mehr als der ſchüchterne Verehrer, ſondern ſchien gekommen, das Herz der ſchönen Wittwe zu erobern. Seine Leidenſchaft wuchs von Tage zu Tage und Heinrich gewahrte mit Schrecken, daß Gabriele jetzt nichts that, ſie einzudämmen. Er mahnte ſie an ihr Verſprechen. „Es gilt nicht mehr," antwortete ſie ihm. „Ich war eine Thörin, daß ich's gab. Ich weiß es jetzt, Ihr lenkt mein Schickſal nicht — es zieht mich unaufhaltſam hinauf zu höheren und weiteren Bahnen. Seid froh, daß mir dieſe Erkenntniß nicht zu ſpät kommt." — „Gabriele," rief er, vom wildeſten Schmerz gepeinigt, „was kann Dir der Fürſt werden? Du wirſt ihm alles geben, und er vernichtet Dich!" — „Das glaube nicht," antwortete ſie, „ich ſetze für mich einen hohen Preis, den höchſten, den das Weib fordern kann. Sei gut! bezwinge Dein Herz mir zu Liebe — es gilt eine Fürſtenkrone." — „So verrathe mich, den Du liebſt," knirſchte er empört, „aber erwarte nicht, daß ich mich willig mit Füßen treten laſſe. Der Fürſt ſoll Deine Falſchheit erfahren, daß er ſich vorſehe." — „Er kennt bereits Euer älteres Recht," ſagte ſie kühl und ein wenig ſpöttiſch. „Ich war mir's ſelbſt ſchuldig, ihm vorzuſtellen, was ich ſeinetwegen aufzugeben hätte. Es iſt Euch jetzt werthlos, ihm aber noch nicht. Seht zu, welchen Vortheil Ihr für Euch herauszieht. Ich will Euch wohl."

Er hatte ihr verächtlich den Rücken gekehrt. Aber wozu er in der ersten Wuth über seine Niederlage entschlossen gewesen: den Dienst des Fürsten sogleich zu verlassen und weiter in die Fremde zu ziehen, das hatte er doch nicht ausgeführt. Er konnte sich von Gabriele nicht trennen. Ganz rath- und machtlos ihrem ehrgeizigen Streben und der fürstlichen Willkür gegenüber wollte er sich wenigstens das Schauspiel gönnen, sie ihren Abfall bereuen zu sehen. Der Fürst fühlte sich so sehr in seiner Ueberlegenheit, daß er gar nicht daran dachte, den Nebenbuhler zu entfernen, im Gegentheil ihn auch hier als seinen Vertrauten heranzog. Er hoffte längere Zeit, sich die schöne Frau gewinnen zu können, ohne den geforderten höchsten Preis zu zahlen. Aber Gabriele bestand mit aller Beharrlichkeit auf der kirchlichen Trauung. Selbst die Concession, daß die Heirath vorerst geheim gehalten werden sollte, war ihr nur schwer abzuringen. Endlich widerstand sie den leidenschaftlichen Bitten des verliebten Fürsten nicht länger. Dominski war in's Vertrauen gezogen worden. Als Katholik hatte er Verbindungen mit der Geistlichkeit, über die Rohde nicht verfügte. Es war vorauszusehen, daß die Kirche sich nur sehr ungern entschließen würde, bei einem feierlichen Act, der selbst den nächsten Angehörigen des jungen Piasten verborgen bleiben sollte, hilfreiche Hand zu leisten. Die ersten Versuche mißglückten völlig. Endlich ermittelte Dominski, dem der ganze Handel übrigens nicht sonderlich gefiel, einen Priester, der gegen eine namhafte Belohnung die Trauung in der Stille zu vollziehen bereit war. Sie

fand im Kalckſtein'ſchen Hauſe ſtatt. Dominski und Heinrich Rohde waren die einzigen Zeugen.

Seitdem hatte Rohde keine recht frohe Stunde mehr gehabt. Er war in ſeinem Gemüth verbittert, mit ſich ſelbſt uneins und meiſt, wenn er mit ſich allein war, ſo finſter geſtimmt, als ob irgend ein Unrecht ſein Gewiſſen drückte. Seine Erwartungen erfüllten ſich nicht. Fürſt Michael wurde ſeines reizenden Weibes nicht überdrüſſig, ſchien vielmehr von Tage zu Tage ſeine Leidenſchaft zu vertiefen, und Gabriele, immer beſchäftigt mit der ſchmeichelnden Vorſtellung, eine Fürſtin zu ſein, überſchüttet mit freigebigen Beweiſen der Zärtlichkeit ihres ſehr verliebten Gemahls, fürſtlich von ihm mit allem Luxus ausgeſtattet, erwiderte ſichtlich ſeine Neigung. Sie wußte ihn ſo an ſich zu feſſeln, daß er eigentlich nur für ſie lebte. Obgleich er ein eigenes Quartier beibehielt, wohnte er doch mehr im Kalckſtein'ſchen Hauſe. Das war der ganzen vornehmen Geſellſchaft durchaus kein Geheimniß; aber obgleich man ſein legitimes Recht dazu nicht kannte oder die umlaufenden Gerüchte zu ignoriren Grund zu haben meinte, nahm man doch nicht Anſtoß an dieſem Verhältniß, da die von der Königin eingeführten franzöſiſchen Sitten ſchon zu tief eingewurzelt waren. Die vornehmſten Senatoren, die erſten Kronbeamten, voran der Schatzmeiſter Kraſinski und der Unterkanzler Olszowski, Biſchof zu Culm, warteten der gnädigen Frau gern auf und behandelten ſie mit aller Rückſicht, die einer hochgeborenen Dame gebührte. Sie entzückte durch ihre ſtets heitere Laune, durch die Ungezwungenheit ihres Benehmens,

durch ihre lebhafte und oft neckiſch-witzige Unterhaltung jeden, der den Vorzug genoß, bei ihr vorgelaſſen zu werden. Es waren darunter auch nicht wenige, die ſie in denſelben Räumen in ganz anderer Situation geſehen und bewundert hatten, aber Niemand wagte es daran zu erinnern. Sie hatte etwas Dominirendes in ihrem Weſen, das ihr Achtung zu verſchaffen wußte.

Seit ſie dem Fürſten einen Knaben geſchenkt hatte, war das Band zwiſchen Beiden wo möglich noch feſter geknüpft worden. Heinrich Rohde mußte ſich wohl überzeugen, daß für ihn auch nicht der Schatten von Hoffnung blieb. Er hatte die Partie gänzlich verloren. Livia iſt gerächt worden, ſagte er ſich oft, und dieſe Selbſtanklage benahm dann dem Unmuth über die erlittene Täuſchung die ſchärfſte Bitterkeit. Er hatte ſich kürzlich bei einem preußiſchen Edelmann, der von Königsberg gekommen war und Sandius kannte, nach deſſen Tochter erkundigt und erfahren, daß ſie bedenklich krank ſei. Das war ihm ſehr zu Herzen gegangen. Uebrigens hatte er's längſt aufgegeben, bei der Fürſtin ſeine Melancholie oder Verbiſſenheit zur Schau zu ſtellen. Er wußte, daß ſie davon gar keine Notiz nehmen oder ihn auslachen würde. Er ſelbſt fand es erträglicher, auch für ſie der fürſtliche Stallmeiſter zu ſein, der ihre Befehle in Empfang nahm und ſeine Meldungen abſtattete, als von ihr mitleidig mit wenigen Brocken der früheren Gunſt gefüttert zu werden. Er beſchränkte ſich auf den Verkehr, den ihm ſein Amt auflegte. Freilich hatte er ſich ſelten in ihrer Nähe ſo in der Gewalt, daß ſein Benehmen ganz frei erſchien.

Ohne daß er es wollte oder wußte, zuckte ſein Mund und ſprachen ſeine Augen ihre eigene Sprache. Er grollte der Frau, die ihn an ſich gezogen, um ihn dann einem Fürſten zu Liebe rückſichtslos fallen zu laſſen, noch immer, und aus ſeinen Blicken ſprach manchmal eine Feindſeligkeit, die ſie hätte erſchrecken können, wenn ſie die Urſache nicht gekannt hätte.

Nun war Fürſt Michael Wisniowiecki zu ſeiner Mutter berufen und hatte ſich — er hoffte nur auf kurze Zeit — von ſeinem ſchönen Weibe trennen müſſen. Es konnte ſein, daß ſie von ihm ſichere Auskunft über die Ereigniſſe bei Hofe einziehen wollte, die ihr wegen der verwandtſchaftlichen Beziehungen nicht gleichgültig ſein durften. Nachdem König Johann Caſimir ſo oft ſchon gedroht, die Krone niederzulegen, immer aber durch die Königin von dieſem unheildrohenden Schritt zurückgehalten war, hatte er nach ihrem Tode gänzlich die Faſſung verloren und nur noch den Gedanken verfolgt, ſich einer unerträglichen Bürde zu entledigen und in ein behagliches Privatleben zurückzuziehen. Die Königin hatte regiert; ſelbſt ihrer Energie und Klugheit war es nicht gelungen, die Großen des Reiches, Clerus und Adel, unter einen Hut zu bringen, oder auch nur eine Mehrheit für ihre Pläne wegen der Thronfolge zu gewinnen. Ruſſen, Türken und Koſacken bedrohten das Reich, die Kronarmee war unzuverläſſig, die Bewilligung ausreichender Steuern zu ihrer Befriedigung von den Reichstagen nicht zu erlangen. Der ſchwache Mann war der täglichen Aergerniß in ſeinem Schattenregiment müde, wollte nicht weiter mit

ſich ſpielen laſſen. Es kam dem letzten Jagellonen nur noch darauf an, die Bewilligung eines möglichſt hohen Jahrgehalts für ſeine Lebenszeit herauszuſchlagen. Darüber wurde in den maßgebenden Kreiſen verhandelt. Es konnte ſein, daß die Fürſtin Conſtantia Wisniowiecki ihren Sohn dieſer Dinge wegen befragen und mit Inſtruction verſehen wollte. Sehr möglich war's aber auch, daß ſie ihn wegen ſeines Verhältniſſes zur Lubmirska zur Rede zu ſtellen und zu einem Abbruch zu bewegen beabſichtigte. Und dieſe Vermuthung hatte der junge Fürſt ſelbſt ausgeſprochen.

Seine Briefe an Gabriele — er ſchrieb jeden zweiten Tag — gingen durch die Hand ſeines Stallmeiſters, der in Warſchau zurückgeblieben war. Er überbrachte ſie dem erhaltenen Befehle gemäß der Herrin ſtets perſönlich. Ihren Inhalt erfuhr er nicht, außer ſoweit er etwa wirthſchaftliche Anordnungen betraf. Als er aber das dritte und vierte Mal bei ihr aufwartete, glaubte er zu bemerken, daß ſie unruhig und verſtimmt ſei. Es ſchien ihm, als hätte ſie etwas auf der Zunge und wäre doch unſchlüſſig, ob ſie ſich ihm offenbaren ſolle. Nun er wieder einen Brief überbrachte und ſich, wie ſtets, ſogleich zurückziehen wollte, rief ſie ihm nach kurzem Beſinnen in befehlendem Ton zu: „Bleibt noch!“

Er wartete in der Nähe der Thür. Sie erbrach den Brief und las ihn ſogleich ſtehend in ſeiner Gegenwart. Ihr Geſicht drückte höchſte Spannung aus; mit dem zierlichen Zeigefinger der linken Hand, an dem ein großer Diamant glänzte, ſtrich ſie über die Schläfe hin,

wo die bläulichen Aederchen tuckten. „Es iſt ſo," ſprach ſie vor ſich hin, als ſie das Schreiben durchflogen hatte, „die Fürſtin iſt ſehr erzürnt, erhebt Widerſpruch gegen unſere Verbindung — die ſtolze Frau wird mir nie verzeihen, daß ich keine Polin bin und meine Ahnentafel nicht aufzeigen kann. Und Michael iſt ſchwach genug, auch jetzt noch Verſtecken ſpielen zu wollen, da doch nur entſchiedenes Handeln . . ." Sie wendete ſich zu Rohde. „Ihr ſeid mir einſt mehr als ein lieber Freund geweſen," ſagte ſie zögernd und wie widerwillig, „ich hoffe, daß Ihr die Kränkung längſt vergeſſen habt, die ich Euch anthun mußte."

Es war das erſte Mal ſeit ihrer Verheirathung mit dem Fürſten, daß ſie ihn ſo an die Vergangenheit erinnerte. Er fühlte ſich davon unangenehm berührt. Das Herz fing ihm heftig zu ſchlagen an, das Blut trat ihm in die Stirn. Er ſah auf den Teppich nieder, deſſen bunte Arabesken vor ſeinen Augen in Bewegung kamen, und ſchwieg.

„Die Fürſtin hat durch irgend eine Indiscretion in Erfahrung gebracht, was ihr verſchwiegen bleiben ſollte," fuhr Gabriele fort. „Sie hat ihren Sohn ſcharf zur Rede geſtellt und es ſcheint ihm nicht gelungen zu ſein, ſie zu beruhigen. Ihr Widerſpruch kann das Band nicht löſen, das die Kirche geknüpft hat; ſie droht aber den heiligen Vater anzurufen. Wir müſſen auf einen heftigen Kampf gefaßt ſein und ich fürchte, daß Michael . . ."

Sie ſprach langſam Wort nach Wort und ſtockte nun, wie zweifelnd, ob ſie in ihrem Vertrauen noch

weiter gehen könne. Heinrich Rohde ſah auf. Da traf ihn aus dieſen dunkeln Augen, die ihn ſo oft bezaubert hatten, ein bittender Blick. Er konnte nicht länger widerſtehen. „Womit kann ich Euch dienen, gnädigſte Frau?“ fragte er.

„Es kann ſein, daß ich mein Recht werde beweiſen müſſen,“ antwortete Gabriele. „Ihr ſeid Zeuge bei der Trauung geweſen — Ihr und Dominski. Schafft mir die Atteſte.“

„Die Atteſte —?“

„Den Trauſchein des Geiſtlichen und Euer Zeugniß. Es iſt nur, damit ich gegen die Fürſtin etwas in Händen habe.“

„Ward der Trauſchein nicht gleich damals ausgeſtellt? Ich glaube mich zu erinnern, daß Dominski —“

„Es iſt wohl möglich. Ich habe ihn aber nicht verlangt — kaum daran gedacht, daß er mir einmal von Nutzen ſein könne. Ich weiß jedenfalls nicht, in weſſen Beſitz er ſich befindet und habe, wie Ihr gewiß einſeht, guten Grund, den Fürſten deshalb nicht zu befragen. Es wird aber keine ſonderliche Schwierigkeit haben, ein Duplicat zu beſchaffen. Erfordert das für mich.“

„Gnädigſte Frau,“ ſagte Rohde nach einigem Bedenken, „ich bin Proteſtant, wie Ihr wiſſet, und habe mit der katholiſchen Geiſtlichkeit auch keinen Verkehr. Ich habe den Prieſter nicht einmal gekannt, der Euch mit dem Fürſten . . .“

„Aber Ihr werdet ihn leicht ermitteln können. Wendet Euch an den Pater Branicki; der war im Geheimniß.“

Er biß die Lippe. „Es ging alles durch Dominski's Hand, gnädigste Frau. Geduldet Euch, bis er mit dem Fürsten von Littauen zurückkehrt. Er hat wahrscheinlich das Atteſt in Verwahrung und wird es auf Euren Befehl aushändigen.“

Gabriele hob trotzig das Kinn. „Ich mag mit dieſem Menſchen nichts zu thun haben — er hat einen böſen Blick — iſt mir zuwider. Er umſchmeichelt den Fürſten nicht aus Zärtlichkeit, ſucht überall ſeinen Vortheil. Er mag ſehr brauchbar ſein — aber ich mag ihn nicht in's Vertrauen ziehen, mag mich ihm nicht verpflichten.“

„Und doch iſt er der Einzige, gnädigſte Frau —“

Sie trat raſch ein paar Schritte näher. Ihr langes ſeidenes Kleid rauſchte über den Teppich hin und die Brillanten auf demſelben blitzten. „Ihr weiſt mich ab?“ ſagte ſie vorwurfsvoll. „Einen ſo kleinen Freundſchaftsdienſt verſagt Ihr mir? Heinrich . . .“

Es durchzuckte ihn, nach Jahren wieder ſeinen Namen von ihrem Munde nennen zu hören.

„Ich will gern für Euch thun, was ich kann,“ antwortete er, doch eher verdrießlich, als warm zuſtimmend. „Ich bin aber ſelbſt auf Dominski angewieſen. Mögt Ihr ihn nicht angehen, ſo will ich mit ihm ſprechen und die Sache ſo zu wenden ſuchen, daß er die eigentliche Abſicht nicht durchſchaut. Mein Zeugniß ſteht zu Eurer Verfügung — doch kann ich nicht mehr bezeugen, als was ich geſehen und gehört. Wir haben ja auch damals

unſere Namen in das Buch eingetragen. Sie müſſen in dem Atteſt zu finden ſein.“

„Ich verlaſſe mich ganz auf den alten lieben Freund,“ ſagte ſie und reichte ihm die Hand.

Er berührte aber kaum die Fingerſpitzen. „Den ruft nicht an,“ entgegnete er mit gepreßter Stimme, „er iſt bitter enttäuſcht worden und hat ſeitdem keine Pflicht mehr.“ Er verneigte ſich. „Aber zu Ew. Gnaden Befehl.“ Er entfernte ſich. Im Vorhauſe verweilte er einen Augenblick, die Stirn runzelnd und vor ſich hin grübelnd. Dann hob er den Kopf und ſtieß ein paar kurze lachende Töne aus. —

Fürſt Michael kehrte wenige Tage ſpäter nach Warſchau zurück, wider Erwarten ganz heiter und guter Dinge. Er herzte und küßte ſein ſchönes Weib und konnte nicht aufhören, ſeinen kleinen Buben auf den Arm zu nehmen, zu ſchaukeln und tanzen zu laſſen. Auf ihre Erkundigung bemerkte er nur: „Es iſt alles wieder in Ordnung, liebes Herz. Dominski hat meine Mutter vollſtändig beruhigt — ich weiß nicht, auf welche Weiſe es ihm gelungen iſt. Er iſt ein ſehr geſchickter Menſch.“

Er mußte jetzt häufiger an den Hof. Dem König wurden rauſchende Feſte gegeben, die ihn erheitern und von ſeinem Vorhaben ablenken ſollten. Man hoffte noch immer, die Thronentſagung verhindern zu können. Der Kaiſer hatte abgerathen, der Papſt — wie Olszowski gelegentlich beim Glaſe Wein ausplauderte — ſich zu dem Heilmittel erboten, deſſen etwa ſein krankes Gewiſſen

benöthigt ſei. Das Beiſpiel Carl's des Fünften, ſtellte man ihm vor, ſei nicht heranzuziehen, denn der habe die Erblande ſeinem Sohn, das Kaiſerthum ſeinem Bruder hinterlaſſen: er aber habe Niemanden.

Ein neunzigjähriger Pole, Ozga, Kammerherr aus Lemberg, wagte ihm beweglich vorzuhalten: „Huldreichſter König, beſchäme Dich und uns nicht, noch unſer gemeinſchaftliches Vaterland, welches Dich erzogen und auf dieſen Thron erhoben hat; Du biſt mit uns in dieſem Lande geboren und mit uns erzogen worden, Du haſt hier mit uns Deine Jugendjahre verlebt und biſt von uns durch freie Stimmen berufen worden, um über uns zu herrſchen — verlaß uns nicht.“ Man wendete ein, daß er der Krone gar nicht entſagen dürfe, da er geſchworen, ſie bis an ſein Lebensende zu tragen. Aber die mächtige franzöſiſche Partei, an ihrer Spitze der einäugige Erzbiſchof-Primas Prazmowski, der ſich mit Hilfe der Königin von einem Caplan zu dieſer höchſten Würde aufgeſchwungen hatte, ſchmeichelte den Wünſchen des Königs und nährte ſeinen Mißmuth. Sie hofften nun mit leichterer Mühe einen franzöſiſchen Prinzen auf den Thron erheben zu können. Fürſt Wisniowiecki konnte ein ſolches Ereigniß für ſich nicht erſprießlich finden. Die Piaſten, Nachkommen der Brüder Jagello's, waren zwar am Hofe der Jagellonen ſtets mit einigem Mißtrauen behandelt worden, ein franzöſiſcher Prinz aber mußte in ihnen, die das Volk an die alte Dynaſtie erinnerten, ſeine natürlichen Gegner ſehen. Doch machte er ſich darüber kaum ernſtlich Sorgen. Er war nicht ehrgeizig,

bekümmerte ſich wenig um Politik, trieb lieber gelehrte Studien und hielt jetzt auch ſelbſt von den Büchern nicht viel, da er alle ſeine freie Zeit Gabriele und ihrem Söhnchen widmete.

Sie kannte die Macht, die ſie über den ſchwachen, aber ritterlich galanten Mann hatte. Die Klugheit gebot ihr, ſie nicht zu mißbrauchen. Deshalb hatte ſie ſich bisher auch willig in ſeinen Wunſch gefügt, die Ehe geheim zu halten. Nun aber wurde es ihr immer mehr zur Gewißheit, daß ſie nicht länger ſchweigen dürfe. Heinrich Rohde hatte ihr mitgetheilt, Dominski behaupte, das Trauatteſt dem Fürſten ausgehändigt zu haben; ein zweites werde ſchwer zu beſchaffen ſein, da der Geiſtliche von ſeinen kirchlichen Oberen, denen er unbequem geworden, in irgend ein Kloſter geſteckt und verſchollen ſei. Eines Tages, als Fürſt Michael mit ihrem aufgelöſten Haar ſpielte und eine prächtige Perlenkette einzuflechten bemüht war, die er ihr eben zum Geſchenk gemacht hatte, faßte ſie ſich den Muth und ſagte, ſeine Wange ſtreichelnd: „Du biſt mir ſo gut, lieber Herr, und giebſt mir davon täglich Beweiſe. Der zwingendſte bleibt aber doch noch immer zurück.“

„Welcher wäre denn das?“ fragte er leichthin.

„Ich bin Dein angetrautes Weib,“ antwortete ſie, „und das iſt freilich meinem Herzen und Gewiſſen genug. Dir aber ſollte es nicht gefallen, daß die Welt mich immer noch ſo nicht kennt und ein Recht hat, verächtlich von mir zu ſprechen.“

„Ich will nicht fürchten, daß dies geſchehen iſt,“

ſagte er aufmerkſamer. „Nenne mir den, der es gewagt hat, und ich will ihn nach Gebühr züchtigen.“

Sie lehnte ſich an ſeine Bruſt. „Es war ſo nicht gemeint, Liebſter,“ flüſterte ſie. „Nicht was der Einzelne ſpricht, ſondern was alle geſammt für wahr halten, bekümmert mich Deinet- und Deines Sohnes wegen. Bedenke nun, daß es allein die Rückſicht auf Deine Mutter war, was Dich bewog, unſere Ehe geheim zu halten. Wenn ſie jetzt doch unterrichtet iſt, warum willſt Du länger zögern, mich in meine Rechte einzuſetzen? Das Trauatteſt iſt in Deiner Hand. Gieb es mir, damit ich es dem Unterkanzler vorlege. Er iſt uns befreundet und wird dafür ſorgen, daß man die Nachricht gut aufnimmt.“

„Du ſchwärmſt, Liebchen,“ entgegnete er plötzlich ſehr ernſt. „Der frühere Grund für die Heimlichkeit gilt erſt recht noch jetzt. Meine Mutter . . . wenn ſie wirklich die volle Gewißheit hat, daß wir verheirathet ſind — ich weiß nicht, was ihr Dominski geſagt hat und möchte lieber danach nicht fragen — ſetzt unter allen Umſtänden voraus, daß ich ihre Gefühle ſchone und ſie nicht nöthige, öffentlich ihre Mißbilligung zu erkennen zu geben. Sie liebt mich und kann mir viel nachſehen, aber niemals würde ſie mir die Kränkung verzeihen, die unvermeidlich wäre, wenn ich Deinen Wunſch erfüllte. Nein, nein! es muß alles bleiben, wie es iſt. Unſer Glück beruht darauf. Störe es nicht!“

Sie ſeufzte. „Und wie lange ſoll ich mich noch gedulden?“ fragte ſie ſchmerzlich. „Ich möchte Deiner

Mutter gern von Herzen ein langes Leben wünschen . . .“

Er küßte ihre feuchte Stirn. „Sie iſt leider eine kränkliche Frau,“ ſagte er, „wenn auch noch nicht alt. Warum eilſt Du ſo? Wir haben hoffentlich noch eine lange Zeit glücklichen Beiſammenſeins vor uns. Verkümmern wir uns nicht die ſchöne Gegenwart durch ſolche Grillen. Und nun nichts mehr davon. Wenn Du aber ungern in Warſchau bleibſt, wo man uns beobachtet — nur ein Wort ſoll es Dich koſten und ich ziehe mich mit Dir in die fernſte Einſamkeit zurück. Mich hält hier nichts. Von den lauten Vergnüglichkeiten, wie meine Landsleute ſie lieben, bin ich kein Freund. Den Streitigkeiten, die losbrechen müſſen, wenn der König abdankt, geh' ich gern aus dem Wege. Ich beſitz' ein Gut in der Ukraine, hübſch an einem kleinen Waſſer gelegen. Dort weiß Niemand von uns. Befiehl und die Zurüſtungen zur Reiſe ſind bald getroffen.“

Gabriele ſchüttelte den Kopf. „Wir wollen's noch reiflicher überlegen,“ antwortete ſie. „Wie ich mich aber kenne, iſt ſolche Einſamkeit nicht für mich. Ach! daß Du mir nicht folgſt! Gebe Gott, daß Du's nicht zu bereuen haſt.“

Sie wiederholte ihre Bitte nicht wieder. Auch mit Heinrich Rohde ſprach ſie von dem Trauſchein nicht mehr. Es ſchien ihr jetzt unlieb zu ſein, ſich ihm ſchon ſo weit genähert zu haben. Wenigſtens glaubte er zu bemerken, daß ſie noch ſtolzer als früher den Kopf hob, wenn ſie

mit dem Stallmeiſter ihres Gemahls zu verhandeln hatte. An die Reiſe wurde gar nicht gedacht. —

Warſchau war in großer Aufregung. Im Reichstage gab es hitzige Debatten. Sie ſetzten ſich überall fort, wo Senatoren oder Landboten verſchiedener Parteien verkehrten. Endlich entſchloß man ſich, die Abdankung anzunehmen und ein ſehr anſehnliches Jahrgehalt zu bewilligen. Die Erklärung des Königs ſollte in feierlicher Sitzung des Reichstages in der St. Johanniskirche erfolgen. Man erwartete ſich davon mit Recht ein intereſſantes Schauſpiel.

Für die Damen war ein Theil der Galerie beſtimmt. Fürſt Michael hatte für Gabriele einen Platz in der Loge der Hofdamen beſorgt. Das war ihm nicht leicht geworden, da ſelbſt Senatorenfrauen hatten abgewieſen werden müſſen. Um ſo herzlicher dankte ſie ihm.

Es war eine ſehr glänzende Verſammlung da unten im Chor und dem langen Schiff der Kirche. Auf den Eſtraden zu beiden Seiten des vor dem großen Altar errichteten Thrones ſaßen geſondert die Biſchöfe in ihren langen farbigen Gewändern, Spitzenüberwürfen und hohen mit Edelſteinen beſetzten Mützen, und die Wojewoden und Staroſten in koſtbaren mit dem feinſten Pelzwerk verbrämten, von Gold und Brillanten ſtrahlenden Röcken und Dolmans. Hinter ihren Seſſeln ſtanden in dichten Reihen die Landboten, auch ſie feſtlich geſchmückt. Das Volk drängte gegen die Schranken, Kopf an Kopf ſtand die harrende Menge bis in die Vorhallen hinein.

Johann Caſimir ließ diesmal lange auf ſich warten.

Es war, als ob er ſeine königliche Macht heut' zum letzten Mal recht fühlbar machen wollte. Endlich erſchien er vom Schloſſe her, gefolgt von vielen Magnaten, geſtützt auf den Erzbiſchof-Primas, der ihm von Zeit zu Zeit das von Steinen funkelnde Kreuz des heiligen Adalbert vorhielt. Er trug den königlichen Ornat und die Krone. Sein Haupt war gebeugt wie das eines Leidtragenden. Doch ſchaute er neugierig nach rechts und links aus, nickte auch wohl im Vorübergehen einem ſeiner Jagd- und Tafelfreunde zu, um gleich darauf wieder die ſchläfrigen Augen auf das Kreuz zu richten.

Die Orgel ſpielte einen feierlichen Choral, während der König zum Thronſeſſel ſchritt. Der Primas und die höchſten Kronbeamten, die Krongroßfeldherren, Krongroßmarſchälle, Krongroßkanzler und Krongroßſchatzmeiſter von Polen und Littauen, ſo viele ihrer in Warſchau anweſend waren, ſtellten ſich zu ſeinen Seiten. Als dem Könige eine Schriftrolle übergeben wurde, welche er öffnete, entſtand in dem weiten Raum lautloſe Stille. Er ſtand auf und begann erſt mit lauter, dann immer leiſerer Stimme zu leſen: „Polen! Es ſind zweihundertundachtzig Jahre, daß mein Haus Euch regiert. Seine Regierung iſt vorbei und meine geht aus. Durch den Krieg, durch die Arbeiten im Rath und durch das Alter abgemattet, durch die Mühſeligkeiten und Bekümmerniſſe einer einundzwanzigjährigen Regierung beſchwert, ſtelle ich, Euer König und Vater . . . dasjenige, was die Welt am höchſten ſchätzt . . . die Krone, Euren Händen wiederum zu. Ich erwähle für den Thron . . . ſechs Fuß Erde, die mich zu

meinen Vätern . . . ſammeln wird. Wenn Ihr mein Grab . . . Euren Kindern zeiget . . .“

Thränen erſtickten ſeine Stimme. Er konnte vor Rührung nicht weiter leſen. So reichte er denn die Rolle dem Kronunterkanzler Olczowski, der gleichfalls mit vielem Schluchzen fortfuhr: „ſo ſaget zu ihnen, ich ſei der erſte im Streite und der letzte im Rückzug geweſen. Eure Liebe gegen mich ſetzte mich an die oberſte Stelle, und meine Liebe gegen Euch läßt mich wieder davon hinabſteigen. Viele von meinen Vorgängern haben den Scepter auf ihre Söhne oder Brüder gebracht — ich für mein Theil ſtelle ihn dem Vaterlande wiederum zu, deſſen Kind und Vater ich geweſen, laſſe meinen Platz demjenigen, den Ihr Eurer Wahlſtimmen würdig erachten werdet.“ Es folgte des Königs Dank für alle treu geleiſteten Dienſte, ſeine Bitte um Verzeihung, wenn er wider ſeinen Willen im Unglück der Zeiten Jemand gekränkt haben ſollte. „Ich nehme von Euch allen Abſchied,“ ſchloß die Schrift, „da ich Euch in meinem Herzen trage. Durch den Raum werde ich von der Republik getrennt ſein: mein Herz aber wird ſtets bei dieſer zärtlichen Mutter bleiben. Es iſt mein Wille, daß meine Aſche in ihrem Schooße beigeſetzt werde.“

Nach dieſer Rede gab ſich in der Kirche eine allgemeine Rührung kund. Ein Mächtiger dieſer Erde verzichtete freiwillig auf ſeine Herrſchermacht und dieſer Mächtige war der letzte Sproß einer erlauchten Familie, deren Schickſale durch Jahrhunderte mit denen Polens enge verknüpft geweſen waren, die dem Vaterlande be-

rühmte Krieger und weiſe Staatsmänner gegeben hatte. Was man noch immer nicht hatte glauben wollen, das war nun doch geſchehen. Und wenn ſich der Blick in die Zukunft richtete, wo war da ein Halt? Wie in ein unbekanntes Meer ſteuerte das Staatsſchiff. Wo fand ſich der Capitän, der es über Klippen und Untiefen ungefährdet würde hinausführen können?

Der Krongroßmarſchall Sanowski antwortete im Namen Aller. Seine Rede war überaus künſtlich gefügt und ſtrotzte von Gelehrſamkeit. Er gab dem König ſeinen vollen Titel, um deſſen ſogleich erwähnten Entſchluß, abdanken zu wollen, in den ſchärfſten Gegenſatz zu ſtellen. Er mißbilligte ihn nicht. Von allen Errungenſchaften, rühmte er, deren das menſchliche Herz fähig ſei, ſei dies die heldenmüthigſte, der Krone zu entſagen, die aller Welt der köſtlichſte Beſitz ſcheine, den Scepter aus der Hand zu legen, der königliche Gewalt verleihe, und von dem Gipfel der Macht herabzuſteigen in den gemeinen Haufen aller Irdiſchen. Er erinnerte an den Kaiſer Auguſtus, der zwanzig Jahre darüber berathſchlagt und doch nicht das Herz dazu gehabt hätte, die Herrſchaft abzugeben. Wie wenige Herrſcher hätten eine ſo ſtarke Seele bewieſen, ſich ſelbſt ihrer Herrlichkeit zu entkleiden! Mit Ehrfurcht nenne die Geſchichte einen Sylla, Diocletian, Carl den Fünften. Ein neues erhabenes Beiſpiel ſolcher ſeltenen Tugend wolle nun der König geben. Nachdem er ſo alles gethan, ihn deshalb zu glorificiren, wandte er ſich nun aber an ihn mit der Bitte, nochmals zu prüfen, ob dieſer ungewöhnlich heldenmüthige Ent-

ſchluß geboten ſei, ob er ihn nicht bereuen werde, ob er nicht dem gemeinſamen Vaterlande die Pflicht ſchulde, bis zum Ende die Bürde der Regierung zu tragen, die durch göttliche Beſtimmung ſeinen Schultern auferlegt ſei. Noch wäre es Zeit, die Republik dieſer großen Trauer zu entledigen, die jetzt aus Aller Augen zu leſen ſei. In allgemeine Freude werde ſie ſich verwandeln, wenn der erlauchte Herrſcher ſeinem Rath folge und von der Abdankung allergnädigſt Abſtand zu nehmen ſich entſchließen könne.

Die Kirche war nicht der Ort, an dem ſich laute Zuſtimmung kund geben konnte. Man erwartete auch keine Sinnesänderung des Königs. Es war durch den Marſchall geſchehen, was der Wohlſtand erforderte. Johann Caſimir ſchien deſſen wohlvorbereitete Rede denn auch ſo aufzufaſſen, antwortete nicht nochmals, ſondern legte die Krone in die Hand des Erzbiſchof-Primas, der nach des Landes Verfaſſung während des Interregnums die höchſte Gewalt hatte. Die Abdankungsurkunde wurde von ihm unterſchrieben. Damit war die Feier beendet. Der Ex-König begab ſich in's Schloß zurück, gefolgt von den Senatoren und Landboten, ſowie von einer großen Volksmenge. So ſah ein König aus, der ſich ſelbſt zu einem Edelmann degradirt hatte!

Gabriele fuhr in ſehr heiterer Stimmung nach ihrer Wohnung zurück. Auf ſie hatte das Ereigniß keinen ergreifenden Eindruck gemacht. „Es war eine rechte Komödie," ſagte ſie, „und die Komödianten verſtehen es eigentlich viel beſſer. Man glaubt's ihnen, daß ſie etwas

Bewegliches aus ſich ſelbſt hervorbringen. Das aber —! Es ſah alles ſo abgekartet aus und hörte ſich auch ſo an. Ich habe den König genau beobachtet. Er hat zu Anfang viel Grimaſſen geſchnitten, aber eine ehrliche Thräne iſt ihm nicht aus dem Auge gefloſſen. Nachher, als der Unterkanzler las, ſchien er ganz vergnügt zu ſein und ſich nur hin und her einmal zu erinnern, daß er des Umſtandes wegen verpflichtet ſei, ein betrübtes Geſicht zu zeigen. Des Marſchalls Sermon aber langweilte ihn offenbar. Er wußte ja ſicher auch voraus, was er zu hören bekommen ſollte. Und warm wär' mir an ſeiner Stelle bei ſo gelehrtem Kram auch nicht geworden; den hatte irgend ein Flickſchuſter der Weltweisheit aus allen Winkeln vorgeſucht. Es ſah mir aus, als ob er nur wünſchte, es wäre erſt zu Ende und er könnte mit dem Appetit eines gewöhnlichen Menſchen zur Tafel gehen. Wie anders hab' ich mir einen König gedacht, eh' ich noch einen geſehen hatte!"

Fürſt Michael mußte lachen. „Sr. verfloſſenen Majeſtät iſt wirklich ganz wohl, glaub' ich," ſagte er. „Du weißt aber auch nicht, was das bedeuten will, König von Polen zu ſein. Man hat ihn bis auf's Blut geärgert, wie eine Puppe aus einem Arm in den andern geworfen und wohl auch einmal, wie aus Verſehen, zu Boden fallen laſſen. Es wundert mich nicht, daß er's ſatt hat und auch einem andern ſolche Herrſcherfreuden gönnt."

„Und meinſt Du, daß es ihm nicht doch morgen leid thun wird?"

„Es kann wohl ſein, Kind. Der Menſch iſt ein gar wunderliches Geſchöpf Gottes. Was er hat, wirft er oft leichten Muthes in den Staub, und was er nicht mehr hat, das ſcheint ihm dann doch des Beſeufzens werth. Vielleicht hat dieſer König nichts tiefer verachtet als das Schranzenthum, das ihm einbilden wollte, er ſei ein Mächtiger dieſer Erde, da er doch ſeine eigene Ohnmacht nur zu gut fühlte — und morgen gleichwohl könnte er den Narren ohrfeigen, weil er ſich nicht tief genug vor ihm bückt. O vanitas vanitatum vanitas!“

„Wenn ich ein König wäre . . .“ rief Gabriele, und ihre Augen ſprühten Feuer, „ich dankte nicht ab. Thät' ich's aber, ſo ſollte die Welt weinen. — Glaubſt Du, der Kurfürſt von Brandenburg könnte ſo vom Schaugerüſt abtreten?“

„Er iſt auch nicht das Oberhaupt einer Adelsrepublik.“

„Aber warum iſt er's nicht? An ſeinem Adel liegt's doch nicht. Der hätt' ihn gerne ebenſo geduckt und aus einem Arm in den andern geworfen und aus Verſehen auch einmal zu Boden fallen laſſen. Es liegt nicht in ſeiner Art, daß er den König ſpielt. Er will, was er will, und ſetzt es durch.“

„Pah! in Brandenburg und Preußen,“ ſagte Michael, die Achſel zuckend. „Hier in Polen wollt' er ſich wohl fügen lernen. Ich als polniſcher Edelmann könnt's auch nicht anders wünſchen.“

„Und wenn Du ſelbſt der König wärſt . . .?“

„Gott wolle mich bewahren. Gieb Acht, wie die Komödie nun weiter verläuft. Das wird ein luſtiges Feilſchen und Dingen um die Krone ſein. Wer am wenigſten fordert und am meiſten giebt, der wird ſie haben. Wohl bekomm's ihm! Aber was geht's uns an? Laß uns herzen und küſſen! Darum lohnt's zu leben."

Achtes Capitel.

Rohde's Tochter.

In Barbarischken hatte der Sommer keinen heiteren Verlauf gehabt.

Aeußerlich stand freilich alles auf's Beste. Das neue Gebäude war schon im Frühjahr gerichtet und schloß den Wirthschaftshof sehr stattlich ab. Born hatte ein Thürmchen dicht am Giebel darauf gesetzt und die Glocke hineingehängt. Man sah's schon von Weitem durch die Waldlichtungen und hörte den Glockenton, der zum Mittag- und Abendessen rief, selbst in den benachbarten Beutnerdörfern. Sonst wurde nur gegen ein an Stricken aufgehängtes Brett geschlagen. Das gefiel Born von je schlecht. Er hatte aus Königsberg eine Glocke mitgebracht und sie sich ein Stück Geld kosten lassen: es sollte wie vom Kirchthum herab in die Landschaft hinaus klingen und jeden von seinen Leuten mahnen, Gott zu

danken, daß er für redliche Arbeit die Bitte erfülle: unſer täglich Brod gieb uns heute. Auch ihm war ſeine Arbeit geſegnet. Es wurde ein fruchtbares Jahr. Bis an den Leib ſtanden die Kühe im Graſe auf den Teichwieſen. Mannshoch ſchoſſen die Halme in die Höhe auf dem urkräftigen Rodeland. Das Gemüſe gedieh prächtig im Garten. Ganz nach Wunſch wechſelte in dieſem Jahr Regen und Sonnenſchein ab: das Herz des Landmanns konnte lachen.

Aber es lachte nicht.

Konrad Born hatte, als er von der Königsberger Reiſe zurückkehrte, ſein liebes Weib nicht gefunden, wie er es verlaſſen. Dieſe trüben Augen mußten viel geweint, dieſe bleichen Lippen manch ängſtliches Gebet geſprochen haben. Sein Brief hatte ſolche Wirkung gehabt. Wie voll Freude war ſie, als Heineken ihn brachte, und wie traurig faltete ſie ihn wieder zuſammen. „Was iſt denn geſchehen?“ hatte er ganz ängſtlich gefragt und zur Antwort erhalten: „Ich weiß es beſſer, als er ſelbſt — aber es läßt ſich davon nicht ſprechen. Er muß nun noch eine Weile ausbleiben, obgleich ſein Geſchäft beendigt iſt.“ Als er dann unerwartet raſch nachfolgte, war ſie eher erſchreckt, als erfreut geweſen. Er hatte ihr vom Schlitten zugerufen: „Ich hab' mir's doch anders zurechtgedacht, Bärbe. Es war beſſer, ich kehrte gleich nach Hauſe zurück, ohne nochmals umzuſehen.“ — „War's beſſer —?“ hatte ſie kreidebleich gefragt. „So trauteſt Du Dir's nicht einmal mehr zu . . .“ Sie war wieder in Thränen ausgebrochen, wollte ſich nicht beruhigen

laſſen und auch nicht über den Grund ihres Leides Auskunft geben.

Er hatte bei Frau Küchler angefragt. „Der Brief, der böſe Brief," ſchalt ſie. „Warum verſchwiegt Ihr das auch nicht lieber?" — „Ich hatte aber durchaus nichts zu verſchweigen," wendete er ein. „Gerade wenn ich etwas verſchwiegen hätte, konnte Barbara denken . . ." Die alte Dame ſchüttelte eifrig den Kopf. „Mit Eurer übergroßen Aufrichtigkeit! Es hätte ſich ja wohl gelegentlich einmal anbringen laſſen. Wie Ihr's nun in der erſten Hitze geſchrieben hattet, ſtand allerhand zwiſchen den Zeilen, was ein paar Augen, die mit dem Herzen leſen, ſchon herausfinden. Sie hatte gemeint, es ſei damit —" ſie deutete mit der Hand in die Ferne — „für alle Zeit zu Ende." — „Es iſt ja auch für alle Zeit zu Ende," verſicherte er. „Nun ja," meinte ſie, „aber in anderer Weiſe. Man kann Euch ja auch nichts vorwerfen, als allenfalls, daß Ihr mit einem wildfremden Frauenzimmer Schlitten fahrt."

„Das hat mir Barbara doch nicht vorgeworfen," ſagte er ganz überzeugt. „Nein," beſtätigte ſie, „aber es iſt meine Meinung, und wenn Ihr hübſch zu Hauſe geblieben wäret, hätt' Euch das gar nicht in die Quere kommen können. Womit ich aber ſonſt nichts geſagt haben will."

Er hatte nun doch wenigſtens die Gewißheit, wo der Grund der Trübſal lag. Vermuthen konnte er's ohnedies. Er wußte ja, daß er etwas durchzukämpfen gehabt hatte. Warum ſollte Barbara es nicht aus ſeinen Worten

herausgefühlt haben? Er verargte ihr's auch nicht, daß ſie es ihn merken ließ. Nur hielt er ſich jetzt wieder für ganz geſund und meinte, auch das müßte ſie aus ſeinem Weſen herausfühlen. Sie ſchien's aber nicht ſehen zu wollen. Oder täuſchte er ſich über ſich ſelbſt? Wär's nur nicht ſo ſchwer geweſen, über eine ſolche Sache zu ſprechen; ein Wort zu viel, nur aus Ungeſchick vorgebracht, konnte alles verderben. Er hoffte, ſie würde davon anfangen, aber das geſchah nicht. Dann meinte er, es werde ſich nach kurzer Zeit alles von ſelbſt wieder in das richtige Geleiſe bringen; ſie dürfte ja nur erkennen, daß er ganz der Alte ſei. Wenn er's nur ganz unbefangen hätte ſein können! Es verging auch eine Woche nach der andern, ohne daß ſich etwas änderte, außer daß Barbara nicht mehr weinte, ſondern nur mit gleichmäßigem Ernſt und ohne ſichtliche Theilnahme für ihn ihre häuslichen Geſchäfte verrichtete. Das war die erſte Verſtimmung in ihrem doch nicht mehr ganz jungen Eheleben, und ſie ging gleich tief.

Er ſah's eine Weile mit an. Dann litt ſein ehrlicher gerader Sinn ein ſo rückhaltiges Zuſammenleben nicht länger. Eines Abends, als Frau Küchler ſchon in ihre Kammer gegangen war, legte er die breite Hand auf Barbara's Schulter und ſagte: „So kann's nicht bleiben, Bärbe! Sprich's aus, was Du gegen mich haſt. Ich will zuſehen, was ich darauf erwidern kann. Gewiß wird es uns beide freuen, wenn wir wieder zu gutem Verſtändniß miteinander kommen.“

Sie wiſchte eine vorſchnelle Thräne von der bleichen

Wange fort. „Ich habe nichts gegen Dich, Konrad," antwortete ſie mit erzwungener Ruhe, „und Du haſt nichts gegen mich — aber das iſt gar wenig."

Er ſetzte ſich ihr gegenüber an den Tiſch, ſtützte den ſchweren Kopf in die Hand und ſah ſie mit recht mitleidigen Augen an. „Du haſt wohl recht," bemerkte er, „das iſt gar wenig. Es heißt wirklich nur ſo viel, daß wir nicht wie ſchlechte Eheleute zanken und einander Verdrießlichkeiten bereiten. Aber an wem liegt's, Bärbe, daß es nun den Anſchein hat, als wäre das Alles? An wem?"

Die Frau ſah von ihrer Arbeit auf und ihm gradaus in's Geſicht. „An mir, Conrad," ſagte ſie milde und ganz überzeugt zugleich.

Das verwirrte ihn, obgleich er ſich ſelbſt im Stillen die Antwort ſo gegeben hatte. „Wenn Du das aber im Ernſt meinſt . . ." ſtotterte er.

„Ich mein's im vollen Ernſt," verſicherte ſie, die Augen immer feſt auf ihn gerichtet. „Es liegt an mir — weil ich meines Vaters Tochter bin. Du weißt ja, wie er dachte, Konrad, und wofür er gekämpft und gelitten hat —: das Ganze oder nichts! Er empfand ſo. Es war nicht in ſeiner Natur, einen Vergleich eingehen zu können. Er wollte ſein Recht, nichts als ſein Recht, das aber auch ohne Abzug. Und ſo bin ich auch, ich kann mir's nicht anders geben."

Er bewegte die Hand, die den Kopf ſtützte, ein wenig vor und legte ſie gleich wieder an die Stirn. „Ich wollte Dich auch nicht anders," ſagte er, offenbar nicht

ganz ſicher, wohin ſie zielte. „Hab' ich Dir Dein Frauenrecht verkümmert?“

„Abſichtlich gewiß nicht,“ entgegnete ſie. „Aber es iſt doch ſo, daß Du mir's nicht voll und ganz gewähren kannſt.“

„Barbara —!“

„Es iſt ſo. Du willſt, daß ich ſprechen ſoll. Und es iſt auch beſſer, ich ſage Dir alles, damit Du nicht glaubſt, daß ich Dir ſchweigend Unrecht thue. Ich darf Dir ein Bekenntniß nicht vorenthalten: mein Herz ſtrebte Dir, dem Lebensretter meines Bruders, zu, eh' ich Dich geſehen — von dem Augenblick ab, da ich Dich ſah, liebt' ich Dich. Und als Du in meines Vaters Haus kamſt, die Kaufmannſchaft zu lernen, und als Du wieder fortgingſt, ein Jäger zu bleiben, und als Du ein Soldat in den Krieg zogſt, liebt' ich Dich. Du freilich —“

Er rückte ſeinen Stuhl um den Tiſch, ſo daß er ihr ganz nahe kam, legte den Arm um ihre Schulter und zog ihre Stirn an die ſeine. Sie ließ es auch geſchehen, ohne zu widerſtreben; nur lehnte ſie ſich nicht an ihn. „Du freilich,“ fuhr ſie fort, „ahnteſt das nicht und durfteſt auch nichts davon erfahren. Hätt' ich Dich aber niemals wiedergeſehn, hätt' ich Dich doch nicht vergeſſen, ſondern eigenſinnig meine Neigung gehütet gegen jede Anfechtung. Und als ich Dich dann gegen Verhoffen wiederſah, war in mir nichts verändert. Du jedoch, Konrad, konnteſt mir's nicht erwiedern. Vor Deinen Augen ſtand immer Blanche —“ ſie zuckte leiſe, als der

Name über ihre Lippen mußte — „damals ſchon, als Du aus der Wildniß kamſt, und viel anders noch, als Du in die Stadt einritteſt, jetzt ein kurfürſtlicher Offizier, der wohl wagen durfte, ſeine Augen zu einem adligen Fräulein zu erheben —"

„Warum ſagſt Du mir das alles, Barbara," fiel er ein. „Du weißt ja doch —"

„Daß Blanche Dir nicht treu geblieben war — ja! das erfuhr ich; und daß Du ſie ſehr geliebt hatteſt und Dich von ihr losſagteſt, da ſie eines Andern Weib geworden war. Und das begriff ich auch. Für mich hoffte ich gleichwohl nichts mehr, ſo herzlich Du Dich mir auch zuwandteſt. Als dann aber eine Zeit vergangen war und ein großes Unglück über uns hereingebrochen und auch Dich getroffen, Konrad — und als Du mir dann Deine Hand boteſt und meinetwegen dem Herrn Kurfürſten abſagteſt und jeden Vortheil aufgabſt, der Dir aus langem treuen Dienſt erwachſen war . . . da durft' ich nicht zweifeln, daß Du mit dem Vergangenen gänzlich abgeſchloſſen hätteſt und frei geworden wäreſt, über Dich zu beſtimmen, wie Du wollteſt, und daß Du mir auch nichts Minderes böteſt, als Dein ganzes Herz."

„So iſt's auch geweſen," rief er. „So wahr ein Gott im Himmel lebt, ich hielt's nicht zurück — ich wollte Dich nicht hintergehen."

„Nein," beſtätigte ſie, „das wollteſt Du nicht. Und haſt auch hinterher gemeint, es ſei alles in Ordnung, weil wir gut mit einander lebten und jeder dem andern ſo viel Freundliches bot, als des Tages Pflicht erheiſchte.

Aber wie ich mir's vorgeſtellt hatte, war's doch nicht. In meinem Herzen brannte ein Feuer, das wollte genährt ſein, daß es auch Dein Herz ergreifen könnte. Du aber hatteſt ſolches Bedürfniß nicht und wehrteſt eher dem Brande. Ich erkannt' es mit der Zeit wohl: Du liebteſt mich nicht, wie ich Dich liebte. Aber ich war zu ſtolz, mich Dir aufzudrängen und ließ Dich nicht einmal erfahren, daß ich etwas vermißte."

Sie preßte die Lippen aufeinander und wendete das Geſicht von ihm ab. „Das freilich ahnt' ich ſo nicht," ſagte er nach einer Weile. „Aber Du hätteſt nicht ſo bald nachlaſſen ſollen. Glaube mir, ich widerſetzte mich nicht."

Barbara ſchüttelte den Kopf. „Du liebteſt mich nicht, wie Du Blanche geliebt hatteſt . . ."

Er ſchwieg. Wie durfte er das nach der Wahrheit ableugnen? Es ſchmerzte ihn — Barbara's wegen — daß er es nicht konnte. Aber er wäre ſich der verächtlichſte Menſch erſchienen, wenn er ſie jetzt mit einer Lüge beſchwichtigt hätte. Nein — wie er Blanche geliebt hatte, liebte er ſie nicht. Kein Weib in der Welt mehr konnte er ſo lieben.

Ihr ganzer Körper zitterte. „Und nun weiß ich es," rief ſie mit ſchmerzlich leidenſchaftlicher Betonung, „Du liebſt Blanche noch immer — und jetzt hätte ſie die Deine werden können!"

Konrad ſtand erſchrocken auf und trat einen Schritt zurück. „Barbara —" ſagte er, die Hand vorſtreckend, „welch' entſetzlicher Argwohn! Ich that nichts, das ihn

rechtfertigen könnte. Nicht im verborgenſten Winkel meines Herzens hat ein ſolcher Gedanke gekeimt. Wie hätt' ich Blanche wiederſehen können und nicht ergriffen ſein ſollen von der Erinnerung, was ſie mir einſt war, mehr noch von dem Elend, das ſie ſich bereitet? Ja, ſie iſt eine Unglückliche! Unmenſchlich grauſam wär's geweſen, hätt' ich ihr Verachtung gezeigt. Nein! was ich Dir berichtete, iſt wahr: tiefſtes Mitleid ergriff mich, ein barmherziges Gefühl zwang mich zu ihrem Dienſt in ſchwerſter Stunde. Aber ich vergaß nicht, was ich meinem lieben Weibe ſchuldete — Gott iſt mein Zeuge, und ich könnt' auch noch einen andern ſtellen, der mit menſchlicher Stimme redete. Wenn ich ſchwankte, ob ich nicht länger bleiben und der gottverlaſſenen Frau Beiſtand leiſten ſolle — wahrlich! es geſchah nur, weil ich mir genug Feſtigkeit zutraute, in meiner Pflicht nicht wankend zu werden. Und wenn ich dann doch der Mahnung des alten Freundes folgte und Blanche nicht wieder aufſuchte — das ſollte bei Dir nicht gegen mich beweiſen."

Sie hatte abgewendet mit geſenktem Kopf dageſeſſen und ihn ruhig ausſprechen laſſen. „Ich werfe Dir auch nichts vor, Lieber," ſagte ſie nun umſchauend. „Es iſt Dein Unglück, wie mein's, daß ich doch Recht habe. Du haſt nicht vergeſſen, was Du Deinem Weibe ſchuldeteſt . . . das weiß ich, und Du wirſt es auch nie vergeſſen. Deshalb bin ich nicht in Sorgen. Du haſt mich auch lieb, recht lieb. Was kannſt Du dafür, daß ich damit für mein Bedürfniß nicht ausreiche? Das Ganze oder nichts. Und was da bleibt, iſt mir nichts. Ich kann

Dir's nicht erwidern mit dem, was eine freie und frohe Gabe des Herzens ist. Aber als gute Eheleute können wir weiter mit einander leben — müssen's wohl auch. Das wird uns unschwer gelingen, hoff' ich, da wir ja nun wissen, wie wir stehen."

Sie erhob sich, küßte ihn zur „Gute Nacht" und ging in die Schlafkammer. Er folgte nicht so bald.

Wie er sich's dann wieder und wieder überlegte, was Barbara ihm gesagt hatte und wie das geschehen war, meinte er sie durch freundliches Zureden nicht auf andere Gedanken bringen zu können. Mit Gründen konnte sie ja doch nicht widerlegt werden. Sie aber mit Schmeichelei zu betrügen, war nicht nach seiner Art. Dazu achtete er sie auch viel zu hoch. Eher war er noch sparsamer mit Zärtlichkeiten, um sich nicht in Verdacht zu bringen, ihr etwas abliſten zu wollen. Er tröſtete sich, die Zeit werde einen heilsamen Wandel auch in diesem stolzen Herzen schaffen: er müßte sich nur zeigen, wie er immer gewesen war, und ihre Grillen gar nicht beachten. Eine so kluge Frau werde dann schon einsehen, daß sie ihr Gefühl zu fein zugespitzt habe und bei gutem Willen unter ihnen alles in die beste Ordnung zu bringen wohl möglich sei. Nur einige Geduld müßte er haben, das hielt er sich ernstlich vor.

Er arbeitete wieder fleißig an seinem Schriftwerk für den Kurfürsten und brachte es glücklich zu Ende. Heineken erhielt es zur Durchsicht und schüttelte doch bedenklich den Kopf. „Man muß gestehen, Ihr greift's kräftig an," sagte er. „Das ist ein Riesenplan, und

gehört auch eines Riesen Muth dazu, ihn in Angriff zu nehmen."

„Hab' ihn auch keinem Geringeren zumuthen wollen, als dem Herrn Kurfürsten," antwortete Born, „der hat auch sonst schon Riesenkraft bewiesen."

„Ja, ja!" bestätigte der Amtsschreiber, „wenn er nur erst sie anzusetzen entschlossen ist. Wer die Wildniß bewältigen will, wie Ihr's vorschlagt und mit guten Gründen demonstriret, der muß nicht nur selbst fleißig die Hände rühren, sondern auch gutes Vertrauen zu seinem Nachfolger haben, daß er das löbliche Werk fortsetze. Denn in einem Menschenalter wird's nicht gezwungen, und wohl auch in dreien nicht. Wär' auch eine theure Einsaat hineinzustecken und an die Ernte so bald nicht zu denken. Dergleichen projecta pflegen bei den Herren Geheimen Räthen unbeliebt zu sein."

„Bin deshalb auch gewillt, das meinige direct an den Kurfürsten zu adressiren," entgegnete Born. „Sieht er hinein, so liest er vielleicht auch weiter. Meine Zahlen übrigens werden doch auch die Geheimen Räthe nicht anfechten können."

Heineken rieb sich die Stirn. „Wie ich mir's überlege," bemerkte er nach einigem Bedenken, „empfiehlt sich's doch nicht, wenn ich Euch da etwas von dem meinigen imputire und hineincorrigire, denn es kann leicht sein, daß kurfürstliche Durchlaucht gerade an diesem etwas derben und gedrungenen, ich möchte sagen, rustikalen Stylo seiner Originalität wegen ein Gaudium fände. Wäre also nur zu bedenken, ob man etwa auf das Titelblatt

einen lateiniſchen Merkſpruch ſetzte, wie zum Exempel per nubila ad astra — durch Gewölke zu den Sternen — oder fortes fortuna adjuvat — das Glück iſt dem Muthigen hold — oder viribus unitis — mit vereinter Kraft — oder . . .“

„Laſſen wir auch das,“ meinte Born. „Findet Ihr nichts Unrichtiges und Anſtößiges in der Schrift, ſo mag ſie ſich ihrer ungelehrten Faſſung nicht ſchämen.“ Er ſchrieb einen Brief, in dem er mit ſchlichten Worten an die geleiſteten Kriegsdienſte erinnerte, aber ausdrücklich hinzufügte, daß er für ſich nicht das mindeſte erbitten wolle, und packte die Papiere ſauber zuſammen. Er wollte einfach hinaufſchreiben: An des Herrn Kurfürſten von Brandenburg hohe Durchlaucht in Cölln an der Spree. Aber das ging dem Amtsſchreiber denn doch allzuſehr gegen den Strich, der ganze lange Titel, den er im Kopfe hatte, mußte hinauf und füllte acht enggeſchriebene Zeilen. Die erſte Reihe ſetzte er ſelbſt mit Fractur auf den Umſchlag, wie das bei dergleichen Adreſſen an hohe Perſonen üblich war. „Es wäre eine Schande für das ganze Amt Inſterburg,“ verſicherte er, „wenn etwas ſo Unſchickliches von hier ausginge.“

Das Packet nahm er zur Beförderung mit der Poſt an ſich.

Eine Antwort blieb aus.

Das Frühjahr brachte Beſchäftigung die Fülle. Vom früheſten Morgen bis zum Abend war Born in Feld und Wald thätig; kaum gönnte er ſich geräumige Muße zu den Mahlzeiten. Faſt ſchlief er nach vollbrachter Arbeit

auf dem Stuhl ein. Den beiden Frauen zeigte er immer ein heiteres Geſicht. Während des Mittageſſens beſprach er gern mit ihnen allerhand Wirthſchaftsangelegenheiten. Nichts konnte ihn mehr erfreuen, als wenn ſie einmal auf's Feld hinauskamen, ſeine Fortſchritte in Augenſchein zu nehmen. Das geſchah freilich ſelten, Barbara war nicht die richtige Landfrau.

Es entging ihm nicht, daß ſie oft leidend und unpäßlich war. Sie hatte eingefallene Wangen und tiefliegende Augen, meiſt eine bleiche Geſichtsfarbe, mitunter aber gleich das Blut in der Stirn, wenn er ihr nur freundlich zunickte. Oft aß ſie nicht mit oder zog ſich bald nach dem Tiſchgebet in die Kammer zurück. Beſorgt fragte Born eines Tages Frau Küchler, was ihr fehle und ob er nicht einen Arzt holen laſſen ſolle. Sie lachte aber verſchmitzt und meinte, es habe gar nichts zu bedeuten. „Wißt Ihr's denn noch nicht?“ ſetzte ſie hinzu.

„Was ſoll ich wiſſen?“ fragte er verwundert über ihr ſonderbares Benehmen.

„Ja — dann darf ich nichts ausplaudern,“ antwortete ſie wieder lachend. „Vermuthe aber, daß es nicht lange Frauengeheimniß bleiben wird.“

Von einer beglückenden Ahnung betroffen, faßte er ihren Arm. „Frau Maria —: wär's möglich — darf ich's glauben?“

„Ich habe nichts geſagt,“ antwortete ſie, zwinkerte aber ſo vergnügt mit den Augen, daß ihm wohl jeder Zweifel ſchwinden mußte.

Er ſuchte ſogleich Barbara auf, ſchloß ſie ſtürmiſch in ſeine Arme und flüſterte ihr Worte in's Ohr, die ihr ein Lächeln der Befriedigung abnöthigten. „Geſtehe, Du Böſe," ſchalt er, „geſtehe! iſt's denn wirklich wahr?"

„Gott hat's ſo gewollt," ſagte ſie, wieder ganz ernſt und vergeblich bemüht, ſich von ihm zu löſen. „Wie glücklich hätt' uns das früher gemacht. Jetzt iſt's nur eine Sorge mehr."

„Nein," rief er, „nein, Bärbe — ſo darfſt Du jetzt nicht ſprechen. Hat Gott es ſo gewollt, ſo hat er auch gewollt, daß dieſes Zerwürfniß, unter dem wir ſchwer leiden, allen Grund verlieren und uns recht ſündlich erſcheinen ſoll. Wie kannſt Du mir ſolche Freude verkümmern wollen? Jetzt mußt Du mir ja glauben, daß ich Dich von Herzen lieb habe und gar nicht aufhören kann, Dich von Herzen lieb zu haben, wie kein anderes Weib. Habe wieder gutes Vertrauen zu mir, es ſoll wahrlich nicht getäuſcht werden!"

Nun ſchlang Barbara die Arme um ſeinen Nacken und verſteckte ſchluchzend das Geſicht an ſeiner Bruſt. „O Gott — Gott — Gott," betete ſie leiſe, „führe uns nicht in Verſuchung, ſondern erlöſe uns von allem Uebel . . ."

„Amen, Amen," ſchloß er, bückte ſich und küßte ſie, wie er ſie nie geküßt hatte.

Sie ſchien beruhigt zu ſein. Zwar beobachtete ſie auch jetzt eine faſt ſcheue Zurückhaltung, aber es erfreute ſie doch ſichtlich, wenn Konrad ſich ihr mit Liebkoſungen näherte, oder auch nur zu ſonſt ungewohnter Zeit in's

Haus eintrat, ſich nach ihr umzuſchauen. Sie hatte ein ſo ſcharfes Auge für Alles, was über eine bloße Liebespflicht hinausging, und gab auch ihre Dankbarkeit zu erkennen. Aber es war doch oft, als traue ſie ihrem Glücke nicht recht und müſſe ſich auf einen Umſchlag gefaßt halten. Das gilt ja nicht mir, ſagte ſie ſich dann wohl im Stillen. Es kamen auch recht ſchwermüthige, verzagte Tage. Dann wurde er nie ungeduldig, verdoppelte vielmehr ſeine Aufmerkſamkeit und räumte jede Störung ſorgſam aus dem Wege.

So ging der Sommer hin. Die Ernte war ſchon größtentheils eingebracht, die Abende wurden wieder länger. Der Gutsherr konnte ausruhen und er ſaß nun gern bei den Frauen und hatte ſeine Freude daran, ihrer „curioſen“ Arbeit zuzuſehen, wie ſie ihm ſein Lebtag noch nicht vor Augen gekommen. Er ſprach beſonders von dem neuen Hausbau, der nun plötzlich ſehr eilig geworden, nahm auch wohl ein Blatt und einen Stift zur Hand, den Grundriß aufzuzeichnen und die Maße einzutragen. Sobald die Geſpanne frei würden, wollte er von der Schloßziegelei Bauſteine anfahren laſſen, ehe die Wege allzu ſchlecht würden. Er hatte dieſerhalb ſchon an Heineken geſchrieben und angefragt, wie viel Tauſend er haben könnte. Von trockenem Holz habe er noch einen guten Vorrath.

Der Amtsſchreiber fand ſich eines Sonntags zum Beſuch ein. Er ſcherzte mit Frau von Born und bat ſich aus, als Gevatter nicht übergangen zu werden. Wegen der Ziegel gab er die beſte Verſicherung. Er

wußte viel zu erzählen. Des Obriſten von Kalckſtein Urtheil ſei noch immer nicht publicirt. „Man hat dieſer langen Zögerung wegen unterſchiedliche Meinung," ſagte er, die Naſenſpitze reibend. „Die einen halten dafür, es werde ihm nicht viel geſchehen können, und ſolle alſo ſolche Haft als Strafe vorhergehen. Die andern wieder behaupten, das Urtheil laute allzu ſcharf und der Herr Kurfürſt habe Bedenken, mit einem vom Adel ſo hart zu verfahren, da er wohl wiſſe, daß ſelbſt die, ſo aus unterthänigem Gehorſam das Urtheil geſprochen, doch deſſen Vollzug übel notiren würden. Aber das trifft ſchwerlich zu. Die Zeiten haben ſich gar ſehr geändert, und der Herr Kurfürſt fürchtet die vom Adel nicht mehr. In den Amtsſtuben merkt man wohl, wie der Wind weht. Ja — wißt Ihr denn ſchon, daß der Herr Kurfürſt mit ſeiner zweiten Gemahlin, der Glücksburgerin, nach Königsberg kommen wird? Das giebt dort ſicher ein gewaltiges Halloh. Wer dabei ſein könnte!"

„Ja, wer dabei ſein könnte," ſeufzte Frau Küchler. „Alſo ſie kommen nach Preußen, das iſt ja eine ſehr beachtenswerthe Neuigkeit."

Der Kurfürſt hatte ſich erſt kürzlich mit Dorothea von Glücksburg, der jungen Wittwe des Herzogs Chriſtian von Lüneburg, verheirathet.

„Ich wollte, die neue Frau Kurfürſtin könnte ſich ſo viel Liebe erwerben, wie die verewigte," bemerkte Born. „Die Kurfürſtin Luiſe hat man allgemein des Herrn Kurfürſten guten Engel genannt."

„Das hat man," beſtätigte Heineken, „und es ſind

auch ſonderliche Exempla bekannt, in denen ihr Fürwort Gnade bei dem ſtrengen Herrn Gemahl erwirkt hat."

„Ich hab's ſelbſt erfahren," ſagte Frau Barbara. „Sie war ſehr gütig und milden Sinnes. Der Herr Kurfürſt hat ſie gewiß geliebt — und doch ſchon nach einem kurzen Jahr vergeſſen."

„Das ſagt nicht, das ſagt nicht," eiferte der Amtsſchreiber. „Bei den hohen Herrſchaften aber ſpricht ſolches weniger mit. Da iſt zu ſorgen, daß gehörig Hof gehalten werden kann, der zureiſenden Potentaten und der fremden Geſandten wegen und ſonſt aus allerhand Grund. Seien wir nur froh, daß es eine deutſche Prinzeſſin iſt, die der gnädige Herr heimgeführt hat. Es munkelte ſchon ſo etwas, daß er ſich am franzöſiſchen Hofe nach einer Gemahlin habe umſehen laſſen, und iſt auch ſchon der Name Montpenſier genannt worden. Bedenket wohl: eine Katholikin! Aber aus einem der älteſten Regentenhäuſer der Welt. Für den jetzt ſouveränen Herrn mocht's große Wichtigkeit haben, ſolche Verbindung einzugehen, die ihm am Rhein den Rücken decken konnte. Staatsraiſon heißt man dergleichen hohe Rückſicht. Aber es iſt nur ein ſchlecht Gerücht geweſen oder hat ſich zerſchlagen. Und uns kann's lieb ſein. Frau Dorothea iſt eine gute Lutheranerin."

Er verbreitete ſich des Weiteren über ihre Eigenſchaften, „nach denen Berichten kundiger Perſonen, ſo ſich im Amt Inſterburg haben verlauten laſſen," und fuhr dann, den Kopf einziehend und plötzlich ſehr leiſe ſprechend, fort: „Uebrigens glaub' ich nicht, daß dieſe gar beſchwer-

liche Herbſtreiſe lediglich oder auch nur praecipue auf den Zweck abzielet, die neue Gemahlin den Unterthanen im Herzogthum vorzuſtellen und gleichſam allergnädigſt an's Herz zu legen; vielmehr kann es dem Herrn Kurfürſten nicht gleichgültig ſein, was jetzt in Polen geſchieht, wo der alte König abgedankt hat und die Wahl des neuen noch ausſteht, während des Interregnums aber viel Teufelei von ſeinen Widerſachern getrieben werden kann. Denn man gönnt ihm die Souveränetät nicht und könnte leicht den neuen König verpflichten wollen, das Lehn Preußen zurückzuholen. Darüber würden auch viele hier im Lande gar nicht ungehalten ſein, wovon ich jedoch lieber ſchweige. So mag der Herr Kurfürſt wohl gern einen Vorwand nehmen, den Dingen nah zu ſein. Auch drückt er ſo wirkſamer auf die Stände, daß ſie die geforderten Abgaben bewilligen."

Dieſes Thema, über das man ſich doch nicht frei von der Leber weg äußern konnte, wurde bald verlaſſen. Heineken theilte mit, was in der nächſten Umgegend paſſirt war. In einem Dorfe hatte es ſchrecklich gebrannt, in einem andern war ein Kalb mit zwei Köpfen zur Welt gekommen, aber bald nach der Geburt geſtorben, noch anderswo hat es in einem Keller geſpukt, „woraus man erſiehet, daß der Teufel noch immer ſein Handwerk treibt". Dann wie beiläufig erwähnte er auch: „In der vorigen Woche kam die verwittwete Frau von Görtzke durch Inſterburg, des Herrn Oberſten de la Cave Tochter, und ging nach Didlacken, wo ſie ſich längere Zeit zu verweilen gedenkt."

Barbara ließ das Spinnrad ſtehen. Die Hände fielen ihr in den Schooß. Sie wurde ganz bleich im Geſicht und richtete die erſchreckten Augen auf ihren Mann, wie dieſe überraſchende Nachricht auf ihn wirken würde. Er fühlte das, obſchon er zur Erde blickte und ſich unwillkürlich noch mehr abkehrte. Es wurde ihm heiß und kalt. Er bemühte ſich, jedes Zeichen von Erregtheit zu unterdrücken, und verdächtigte ſich der ſcharfen Beobachterin vielleicht um ſo mehr. Der Amtsſchreiber hatte keine Ahnung davon, daß ſeine Mittheilung recht wie ein Blitz eingeſchlagen hatte, und fuhr fort: „Eine ſchöne Frau, noch immer eine ſchöne Frau! Sie hat Augen — rechte franzöſiſche Augen. Und jetzt die weiße Haut zu dem ſchwarzen Kleid und ſchwarzen Schleier . . . Ich hab' einmal ein alt Bild geſehen von einem Niederländer, das war mit den Jahren nachgedunkelt, nur der zarte Fleiſchton hatte ſich nicht verändert; daran mußt' ich immer denken, wenn ſie gegen eine dunkle Wand ſtand oder die Hand auf die Bruſt legte. An der rechten hat ſie übrigens eine häßliche Narbe, die hat ſie nicht aus dem Elternhauſe mitgenommen. Ich kannte ſie ja ſchon, als ſie noch ſo ein klein Dingelchen war. Die Tattern ſind auch daran unſchuldig, das müßt Ihr ja am beſten wiſſen, Capitän, der Ihr ſie aus der Gefangenſchaft befreit habt. Ich fragte ſie auf dem Schloſſe, wo ſie ſich einen Tag verſäumte, und da lächelte ſie und ſtreckte den Arm weit fort und ſagte: ſo iſt unſer Herr Chriſtus gekreuzigt worden, da er ſich für der Welt Sünden hingab, und dieſes Wundmal trag' ich zu ſeinem Andenken.

Das war nicht gut verſtändlich. Aber daß ſie viel gelitten hat in ihrer Ehe, das glaub' ich ſchon gern. Denn der Herr von Görtzke war ein roher Patron, und ſie hat ihn nicht gemocht. Es iſt ein merkwürdiger Zufall zu nennen, daß derſelbe Junker von Röbern ihn zu Fall gebracht hat, der auch Euren Vater . . . Aber daran wollt Ihr nicht erinnert ſein."

„Wie ich hörte, iſt Röbern nach dem Duell entflohen," ſagte Born, der ſich immer peinlicher gefoltert fühlte und das Geſpräch wenigſtens von dem Hauptgegenſtand ableiten wollte. „Hat man von ihm ſpäter etwas erfahren?"

„Etwas ganz Sicheres nicht," antwortete Heineken. „Aber es wird wohl ſo ſein. Er wollte zu Schlittſchuhen über Haff nach Frauenburg, ſcheint jedoch in der Dunkelheit einen von den Riſſen nicht bemerkt zu haben, die ſich damals querüber zogen und theilweiſe durch Schneewehen verdeckt waren. Soviel ſteht feſt, daß die Winterfiſcher am andern Tage eine Pelzkappe gefunden haben, die vorher von ihm getragen ſein ſoll. Auch hat man von ihm ſelbſt weiter nichts vernommen. Wär' übrigens nicht ſonderlich ſchade um ihn; iſt immer ein Haſelant und Courmacher geweſen, hat aber nichts lernen wollen. Daß er zum Landrath befördert worden, hat er ſeiner vornehmen Verwandtſchaft zu danken gehabt; ihn in ein Amt einzuſetzen, hat ſich doch der Herr Kurfürſt wohl gehütet. Vergeß' es mein Leben lang nicht, wie er bei mir ein Protocoll aufnehmen ſollt' und ſetzte die Schrift auf die linke Seite."

„Er hat doch bei Warschau tapfer gekämpft," äußerte Born, scheu zur Seite blickend, wie Barbara sich verhalte. Sie saß noch immer, die Hände im Schooß gefaltet, und starrte in's Weite.

„Ei seht doch, seht," rief Heineken, „nun nehmt Ihr seine Partie. Rechnet es ihm wohl auch als ein Verdienst an, daß er den groben Capitän von Görtzke niedergestochen hat, der die arme Frau so viel molestirt haben soll. Hat aber doch viel böses Blut gemacht. Der General-Wachtmeister von Görtzke, Commandeur der Festung Memel, ist bekanntlich sein Vater. Der hat der Frau die Schuld gegeben, wie sie mir selbst erzählte, und sie so verfolgt, daß sie nicht auf dem Gut ihres Mannes bleiben konnte. Nach Pillau zu ihrem Vater und der Stiefmutter, mit der sie sich erzürnt gehabt, hat sie aber auch nicht gewollt. Da hat sie nun der Oberst hierher auf sein Gut Didlacken geschickt, damit sie den Leuten ganz aus den Augen komme. Und da lebt sie nun einsam genug unter den Bauern, hat auch kein anderes Vergnügen, als wilde Pferde zuzureiten, worin sie große Meisterschaft besitzt."

Barbara stand auf und entfernte sich. Sie war aber noch nicht bis zur Kammerthür gekommen, als sie schwankte und zur Erde niedersank. Frau Küchler, die ihr zunächst war, sprang zu und hob sie auf. Sie war ohnmächtig. Konrad trug sie auf's Bett, kniete vor demselben nieder und küßte unaufhörlich ihre Hände. Sie kam bald wieder zu sich, wendete aber das Gesicht nach der Wand und gab auf alle Fragen keine Antwort.

Heineken war ſehr erſchreckt. „Ei, ei, ei,“ mäckerte er, „was wird das werden? Sie hat eine allzu zarte Conſtitution. Ihr könnt ſie nicht genug ſchonen.“ Er fuhr ſogleich ab, obgleich das Wetter ſchlecht geworden war und der Regen gegen die Fenſter peitſchte. —

Seit dieſem Tage hatte Frau Barbara keine ruhige Minute mehr. Alle Bemühungen Konrad's waren vergeblich geweſen. Seine zärtlichſten Vorſtellungen, daß ſich ja nichts geändert habe und Blanche ihr ebenſo unſchädlich eine als hundert Meilen entfernt leben könne, fruchteten nichts. „Sie iſt Deinetwegen gekommen,“ ſagte ſie immer. Es ſetzte ſich bei ihr die krankhafte Einbildung feſt, Blanche müſſe einmal unverſehens eintreten. Bei jedem Geräuſch draußen im Flur ſchreckte ſie auf; wenn ein Schatten am Fenſter vorbeihuſchte, ſah ſie ängſtlich hin. Sie verriegelte gern die Thüren, was früher nie ihre Gewohnheit geweſen. Konrad blieb zu Hauſe, ſo viel er konnte. Nahm er ſeinen Hut, um auf den Wirthſchaftshof hinauszugehen, wo man dringend ſeiner bedurfte, ſo wurde ſie von einem nervöſen Zittern befallen, das zunahm, bis er zurückkehrte. Er hielt ſich dann möglichſt an Stellen auf, wo er vom Fenſter aus beobachtet werden konnte. Aber ſie ſah abſichtlich nicht hinaus, als ſchämte ſie ſich ihres Argwohns. Mußte er auf's Feld, ſo ſchien ihr die Zeit ewig lang zu werden. Kehrte er zurück, ſo fragte ſie ihn: „Biſt Du mit ihr zuſammengetroffen? Sie ritt einen Rappen, nicht wahr?“ Ein andermal war es ein Brauner oder ein Schimmel. Es freute ſie, wenn er's verneinte. „Ich weiß, Du kannſt

nicht die Unwahrheit ſprechen," ſagte ſie. „Und warum auch? Du kannſt ja doch nicht hindern, daß ſie Dir in den Weg tritt — wenn ſie's will."

Sie wurde ganz wie eine Kranke behandelt, und meiſt wußte ſie's auch ſelbſt, daß ſie's ſei. „Duldet mich," bat ſie, „es wird vorübergehen. Wenn man immer ſolche Bilder vor Augen hat . . ." Manchmal legte ſie Konrad's Hand auf ihr Herz. „Nicht wahr, es ſchlägt ganz ruhig?" fragte ſie. „Wie ſollte es auch nicht? Du biſt ſo gut!" Sah ſie ihn aber nicht, ſo ſtellte ſich die Beängſtigung gleich wieder ein.

Heimlich erkundigte ſie ſich bei den Arbeitern, die zugewandert kamen, um einen Dreſcherlohn zu verdienen, ob ſie der gnädigen Frau aus Didlacken begegnet wären und was ſie dort treibe. Von einem, der aus der Gegend zu Hauſe war, erhielt ſie die Auskunft, ſie gehe immer ſchwarz gekleidet und erweiſe den armen Leuten viel Wohlthaten. Man ſei ihr deshalb ſehr ergeben.

Daß ſie ganz ſchwarz gekleidet gehe, hatte auch Heineken erzählt, und daß ſie ſehr ſchön ſei und ſo eigene Augen habe — franzöſiſche Augen hatte er geſagt. Darüber zerbrach ſie ſich nun den Kopf, was das für Augen wären. Und immer brennender wurde in ihr der Wunſch, Blanche nur einmal zu ſehen. Sie ſchalt ſich Anfangs ſelbſt wegen ſolcher Neugier, aber wie ſie ſich auch dagegen ſträubte, ihre Gedanken richteten ſich immer auf denſelben Punkt. Sie verſuchte ſich ein Bild von Blanche zu geſtalten, aber es wechſelte immer Form und Farbe. Sie träumte es und konnte es am Morgen

nicht mehr festhalten. Sie nannte sich selbst eine Närrin, weil sie solchem Trug nachsinne, und konnte sich doch mit aller Vernunft nicht davon losringen. Wenn nur ihr Verlangen erfüllt werde, meinte sie, so würde sie ganz ruhig werden. Und zuletzt ward es ihr zur Gewißheit, daß sie Blanche sehen müsse, es geschehe, wie es wolle.

Davon durfte Frau Maria nichts erfahren und noch weniger Konrad. Mit aller Heimlichkeit betrieb sie ihren Plan. Die Mägde hatten ihre Kleider in einem Verschlage unter der Bodentreppe hängen. Davon nahm sie, was ihr irgend passend schien, und versteckte es unter ihrem Bett. Nun wartete sie die günstige Zeit ab, in der sie unbemerkt ihr Vorhaben ausführen könnte.

Der späte October hatte einige schöne Tage gebracht. Born meinte sie benutzen zu müssen, um einen Vorrath von Getreide nach Insterburg zu schaffen. Seine eigene Anwesenheit dort war dringend erforderlich, da die Losung zu Zahlungen verwandt werden mußte. Davon hatte er wiederholt gesprochen, um Barbara vorzubereiten, und sie redete ihm nun selbst zu, das gute Wetter zu benutzen. Dazu entschloß er sich denn auch. Früh vor Tage fuhr er ab und hoffte, bald nach Mittag wieder zurück sein zu können.

Barbara war beim Frühstück mit Frau Maria zusammen in der großen Stube. Sie freute sich über den hellen Schein, den die aufsteigende Sonne über die Dielen warf. „Es war vielleicht der letzte schöne Tag," sagte die Muhme, „in Westen steigt ein dichtes Gewölk auf.

Gut, daß Born gefahren iſt.“ Barbara zog ſich dann in die Schlafkammer zurück, wie ſie's auch ſonſt zu thun pflegte. Frau Küchler glaubte zu hören, daß ſie den Riegel vorſchob. Sie ging nun ihren Geſchäften in der Wirthſchaft nach.

Barbara legte ſich aber diesmal nicht auf's Bett, ſondern zog die von den Mägden zuſammengebrachten alten Kleider an, wickelte ein großes Wollentuch ſo dicht um den Kopf, daß nur für die Augen ein Durchblick frei blieb, nahm einen Korb an den Arm und ſchlich zur Hausthür hinaus am Hauſe hin und durch eine kleine Pforte auf den Feldweg hinaus. Sie war von Niemand bemerkt worden, nur der Lieblingshund ihres Mannes, die alte Diana war's, die das Gnadenbrod aß, nachdem er ſie aus der Pflege Nathanael's wieder an ſich und auf's Land mitgenommen, folgte ihr mit ſteifen Beinen. Sie bemerkte es erſt, als ſie ſchon auf freiem Felde war, und verſuchte nicht einmal, das Thier zurückzutreiben. Dieſer Begleiter konnte ſie nicht verrathen.

Der Weg war ihr nur ſeiner allgemeinen Richtung nach bekannt. Nachdem ſie eine gute Stunde vorwärts gegangen war, ſo eilig es ihre Kräfte erlaubten, traf ſie Leute, die ſie anzuſprechen wagte. Nun ergab ſich, daß ſie ſeitab gekommen war und noch eine Stunde bis zur großen Landſtraße hätte; dann ſei's bis Didlacken nicht mehr ſehr weit. Sie möge den Richtſteig durch den Wald nehmen. Das that ſie denn auch. Aber aus der einen Stunde wurden mehr als zwei, bis ſie die Gebäude des Gutes vor ſich ſah. Völlig erſchöpft langte ſie dort an.

Sie ſei eine arme Bäuerin, ſagte ſie, und wolle die gnädige Frau um eine milde Gabe anflehen. Man ließ ſie zu derſelben ein. Ihre Kniee zitterten, als ſie über die Schwelle trat, aber die Hoffnung, nun endlich ihren ſehnlichſten Wunſch befriedigt zu ſehen, verlieh ihr neue Kraft.

Und da ſaß nun Blanche in der Nähe des halbverhängten Fenſters vor einem kleinen Pult, auf dem ein Gebetbuch aufgeſchlagen lag. Sie hatte darin, vorgebeugt, geleſen, indem ſie das Buch mit den aufgelegten Armen gleichſam umfaßte und die Hände oberhalb desſelben faltete — ſchmale, weiße, ungemein zierliche Hände. Die dunkeln Ringellocken hingen bis auf das Blatt und ließen von dem Geſicht nur einen blendend hellen Streifen der Stirn, die langen Augenwimper und die feine Biegung der Naſe erkennen. Nun aber ſah ſie auf und zur Seite; die großen ſchwarzen Augen richteten ſich forſchend auf die Eintretende. Sie ſtrich die Locken hinter das kleine Ohr zurück und lehnte ſich gegen das gelblederne hohe Polſter des Seſſels. „Wer ſeid Ihr,“ fragte ſie mit weicher, wie Muſik klingender Stimme, „und was iſt Euer Begehr?“

Barbara war wie gebannt nahe der Thür ſtehen geblieben und ſtarrte aus ihrem Kopftuch auf Blanche wie auf eine überirdiſche Erſcheinung hin. Sie verſtand die Worte kaum und dachte nicht daran zu antworten. Ja, ſie war ſchön, wunderbar ſchön, die gefürchtete und doch erſehnte Gegnerin! Ganz anders, als ſie ſich dieſelbe im Wachen und Träumen vorgeſtellt hatte, aber noch

viel bezaubernder. Kein Maler hätte ſo fein die Farben miſchen können, um dieſen zarten Ton der Haut, dieſen ſeidenen Glanz des Haares, dieſes flimmernde Leuchten des Auges zu treffen, und die Phantaſie war noch ungeſchickter geweſen. Sie hatte alle vorgeſtellte Schönheit vergröbert, in's Kühne und Wilde umgebildet, und nun bot die Wirklichkeit ein Bild von ſo eigen vergeiſtigter Lieblichkeit und Zierlichkeit, daß die Fremdheit des Eindrucks nur langſam überwunden werden konnte. Nur immer wiederholte ſich der eine Gedanke: ſie iſt ſchön — ja, ſie iſt ſchön!

Blanche ſtand auf und näherte ſich ihr. Die Figur war mittelgroß und von jener ſchlanken Fülle, die auch ein weibliches Auge entzücken konnte. Sie lächelte freundlich und nun zeigte der Mund mit den ſchmalen Lippen auch die ſchönſten Zähne. „Was iſt Euer Begehr?“ fragte ſie nochmals. „Sprecht ohne Scheu. Kann ich Euch helfen, ſo geſchieht's gern. Ich möchte allen Menſchen helfen, aber ich habe ſelbſt wenig — und bin vielleicht ärmer an Troſt als Ihr.“

Das letzte ſagte ſie den Kopf ſenkend mit traurigem Ton. Es ging Barbara zu Herzen. „Ich wollt' Euch eine Geſchichte erzählen, wie unglücklich mir's ergangen iſt,“ ſagte ſie, oft ſtockend, „und eine milde Gabe erbitten. Aber ich erkenne nun wohl, daß ich nicht lügen kann. Wiſſet denn, daß ich nur hierher gekommen bin, die Frau mit Augen zu ſehen, die von den armen Leuten als eine Wohlthäterin gerühmt wird. Das iſt mir nun geworden, und ſo lebt wohl.“

„Ihr ſprecht nicht wie eine Bäuerin," bemerkte Blanche ſehr verwundert. „Von wo kommt Ihr — und wer ſeid Ihr?"

„Fragt danach nicht," bat Barbara, ſich abkehrend. „Ich habe beſſere Tage geſehen. Dieſe Kleider . . . Aber ich ſage Euch ja: ich kann nicht lügen und die Wahrheit bin ich Euch nicht ſchuldig. O — mein Gott!"

Sie fühlte, daß die Kräfte ſie verließen. Es wurde ihr dunkel vor den Augen. Sie griff nach der Wand und ſtützte ſich daran. Blanche erkannte ihren Zuſtand. Sie ſchob ihr einen Seſſel hin und ſagte: „So ſetzt Euch doch — Ihr ſcheint weit gegangen zu ſein. Was konnte Euch daran liegen, eine unglückliche Frau zu ſehen, von der Ihr nichts zu erbitten hattet? Das alles iſt ſehr ſonderbar."

Barbara hatte ſich niedergelaſſen. Sie wand ſich wie in Schmerzen und wimmerte leiſe: „Ach, was hab' ich gethan?" Blanche, der die Fremde unheimlich wurde, rief eine Magd herbei. Man ſolle der Kranken eine Erfriſchung reichen und ein Lager anweiſen, nach einer Weile wolle ſie ſich erkundigen, wie es ihr gehe. Barbara ließ ſich hinausführen. Im Flur aber machte ſie ſich los. „Ich muß fort — ich muß fort," ſagte ſie, „laßt mich gehen." Die Magd zuckte die Achſeln. „Wie Ihr wollt." Die ſei nicht ganz richtig im Kopf, meinte ſie.

Barbara ſchleppte ſich bis auf die Landſtraße hinaus. Dort ſetzte ſie ſich auf einen Stein unter einem Weidenbaum, deſſen gelbe Blätter rings herum lagen. Sie mußte ausruhen. Es ſtand ihr plötzlich ganz deutlich

vor Augen, welcher Gefahr sie sich ausgesetzt hatte; die ganze Unsinnigkeit ihres Beginnens war ihr klar geworden. Sie konnte nicht begreifen, wie sie diesem Zwange habe nachgeben müssen. Wenn Blanche ihr nachforschte — wenn sie erfuhr, wer sie sei . . . wenn man sie zu Hause vermißte . . . wenn Konrad . . . Und um was, um was?

Es hatte sich ein starker Wind erhoben. Er peitschte die Aeste der Weide und jagte die letzten dürren Blätter herunter. Das finstere Gewölk hatte längst die Sonne erreicht und schüttete in der Ferne über dem Walde dichte, wie graue Fäden hinabhängende Regenschauer aus. Barbara mußte ihnen entgegen. Sie überlegte, daß sie wieder drei Stunden zu gehen haben würde und schauerte. Aber zurück in jenes Haus durfte sie nicht. Sie raffte sich auf und setzte ihren Weg fort. Lieber wollte sie an einem geschützteren Ort nochmals ruhen.

In der Nähe des Waldes suchte sie die Stelle, wo der Richtsteig in die Landstraße eingemündet hatte. Es war ihr nun alles fremd. Endlich glaubte sie ihn gefunden zu haben. Es beruhigte sie jetzt nicht wenig, daß sie den Hund bei sich hatte — doch ein lebendes Wesen. Im Walde war's trotz der Tageszeit so dunkel, daß ihr müder Fuß wiederholt gegen Wurzeln und Steine stieß. Sie wußte nicht, ob sie sich noch auf einem betretenen Pfade befand. Der Hund schnupperte immer vor ihr her: sie ergab sich ganz dessen Leitung. Aber bald konnte sie nicht weiter; ein Krampf warf sie auf's Moos nieder. Sie mußte erst wieder einige Kraft sammeln.

Eine halbe Stunde mochte ſie gelegen haben, als der Regen in dichten Tropfen niederpraſſelte. Aechzend erhob ſich Barbara wieder. Sie wählte aus dem Fallholz einen Aſt, auf den ſie ſich ſtützen könnte. Der Wald lichtete ſich, aber das Thürmchen von Barbariſchken war nirgends zu ſehen, auch kein Haus weit und breit. Ueber die Waldwieſe tobte der Wind. Der Hund ſchien ängſtlicher den Weg zu ſuchen. Er führte die Herrin wieder in den Wald hinein. Ihre Bruſt keuchte; ſie hatte gar keine Gedanken mehr, nur ein namenloſes Angſtgefühl. Mit letzter Anſtrengung durchſchritt ſie noch eine Lichtung. Dann brach ſie unter einer Eiche zuſammen, lehnte ſich gegen den Stamm und ergab ſich ihrem Schickſal.

Der Hund winſelte und kläffte zu ihren Füßen. Sie hörte ihn nicht mehr. Eine tiefe Ohnmacht war über ſie gekommen.

— — — — — — — — — — — — —

Frau Küchler hatte ſich, als ſie aus der Küche in die Stube zurückkehrte, gewundert, daß Barbara ſich ſo lange in der Kammer aufhielt. Sie ſetzte ſich an den Spinnrocken, ſtand aber nach einer Weile auf und klopfte an die Thür, die ihrer Meinung nach verriegelt war. Da ſie keine Antwort erhielt, glaubte ſie, daß Barbara ſchlafe. Als aber noch eine gute Stunde verging, ohne daß ſie ſich rührte, hielt ſie's doch für nöthig, näher nachzuforſchen. Wieder war ihr Klopfen vergeblich. Nun zog ſie die Klinke der Thür. Dieſelbe öffnete ſich ohne Widerſtand.

Das Bett war leer. Auf demſelben lagen nur die

Kleider der Frau in Unordnung. Sie ſchaute ſich in der ganzen Kammer um — keine Spur von Barbara. Das Fenſter war geſchloſſen. Es blieb ihr ein Räthſel, was vorgegangen ſein konnte.

Sie fragte im Hauſe nach. Niemand hatte die Frau bemerkt. Die Nachſuchung in allen Kammern und Winkeln brachte kein Ergebniß. Auch die Hofleute wußten nichts. Nur der Pferdejunge, der Grummet von der Wieſe nach dem Stall brachte, hatte eine Weibsperſon, ganz in ein Tuch gehüllt, aus dem Hauſe kommen ſehen. Das könne aber die gnädige Frau nicht geweſen ſein.

Frau Küchler wußte ſich nicht zu rathen noch zu helfen. Wenn Barbara Haus und Hof verlaſſen hatte, ſo war ganz unberechenbar, wohin ſie ſich gewandt haben konnte. Sie ſchickte zwar Leute nach ihr aus, aber ohne Hoffnung auf Erfolg. Eine von den Mägden, die ſich gegen das aufziehende Unwetter beſſer ſchützen wollte, vermißte einige ihrer alten Kleidungsſtücke. Die gnädige Frau konnte ſie genommen und an Stelle der eigenen angezogen haben. Auch fehlte ein großes Tuch. Das half aber nicht auf die Spur. Frau Küchler hielt es endlich am gerathenſten, Born den Kämmerer zu Pferde entgegenzuſchicken.

Darüber war längere Zeit vergangen. Der Kämmerer traf die Fuhre auf der Landſtraße nicht weit von der Stadt. Unterwegs hatte er ſich nach allen Seiten umgeſchaut, aber die Frau nicht entdecken können. Nun berichtete er ſeinem Herrn, was geſchehen war, auch daß ſie wahrſcheinlich den Hund mitgenommen habe. Born

hörte ihm mit ganz entſetztem Geſicht zu. „Gieb mir Dein Pferd,“ rief er, als er ein wenig zu ſich gekommen war, „und Ihr fahrt mitten durch den Wald nach Hauſe zurück.“ Er ſprang auf und jagte davon.

Eine Weile völlig ziellos. Aber ſo unruhig ſein Herz ſchlug, ſo arbeitete doch ſein Kopf, irgend eine denkbare Möglichkeit aufzuſpüren, die auf die Spur leiten könnte. Es kam ihm der Gedanke, Barbara könnte ſich in ihrer unglücklichen Stimmung ein Leid angethan haben. Aber er verwarf ihn gleich wieder. Bei ihrem religiöſen Sinn hätte ſie nicht unbedacht gelaſſen, daß ſie nicht über ihr Leben allein verfügte. Auch hätte der Hund ſich wieder zu Hauſe eingefunden. Und weshalb dann auch die Verkleidung? Die Verkleidung — die Verkleidung ... Welchen Zweck konnte ſie gehabt haben? Nur bei dieſem Punkt ließ ſich anſetzen. Es mußte eine Verbindung mit der krankhaften Vorſtellung geſucht werden, die ſie quälte und zu unbegreiflichen Entſchlüſſen beſtimmen konnte. Blanche ... Sicher war ihre Perſon mit im Spiel. Wenn Barbara ſie fürchtete — vielleicht heimlich haßte ... wenn ſie etwas Feindliches gegen ſie ... Ah! Das leuchtete in ſeinem Hirn wie ein Blitz auf. Oder wenn ſie geargwohnt hätte, er würde die Reiſe nach Inſterburg vorſchieben, um mit Blanche ... und aus Eiferſucht ... So oder ſo, bei Blanche mußte angefragt werden.

Er befand ſich auf der Straße nach Didlacken. Dorthin! Er ſpornte ſein Pferd, daß es in raſender Eile weiterjagte gegen Sturm und Regen. Auf dem

Hof ſprang er ab, warf den Zügel einem Knecht zu, fragte im Hauſe nach Frau von Görtzke und trat, ohne die Anmeldung abzuwarten, in deren Zimmer.

Er ſah ganz verſtört aus. Blanche war ſehr erſchrocken. „Capitän —“ rief ſie, „was iſt geſchehen? Ihr kommt zu mir . . .?“

„Barbara . . .“ ſtammelte er. „Habt Ihr Barbara geſehen?“

Sie ſtutzte. „Barbara —? Eure Liebſte? Wie ſoll ich —?“

„Sie war nicht hier?“

„Nicht daß ich wüßte. Eine Frau allerdings —“

„Eine Frau? In was für Kleidern?“

„In denen einer armen Bäuerin.“

„Ja — ja! Das trifft zu. Und was wollte ſie?“

„Es iſt närriſch zu ſagen —: mich einmal ſehen.“

„Euch ſehen! Sie nannte ſich?“

„Nein.“

„Wo blieb ſie?“

„Ich weiß es nicht. Sie wurde krank — meine Magd nahm ſie unter ihre Obhut — ſie hat ſich aber ohne Aufenthalt aus dem Hauſe entfernt.“

„Und wohin —?“

„Ich weiß es nicht.“

„Und nur Euch ſehen wollte ſie?“

„Nur das. Dieſe Frau war . . .?“

„Fragt nicht, fragt nicht. Lebt wohl!“

Fragen und Antworten hatten einander überhaſtet.

Born eilte fort, ſchwang ſich wieder auf's Pferd, jagte davon.

Blanche ſah ihm zitternd durch's Fenſter nach. „Barbara . . .“ bebten ihre Lippen, „das war Barbara.“

Nun blieb Born nichts weiter übrig, als auf dem geradeſten Wege nach Hauſe zu reiten. Vielleicht daß inzwiſchen die arme Frau dort wieder angelangt war. Er ritt durch den Wald ohne Weg und Steg. Die dürren Aeſte zerriſſen ihm Geſicht und Hände; er achtete nicht darauf. Da plötzlich war's ihm, als ob er durch das Heulen des Windes und das Praſſeln des Regens Hundegebell vernahm. Er ritt ihm nach, rief — mehrmals vergeblich. Nun aber raſſelte es im Unterholz. Er erkannte ſeine Diana. Das Thier ſchien wieder jung geworden zu ſein, ſprang wie toll am Pferde auf, kläffte mit heiſerer Stimme, lief voran, kehrte wieder um, wiederholte ſeine Sprünge, überſchlug ſich und fiel todt zu Boden nieder.

Aber dort, unter der Eiche, lag auch ſeine Herrin. Der Hund hatte ihr den letzten treuen Dienſt gethan. Sie lebte, war wach, wimmerte leiſe. Ihm die Arme entgegenſtreckend, ſagte ſie: „Verzeih', Konrad, verzeih'! Es war ein wahnſinniges Gelüſte — aber ich konnte nicht widerſtehen.“ Er beugte ſich zu ihr nieder und küßte ſie. Ihr Zuſtand war der kläglichſte. Sie war völlig durchnäßt und von der Kälte erſtarrt. „Armes — armes Weib,“ beklagte er ſie. „Gott wolle weiteres Unheil abwenden.“

„Es iſt mein Tod,“ flüſterte ſie, „aber ich habe

Blanche geſehen. Sie iſt ſehr ſchön und ſehr gütig — und ſie leidet, wie Du.“

Er ſuchte ſie aufzurichten. „O, ſprich nicht von ihr,“ bat er. „Alles, wofür ich lebe, halte ich in meinen Armen. Nimm mir das nicht!“

Barbara ſchmiegte ſich an ihn. Seine liebevollen Worte thaten ihr wohl. Sie konnte nicht ſtehen, ohne daß er ſie hielt. Die Glieder waren ihr ſo ſteif, daß ihr die wenigen Schritte bis zum Pferde ſchwer wurden. Er bemühte ſich, ſie hinaufzuheben. Es gelang endlich. Aber obſchon er ſie beſtändig umfaßt hielt, glitt ſie ſchon nach einer kurzen Strecke vom Sattel hinab.

Er ſchnallte ihn ab und ließ ihn im Walde. Aber die loſe Decke bot ihr nicht beſſeren Halt. Die ſtoßende und oft ſtolpernde Bewegung des Pferdes verurſachte ihr unſägliche Schmerzen. Konrad erkannte bald, daß ſie einer Ohnmacht nahe war.

„So geht's nicht weiter,“ ſagte er. Er ſtreifte den Zügel des Pferdes über den Arm, ſo daß es folgen mußte, und trug ſie. „Es iſt nicht mehr weit bis nach Hauſe,“ verſicherte er ſie, da ſie ihm wehren wollte. „Hänge Dich nur an meinen Hals, ſo wird mir's leichter auszudauern.“

Die Gefahr gab ihm Rieſenkraft. Aber die Laſt war zu unbequem, er keuchte bald und mußte ſie abſetzen, um ſeine Lungen zu beruhigen. Immer wieder nahm er ſie auf. Endlich wurde das Thürmchen von Barbariſchken ſichtbar. Und da kamen ihnen auch Leute entgegen, die der Kämmerer ausgeſchickt hatte. Nun

wartete Konrad, bis ſie ihm Beiſtand leiſten konnten. Zwei und zwei bildeten aus ihren Armen eine Trage. So erreichte man bald den Hof.

„Verſchonet ſie mit allen Vorwürfen," ziſchelte Konrad Frau Küchler zu, die ſie mit Händeringen und lautem Lamento empfing. Barbara wurde entkleidet, in das erwärmte Bett gebracht, mit wollenen Tüchern gerieben. Sie fiel in einen tiefen Schlaf, aus dem ſie erſt in der Nacht erwachte. Konrad ſaß an ihrem Bett. „Du guter — guter Mann," ſagte ſie leiſe und wiederholte die Worte noch oft. Einmal ſetzte ſie auch hinzu: „Ich weiß es jetzt, Du haſt mich doch lieb gehabt."

Am andern Tage gab ſie einem Mägdlein das Leben. Das Kind war ganz geſund. Als man es ihr in den Arm legte, ſagte ſie zu Konrad: „Nimm das für mich."

„Ich behalte euch Beide," rief er überſelig.

Sie ſchüttelte den Kopf. Da er ſich aber niederbeugte, ſie zu küſſen, ſeufzte ſie recht ſchmerzlich: „Daß es nicht ſein kann! Aber es iſt gewiß gut ſo — für mich und für Dich."

Drei Tage darauf lag ſie im heftigſten Fieber. Der Stadtarzt wurde geholt, verſuchte ſeine Gegenmittel vergebens, fuhr ab und kam nochmals wieder, um zu conſtatiren, daß der Zuſtand der Kranken ſich verſchlechtert habe.

Das dritte Mal begleitete ihn Heineken.

Er ließ Born hinausbitten. „Ich muß es Euch doch mittheilen," ſagte er ängſtlich, da er ſein verſtörtes

Geſicht bemerkte. „Es iſt ein Schreiben aus Königsberg angelangt — vom Herrn Kurfürſten — er will Euch ſehen und ſprechen — wegen des Memorials . . .“

Born ſtarrte ihn an, als ob er ihn gar nicht verſtünde. Heineken wiederholte ſeine Meldung noch ängſtlicher. „Mein Gott — was iſt geſchehen?“ fragte er, als Born plötzlich in Thränen ausbrach.

„Und wenn der römiſche Kaiſer ſelbſt mich forderte,“ ſchluchzte der arme Menſch, „ich könnt' ihm jetzt nicht zu Dienſten ſein!“

Er faßte die zitternde Hand des Amtsſchreibers und führte ihn durch die Stube in die Schlafkammer.

Da lag auf dem Bett eine Todte, und auf Frau Küchler's Arm wimmerte ein Kindlein kläglich.

Er nahm es ihr ab und drückte es an ſein vergrämtes Geſicht. „Das iſt nun mein Ein und Alles.“

Neuntes Capitel.

Treuer Dienste Lohn.

Der Kurfürst residirte im Schloß zu Königsberg.

Er hatte sich diesmal auf längeres Bleiben eingerichtet. Den ganzen Winter über wollte er hier Hof halten. Es war nicht wahrscheinlich, daß die Königswahl in Polen einen raschen Fortgang haben werde. Zu widerstreitend zeigten sich schon jetzt die Interessen der Parteien und der auswärtigen Mächte, die für ihre Throncandidaten mit allen Mitteln warben. Keinem lag so sehr daran, als ihm, daß mindestens kein entschiedener Gegner seiner Politik an die Spitze der Republik gelangte. Es gab genug unruhige Köpfe hüben und drüben, die nur auf einen mächtigen Führer warteten, um alle seine Erfolge wieder in Frage zu stellen. Es war sein Glück, daß man sich nicht einigte; aber auch von der Anarchie drohte Gefahr. Die Verträge bedurften beim Wechsel der Dynastie einer neuen Bestätigung. Nur wenn man ihn

bereit ſah, im Nothfall nochmals das Schwert in die Wage zu werfen, konnte er, wer immer den Wahlſieg davontragen mochte, auf williges Entgegenkommen rechnen.

Er war nicht mehr der Fürſt, der über die Grenzen ſeiner Macht mit den Ständen paktirte. Als ein ſouveräner Herr kam er zu ſeinen Unterthanen. Die ganze Art ſeines Auftretens ſprach dies deutlich aus. Der vertrauliche Ton, in dem er vor der Huldigung trotz aller Selbſtbewußtheit noch oft mit ſeinen Oberräthen zu verhandeln pflegte, war ganz verſchwunden.

Er befahl, wenn es ſein konnte, mit Freundlichkeit, aber er befahl und litt keinen Widerſpruch. Er hatte wieder ſeine Märkiſchen Räthe mitgebracht und machte zwiſchen Brandenburgiſchen und Preußiſchen Angelegenheiten wenig Unterſchied. Man ſollte ſich daran gewöhnen, Brandenburg-Preußen als ein Corpus zu denken; in ihm ſollten die Glieder unzertrennlich zuſammenwachſen. Schon in ſeiner Haltung war das Gefühl majeſtätiſcher Würde ſicher ausgeprägt. Wer ſich ihm nahte, wußte ſogleich, daß der Abſtand unermeßlich geworden war. Er empfing die Huldigungen des Adels mit der Gleichgültigkeit, die auch dem Vornehmſten keinen Zweifel laſſen ſollte, daß er nur das Gebührende that. Auch wer ſich innerlich darüber ärgerte — und viele hatten die frühere mehr leutſelige Art des Verkehrs noch gut im Gedächtniß — betonte doch laut ſeine Unterthänigkeit. Am leichteſten fand ſich noch Kalnein mit der Nothwendigkeit ab, ein anderes Regiſter aufzuziehen. Er war lange genug in Paris geweſen, um die höfiſche Manier zu kennen, und

handhabte deren Formen mit viel Geſchick und gutem Anſtand. Er widmete ſich voll chevaleresker Aufmerkſamkeit der jungen Kurfürſtin und täuſchte ſich nicht darin, für ſolchen Dienſt auch die Anerkennung ſeines allergnädigſten Herrn zu finden.

Der Kurfürſt ließ ſich jetzt ſelten ohne ein große Perrücke blicken. Sie gab ſeinem ſcharfgeſchnittenen Geſicht ein martialiſches Anſehen. Auf ſeiner Stirn ſaß eine Zornfalte feſt; die buſchigen Augenbrauen ſenkten ſich gegen die Adlernaſe hin; von der kurzen Oberlippe ſtanden die beiden Spitzen des kleinen Bärtchens auf, die kräftigen Lippen ſchoben ſich vor, das breite Kinn drückte ſich energiſch gegen die Halsbinde. Wer von einem Blick ſeines Auges getroffen wurde, neigte unwillkürlich tief das Haupt.

Auch die Kurfürſtin Dorothea ſchien ſich in ſeiner Nähe ſelten ganz frei von einer beklemmenden Empfindung ehrfurchtsvoller Scheu zu fühlen. Der hohe Gemahl behandelte ſie immer ſehr ritterlich und mit Courtoiſie. Aber ein herzlicheres Verhältniß trat nicht zu Tage. Wer ihn mit ſeiner Luiſe freundſchaftlich verkehren geſehen hatte, mußte ſich ſagen, daß Dorothea ihm ihre Stelle nicht erſetzt haben konnte. Die Frau Kurfürſtin ſelbſt hatte etwas Gemeſſenes, Kühles, Abweiſendes in ihrem Benehmen. Stets war ſie die hochgeborene Fürſtin, deren gnädige Herablaſſung gewürdigt werden ſollte. Abſichtlich ſchien ſie jeden Vergleich mit ihrer Vorgängerin ausſchließen zu wollen. Die Zeiten waren andere geworden und die Menſchen auch.

Gleich nach seiner Ankunft beschäftigte der Kurfürst sich mit der Kalckstein'schen Angelegenheit. Man suchte ihn durch die Kurfürstin milder zu stimmen und bewog sie unschwer zu einer Fürsprache, da sie wohl einsah, daß sie sich den gesammten Adel durch das Eintreten für eines seiner Häupter verbinden würde. Auch durfte sie diesmal auf ein gütiges Entgegenkommen ihres Gemahls rechnen, der wünschen mußte, die Gelegenheit zu erhalten, den Unterthanen im Herzogthum gerade durch sie einen ersten Huldbeweis zu geben und so ihre landesmütterliche Autorität zu stärken. Dem Oberst Kalckstein wurde denn auch zwar das von den Commissarien gefällte Urtheil publicirt, aber auf höchsten Befehl zugleich zu erkennen gegeben, daß der Herr Kurfürst „sowohl aus angeborener Gnade, als auch auf Fürbitte der Kurfürstin und Intercession der Preußischen Oberräthe und anderer Kurfürstlicher Minister" sich bewogen gefühlt habe, die Strafe auf die Erlegung von zehntausend Thalern und Abtretung der Elchjagd auf den Knauten'schen Gütern „zu moderiren".

Kalckstein lag krank an der Gicht in seinem Gefängniß. Er hatte erfahren, daß der Kurfürst nach Preußen gekommen war, und zuversichtlich auf völlige Begnadigung gerechnet, da die Publication so lange verschoben war. Nun traf ihn dies wie ein Donnerschlag. Zehntausend Thaler waren eine unerschwingliche Summe. Der Kurfürst wolle ihn gänzlich ruiniren, sagte er seiner Frau, die zu ihm geeilt war, mit großer Bitterkeit. „Er weiß, daß ich das Geld nicht aufbringen kann. So ist seine Gnade nur Schein. Nie werde ich die Freiheit wieder

erlangen, wenn dieſe Bedingung beſtehen bleibt. Wenn ich meine Güter verkaufen wollte, wer nähme mir ſie ab und könnte einen ſolchen Betrag baar zahlen? Nein! lieber mag ich ſelbſt in dieſem feuchten Loch zu Grunde gehen, als daß meine Kinder Bettler werden."

Sie wußte, wie ſehr er Recht hatte. Nur um ihn augenblicklich zu tröſten, verſprach ſie Nachfrage zu halten, ob ſich Jemand bewegen laſſen wolle ihn auszulöſen. Er verbot ihr mit aller Strenge, in dieſer Richtung Schritte zu thun. Seine Kinder ſollten ihm dereinſt nicht nachſagen dürfen, daß er mehr an ſich als an ſie gedacht und ſeine Freiheit gegen ſo unwürdige Bedingungen erkauft habe. Es empörte ihn beſonders, daß der Kurfürſt auch die Abtretung der hohen Jagd forderte. „Das iſt ein Schimpf, der dem Edelmann gilt," ſagte er. „Verkleinern will der Kurfürſt mich vor meinen Standesgenoſſen. Aufgeben ſoll ich, was meine Voreltern in Ehren beſeſſen haben; auf meinem eigenen Grund und Boden ſoll ich nicht ein freier Herr ſein; ſeinen Wildnißbereiter ſetzt er über mich. Mag er mir lieber den Kopf abſchlagen laſſen, ſo hat's ein Ende!"

Frau Marie Eliſabeth that doch, was ſie für ihre Frauen- und Mutterpflicht hielt. Sie ſprach mit einem reichen Mälzenbräuer im Löbnicht Namens Feyerabend, der bereits früher tauſend Thaler vorgeſchoſſen hatte. Er war aber ſchon dieſes Darlehns wegen beſorgt und wollte ſich auf nichts weiter einlaſſen. Die Güter ſeien ſchon durch die Erbabfindungen ſchwer belaſtet; wer ſein Kapital daran wage, riskire ſelbſt die Zinſen. „Die

Herren vom Adel können ſich ja doch nicht einſchränken, wie wir Bürgerliche," meinte er. „Da heißt's nicht: was nehmen wir ein und wie leben wir danach? Sondern erſt leben wir ſtandesgemäß und dann ſehen wir uns um, wo's herkommt. Ich will's nicht tadeln, weil es mich nichts angeht — es liegt einmal ſo in der adligen Lebensart. Aber ich ſag's der gnädigen Frau unverhohlen: die Güter bringen das nicht ein und ich laſſe deshalb meine Hand davon. Glaub' auch nicht, daß ſich ein anderer verſtändiger Mann zu ſolchem Handel findet." Es leuchtete auch die Furcht durch, ſich dem Herrn Kurfürſten mißliebig zu machen.

Sie wendete ſich nun an den Oberburggrafen. Ihr Vater war lange mit ihm zuſammen im Amt geweſen; er konnte die Tochter eines alten Collegen nicht im Stich laſſen. Sie kannte ihn ja auch von Kindesbeinen an und wußte, daß er, wie ſchmiegſam er ſich auch den Verhältniſſen anzubequemen wußte, doch im Herzen noch immer auf Seiten der Standesgenoſſen verblieb und das Anſehen des Adels nicht geſchmälert wünſchte. Gerade er, der dem Kurfürſten in der Commiſſion bewieſen hatte, wie er nach ſtrengſter Gerechtigkeit zu verfahren geneigt war, ſollte nun wohl auch zur Billigkeit mahnen dürfen. Sie mußte ſich doch überzeugen, daß ſelbſt er in ſeinem hohen Amt es für bedenklich hielt, für den ſchon einmal Begnadigten nochmals das Wort zu ergreifen. „Euer Mann hat leider nie gelernt, der Zeiten Wechſel gebührend Rechnung zu tragen. Hätte ſich wohl denken können, daß die Souveränetät ein Blümchen Rühr=mich=nicht=an

ſei, hat aber wie ein rechter Poltron in Polen und Preußen mit großen Reden dagegen angeſtürmt. Wir wiſſen alle, daß die Unterſuchung nur einen kleinen Theil davon an's Licht gebracht hat. Widerſprecht dem nicht — Ihr kennt ſeine Geſinnung ſo gut wie ich. Es iſt möglich, daß er ſich ſo Schlimmes dabei nicht gedacht hat, aber wer ſteht dem Herrn Kurfürſten dafür, daß er nicht das alte Spiel gleich wieder beginnt, wenn ihn nicht der nachdrückliche Verluſt bei Beſinnung hält? Er hat's nicht in ſeiner Art, ſich mäßigen zu können. Von dem Verzicht auf die hohe Jagd läßt der Herr Kurfürſt auch auf keinen Fall ab. Er hält dafür, daß der Adel ſie ſich ohne Recht angemaßt habe, und nimmt gern die Gelegenheit wahr, ſie wieder an die Herrſchaft zurückzubringen. Disputiren wir nicht darüber — ich weiß, wie die Dinge ſtehen. Der General hat's auch ſeiner Zeit zu arg getrieben."

Endlich ließ er ſich doch durch vieles Bitten bewegen, der Sache näher zu treten. Er ſah ſelbſt ein, daß Kalckſtein eine ſo hohe Summe nicht aufbringen könne. Es mußte dem Anſehen des Kurfürſten ſchaden, wenn er dem Mann, dem er doch die Gefängnißſtrafe in Gnaden erlaſſen hatte, eine unerſchwingliche Bedingung zur Erlangung der Freiheit auflegte. „Wir müſſen verſuchen, die Frau Kurfürſtin zu gewinnen," äußerte er ſich, noch immer ſehr vorſichtig, aber doch freundlicher. „Ich kann freilich dazu nicht mehr thun, als daß ich die hohe Frau geneigt ſtimme, Euch anzuhören. Wollt Ihr Euch demüthigen und vor ihr einen Fußfall thun, ſo will ich mich bemühen, Euch dazu Gelegenheit zu ſchaffen. Ich weiß freilich nicht, wie's

der Herr Kurfürſt aufnimmt, will's aber meinetwegen darauf ankommen laſſen und hoffe, mich rechtfertigen zu können."

„Ich will mich demüthigen," antwortete Frau Marie Eliſabeth finſter, „obſchon mein Mann mir's vielleicht verargt. Hab' ich doch an unſere Kinder zu denken. Thut, was Ihr könnt, lieber Gevatter, uns von dieſer ſchweren Sorge zu befreien."

Kalnein ließ bei der Frau Kurfürſtin alle ſeine hofmänniſchen Künſte glänzen. Er war ſehr gutmüthig und that nun wirklich ſein Mögliches, ihr Mitleid zu erregen und ihr ein Verſprechen abzuſchmeicheln. Längere Zeit widerſtand ſie aber. Sie fürchtete eine abſchlägige Antwort ihres hohen Gemahls und war auch als ſtrenge Lutheranerin gegen den Mann eingenommen, der den Eid mißachtet hatte. Wer vor Gott ſolchen Vorbehalt mache, wendete ſie immer wieder ein, der könne ſich auch nicht aufrichtig ſeinem Fürſten verpflichten. Kalnein verſicherte im Eifer, was er kaum verſichern durfte: daß Kalckſtein ſeine böſen Reden gegen den Kurfürſten ernſtlich bereue und Hochdemſelben zu allen unterthänigen Dienſten gewärtig ſein wolle. Die kluge und zum Argwohn geneigte Frau ſchenkte ihm doch nur einen halben Glauben. Endlich gelang es ihm ein vorſichtiges Zugeſtändniß zu erhalten, daß ſie's ſich überlegen wolle. Nun meinte er einen kühneren Schritt thun zu dürfen. Er gab ſich den Anſchein, von ihr ſelbſt ermuthigt zu ſein und überrumpelte ſie eines Tages durch die Meldung, die Obriſtin ſei im Vorzimmer und hoffe auf die gnädige Erhörung der Bitte,

das Wohl ihrer kleinen Waiſen der Frau Kurfürſtin an das landesmütterliche Herz legen zu dürfen.“

Dorothea war überraſcht, lehnte nicht mit Entſchiedenheit ab. Nun öffnete er die Thür und ließ die Obriſtin ein. Sie that einen Fußfall und vergoß viele Thränen und verſprach, ihre Söhne ſo erziehen zu wollen, daß ſie ſich mit beſtändigem Dank der Gnade erinnerten, die ihrem Vater zu Theil geworden, und ſie durch treue ihrem theuerſten Landesherrn und dem Vaterlande geleiſtete Dienſte wett zu machen bemüht ſein würden. Wirklich gerührt hob die Kurfürſtin ſie auf und verſprach, ihrem hohen Gemahl mitzutheilen, was ſie eben gehört. Sie hielt auch Wort.

Der Kurfürſt war doch nur ſehr ſchwer zu größerer Milde zu bewegen. Er könne Kalckſtein verzeihen, ſagte er, was er gegen ihn ſelbſt unternommen, dürfe aber nicht vergeſſen, daß er durch ſeine Gewiſſenloſigkeit thörichte Menſchen vor Gott in's Verderben gebracht. „Es hieße der Gerechtigkeit einen Fußtritt geben,“ rief er, „wenn ich ihn begnadigte, nachdem ſie harte Strafen erlitten. Es ſoll nicht heißen, daß die vom Adel in Preußen das Privilegium haben, ungeſtraft die zehn Gebote verletzen zu dürfen.“ Zuletzt gab er doch ſo weit nach, daß er die hohe Geldbuße auf die Hälfte herabſetzte. Dabei müſſe es nun bleiben.

Frau Marie Eliſabeth war deſſen nur wenig froh. Sie wußte, daß ihres Mannes ſtörriſcher Sinn auch ſo nicht leicht zu beugen ſein würde. Sie fand ihn in ſeinem Gefängniß, obſchon man die Haft erleichtert hatte, im

allerkläglichſten Zuſtande. Das naßkalte Wetter in dieſer ſpäten Herbſtzeit hatte ſeine gichtiſchen Leiden verſchlimmert. Seine Beine waren geſchwollen, ſeine Finger ſteif. Aber als er erfuhr, was des Herrn Kurfürſten letztes Wort geweſen, glühten ſeine Augen zornig. „Ihr habt Euch in den Staub geworfen," ſchalt er, „und habt nichts aufgehoben, als eine Hand voll Sand. Fünftauſend Thaler ſind mir ſo unerſchwinglich, als zehntauſend. Das iſt eine Begnadigung vom langen Strick zum kurzen. Er laſſe mich hier im Elend umkommen, ſo bin ich doch ein warnendes Beiſpiel für jeden, der ſeine Zunge gegen den Mächtigen nicht hütet und die Wahrheit zu ſagen wagt."

„Sprecht nicht ſo laut, lieber Herr," bat ſie, „die Wände haben Ohren. Bedenkt nicht Eure Unſchuld, ſondern, daß Ihr in der Verblendung geſündigt habt, und nehmet die Strafe hin als eine Buße, die auch mir auferlegt iſt.

„Ich hoffe, daß Gott mir ein gnädiger Richter ſein wird," rief er, „denn ihm iſt's bewußt, wie ich bis zum Wahnſinn gequält bin, daß ich in der Sünde Rettung ſuchte. Er wird auch Dir vergeben, was Du aus Liebe zu mir gethan."

„So mag es geſchehen," antwortete ſie. „Er ſtrafe unſere Schuld an denen, die uns in dieſes Unglück gebracht. Doch ſehet Euch für jetzt mehr auf Erden um, daß Ihr Euer Leiden nicht häuft und den unſchuldigen Kindlein den Vater erhaltet. Könntet Ihr mir in's Herz ſehen, wie es voll Schmerz und Wehe um Euch iſt, Ihr würdet mitleidiger mit Euch ſelbſt ſein."

Er ſtreichelte ihre Hand. „Gebe Gott jedem, der ihn liebt, ein ſo gutes, braves Weib,“ ſagte er. „Aber was kann ich thun? Wie ſoll ich mich zu etwas verpflichten, das ich doch nicht halten kann?“

„Verſprecht immerhin, was man von Euch verlangt,“ entgegnete ſie, „damit Ihr nur erſt von Euren Banden freikommt. Bleibt Ihr hier länger, ſo iſt's wahrlich Euer Tod.“

„Rathe mir nicht dazu, mein Seelchen,“ bat er, „es kann uns viel Unheil davon kommen.“

„Gewiß nicht mehr,“ verſicherte ſie, „als uns allen jetzt von Eurer Hartnäckigkeit droht. Bedenkt, daß es im Sprüchwort heißt: Zeit gewonnen, alles gewonnen. Ihr habt jetzt nicht Euren freien Willen; thut alſo, was man Euch befiehlt. Hinterher ändert ſich wohl manches, wenn des Herrn Kurfürſten Zorn verraucht iſt.“

Er wollte doch nicht nachgeben. Erſt als ſie ihm ſein älteſtes Söhnlein in's Gefängniß brachte, widerſtand er nicht länger. „So ſchafft mir eine reichliche Friſt,“ ſagte er, „daß ich das Geld zu beſchaffen verſuchen kann. Der Wald wird mir doch ſchon alle Zeit verleidet ſein, wenn ich das Elchwild nicht mehr jagen darf.“

Die Obriſtin wendete ſich wieder an Kalnein. Es wurde her und hin verhandelt und endlich Kalckſtein's Freilaſſung gegen einen Verpflichtungsſchein geſtattet. Und ſo ſchrieb er denn am Heiligenabend vor Weihnachten auf des Notars Dictat eigenhändig: Zur Aufbringung der aus doppelter Gnade auf eine Buße von fünftauſend Thaler herabgeſetzten Strafe ſei ihm eine Friſt bis zum

24. April des folgenden Jahres gewährt. Und so „gelobe ich hiermit freiwillig" —, dabei seufzte er aus tiefster Brust — „wohlbedächtig bei ehrlichen wahren Worten und an Eidesstatt für mich, meine Erben und Erbnehmer," diese Summe in hartem Gelde zu zahlen. Sollte er mit der Zahlung säumig sein, so verpflichtete er sich weiter, „daß ich mich alsdann entweder für mich selbst in meine vorige Verhaft wieder stellen" — er schüttelte sich unwillkürlich — „oder, da ich solches nicht thäte, erwarten will, daß Seine Kurfürstliche Durchlaucht durch zulängliche Wege mich darin wieder bringen oder sonst gegen meine Person und alles meinige nach eigenem Gefallen verfahren lasse." Dafür bestellte er Pfand mit allen seinen Gütern und verzichtete auf die Elendsjagd zu ewigen Zeiten.

Er zögerte einen Augenblick seinen Namen darunter zu setzen. Dann aber dachte er an Weib und Kind und schrieb mit fester Hand: „Christian Ludwig von Kalckstein."

Noch denselben Tag, nachdem er Urfehde geschworen hatte, sich nicht rächen zu wollen, wurde er in Freiheit gesetzt. Die Kutsche wartete schon auf ihn. Das Weihnachtsfest verlebte er in Knauten bei den Seinen, traurig genug freilich im Bette und in großen Schmerzen.

Aber die Kinder unter Leitung des Präceptors Gnekovius sangen ihm doch das Weihnachtslied. — — —

Bald nach Neujahr, bei guter Schlittbahn, kam endlich Konrad Born nach Königsberg.

Heineken hatte ihn, eigentlich ohne Auftrag, in einem langen Schreiben entschuldigt und sein gehorsames Erscheinen zugesagt, sobald die schwerste Trauerzeit vorüber.

Er hatte dann nicht unterlaſſen, öfters zu mahnen und zugleich gut zuzureden, daß er ſich nicht allzu ſehr dem Kummer hingeben und Gott dankbar ſein wolle, daß er ihm das Kindlein geſchenkt und nicht mit der Mutter wieder von dieſer Welt genommen, was als ein rechtes Wunder ſeiner Gnade zu erachten. Er wußte viele Troſtſprüche herzuſagen, lateiniſche und deutſche, ſparte ſie auch nicht. „Glück und Unglück" — recitirte er — „iſt alle Morgen mein Frühſtück — es ſtehet alles in Gottes Händen — der kann ſolches alles wenden," und mehr dergleichen gutgemeinte Reimlein. „Ihr braucht Arbeit, von den traurigen Gedanken loszukommen; vielleicht giebt ſie der Herr Kurfürſt Euch auf. Hier iſt jetzt im Winter nicht genug für Euch zu thun, Ihr müßtet denn das ſtundenlange Sitzen an der Wiege für etwas rechnen, was Euch doch aber noch grämlicher ſtimmt. Beißt die Zähne zuſammen und verſucht, wie Euch draußen zu Muth wird." Da das kleine Mägdlein bei der Amme gut gedieh und die Vorſtellung beim Herrn Kurfürſten doch einmal nicht umgangen werden konnte, reiſte Born dann wirklich ab, Frau Küchler das Haus empfehlend. Des Kindes wegen konnte er ſich auf ſie beſſer verlaſſen, als auf ſich ſelbſt.

Ganz ſchwarz gekleidet und eine lange Florſchleife auf der Schulter meldete er ſich auf dem Schloß und fragte zuerſt nach dem Oberſecretarius Sandius, der ihn zurechtweiſen ſollte. Zu ſeiner großen Verwunderung erfuhr er in der Canzlei von einem fremden Manne, der an ſeinem Tiſche ſtand, Sandius ſei nicht mehr im Amt.

„Nicht mehr im Amt?“ fragte er. „Ihr wollet doch damit nicht andeuten . . .“

„Nein, nein,“ war die Antwort, „er ist sonst gesund und bei guten Kräften, wenn auch von den Ereignissen der letzten Zeit etwas mitgenommen. Aber wie ich dem Herrn schon bemerkte, er ist kürzlich aus dem Amt entlassen.“

„Aber wie konnte das geschehen? Er war wie Jedermann rühmte, der tüchtigste und pflichttreueste Beamte.“

Sein Nachfolger zuckte die Achseln. „Ja wohl, ja wohl — ohne Zweifel! Und ist auch nicht gerade in Ungnaden entlassen worden, wiewohl . . . Wenn der Herr ihn so gut gekannt hat, wird er ja wohl auch wissen, daß der sehr gelehrte Mann in Religionssachen seinen eigenen Weg zu gehen liebte. Das hat ihm denn das Amt gekostet.“

„Das —? Aber er war fromm und gottesfürchtig.“

„Ja — — freilich in seiner Weise. Es konnte des guten Beispiels wegen auf die Dauer nicht gelitten werden, daß er darin seine eigene Weise haben wollte. Wäre er zu den Reformirten übergegangen, so hätt' man ihm nichts anhaben können. Aber er wollte von allen Kirchen nichts wissen und bei keiner das heilige Abendmahl nehmen. Da hat ihn denn das Consistorium vorgefordert und durch zwei gelehrte Professoren der Theologie scharf examiniren lassen, wie er sich zu Christi Göttlichkeit und dem heiligen Geist und der Sündenvergebung stelle, worauf er leidlich geantwortet, daß man ihn allenfalls noch für einen Christen halten möchte, aber doch überall durchblicken lassen, daß

ihm der rechte Glaube fehle. Was denn viel Aergerniß gegeben. Das Protocoll iſt mit einem Gutachten den Herren Oberräthen eingereicht worden. Die haben ſich viel löbliche Mühe gegeben, ihn auf andere Wege zu bringen. Hat aber nicht widerrufen und ſich beſſer rechtfertigen wollen, auch geſagt, daß er wohl in ſeinem Glauben ſelig zu werden hoffe. Iſt alſo den Herren Oberräthen zu ihrem großen Kummer nichts übrig geblieben, als die Sache dem Herrn Kurfürſten vorzuſtellen, der ihm darauf noch eine letzte Friſt geſetzet. Da die jedoch fruchtlos abgelaufen, hat man ihn nicht halten können."

Und der Herr Kurfürſt hat alſo den Eiferern zu Liebe einen treuen Diener —"

„Ja, was wollt Ihr? Die Geiſtlichkeit war in ihrem Recht. Der Unglaube nimmt, namentlich bei den Gelehrten, immer mehr überhand. Es kann nicht gelitten werden, daß die Unitarier gleichſam unter des Herrn Kurfürſten Schutz ihr Weſen treiben. Und da man die Reformirten nicht mehr öffentlich anzufechten wagen darf, thut's um ſo mehr Noth, den Glauben rein zu halten. Sandius hat ſich's ſelbſt zugezogen."

Dazu ſchüttelte Born bedenklich den Kopf, konnte aber doch nichts entgegnen, als daß es ihm ſehr leid thue. Er erkundigte ſich nun, an wen er ſich wegen der befohlenen Audienz zu wenden habe und erhielt mit großer Devotion Auskunft. Wer vom Herrn Kurfürſten zur Audienz befohlen war, mußte wohl ein Mann ſein, dem man ſich zu eigenem Vortheil nicht genug gefällig bezeigen konnte.

Er wurde zum Oberburggrafen geführt, der ihn sehr freundlich aufnahm. Der war soweit informirt, um ihn gleich darauf anreden zu können, was ihn hergeführt habe. „Euer Memorial," sagte er, „hat der Herr Kurfürst bald nach Empfang hierher zur Begutachtung eingeschickt. Ich will Euch nicht verhehlen, daß man in der Oberrathsstube etwas ungläubig war und demgemäß auch berichtete. Doch mußte anerkannt werden, daß Ihr über die Sachlage gut unterrichtet schienet und viel brauchbares Material beibrächtet. Wir hielten, aufrichtig gesagt, die Vorlage damit abgethan, zumal Kurfürstliche Durchlaucht nicht weiter rescribirten. Nun ergiebt sich jedoch, daß die Sache unserm allergnädigsten Herrn nicht in Vergessenheit gekommen ist. Sehet also zu, wie Ihr Euch bei ihm gut insinuirt, damit er zu Euren Vorschlägen volles Vertrauen gewinnt. Es wird uns nur lieb sein können, wenn sich ohne Belastung des Landes Verbesserungen einführen lassen, aus denen die Renteicasse Vortheil zieht. Bin aber doch im Zweifel, ob die hergebrachte Verwaltung sich dergleichen tief einschneidenden Neuerungen würde accommodiren können."

„Dieser Zweifel ist gewiß begründet, Excellenz," antwortete Born. „Darum bin ich auch darauf bedacht gewesen, für Littauen eine andere Verwaltungsweise als nothwendig und wohl möglich darzustellen. Man kann den Zweck nicht erreichen, wenn man die geeigneten Mittel versagt."

„Ja, seht Ihr, da liegt der wunde Punkt Eures Projects," bemerkte Kalnein. „Es hat bei uns seit Jahr-

hunderten alles ſeine feſtſtehende Einrichtung, an der zu rütteln ſehr bedenklich erſcheint. Sie mag nicht die wirkſamſte ſein, beſonders wenn das landesherrliche Intereſſe obenan in Frage kommt, aber es geht damit wie mit einem alten Uhrwerk: die Räder greifen nun einmal ſo in einander und die Feder iſt gerade ſtark genug ſie zu treiben. Wollte man irgendwo ein neues Rad einſetzen, ſo müßte der ganze Organismus in's Stocken kommen, ſo gut ſeine Wirkung auch an ſich berechnet wäre. Dazu kommt, daß jede Einrichtung mit Mißtrauen von allen denen aufgenommen werden muß, die ſich in die bisherige Ordnung der Dinge eingelebt haben. Macht Euch alſo auf Anfechtung von allen Seiten gefaßt."

„Dieſer Widerſtand würde wohl beſeitigt werden können, Excellenz," meinte Born, „wenn der Herr Kurfürſt ſeinen ernſtlichen Willen zu erkennen geben wollte. Noch aber weiß ich nicht einmal, wie er über meine Vorſchläge denkt. Wolle Ew. Excellenz nur überzeugt ſein, daß ich dabei nichts im Auge gehabt habe, als meines allergnädigſten Herrn und des Landes Wohl."

„Gewiß, gewiß," verſicherte Kalnein geſchmeidig. Er lud den Capitän zu Tiſch. Born entſchuldigte ſich wegen ſeiner Trauer. Das wollte jedoch der Oberburggraf nicht gelten laſſen. Es handle ſich nicht um eine große Gaſterei. Wenige Herren ſeien geladen, darunter aber der Obermarſchall von Kreutzen, der ihm bei Hofe behilflich ſein könne. „Auch findet Ihr, wie ich hoffe, den Geheimen Rath von Jena, der des Herrn Kurfürſten rechte Hand iſt, und erhaltet vielleicht Gelegenheit, Euch ihm bekannt

zu machen. Der Oberſt von Schöning, der mir zweifellos die Ehre geben will, iſt Euch ſicher nicht fremd. Und daß ich Euch dann gleich den letzten nenne, ſo hat mir auch der Capitän Montgomery zugeſagt, der bei des Generals von Görtzke Regiment dient und von ihm aus Memel mit Briefen an den Herrn Kurfürſten geſchickt iſt. Er iſt ein Schotte von Geburt, weit in der Welt herumgekommen, früher auch in polniſchen Dienſten geweſen und ein Mann, der von allerhand Abenteuern gut zu erzählen weiß. Darf alſo wohl annehmen, daß Ihr Euch erträglich bei mir unterhaltet."

Born konnte nun nicht gut ausweichen. Offenbar legte der Oberburggraf Werth darauf, ihm eine Freundlichkeit zu erweiſen. Er ſelbſt kam ſich ganz wunderlich vor, da ſeine Perſon plötzlich ſolche Beachtung fand. Er merkte wohl, daß er für die Sache, die er vertrat, an dieſer Stelle auf Unterſtützung kaum zu rechnen habe. Aber der Kurfürſt hatte ihn berufen; das genügte ſelbſt ſo großen Herren, in ihm ſchon einen Bevorzugten zu erkennen, mit dem man ſich auf guten Fuß zu ſtellen habe.

Als er über den Schloßhof ging, trat eben aus einer der von den Leibgardiſten bewachten Thüren des Hauptgebäudes ein kleiner corpulenter Herr in hoher Pelzmütze und langem Pelz, den er behaglich über dem runden Bäuchlein zuſammenſchlug, was ſeine Weite bequem erlaubte. Es folgte ihm ein junger Menſch, der einen Kaſten von polirtem Holz, mit Hängeriemen verſehen am Arm trug und ſich nun in gemeſſener Entfernung hielt. Der Herr ging mit kurzen, langſamen Schritten, den Kopf

im Pelzkragen hoch aufgerichtet, und ſpähte über die großen Gläſer der auf die Naſenſpitze geklemmten Brille nach den Soldaten, Lakaien, Reitknechten und Jägern aus, die ſich auf dem Hof herumtummelten, vielleicht weniger um ſie zu ſehen, als ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken: gebt Acht! ich komme aus dem Schloß!

Born erkannte ſofort den Obermeiſter Klews. Es war ſeine Abſicht geweſen, diesmal ſich in ſeinem Hauſe gar nicht blicken zu laſſen, um über ſein trauriges Schickſal nicht Auskunft geben zu dürfen, und er überlegte deshalb auch jetzt ſchnell, ob noch ein Ausweichen möglich ſein würde. Aber Klews hatte ihn ebenfalls ſchon in's Auge gefaßt und winkte von weitem durch eine kurze Bewegung der Hand, wie Jemand, der zu commandiren hat. Er beeilte, da Born nun wirklich ſtehen blieb, auch keineswegs den Schritt, ſondern ſchien eher ein Entgegenkommen zu erwarten. Er hatte die Unterlippe gegen die Oberlippe geſtemmt und zugleich die Mundwinkel herabgezogen, was ſeinem Geſicht den Ausdruck überlegener Würde gab. „Ei — ei — ei!“ ſagte er lächelnd, „treffe ich den Herrn Capitän hier quaſi zufällig im Schloß, wo ich eben ein Paar ſeidener Schuhe für die Frau Kurfürſtin abgegeben habe?“ Er ſenkte die Augen und ſchluckte wie ein Huhn, das Waſſer trinkt. „Für die Frau Kurfürſtin Durchlaucht,“ wiederholte er und ſchlug dann die Augen groß auf, um ſich des mächtigen Eindrucks dieſer Worte zu vergewiſſern. Erſt nach einer Pauſe fuhr er fort: „Scheint dem Herrn Capitän in meinem Quartier nicht gefallen zu haben, daß er uns diesmal nicht beehrt

hat. Iſt freilich nur ein beſcheiden Stüblein bei beſcheidenen Leuten. Ja, ja, ja, — ein Handwerker, und wenn er für den Herrn Kurfürſten und die Frau Kurfürſtin arbeitet, bleibt immer ein Handwerker und ladet den Herrn Capitän quaſi anmaßlich ein für alle Mal zu Gaſt ein — quaſi.“

„Ihr ſolltet mich wohl beſſer kennen, Meiſter Klews,“ antwortete Born, ihm die Hand reichend. „Hätte wohl wieder bei Euch angeklopft, wo mir's ſo gut geworden, wenn ich nicht bedacht geweſen wäre, Euch und Euer Haus mit meiner Trübſal unbeſchwert zu laſſen.“ Er erzählte nun kurz, wie es ihm ergangen war. Die Augen wurden ihm dabei naß.

„Ja, ja,“ nickte der Alte, „ſo weiß man immer nicht, was man ſich quaſi wünſchen ſoll“ — er mußte das Wort aus irgend einem hohen Munde aufgeſchnappt haben und hielt den Gebrauch nun offenbar für ſehr vornehm. „Dem Tod kein Kraut gewachſen iſt! die arme Frau — Gott habe ſie ſelig, und das Kindlein jetzt ohne Mutter — o, o, oh! Wenn ich denke, daß Mienchen . . . Aber ſie macht's immer ganz glatt ab. Der Segen iſt faſt ſchon zu groß. Nun — Ihr ſeid noch jung — müßt Euch das nicht ſo zu Herzen nehmen — könnt bald wieder auf Freiersfüßen gehen —“

„Meiſter Klews —!“

„Quaſi des Würmleins wegen. Seid Ihr dem's nicht ſchuldig? Und laßt das Dingelchen nicht zu alt werden bis dahin, es merkt dann nicht einmal, daß ihm etwas gefehlt hat, und auch von der andern Seite gewöhnt

man ſich beſſer hinein. Ich will nichts weiter ſagen; die Welt geht ihren Lauf. Das thut ſie, das thut ſie, man mag ſagen, was man will. Hätt' ich mir's doch vor zehn Jahren nicht träumen laſſen, daß ich den Leiſten für einen durchlauchtigſten Fuß parat halten müßte — übrigens einen kleinen, ſehr zierlichen, echt prinzeßlichen Fuß — und nun verſteht ſich das ſo von ſelbſt, wie daß der Leibmedicus gerufen wird. Seht einmal da . . . Anton, weiſe den Kaſten vor —! Dieſe Schatulle hab' ich mir quaſi extra für's Schloß anfertigen laſſen, damit das hohe Schuhwerk gar niemalen in gemeine Geſellſchaft kommen kann. Inwendig ſchwere blaue Seide und mit Goldaufdruck mein Name und nähere Beſchreibung. Hat viel Geld gekoſtet, aber bringt ſich ein. Ich will nicht ſagen, auf die gewöhnliche Art, aber, Ihr wißt ja, Capitän, was man Ehre nennt. Hm —! Die ganze Stadt weiß, was dieſer Kaſten zu bedeuten hat. Geh' voran, Anton, aber laß' ihn quaſi nicht fallen, und zu Hauſe gieb ihn gleich der Frau Obermeiſterin ab. Ja — ja — ja. Das iſt der Welt Lauf."

Born fragte nach Nathanael. Dazu ſteckte Klews den Kopf tief in den Pelzkragen hinein und blinzelte eine Weile mit den Augen herum. „O nun — ach ja — hm, hm!" ließ er ſich etwas räthſelhaft vernehmen, „was ſoll ich Euch ſagen, Herr Capitän? Es geht ihm ja ſo leidlich — aber — quaſi . . . Mit einem Wort: in meinem Hauſe iſt er nicht mehr, ſondern —"

„Nathanael nicht mehr in Eurem Hauſe, Meiſter? Wie verſteh' ich das?"

„Ja — alte Leute ſind oft wunderlich. Er hat immer ſeinen eigenen Kopf gehabt. Das hab' ich ihm denn auch ganz gutwillig nachgeſehn, wie Ihr ſelbſt mir's bezeugen könnt. Aber als kurfürſtlicher Hofſchuſter kann man ſich doch nicht alles bieten laſſen. Und meine Frau ebenſowenig. Er hat mit der Zeit ſo eine Manier angenommen — wie ſoll ich's Euch beſchreiben, was für eine Manier? Es war eigentlich keine Manier; ſondern wenn ich ſagte: dies und das muß jetzt anders werden und eine Manier haben, ſo durft' ich ihn nur anſehen und wußt' gleich, daß er nicht einverſtanden war. Und der dümmſte Lehrjunge wußt's auch. Wenn Dorchen ſich gefreut hat, daß ihm das Eſſen ja noch immer ſo gut ſchmecke, hat er die Schüſſel ſtehen laſſen und iſt in ſeine Kammer gegangen, als ob ſie ihm's vorgeworfen hätte, daß er wegen Schwachheit der Augen und Hände nicht mehr arbeiten könnte. Als aber gar einmal mein kleiner Enkel unter ſeinen Sachen gekramt und ihm ein paar Blätter aus einem alten Buch ausgeriſſen, das er längſt auswendig weiß, hat er ſich unterfangen, dem Buben auf die Finger zu klopfen — was ſagt Ihr dazu? Und ſo hat ihm allerlei füglich nicht gepaßt. Endlich iſt es zwiſchen uns zum Ausſprechen gekommen — ganz liebevoll; und iſt gar nichts weiter geſchehen, als daß ich ihn, da er mir den Hofſchuſter durch die Zähne zog, einen übergeſchnappten Hanswurſten und alten Narren nannte. Das hat er nun ſeinem alten Meiſter übel genommen und geſagt: Wir gönnten ihm bei uns das ruhige Sterben nicht. Solche Bosheit! Als ob das nichts bedeuten will,

daß wir ihn ſchon Jahre lang gefüttert haben, ohne an ihm einen gebogenen Groſchen zu verdienen — aus reiner chriſtlichen Mildherzigkeit. Aber das war ſchon des Herrn Oberpräſidenten von Schwerin excellenzliche Meinung: Undank iſt der Welt Lohn.“

Born wiegte recht verſtimmt den Kopf. „Hättet doch den alten, braven Menſchen glimpflicher behandeln ſollen,“ ſagte er.

„Ihr habt gut reden,“ eiferte der Meiſter. „Aber ſeht einmal da tagaus tagein einen ſitzen, der nur darauf lauert, daß ihm irgend ein unliebſames Wort geſagt wird. Ich bin wahrlich geduldig wie ein Lamm und gar nicht hochmüthig, aber —“

„Und wohin iſt er nun gegangen,“ fiel Born fragend ein.

„In's große Hoſpital im Löbnicht. Hat ſich da eingekauft. Ja, ja! ein hübſch Stück Geld muß er bei mir erſpart haben, denn all' ſein Bedürfniß war gering. Und hab' auch ſtets für gewiß angenommen, daß es in meinem Hauſe bleiben ſollt'. Das iſt nun verſcherzt, durch ſeine Rappelköpfigkeit und könnt' mich quaſi ärgern, wenn ich ſo einer wär', dem's nur um's Geld zu thun iſt. Aber es ärgert mich, ehrlich geſagt, etwas ganz anderes: daß nun ſein Schemel leer ſteht, und mir die dumme Geſchichte allemal wieder einfällt, wenn ich d'rauf hinſehe, und möcht' den alten Kerl gern wieder d'rauf ſetzen, kann's aber nimmermehr. Nicht gerade, daß es mir das Gewiſſen beſchwerte — aber verdrießlich iſt's doch, quaſi verdrießlich, und dabei bleibt's nun ſchon.“

Da der Capitän ihn nicht begleiten wollte, verabſchiedete er ſich, die Hoffnung ausſprechend, daß er ihm in der Altſtadt nicht vorbeigehen werde, klappte den Pelz über den Bauch zuſammen und entfernte ſich. Nach einigen Schritten kehrte er nochmals zurück. „Wenn Ihr im Hoſpital einen Beſuch abſtattet, wie ich vermuthe," ſagte er knurrig und augenſcheinlich nicht ohne Ueberwindung, „grüßt mir den alten Knaben, hätt' meinetwegen nicht ſo kommen dürfen." —

An der Tafel des Oberburggrafen, die mit koſtbarem alten Geſchirr von Silber und chineſiſchem Porzellan, aber auch mit ebenſo koſtbaren alten Weinen beſetzt war, verhielt Born ſich meiſt ſchweigend. Um ſo lauter war ſein Nachbar, der Hauptmann Montgomery, ſo lange man ſeine Aufſchneidereien und bombaſtiſchen Schilderungen der eigenen Kriegsthaten irgend anhören wollte. Er wußte bei den Franzoſen, Schweden, Polen und Kaiſerlichen Beſcheid, war in türkiſcher und moskowitiſcher Gefangenſchaft geweſen, endlich in „des glorreichſten Fürſten der Chriſtenheit" Dienſte getreten und wünſchte nichts ſehnlicher, als daß bald wieder der faule Friede aufhöre, in dem „die Tugend der Tapferkeit gänzlich außer Uebung kommen und ein unternehmender Geiſt in den Zuſtand der Schläfrigkeit degenerirt werden müßte". Sein Geſicht war pockennarbig und von Säbelhieben zerfetzt. Er ſprach ein gebrochenes mit allerhand Fremdworten untermiſchtes Deutſch, aber auch ein ziemlich geläufiges Franzöſiſch, von dem er gern Gebrauch machte, da er Kalnein dieſer Sprache völlig gewachſen fand. Er ſprach mit demſelben Entzücken

von ſchönen Pferden und ſchönen Weibern, nannte auch ungeheure Summen, die er hier und dort im Spiel gewonnen, aber aus Nobleſſe ebenſo raſch wieder verloren habe. Born fand ihn widerwärtig und verzog bei ſeinen auserleſenſten Soldatenwitzen kaum den Mund. Ein um ſo dankbarerer Zuhörer war der Oberſt von Schöning. Auch Kreutzen fand an einem derben Spaß Gefallen.

Bald jedoch zog der Geheime Rath von Jena die Unterhaltung mehr und mehr an ſich und wußte ſo zu feſſeln, daß der Schotte ſich nur noch durch dreiſtes Eingreifen geltend zu machen vermochte. Born konnte nicht müde werden, das feinprofilirte Geſicht mit den klugen Augen zu betrachten und der weltmänniſchen Rede zu lauſchen. Auch an ihn wurden nun Fragen gerichtet, die er mit ſo viel Sicherheit als Beſcheidenheit beantwortete. Nach beendeter Mahlzeit zog ihn der Geheime Rath in ein Fenſter, und ſagte: „Euer Memorial hab' ich mit Vergnügen geleſen. Der Herr Kurfürſt ſelbſt hat mir's empfohlen, und ihm allein habt Ihr's zu danken, wenn davon weiter Notiz genommen wird. Ich bin nicht Decernent in dieſen Angelegenheiten. Die Herren Collegen aber, denen das Schriftſtück in die Hand kam, brachten ihm wenig Vertrauen entgegen und wurden durch den gutachtlichen Bericht der hieſigen Räthe noch mehr herabgeſtimmt. Es geſchah eigentlich nur pro forma, daß es dem Herrn Kurfürſten vor der Einſargung in die Acten nochmals auf den Tiſch gelegt wurde. Aber unſer hoher Herr hat allezeit offene Augen und liebt es, ſelbſt zu prüfen. Ob ihm nun Euer Name in Erinnerung geweſen

iſt, ob ihm gleich Eure Einleitung gefallen hat, kurz, er hat das Schriftſtück ganz durchgeleſen und am Rande höchſt eigenhändig mit Gloſſen verſehen, auch meine Meinung darüber erfordert; dann hat Kurfürſtliche Durchlaucht angeordnet, daß es bei der bevorſtehenden Reiſe in's Herzogthum mitgenommen und in Königsberg wieder vorgelegt werde, wie es denn auch geſchehen. Nehmt nun weiter Euren Vortheil wahr."

„Ich bin Euer Excellenz ſehr dankbar," antwortete Born, „ſowohl für dieſe mich hochbeglückende Mittheilung, als für Hochdero Unterſtützung. Wolle Euer Excellenz mir aber Glauben ſchenken, daß ich mir ſelbſt keinen Vortheil geſucht, ſondern nur aus innerſtem Drange aufgeſchrieben habe, was ich nach meiner Erfahrung und langem Nachdenken meinte zum allgemeinen Beſten in Vorſchlag bringen zu können, wollte man's nun annehmen oder verwerfen. Findet der Herr Kurfürſt etwas Nützliches darin, ſo freu' ich mich deſſen von Herzen, rechne mir aber kein Verdienſt dabei zu und erwarte keinen Lohn."

Der Geheime Rath zuckte mit den ſchmalen Lippen und ließ einen lächelnden Blick über ihn hingleiten. Born ſah ihn aber ſo grundehrlich an, daß er gleich wieder mit ſeinem freundlichen Ernſt fortfuhr: „Ihr ſprecht von Eurer Erfahrung, ſeid aber noch jung und längere Zeit, wenn ich nicht irre, als Soldat in kurfürſtlichem Dienſt geweſen. Wie habt Ihr von der littauiſchen Wildniß ſo ſubtile Kenntniß erhalten?"

„Ich bin darin aufgewachſen, Excellenz," entgegnete Born, „als eines Wildnißbereiters Sohn und habe bis

über mein zwanzigstes Jahr hinaus nicht anders gemeint, als daß ich auch ein Wildnißbereiter werden würde. Nach meines Vaters jähem Tode hat man mich aber bei Seite geschoben und nicht in sein Amt einsetzen wollen. Deshalb hab' ich's dann auf eine andere Art in der Welt versucht."

Herr von Jena wollte wissen, wie das näher zugegangen sei, und Born berichtete der Wahrheit gemäß, nicht ohne sich selbst des Eigensinns anzuschuldigen, daß er nicht eine andere Stelle angenommen habe. „Würde vielleicht da an meinem richtigen Platz gebliebeu sein."

„Die Wildniß ist Euch wohl noch immer besonders lieb?" fragte Jena, der sichtlich lebhaften Antheil nahm.

Born leuchteten die Augen. „Das muß ich bekennen, Excellenz," sagte er. „Im Walde geht mir das Herz auf, daß ich nirgends anderswo meine dem lieben Gott so nah' zu sein, der ihn so herrlich geschaffen hat. Aber ich hab' gleichwohl ein Einsehen, daß der Wildniß allzuviel ist in Preußen und wo jetzt nur Wenige als Köhler, Beutner und Holzschläger kümmerlich leben, viele tausend fleißige Landbauer reichliche Nahrung finden und auch in des Herrn Kurfürsten Casse arbeiten könnten. Das ist mir nun erst recht aufgegangen, seit ich selbst ein Landwirth mitten in der Wildniß geworden bin."

Der Geheime Rath erkundigte sich nach vielen Einzelheiten und schien durch die Auskunft sehr befriedigt. „Sagt das Alles morgen bei der Audienz Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht eben so frei heraus," bemerkte er wohlgefällig. „Ihr habt eine gute Art zu überzeugen, und

es ſcheint mir auch, daß Ihr praktiſch bedenkt, was den Umſtänden nach ſein kann und was nicht. Glaubt Ihr nun das Rechte zu wiſſen, ſo iſt's nicht genug, daß Ihr's einmal ausſprecht und dann ſich ſelbſt überlaſſet, ſondern Ihr müßt auch als ein braver Mann alle Mühe daran wenden, daß es zur Geltung komme. Es iſt in dieſem Lande noch viel Arbeit zu verrichten. Nach dem alten Schlendrian wird aber nichts gefördert und ſoll auch alles möglichſt bleiben, wie es iſt. Die das Heft in der Hand haben, hüten ſich in das Gewohnte einzuſchneiden, immer in der Furcht, es könnte ihren Privilegien Abbruch geſchehen. So ſteht alle Hoffnung darauf, daß der Landesfürſt kräftig durchgreift und ſich an kein unverſtändiges und übelwollendes Geſchrei kehrt. Soll er aber mit der Zeit Erfolg haben, alle die gebundenen Kräfte zu löſen und gedeihlich in Thätigkeit zu ſetzen, ſo braucht er gute Köpfe und fleißige Hände, die ihm bei ſolchem Werk helfen. Das bedenkt, wenn er morgen mit Euch ſpricht."

Er nickte Born freundlich zu und entfernte ſich aus der Fenſterniſche, um ſich von ſeinem Wirth zu verabſchieden. Auch Born empfahl ſich nun bald.

Der Tag war noch lang. Er hatte keine beſtimmten Geſchäfte. So glaubte er die Zeit wenigſtens nicht unnützlich anzuwenden, wenn er Sandius beſuchte. Vielleicht, daß er ihm noch einen guten Wink geben könne, wie er ſich bei der Audienz zu verhalten habe. Als Offizier hätte er wohl ſelbſt Beſcheid gewußt, aber in dieſer Eigenſchaft ſollte er ja nicht empfangen werden. Auch zog es ihn ſchon deshalb zu dem alten Herrn, weil er ihm zeigen

wollte, daß er nichts in ſeiner Achtung eingebüßt habe, weil er der Religion wegen ſein Amt verloren.

Er traf ihn bei einer kleinen Lampe mit grünem Schirm allein unter ſeinen Büchern an. Doch hatte er eben vorgeleſen. Die Thür nach dem Nebenzimmer war offen. Livia liege dort krank, ſagte er, und höre alles, was hier geſprochen werde. So ſehe man ſie nicht und unterhalte ſie doch. Born verſicherte, daß er lieber nicht gekommen wäre, wenn er gewußt hätte . . . Aber Sandius fiel gleich ein und beruhigte ihn, Livia habe ſolchen — „Beſuch aus der Entfernung“ ſehr gern. Sie müſſe nun ſchon ſeit Monaten das Bett hüten und erfahre dann doch einmal etwas Neues von außen. „Meine Bücher ſind ihr ſchon ſämmtlich bekannt, und ich gehe jetzt ſelten aus,“ ſetzte er hinzu, „ſeit ich nicht mehr den täglichen Gang nach der Canzlei zu machen habe.“ Aus der Nebenſtube ließ ſich ein heiſeres Stimmchen vernehmen: „Der Herr Capitän iſt ſehr willkommen. Wie gehts zu Hauſe?“

Darauf hielt er die Antwort zurück. Sein Geſicht mochte ſich auch wohl merklich verändert haben, denn Sandius ſagte: „Ihr ſeht recht ſchmal aus und geht ganz in Schwarz gekleidet. Habt wohl indeß Betrübliches erfahren?“

„Betrübliches und Frohes,“ entgegnete Born, „aber das Betrübliche drängt die Freude noch allzuſehr zurück. Mir iſt mein liebes Weib geſtorben, nachdem uns ein Töchterchen geboren worden.“

„Rohde's Tochter!“ rief Sandius. „Es iſt viel Unglück in der Familie. — Ich will Euch nicht auffordern

zu erzählen, wie's zugegangen iſt, damit das Leid nicht neue Nahrung gewinne. Unſeres herzlichen Antheils ſeid Ihr gewiß."

Aus der Nebenſtube wurde ein Seufzer hörbar. „Arme Barbara —! Und ſie konnte ſo glücklich ſein! Ja, Gott thut, was er will, und unſer Glaube muß doch ſein, daß Alles zu unſerm Beſten geſchieht."

„Wohin kämen wir ſonſt mit unſeres Herzens Ungeduld?" beſtätigte Sandius. Er blickte dabei recht trübſelig nach der Thür. Gleich aber hob er wieder den Kopf. „Und das Kindlein iſt wohl?"

„Ich hoff's," ſagte Born, „da ich von Hauſe ging, war's bei gutem Wohlſein. Wie iſt's Euch aber ergangen? Auch Ihr habt inzwiſchen viel Widerwärtiges erlebt, wie ich höre. Man hat Euch Eures Amtes entſetzt. Das bedaure ich ſehr."

„Es mag wohl auch bedauerlich ſein," bemerkte Sandius lächelnd. „Denn es hätte nicht geſchehen können, wenn nicht geiſtliche Buchſtabengläubigkeit ihr Opfer hätte haben müſſen. Daß ich aber meines Amtes und Herrendienſtes ledig bin, ſolltet Ihr wahrlich nicht bedauern, wie ich ſelbſt darüber keinen Kummer empfinde. Hat man ſich eine Laſt aufgebürdet, ſo meint man zuletzt wohl, man könnte ohne ſie gar nicht mehr des Lebens froh ſein. Hat man ſie gezwungen abgeworfen, ſo fühlt man's erſt, wie gut einem in der Freiheit zu Muth iſt. Recht wie neu geboren fühl' ich mich, da ich nun auf keines Vorgeſetzten Laune zu achten und nur dem eigenen Befehl zu gehorſamen habe. Ich will bei Leibe das Amt nicht

ſchmähen, oder der Jugend abrathen, ihre Kraft dem Allgemeinen nutzbar zu machen; aber einem alten Knecht mag's nicht übel gedeutet werden, wenn er ſich der Ruhezeit erfreut, die man ihm wider ſeinen Willen gönnte. Ich paſſe heut' auch nicht mehr in die Canzlei hinein, bin zu ſtörriſch in meinem Weſen, zu rechthaberiſch. Als ich in den Dienſt trat, litten die Herren Oberräthe noch eine eigene Meinung, weil ſie ſelbſt ſie haben durften. Jetzt ſind ſie ſelbſt nur die gehorſamen Diener und können natürlich auch nur gehorſame Diener brauchen. Es mag ſo gut ſein und nöthig, aber ein alter Menſch vergleicht doch."

„Da ſitzt Ihr wohl nun vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend hinter den Büchern," fragte Born, „und holt nach, was Ihr während der Dienſtſtunden habt verſäumen müſſen?"

„Darauf kommt's ſo ziemlich heraus," antwortete der Alte. „Es beſuchen mich aber auch einige junge Studentlein, die ſich's nicht nehmen laſſen, daß ich in den theologiſchen und philoſophiſchen Schriften beſſer unterrichtet ſei, als ihre Herren Profeſſoren, vornehmlich aber ihrer Vernunft keinen ſo argen Zwang anthue. Wird zwar nicht gern geſehen und muß mit einiger Heimlichkeit betrieben werden, ſcheint mir aber doch nicht ſündlich. Denn derer iſt allezeit eine große Menge, die ſich eine erforderliche Quantität Wiſſen einbläuen laſſen, um nur bald auf die Kanzel oder das Katheder ſteigen zu können. Achten auch wenig darauf, daß ihnen das Bischen menſchlicher Verſtand durch die fremde Weisheit gänzlich ausgetrieben werde, wie es denn im Gegentheil guten Gewinn bringt,

in verba magistri zu ſchwören. Möcht's aber doch für ein Glück halten, daß es ſtets einige Wenige gegeben hat und ſtets auch geben wird, die von eigener Prüfung nicht ablaſſen können, es gehe ihnen deshalb gut oder übel. Denn ſie ſorgen dafür, daß kein Stillſtand in die Welt kommt. Ein Honorar zahlen meine Schüler mir freilich nicht."

„Wenn Ihr nur ſonſt zu leben habt," meinte der Capitän.

Sandius zog den Kopf ein. „Je nun — Schmalhans iſt freilich jetzt meiſt bei uns Küchenmeiſter. Aber er läßt uns nicht hungern. Das Haus gehört mir, der Garten giebt Obſt und Gemüſe, unſere Hühnchen legen Eier und zu einem Stücklein Fleiſch und Kruge Bier langt's ja auch noch. Einen neuen Rock werd' ich nicht mehr brauchen. Man muß ſich nach der Decke ſtrecken. Will man frei ſein, darf man nicht viel bedürfen. Zu des Diogenes Beiſpiel hab' ich mich noch immer nicht zu bekehren nöthig, der bekanntlich in einer Tonne wohnte, nur aus der Hand Waſſer trank und kein größeres Vergnügen begehrte, als ſich in der Sonne braten zu laſſen."

Dazu lachte Livia von ihrem Lager her Beifall.

Born mußte auch diesmal zum Abendeſſen bleiben. Er konnte nicht ablehnen, ohne den alten freundlichen Herrn zu kränken. Dann ſagte er Livia durch die Thür gute Nacht, indem er zugleich gute Beſſerung wünſchte. Sandius begleitete ihn hinaus. „Da ſeht meine Sorge und meinen Kummer," ſagte er ganz leiſe. „Es iſt auf keine Beſſerung zu hoffen. Und ſie ſelbſt, mit ſo himm-

liſcher Geduld ſie ihr Leiden trägt, wünſcht auch ſelbſt nur bald erlöſt zu werden. Gott erhalt' Euch, was Ihr habt."

Er drückte dem jungen Freunde die Hand und entließ ihn mit einem herzlichen: „Glück auf!" —

Am nächſten Vormittage ſtand der Capitän de Born ſchon eine Weile vor der angeſetzten Zeit im Vorzimmer des Kurfürſten. Faſt mit dem Glockenſchlage erſchien ein Adjutant, ihn in das Cabinet zu führen.

Friedrich Wilhelm ſaß an ſeinem mit Papieren überhäuften Arbeitstiſche, hatte das Memorial in der Hand und blätterte darin. Sobald der Capitän, der an der Thür ſtehen geblieben, ihm gemeldet war, blickte er auf und ſagte: „Tretet näher."

Es geſchah. Born verneigte ſich tief und ſtand dann kerzengerade, die Arme angezogen und die Augen feſt auf den Fürſten gerichtet, als Soldat ſeine Befehle zu erwarten.

Der Kurfürſt ſchien die hohe, kräftige Geſtalt mit Wohlgefallen zu betrachten. „Ihr habt vor einigen Jahren den Abſchied genommen," fuhr er fort, „— der Frau wegen, erinnere mich wohl. Sie iſt, wie ich höre, vor Kurzem verſtorben. Weiß aus eigener Erfahrung, wie tief das geht. Müſſen doch Gottes Fügung ohne Murren hinnehmen. Er giebt und nimmt und giebt wieder." Er legte das Heft auf den Tiſch und rückte den Seſſel ein wenig herum. „Seid indeſſen nicht müßig geweſen. Höre gern, daß Ihr ein tüchtiger Landwirth geworden ſeid, nichts Fertiges übernommen, ſondern Euch die Wirthſchaft ſelbſt aus dem Gröbſten geſchaffen habt. Vertraue

um ſo mehr Eurem Urtheil. Was mir da von Euch ſchriftlich eingereicht iſt, hat Hand und Fuß. Ihr operirt nicht mit kleinen Mittelchen, ſondern ſtellt einen förmlichen Schlachtplan auf, wie die Wildniß der Cultur zu erobern. Sehr brav! Steht aber vorläufig nur auf dem Papier. Seid Ihr denn überzeugt, daß ſich auch praktiſch ausführen läßt, was Ihr da proponirt?“

„Davon bin ich feſt überzeugt, Kurfürſtliche Durchlaucht,“ antwortete Born, „denn hier in der Wildniß entſcheidet allein des Fürſten mächtiger Wille. So ſtark er iſt, ſo viel Hoffnung hat das Werk.“

„Wie das?“

„Kurfürſtliche Durchlaucht! Als der Deutſche Orden Preußen in Beſitz nahm, hat er das Land an die Einzöglinge vertheilt und ſich nur deren Dienſte vorbehalten, den breiten Strich an der Grenze hin hat er aber als Wildniß liegen laſſen zum Schutz gegen feindlichen Einfall. In den folgenden traurigen Zeiten, als Preußen ein Lehn von Polen geworden, iſt dann dieſer Landſtrich wenig beachtet, aber fürſtliches Kammergut geblieben und von den Aemtern aus durch die herzoglichen Beamten verwaltet. So iſt meine unterthänigſte Meinung, daß auch jetzt der Landesherr freie Hand hat, darüber nach ſeiner beſten Einſicht zu verfügen, dem Lande zum Gedeihen und zur Mehrung ſeiner Einkünfte. Und hat mir's ein Großes erſcheinen wollen, wenn unſer durchlauchtigſter Herr, nachdem er Preußen von der polniſchen Lehnshoheit losgemacht und wieder auf freien Fuß geſtellt, auch des deutſchen Ordens Arbeit wieder aufzunehmen und auch

dieſen noch immer meiſt wüſten Strich Landes in Cultur zu ſetzen ſich entſchließen könnte. So hab' ich's gewagt, Ew. Kurfürſtlichen Durchlaucht dieſe Vorſchläge in Unterthänigkeit zu unterbreiten, ob es Ew. Kurfürſtlichen Durchlaucht gefallen wolle, ſie zu prüfen und gelten zu laſſen."

„Und wenn ich Euch meine Zufriedenheit zu erkennen gäbe — woher die Leute nehmen, mit denen dieſes Culturwerk zu beginnen?"

„Kurfürſtliche Durchlaucht, die Littauer ſind ein gar kräftiger Menſchenſchlag und als Bauerwirthe ſehr brauchbar. Sie leben jetzt meiſt in Familien zuſammen, Großeltern, Eltern, Kinder und Kindeskinder; die Geſchwiſter des Wirths dienen ihm als Knechte und Mägde. So ſind die Höfe überfüllt, und reicht die Nahrung nur kümmerlich für ſo viele aus. Weil ſich faſt Niemand um ſie kümmert und auch der Kirchen zu wenige ſind, ſtecken ſie noch in tiefem Aberglauben und halten an alten ſchädlichen Gebräuchen feſt. Könnt' es geſchehen, daß ihnen Land angewieſen würde und Holz zum Aufbau von Häuſern, auch beſſeres Ackergeräth, ſo möchte ſich wohl in Kurzem die Zahl der Nahrungsſtellen verdoppeln und verdreifachen. Das aber reichte doch noch nicht zu. Sondern es müßte auch geſorgt werden, daß ſich deutſche Bauern unter ihnen anſiedelten und ſie eine beſſere Wirthſchaft lehrten. Die aber müßten von fernher berufen werden, wo ihrer im Lande zu viele oder wo ſie der Religion wegen bedrückt ſind oder aus anderen Urſachen ungern bleiben. Würden ihnen gute Bedingungen geſetzt, daß ſie nach einigen Jahren zu einigem Wohlſtand gelangen könnten

bei Fleiß und Redlichkeit, so möchten sie wohl Ew. Kurfürstlichen Durchlaucht Ruf folgen und bald andere aus ihrer Heimat nachziehen. Und so könnte dann die Wildniß überall vom Rande her angegriffen und besser nutzbar gewacht werden. Ist auch nur ein Anfang, was jetzt geschieht, so giebt hoffentlich doch Gott guten Fortgang."

Der Kurfürst ließ sich nun über vieles Einzelne noch genauere Auskunft geben und sagte dann: „Ich sehe, daß Ihr gut unterrichtet seid und die Dinge wohl erwogen habt, auch daß Ihr nicht übereilt, sondern langsam und stetig zu bessern proponiret. Wenn ich Euch nun beriefe, selbst solchem löblichen Beginnen die rechten Wege zu zeigen, wolltet Ihr mir zu Dienst sein?"

Diese Frage überraschte Born. „Kurfürstliche Durchlaucht haben über mich zu befehlen," antwortete er, sich verbeugend. „Doch wag' ich unterthänigst zu bemerken, daß es nicht meine Absicht war, mit meiner Person —"

„Schon gut, schon gut," fiel der Kurfürst ein, „rechne gleichwohl auf Euren willigen Gehorsam."

„Was ein Landwirth vermag, der die Ehre gehabt hat, Ew. Kurfürstlichen Durchlaucht als Soldat zu dienen —"

„Ihr müßt in ein Amt gesetzt werden, das Euch Vollmacht giebt, an der richtigen Stelle nachdrücklich zu wirken. Der eine von meinen beiden Oberförstern ist kürzlich mit Tode abgegangen. Ihr sollt sein Nachfolger sein und den samländischen Kreis erhalten, zu dem auch Littauen gehört. So werdet Ihr in allem, was die Wildniß angeht, von den Aemtern unabhängig und nur dem

Oberforſtmeiſter unterſtellt ſein, den ich inſtruiren will, daß er Euch kein Hinderniß in den Weg lege.“

Born glaubte ſeinen Ohren nicht trauen zu dürfen. Oberförſter — er, den man nicht als Wildnißbereiter hatte anſtellen wollen! Und ſollte nun ein halbes Hundert Wildnißbereiter commandiren? Wie hatte er einſt zu dem von Oppen aufgeſehen, als zu einem höheren Weſen, und war nun ſelbſt in ſein Amt berufen! In dieſem Augenblick kam aller häuslicher Kummer in Vergeſſenheit. Sein Herz war voll von ſtolzer Freude und ſeine Augen leuchteten in verklärtem Glanz. „Oberförſter —“ ſtammelte er, „ich Oberförſter, Kurfürſtliche Durchlaucht? O, wie verdien' ich ſolche Gnade? Wie kann ich je . . .“

„Ihr ſeid freilich noch ſehr jung,“ ſagte der Kurfürſt, „aber man giebt Euch das beſte Lob, daß Ihr die Forſtwirthſchaft aus dem Grunde verſteht. Das iſt vorläufig die Hauptſache. Zu einem neuen Werk gehört eine junge Kraft. Habt Ihr noch ein langes Leben in Ausſicht, ſo mag ihm das zu Statten kommen. Seid Ihr alſo einverſtanden, wieder in unſern Dienſt zu treten, ſo ſtellt Euch dem Oberforſtmeiſter vor und nehmt von ihm die Beſtallung in Empfang. Hoffe, daß Ihr dem kurfürſtlichen Offizier Ehre machen werdet.“

Der Capitän küßte ſeine Hand. „Der letzte Blutstropfen gehört Ew. Kurfürſtlichen Durchlaucht,“ rief er. „Jetzt weiß ich, daß ich nicht umſonſt lebe.“

Der Kurfürſt entließ ihn, augenſcheinlich befriedigt. Er ſollte ſein Amt antreten, ſobald er ſeine Verhältniſſe daheim geordnet, ſpäteſtens zu Oſtern. Dann würde auch

die Familie des verſtorbenen Oberförſters den Jägerhof auf der Schloßfreiheit geräumt haben.

Born ſuchte ſofort den Geheimen Rath von Jena auf. Ihm vornehmlich glaubte er für dieſe unverhoffte Beförderung Dank ſchuldig zu ſein. „Wenn der Herr Kurfürſt mich zum Oberſten ernannt und mir ein Regiment anvertraut hätte," ſagte er ihm, „hätte mich's ſo nicht erfreuen können! Nun gehört mir die Wildniß, die meine älteſte Liebe iſt! Ja, von Herzen lieb' ich den Wald, und er ſoll's wohl noch erfahren." Auch beim Oberburggrafen verſäumte er die Aufwartung nicht. Es ſei ſonſt freilich Brauch geweſen, meinte derſelbe, daß vor Beſetzung ſolcher Aemter der Oberräthe Gutachten eingefordert wurde. Doch könne er dem Herrn Kurfürſten zu dieſer Wahl nur Glück wünſchen, ſetzte er verbindlich hinzu. „Seid Ihr nicht vom eingeborenen Adel, ſo ſeid Ihr doch ein Eingeborener und in den Adelſtand erhoben. Ich zweifle nicht, Ihr werdet Euch ſo geſchickt zu benehmen wiſſen, daß man Euch nicht als einen Eindringling betrachtet, vielmehr in allem nach Verdienſt würdigt. An meinem guten Beiſpiel ſoll es nicht fehlen."

In ſeinem Glück hatte Born gar nicht bedacht, daß er jetzt ſeinem Barbariſchken nur noch geringe Aufmerkſamkeit würde zuwenden können. Nun ſein Jubel durch den Oberburggrafen ein wenig gedämpft war, fiel ihm auch das auf's Gemüth. Doch hatte er dort in letzter Zeit ſo viel Trauriges erlebt, daß ihn der Gedanke, das Gut die längſte Zeit des Jahres einem Verwalter überlaſſen zu müſſen, nicht ſo ſehr bedrückte. Er wollte ſogleich nach

Hauſe zurückreiſen, mit Heineken ſprechen und mit ſeinem Beiſtand alle erforderliche Anordnung treffen.

Den alten Freund Nathanael vergaß er doch nicht. Er hatte im großen Hoſpital ein Stübchen auf der vielbegehrten Sonnenſeite. Born fand ihn im Bette, das er nur noch auf ein kurzes Stündchen in der Mittagszeit zu verlaſſen pflegte. Am Fenſter hing ſein Zeiſigbauer. „Der Vogel iſt nun faſt meine einzige Geſellſchaft," ſagte er, nachdem er den Gaſt mit allen Zeichen der Freude begrüßt hatte. „Ihm gönne ich das bischen Winterſonne mehr als mir ſelbſt. Seine Fröhlichkeit kommt mir auch wieder zu gut. Er ſingt mir etwas vor, und ich träume dann, daß ich in einem ſchönen grünen Wald bin und auf weichem Moos liege und über mir durch die Zweige den blauen Himmel ſchimmern ſehe, wie ich das wohl hin und wieder in der Jugend auf der Wanderſchaft ſo glücklich angetroffen habe." Mit ſeinen blöden Augen bemerkte er gar nicht, daß Konrad ein ſchwarzes Kleid trug, hatte ihn überhaupt erſt an der Stimme erkannt. Nun er fragte, wie es ihm ergangen ſei, erfuhr er, was ihn ſehr betrübte. „Ich will nicht mühſam einen Troſt aufſpüren," äußerte er ſich, „der ſolche Wunde doch nicht heilen kann. Sie braucht ihre Zeit. Es iſt nun einmal nicht anders: Das Leben muß ertragen ſein, und wir haben auch die Kraft dazu. Ich weiß es an mir ſelbſt." Konrad brach ab und ſprach von dem, was dem alten Manne in des Meiſters Hauſe begegnet war. Nathanael aber nahm's leicht. „Daran denket nicht," bat er, „wie ich nicht daran denke. Ich bin ohne Groll aus des Meiſters Hauſe ge-

ſchieden, in dem ich viel gute Jahre verbracht habe, und thut mir's nur leid, daß er mich erzürnt glaubt und ſich wohl gar vorwirft, mir etwas ſchuldig geblieben zu ſein. Ich kenn' ihn; er hat ein gutes Herz und auch einen ehrlichen Sinn. Nur ſpielt ihm die Eitelkeit mitunter einen Streich, daß er ſich etwas Hohes dünkt und auf Dinge Werth legt, die ihm doch wenig bedeuten ſollten. So wollt' er nun den alten Ton nicht mehr gelten laſſen, der ſich doch im Verkehr mit dem Altgeſellen gebührt. Ich hätt's geduldiger ertragen und bedenken ſollen, daß auch er mir viel nachſehen mußte. Aber ein alter kranker Menſch hat ſich nicht immer in der Gewalt. Hätt' ich ihm noch etwas leiſten können, ſo wär' ich doch nicht fortgegangen, ob er mir's gedankt hätte oder nicht. Ihm in meinen letzten Lebenstagen nur zur Laſt zu fallen, konnt' ich mich nicht entſchließen."

„Er läßt Euch durch mich einen Gruß beſtellen," ſagte Konrad.

„Das freut mich," antwortete Nathanael. „Ich weiß auch, daß er mich nicht ſterben laſſen wird, ohne noch einmal an mein Bett getreten zu ſein und meine Hand gedrückt zu haben. Ich brauch' ihn nicht rufen zu laſſen. Jetzt wehrt er ſich wohl noch gegen ſein Herz, aber in einigen Tagen wird er ſeinen Hochmuth unter haben, das kann ich hoffentlich noch abwarten."

Er richtete ſich auf und ſuchte unter ſeinem Kopfkiſſen etwas hervor. Es war ein Brief und ein verſiegeltes Säckchen. „Ob ich Euch aber nochmals ſehen würde," fuhr er fort, nachdem ſich der Huſten gelegt hatte, „war

mir eben ſo ſicher nicht. Darum hab' ich Euch einen Brief ſchreiben laſſen, der nach meinem Tode an Euch abgeſchickt werden ſollte. Ob ich Euch nun ſchon ſeinen Inhalt mündlich vortragen kann, bitt' ich doch, daß Ihr ihn an Euch nehmt, damit Ihr Euch in jedem Fall ausweiſen könnt. Für mein Begräbniß wird vom Hoſpital geſorgt werden. Für das Grab aber geſchieht dann nichts weiter; ein alter Junggeſelle hat Niemand, der ſich nach ſeines Herzens Bedürfniß darum kümmert. Für Geld aber belegt es der Todtengräber mit einem grünen Raſen und pflanzt ein Bäumchen darauf. Hat das dann gutes Wachsthum und breitet ſein Krönlein aus, ſo bauen da die Vögel ihr Neſt und trilleriren an jedem Morgen und Abend zu Gottes Ehre und der Menſchen Freude. Wer da unten liegt und ſchläft, wiſſen ſie nicht, und braucht's auch ſonſt keiner zu wiſſen. Alſo wollt' ich Euch bitten, aus dieſem Säckchen zu entnehmen, was dazu erforderlich iſt. Es freut mich vor dem Sterben, daß ich weiß, Ihr werdet's ſo ausrichten, und das Bäumchen auf meinem Grabe wird noch der Vögel Quartier ſein in einer fernen Zeit, die jetzt kein Menſch begreift. So ſtift' auch ich etwas für die Zukunft. Was dann noch übrig bleibt, das ſind zunächſt drei große Goldſtücke, in ein Papier eingewickelt. Die bitt' ich Euch aufzuheben, bis Meiſter Stemmeiſen's Aelteſter einmal confirmirt wird. Dann ſoll er ſie zum Andenken haben. Drei Klapſe hab' ich ihm auf die unnütze Hand gegeben, und für jeden iſt da ein Pflaſter. Ich hoffe aber, daß er dann nichts mehr zu heilen haben wird, der Junge vielmehr mir Dank ſagt,

daß ich ihn gelehrt habe, eines armen Mannes Gut zu achten. Den ganzen Reſt behaltet an Euch. Hätt' ich in meiner Jugend ſo viel beiſammen gehabt, ſo hätt' ich wohl Meiſter werden können. Begegnet Ihr nun einmal einem armen Schuſtergeſellen, der tüchtig in ſeiner Arbeit iſt und ein redlicher Menſch, aber das Meiſtergeld nicht erſchwingen kann, ſo gebt's ihm und ſagt ihm, das ſei eines Altgeſellen Erſparniß, und laßt ihn heirathen und glücklich ſein. An ſo Geringem hängt's oft, daß unſer Schifflein ſcheitert. Gelingt das nun, ſo iſt's ſo gut, als hätt' ich's ſelbſt vor mich gebracht. Wollt' Ihr mir dieſe Wünſche erfüllen?"

„Das will ich gern," rief Konrad gerührt, „und ſoll alles genau ſo ausgeführt werden, wie Ihr's angeordnet habt. Es wird auch einer ſein, der von Zeit zu Zeit Euer Grab beſucht und darauf achtet, daß der Raſen nicht verfällt. Wiſſet, daß ich hieher nach Königsberg in den Jägerhof ziehe und Euch dann nicht vergeſſen werde." Er erzählte, welche Gnade der Herr Kurfürſt ihm erwieſen, und der Alte freute ſich darüber ſo herzlich, als ob ihm ſelbſt ein großes Heil widerfahren wäre, „und daß Ihr's Euch ſo ehrlich verdient habt, das iſt das Allerbeſte daran," ſchloß er ſeine Gratulation.

Sie ſprachen noch darüber, als leiſe an die Thür geklopft wurde. Gleich darauf öffnete ſie ſich und eine große Pelzmütze ſchob ſich durch die Spalte. „Iſt's hier recht bei dem Altgeſellen . . ." Die Pelzmütze zog ſich wieder zurück.

„So tretet doch ein, lieber Meiſter," ſagte Nathanael

lächelnd. „Es iſt zwar ein vornehmer Herr, aber ein guter Freund, den Ihr bei mir findet. Da ſeht Ihr," wandte er ſich an Born, „wie Recht ich hatte."

Nun ſchritt Klews mit der ganzen Würde eines Kurfürſtlich Brandenburgiſchen Hofſchuſters in das kleine Zimmer hinein und auf das Bett zu. „Mag er denn meinetwegen Zeuge ſein," ſagte er, „daß ich als der Vernünftigere Euch quaſi die Hand reiche. Dorchen weiß nichts davon — die Weiber können ſo etwas nicht verſtehen — aber ich hielt's wahrhaftig nicht länger aus. Ihr ſeid doch ein alter . . . na: ich will nichts ſagen, Nathanael." Er bückte ſich und küßte ihn.

„Nun dauert's mit mir nicht mehr lange," ſagte der Altgeſelle. „Das war das letzte, was noch ausſtand."

Born verabſchiedete ſich raſch und ließ ſie mit einander allein.

Zehntes Capitel.

Polniſche Königswahl.

Der Oberſt von Kalckſtein konnte ſich trotz aller Pflege ſeiner Gattin von den Strapazen ſeiner Kerkerhaft nicht erholen. Seine Kopfnerven waren ſo angegriffen, daß jedes Geräuſch ihm Pein verurſachte. Man mußte leiſe mit ihm ſprechen. So ſehr er die Kinder liebte, durften ſie ihm doch meiſt nur einzeln zugeführt werden. Selten fühlte er ſich ſo weit wohl, daß er ſich an ihren Spielen erfreuen konnte. Dazu litt er an einem Gliederreißen, das ihn oft Tage und Wochen lang im Bett feſthielt. Seine Schmerzen waren groß.

Um die Wirthſchaft konnte er ſich wenig kümmern. Um ſo eifriger that Frau Marie Eliſabeth ihre Pflicht, und mehr als ihre Pflicht. Es war ſchon nichts Geringes, ein ſo großes Hausweſen in Ordnung zu halten, eine Schaar von Mägden, Spinnerinnen, Köchen, Knechten aller Art und Hausdienern zu beaufſichtigen und zu be-

ſchäftigen; ſie mußte auch auf dem Hofe die Augen überall haben, damit der Kämmerer Hans Pohl und der Hofmann Hans Hoffmann im Dienſt nichts verſahen, mit dem Schulzen von Mühlhauſen verhandeln und die Beſchwerden der Bauern erledigen. Zur Herrſchaft gehörten mehr als einhundertundachtzig Hufen Land, fünfunddreißig Scharwerksbauern, zinspflichtige Handwerker, Gärtner, Forſtleute; ein großer Viehſtand war zu unterhalten; die Kornböden und Futterſpeicher mußten unter Verſchluß gehalten und öfters revidirt werden. Die Frau bewährte in den Geſchäften, die ſonſt dem Herrn oblagen, ihre ganze ökonomiſche Tüchtigkeit. Ihre Strenge war gefürchtet, aber auch ihre Gerechtigkeit anerkannt. Sie hielt darauf, daß im Verkehr mit ihr jede Form des unterthänigen Gehorſams beobachtet wurde, die man der Herrin ſchuldete; es ſollte ſich Niemand einbilden dürfen, von dem ſchuldigen Reſpect nachlaſſen zu können, weil der Oberſt im Gefängniſſe geſeſſen hatte.

Dabei behielt ſie doch Zeit, den Kranken zu pflegen, bei ihm zu ſitzen und ihm aus einem Andachtsbuche vorzuleſen. Sie war ihm die treueſte Freundin und theilte alle ſeine Sorgen, wußte um alle ſeine Geheimniſſe. So männlich ihr Auftreten den Untergebenen gegenüber war, ſo ſanft und demüthig bewies ſie ſich in der Krankenſtube. Da der Oberſt an den Welthändeln großen Antheil nahm, ſo beſuchte ſie die Nachbarn oder fuhr auch wohl nach Königsberg, nur um Nachrichten einzuziehen, was man bei Hofe treibe, welchen Fortgang die Angelegenheiten in Warſchau hätten, und wie der preußiſche Adel geſtimmt

ſei. Kalckſtein war ſo verbittert gegen den Kurfürſten und ſeine Räthe, daß er mit freudiger Genugthuung vernahm, was hier und dort gegen ſie geſprochen wurde, und alle Anzeichen eines baldigen Umſchwungs der politiſchen Verhältniſſe in ſeinem Gedächtniß ſammelte. Er meinte zu bemerken, daß die Unzufriedenheit mit dem ſtrammen Regiment des Kurfürſten von Tage zu Tage wuchs. Schon wurden die Titel derer vom Adel unterſucht, die während der polniſchen Lehnsherrſchaft Domänen in Pfandbeſitz genommen hatten; man fühlte ſich auf ſeinem Grund und Boden nicht mehr ſicher. Die Abgaben wurden unnachſichtig eingetrieben und reichten doch nicht aus, die ſieben Regimenter zu unterhalten, die im Lande ſtationirt waren. Freilich hielten ſie auch jede oppoſitionelle Bewegung nieder. Zum Mai war wieder ein Landtag ausgeſchrieben, aber man wußte, daß er ſeine ganze Thätigkeit auf die Bewilligung weiterer Steuern beſchränken ſollte, daß Klagen und Beſchwerden gerade jetzt während der Anweſenheit des Hofes höchſt mißliebig empfunden werden würden. Immer deutlicher und verbiſſener konnte man's ausſprechen hören: der Beirath der Stände ſei doch nur eine leere Form, der Kurfürſt thue, was er wolle, kehre ſich nicht an die Aſſecuration. Aller Augen waren über die Grenze nach Polen gerichtet. Dort konnten in Kurzem große Dinge geſchehen, alle Errungenſchaften der letzten Jahre wieder in Zweifel geſtellt werden. Davon zehrte die Hoffnung der Malcontenten.

Kalckſtein erwartete von den Ereigniſſen der nächſten Zeit auch eine Beſſerung ſeiner Lage. Er glaubte durch

ſeine ſchwere Kerkerhaft für alles, was er etwa gegen den Kurfürſten geſündigt, überhart geſtraft zu ſein. Noch obendrein eine Geldbuße zahlen zu ſollen, die ihn ruiniren müßte, war ihm eine Vorſtellung, die ihn empörte, wenn er auf ſeine Kinder ſah. Er hielt das Verſprechen für abgezwungen. Auch ferner war er nur dem Zwang zu weichen entſchloſſen. Er machte daher keinen ernſtlichen Verſuch, das Capital zu beſchaffen, was ihm vielleicht bei äußerſter Anſpannung ſeines Credits mit großen Opfern hätte gelingen können. Marie Eliſabeth dachte anders darüber. Sie mahnte von Zeit zu Zeit und ſagte: „Das Urtheil iſt einmal geſprochen und der Kurfürſt wird nicht davon abgehen. So lange ſeine Forderung beſteht, ſind wir unfreie Leute, ſeiner Willkür unterworfen. Der Verluſt iſt groß, aber nicht uneinbringlich. Verkauft lieber einen Theil Eures Beſitzes und ſeit auf dem Reſt ein freier Mann. Gern will ich mir jede Beſchränkung auferlegen.“ Er antwortete jedoch: „Das Urtheil iſt mit Nichten rechtskräftig. Zu Unrecht iſt es in der Hauptſache ergangen und würde längſt aufgehoben ſein, wenn uns nicht die Appellation nach Polen genommen wäre. Aber nicht für alle Zeit wird ſie uns genommen ſein. Die Anzeichen mehren ſich, daß dieſer jetzige Zuſtand Jedermann im Lande unleidlich dünkt. Man begreift endlich, was man lüderlich verloren hat. Die Jagellonen ſind ausgeſtorben; ſie haben in ihre Gruft mitgenommen alle die Schmach, die ſie der Republik angethan. Der neue Wahlkönig wird an ihre Verträge nicht gebunden ſein, der Reichstag bei erſter Gelegenheit die läſtige Feſſel ab-

werfen. In einigen Monaten muß es ſich drüben entſcheiden, was zu erwarten ſteht. Ich will dem Schickſal nicht vorgreifen. Iſt das Strafgeld einmal gezahlt, ſo helfen keine Klagen. Hab' ich's meinem Vater auf dem Sterbebett verſprochen, unſer Recht nicht fallen zu laſſen, ſo will ich auch Wort halten. Gutwillig ſteck' ich meinen Arm nicht in des Löwen Rachen."

So nahte denn der Zahlungstermin heran, und es war zur Befriedigung des Kurfürſten nichts vorgeſorgt. Man müſſe ihn hinhalten, meinte der Oberſt, mit der Executive habe es gute Weile: es werde nichts ſo heiß gegeſſen, als es gekocht werde. So ſchrieb er denn wenige Tage zuvor einen Brief an den Kurfürſten nach Königsberg, in dem er kläglich vorſtellte: er ſei wie ein Gefangener gehalten, könne ſich nicht rühren und regen; die Geſchwiſter hätten ſich in die Güter einweiſen laſſen, er ſei ein hinfälliger Mann und zu keinem Dienſt mehr nütz. So könne er unmöglich das Geld aufbringen; bitte alſo Kurfürſtliche Durchlaucht flehentlich ihm die Strafe ſeiner Kinder wegen zu erlaſſen, oder doch ihm zu erlauben nach Deutſchland zu reiſen, wo er von ſeinen dortigen Gütern zu verkaufen verſuchen wolle. Dieſelbe Bitte wiederholte er nochmals bald nach dem Verfalltage.

Der Kurfürſt war jedoch ſehr erzürnt und wollte keine Entſchuldigung gelten laſſen. Zu viel Gnade meinte er dem Uebelthäter bereits erwieſen zu haben, deſſen Wortbrüchigkeit nun nicht die mindeſte Schonung weiter verdiene. Er hatte die Strafgelder bereits zur Verbeſſerung

gewiſſer Kammergüter beſtimmt und kam nun ſelbſt in Verlegenheit. An den guten Willen Kalckſtein's, das Geld zu beſchaffen, glaubte er nicht mehr. Er verbot deshalb die Reiſe nach Deutſchland; wolle der Oberſt mit Jemand wegen der Güter in der Lauſitz ernſtlich verhandeln, ſo könne das auch von Knauten aus geſchehen. Das Geld müſſe unverzüglich gezahlt werden.

Um ihn zu beſchwichtigen, zahlte Kalckſtein auf ſeiner Frau dingende Bitten tauſend polniſche Gulden auf Abſchlag. Er verſicherte, daß dies ſein ganzer Baarbeſtand ſei, er auch nichts mehr auftreiben könne.

Nun aber glaubte ſeine jüngſte Schweſter, die Frau Oberſtlieutenant von Kleiſt, auch ihre Zeit gekommen. Sie hatte ſich bei den Angriffen der Geſchwiſter bisher nicht betheiligt. Jetzt bot ſich ihr die günſtige Gelegenheit, die Lauſitzer Familiengüter, die ihr Mann ſchon wegen ihrer Erbanſprüche verwaltete, billig in ihren Beſitz zu bringen. Sie war durch die Frau Rittmeiſter Keller über Alles genau unterrichtet, was in Preußen geſchah. Sobald ſie erfuhr, daß ihr Bruder den Termin habe verſtreichen laſſen, benutzte ſie deſſen Nothlage und beſtimmte ihren Mann, dem Kurfürſten das Geld gegen Einweiſung in die Güter anzubieten. Sie würden dann niemals wieder ausgelöſt werden, rechnete ſie.

Der Kurfürſt ging bereitwillig auf dieſes Anerbieten ein. Er ließ an den Herzog Chriſtian von Sachſen-Merſeburg, unter deſſen Herrſchaft die Güter lagen, mit der Bitte ſchreiben, den von Kleiſt wegen der ihm abgetretenen Forderung in dieſem Beſitz ſo lange zu ſchützen,

bis Kalckſtein die Schuld getilgt habe. Kleiſt dankte ihm verbindlichſt und verſprach zu zahlen, ſobald er den Conſens des Herzogs habe. Er erinnerte zugleich an die früher geleiſteten Kriegsdienſte und bat, ihn in Gnaden mit einem Regiment oder einer Escadron zu bedenken.

Kalckſtein bekam von dieſen Machinationen durch ſeine Aufpaſſer Wind. Die Falſchheit ſeiner Schweſter empörte ihn. Auf ſeine deutſchen Güter alſo war's abgeſehen, die ihm allenfalls noch eine Zuflucht gewähren konnten, wenn der Kurfürſt ihn in Preußen zu hart bedrängte. Sie aus der Hand zu geben und ſeinen Kindern zu entziehen, konnte ihm ernſtlich zuletzt einfallen. Nicht ihm bot Kleiſt ein Darlehn an, ſondern hinter den Kurfürſten ſteckte er ſich, um im Trüben zu fiſchen. Sich die vier großen Güter für eine Summe weit unter ihrem Werth anzueignen, war ſeine hinterliſtige Abſicht. Lieber den Fremdeſten, als ſo heimtückiſchen Verwandten hätte Kalckſtein Rechte auf den Beſitz eingeräumt. Er proteſtirte ſofort bei Herzog Chriſtian. Dieſer verfuhr ganz pflichtmäßig, indem er ſeiner Regierung ſchrieb, ſie ſolle dem Kleiſt den Conſens ertheilen, ſobald auch der Oberſt Kalckſtein um denſelben anhalten werde, „welches vor allen Dingen abzuwarten". Hiervon benachrichtigte er den Kurfürſten, der ſich nun um nichts gebeſſert ſah. Kalckſtein war nicht zur Einwilligung zu vermögen.

In nächſter Zeit hielten, wie dieſer erwartet hatte, die Landtagsverhandlungen und die Ereigniſſe in Polen den Kurfürſten ſo in Athem, daß etwas Ernſtliches gegen ihn nicht unternommen wurde.

Das Interregnum dauerte nun ſchon über ein halbes Jahr.

Der Primas, Erzbiſchof von Poſen nnd Gneſen, fand ſeinen Vortheil darin, es nach Möglichkeit zu verlängern. Er war Inter-rex und bezog während der Vacanz des Thrones die Einkünfte des Reichs. Im Senat ſaß er auf des Königs Platz, wenn auch nicht unter einem Baldachin, wie dieſer. Die fremden Geſandten mußten ihm, wie dem König, den erſten Beſuch abſtatten und ſich bei ihm „mit vergüldeten Händen inſinuiren“. Prazmowski ſtand auch jetzt unter franzöſiſchem Einfluß. Er gab noch immer die Hoffnung nicht auf, den franzöſiſchen Prinzen auf den Thron zu bringen, der dann ſeine Creatur ſein würde und ihm die Regierung überlaſſen müßte. Dieſe Candidatur war jedoch ſehr vorſichtig zu behandeln, da ſie viele Gegner unter den mächtigſten Magnaten hatte, die wegen ihrer Oppoſition gegen die Wünſche der verſtorbenen Königin zurückgeſetzt zu werden fürchteten, wenn die Franzoſenfreunde nun doch ſiegten. Der Erzbiſchof konnte daher für ſeinen Schützling nur dann Erfolg erwarten, wenn er die Wahl ſo lange hinzögerte, bis die Uneinigkeit der Parteien in Betreff der andern Candidaten dieſe um jede Ausſicht gebracht hätte. Man mußte ihm dann wohl gut oder übel zuſtimmen. Inzwiſchen konnte er ſeine eigentliche Meinung geheim halten und die Gegner in Beſtechungen ſich überbieten laſſen.

Oeffentlich traten als Bewerber um den Thron der Pfalzgraf Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg und der

junge Herzog Karl von Lothringen auf. Ihre Gesandten waren in Warschau schon seit Monaten bemüht, die Stimmen der Senatoren zu kaufen und einander durch allerhand Intriguen Schaden zuzufügen. Es schien nur die Frage, wer über die größeren Geldmittel gebiete und es am längsten aushalten werde. Der Kurfürst von Brandenburg unterstützte den Pfalzgrafen. Sie waren jetzt gut Freund mit einander, nachdem die Streitigkeiten über Cleve und die übrigen Besitzungen am Rhein durch einen dem Kurfürsten günstigen Friedensschluß ausgeglichen waren. Auch Frankreich stellte sich auf diese Seite, jedoch nur um Oesterreich entgegenzuwirken, das den Lothringer begünstigte. Eine Prinzessin des Erzhauses war ihm bereits für den Fall zugedacht, daß er die Krone Polens auf sein jugendliches Haupt setzte.

Dazu drängte noch der russische Czar, der die Krone für seinen Sohn Peter begehrte. Er ließ eine Armee gegen die littauische Grenze anrücken, seine Bewerbung zu unterstützen. Er versprach, verschiedene Städte und feste Plätze, die er im Kriege genommen, der Republik wieder zurückzugeben, eine Armee von 20000 Mann zum beständigen Dienst des Reiches zu unterhalten und zehn Millionen auszuzahlen. Die Versprechungen waren so glänzend, als der Bewerber gefährlich. Es schien noch immer gerathener, den Moskowiter zum Feinde, als zum so nahe verbündeten Freunde zu haben. Der littauische Großkanzler, Casimir Pacz, der eine Französin zur Frau hatte und heimlich die Pläne des Erzbischofs begünstigte, wendete ein, der Unterschied des Glaubens stehe dem Zarewitsch

als unüberſteigliches Hinderniß entgegen. Aber der Ruſſe fand dieſes Hinderniß keineswegs unüberſteiglich; ſein Sohn würde den katholiſchen Glauben annehmen, verſicherte er. Doch fand er keine Anhänger.

Die beiden begünſtigten Bewerber waren übrigens mit Verſprechungen auch nicht karg. Der Pfalzgraf ließ durch ſeinen Geſandten, einen von Lüneburg, anbieten, er wolle 5000 Mann auf eigene Koſten gegen die Ruſſen halten, neue Feſtungen erbauen, die alten ausbeſſern, der Armee den Sold auf ein Jahr zahlen, eine Ritterakademie ſtiften und zweihundert vom Adel die Reiſekoſten freigeben. Der Lothringer aber trumpfte, er ſei bereit, jährlich 500000 Gulden an die Krone zu zahlen, den Armeen ihren rückſtändigen Sold zu berichtigen, eine ſteinerne Brücke bei Warſchau über die Weichſel zu führen und ebenfalls Hilfsvölker zu unterhalten. So hoch ſchien die Ehre geſchätzt zu werden, dieſelbe polniſche Krone zu tragen, die Johann Caſimir ſo ſchwer gedrückt hatte, daß er ſeinen Unterthanen ſagen konnte: „ſeid ihr meiner müde, ſo bin ich es eurer noch viel mehr.“

Der Unterkanzler Andreas Olczowski verkehrte viel im Kalckſtein'ſchen Hauſe. Er war trotz ſeines geiſtlichen Standes ein munterer lebensluſtiger Herr, der ſich auch mit dem Frauenzimmer gern unterhielt — vielleicht mit dem am liebſten. Sonſt als ränkeſüchtig und unzuverläſſig bekannt, bewies er dem Fürſten Michael viel Freundſchaft. Es mochte dabei ununterſucht bleiben, ob dies geſchah, weil er ſich bei Frau Gabriele einſchmeicheln wollte, oder ob er des Fürſten wegen auch ſie in ſein Herz ſchloß.

Jedenfalls brachte er ſelbſt in dieſer vielbeſchäftigten Zeit gern ſeine Freiſtunden bei ihr zu. Sie habe etwas, ſagte er, was ſelbſt bei vielen ſehr ſchönen, ſehr reizenden und ſehr geiſtvollen Frauen ſeines Stammes nicht anzutreffen ſei: Eigenthümlichkeit der Empfindung. Er meine ſie ſchon ſtudirt zu haben, und doch überraſche ſie ihn oft durch eine ganz unvorhergeſehene Wendung, die nicht vom Kopf, ſondern von dem wunderlichen Dinge eingegeben ſei, das die Deutſchen Gemüth nennten. Durch dieſe zarten Bewegungen der Seele werde nicht nur die Leidenſchaftlichkeit ihres Charakters angenehm gemildert, ſondern auch der rechnende Verſtand wohlthätig in Schranken gehalten. Gerade dieſe wunderliche Miſchung von Phantaſterei und Beſonnenheit zog ihn an. Faſt in demſelben Athemzuge erinnerte ſie an ein deutſches Kindermärchen und fragte ſie nach den jüngſten Senatsverhandlungen. Er mußte immer lachen, wenn er ſie plaudern hörte, und erfuhr doch manchmal die ernſteſten Dinge von ihr, über die er noch nie im Leben nachgedacht hatte.

Er erzählte ihr regelmäßig, was im Reichstage vorging, was die Geſandten offen und im Geheimen trieben, wer von den Senatoren Geſchenke angenommen habe. Eines Tages fragte ſie ihn, als ob darauf nur ſo zu antworten ſei: „Und wen werdet Ihr wählen?“

Der Biſchof mußte aus vollem Halſe lachen. „Wenn ich Euch das verrathe, ſchöne Frau,“ rief er, „ſo könntet Ihr durch geſchicktes Ausplaudern Gold und Edelſteine verdienen. Ich will Euch aber wenigſtens ſagen, wen

ich nicht wähle: einen Deutſchen. Einen Deutſchen auf keinen Fall.“

„Und warum keinen Deutſchen?“

„Weil der Deutſche für den Polen kein Herz hat. Das iſt ſo meine Ueberzeugung.“

„Und die Deutſche, meint Ihr, auch nicht?“

„Ah! Das iſt ein anderes. Wenn ich nicht zum Cölibat verdammt wäre, ſuchte ich mir eine Frau vielleicht nur in Deutſchland. Ob ich freilich eine fände, die Euch gliche —“

„Hoho!“ fiel ſie ein, „da merke ich, daß Ihr die deutſchen Frauen gar nicht kennt. Die möchten ſich bedanken, mir zu gleichen, und aufrichtig geſagt, ich will's auch gar nicht mit ihnen aufnehmen.“

„Mit den polniſchen alſo?“

„Mit denen erſt recht nicht. Ich kann mir ihr heißes Blut und ihren leichten Sinn nicht geben. Warum muß man denn aber durchaus da oder dort hingehören? Ich ſtelle mir vor, es kann auch einmal einer eine Nation für ſich ſein. Was denkt Ihr davon?“

Er klatſchte lachend Beifall. „Ihr ſeid in der That eine Nation für Euch, Frau Gabriele,“ rief er.

Sie wollte wiſſen, was von den Kroncandidaten zu halten ſei.

„Oh,“ ſagte er, „der Pfalzgraf ſoll ein ſehr braver Ehemann ſein. Er würde eine Schaar von Kindern mit in's Land bringen. Das macht freilich manchen ſtutzig. Es wäre zu gut dafür geſorgt, daß der königliche Stamm nicht ausſterbe. Vielen iſt er auch zu alt. Noch andere

beſorgen, daß er trotz des Uebertritts zur katholiſchen Kirche ſein lutheriſches Glaubensbekenntniß nicht vergeſſen habe. Vor allem: er iſt ein Deutſcher.“

„Und der Lothringer?“

„Der iſt jung genug, erſt ſechsundzwanzig Jahre alt, auch unverheirathet. Man kann ſich ein mächtiges Fürſtenhaus verbinden, wenn man für ihn da freien geht. Seine Munterkeit gefällt, ſeine Tapferkeit iſt außer Zweifel. Sein Beichtvater, der Jeſuit Nikolaus Richardus, hat ſich die Mühe genommen nachzuzählen, daß ſein Haus der Chriſtenheit über dreihundert Heilige geſchenkt hat. Man rühmt ihn als einen der reichſten Prinzen.“

„Der ſcheint Euch zu gefallen.“

„Ausnehmend! Nur giebt es Sceptiker, die alles bekritteln. Sie meinen, Frankreich könne ſeine Wahl nicht gutheißen; er würde Lothringen nicht fahren laſſen wollen, und daraus könne nur Krieg entſtehen. Wäre er ſo reich, als man ihn ausgebe, ſo müßte er ſehr dumm ſein, wenn er ſeine Schätze lieber dazu verwendete, ſich um eine fremde Krone zu bewerben, als ſeine Länder wieder zu erobern. Und was die dreihundert Heiligen betrifft, ſo weiß ich doch nicht, ob mein verehrter Bruder Richardus ſich nicht verzählt hat. Ich habe mindeſtens keine Luſt ihm nachzurechnen.“

Nun lachte Gabriele. „Ei, ei! Euer Eminenz ſcheint mit dem Herrn Primas dem franzöſiſchen Prinzen in die Arme fallen zu wollen.“

„Ich habe ihn freilich oft genug ſagen hören,“ antwortete der Kanzler, „wenn eine Krone vom Himmel fiele,

ſo wolle er ſolche Niemand lieber aufſetzen, als dem Prinzen von Condé. Und in der That: er iſt tapfer, heldenmüthig, reich — ein Franzoſe. Indeſſen . . .“

„Auch hier ein Indeſſen?“

„Er iſt ein unruhiger Geiſt, hat in Frankreich gegen den Hof intriguirt, iſt in der Religion ſehr kaltſinnig, achtet die heilige Beichte nicht und hat ſogar einmal — horribile dictu — mit einem Reformirten zuſammen an einem Freitage Fleiſch gegeſſen. Das heißt, das ſagen ihm ſeine Widerſacher nach — ich ſelbſt bin nicht dabei geweſen. Man hat einen lateiniſchen Witz auf ſeinen Namen gemacht: non est cum Deo, qui favet Condeo. Läßt ſich aber weder in's Polniſche noch in's Deutſche übertragen. Man beſorgt, er werde noch mehr Franzoſen in's Reich ziehen, woran doch ſchon jetzt kein Mangel, auch vom Kaiſer und andern Potentaten nicht wohlgelitten ſein. Auch iſt er ſchon beweibt, was vielen ein Anſtoß. Dazu erſcheint er von den Ausſchweifungen ſeiner Jugend ganz kraftlos und muß ſich faſt ſtets auf einem Stuhl tragen laſſen. Der polniſche Adel mag ihn nicht.“

„Da wird die Wahl freilich ſchwer.“

„Sehr ſchwer, ſchöne Frau.“

„Muß denn aber der künftige König von Polen durchaus ein ausländiſcher Prinz ſein?“

Olczowski rückte mit dem Kopf gegen die Lehne des Stuhls und ſah ſie mit einem halbverwunderten, halb liſtig fragenden Blick an. „Ja, wo kämen denn ſonſt die Prinzen her?“ fragte er.

Gabriele ſchien gar nicht verwirrt zu werden. „Können die Polen ſich nicht zum König wählen, wen ſie wollen?“ fragte ſie zurück. „Oder muß es der Sproß eines regierenden Hauſes ſein?“

„Sie können wählen, wen ſie wollen,“ beſtätigte der Kanzler. „Der geringſte Edelmann erlangt durch die Wahl und Krönung alle Rechte der geheiligten Majeſtät. Aber . . . Es kann manches dem Recht nach geſchehen und läßt doch keine Ausübung zu. Wie wär's möglich, daß der polniſche Adel ſich auf einen aus ſeiner Mitte vereinigte? Und wenn's doch wider Erwarten geſchähe, was für ein Mann müßte der ſein, dem's hinterher gelänge, ſeinen früheren Standesgenoſſen auch wirklich als ein König zu erſcheinen? Und wenn ſich der auch fände, in welche Lage brächte er die Republik den fremden Potentaten gegenüber, die zu ſeiner Anerkennung gezwungen werden müßten? So ein Prinzlein, was auch ſonſt an ihm ſei, erſcheint ſchon vor der Welt als ein höherer und bringt gleich eine ſtattliche Verwandtſchaft mit, die ihn ſtützt und fördert. Die Regentenweisheit iſt ihm gleichſam eingeboren.“

„Ihr ſcherzt.“

„Ah! So viel man davon in Polen braucht . . . Was ſag' ich Euch? In Polen König ſein, iſt entweder ſehr ſchwer, oder ſehr leicht. Ich fürchte, man wird allemal mit dem zufrieden ſein, dem's leicht iſt.“

„Aber das iſt ein Unglück für das Land!“

Er zog den Kopf ein. „Die Freiheit über Alles.“

„Ihr ſpottet.“

„Vielleicht. Aber mir iſt nicht wohl dabei.“ Seine

hohe Stirn legte ſich plötzlich in Falten und das Auge blickte ernſt. „Ich liebe mein Vaterland,“ ſagte er nach einer Weile in ganz verändertem Ton, „und wünſche ihm von ganzer Seele einen König, der es liebt, wie ich. Der könnte nur ein Pole ſein. Deshalb hab' ich viel nachgedacht, ob ihm ſolcher Segen zu Theil werden könnte, auch eine Schrift abgefaßt, in der daran erinnert wird, daß es in Polen noch Verwandte des alten, nun ausgeſtorbenen Jagellonenſtammes giebt, die Familien der Piaſten, auf die alle national Geſinnten den Blick richten ſollten. Ich habe mich aber bisher geſcheut die Schrift auszugeben.“

Gabriele horchte ſehr aufmerkſam zu. „Weshalb?“

„Weil die Sache der Piaſten doch ganz hoffnungslos iſt. Freilich ſind ſie Polen und auch vor den andern Edelleuten durch ihre Abſtammung ausgezeichnet, wenn=ſchon nicht beſſer berechtet. Aber ihr Einfluß und An=ſehen iſt zu gering, um eine große Partei um ſich ſammeln zu können, und — was faſt noch ſchwerer in die Waage fällt — ſie ſind wenig begütert. Um in Polen König zu werden, muß man Reichthümer verſchwenden können.“

In den Augen der ſchönen Frau loderte ein heim=liches Feuer. „Fürſt Michael Wisniowiecki iſt auch ein Piaſt,“ warf ſie hin.

„Ja,“ antwortete der Biſchof=Kanzler, — „und der allerärmſte von allen. An ihn iſt am wenigſten zu denken.“

Gabriele zog die Lippe zwiſchen die ſcharfen perl=weißen Zähne. „Ihr habt ſicher Recht,“ ſagte ſie mög=

lichſt leichthin. „Und er ſelbſt denkt auch nicht daran. Aber die Schrift ſolltet Ihr doch im Druck ausgeben.“

„Es geſchieht vielleicht noch,“ meinte er und ſpielte die Unterhaltung auf ein anderes Thema hinüber.

Fürſt Michael dachte wirklich nicht daran, ſich auf eine ganz ausſichtsloſe Concurrenz einzulaſſen. Es ſchmerzte ihn nicht einmal, daß er ſo zurückſtehen mußte. Er war nicht ehrgeizig, ſpannte ſeine Kraft ungern an, fühlte ſich ganz zufrieden mit ſeinem Looſe. Unruhe und Aufregung liebte er nicht. Obgleich er ſich gern mit den Büchern beſchäftigte, ein guter Reiter und Jäger war, trieb er doch nichts leidenſchaftlich. Er war mit aller Welt gut Freund, weil er Niemand den Weg verſtellte. Wärmer und lebhafter ſchlug ſein Herz nur für Gabriele und für ſein Söhnchen. Fühlte er einen Mangel, dann war es ſicher nur der, ihnen nicht noch mehr von ſeiner Zeit widmen zu dürfen, und nicht reich genug zu ſein, um ihnen das Leben ganz nach Wunſch vergolden zu können. Nur müſſe Gabriele nicht verlangen, daß er ihretwegen in einen Kampf mit der Geſellſchaft trete. Das Glück ſtehe auf einer Kugel, meinte er; es ſei allemal gefährlich ſie anzuſtoßen.

Aber Gabriele war ſo duldſam ergeben in den Willen des Geſchickes nicht. Keinen Augenblick hatte ſie der Gedanke verlaſſen, daß ſie eine Fürſtin ſei, und daß die Zeit kommen müſſe, in der alle Welt ſie ſo zu erkennen habe. Ihre Phantaſie konnte nicht müde werden, ſich eine Zukunft auszumalen, die an Glanz alles Gegenwärtige weit überſtrahlte. Sie liebte Michael, weil er

ihr ehrgeiziges Herz befriedigen konnte, befriedigen mußte. Vielleicht hätte sie für ihr ganzes Leben glücklich sein können, wenn sie erreichte, was es als sein gutes Recht erstrebte. Seit Kurzem aber hatte sich noch ein anderer Wunsch zugedrängt. Er beherrschte sie immer despotischer, trübte alle ihre Vorstellungen des Wirklichen, verwirrte ihren Verstand. Sie wußte längst, was sie von Olczowski herausgefragt hatte: Fürst Michael gehörte zu den durch ihre Geburt zum Thron Berufenen. Es mochte nach Lage der Dinge im allerhöchsten Maße unwahrscheinlich sein, daß man auf ihn Rücksicht nahm; die Möglichkeit war doch nicht ausgeschlossen, und das genügte ihr, einen Faden anzuknüpfen und munter fortzuspinnen, bis er so hoch hinaufreichte. Es war nicht unsinnig zu hoffen, daß ihr Gemahl König würde. Seit dies feststand, beschäftigte sich ihr lebhafter Geist nur noch mit der Frage, was geschehen müsse, auf dieses, sei es auch aus weitester Ferne lockende Ziel hinzuarbeiten.

Eines Abends, als sie auf Michael's Schooß saß und sich seinen Liebkosungen hingab — der kleine Thomas spielte zu den Füßen des glücklichen Paares auf einem Teppich — sagte sie: „Erinnerst Du Dich noch des Tages, Michael, als wir einander zum ersten Mal sahen?"

„Gewiß," antwortete er, sie küssend. „In diesem Zimmer war's und ich stand dort im Alkoven hinter dem Vorhang, ganz betäubt von Deiner Schönheit."

„Und was geschah dann?"

„Du legtest Karten wie eine Zigeunerin, und ließest auch mich zu Dir herantreten."

„Und was prophezeiten Dir die Karten?“

„Ich weiß es nicht mehr — achtete nur auf Deine Augen und Hände.“

„Schmeichler! Aber Du weißt es wohl. So etwas vergißt man nicht. Welche Karte ſchlug zweimal auf?“

„Der König.“

„Ja, der König. Und das bedeutet, daß das Schickſal Dir eine Krone zugedacht hatte.“

Er lachte. „Das bedeutete, daß zufällig die Karten ſo gemiſcht waren, wenn nicht gerade dieſe zierlichen und ſehr geſchickten Fingerchen nachhelfend —“

„Nein, Michael,“ fiel ſie ernſt ein, „das darfſt Du nicht glauben. An dieſem Orakelſpruch bin ich ganz unſchuldig. Ich hatte damals keine Ahnung davon, wo der Stammbaum Deines Geſchlechts wurzelte. Es war ſehr merkwürdig, daß der König zweimal aufſchlug.

„Gut! alſo ein ſehr merkwürdiger Zufall.“

„Warum Zufall? Was iſt das: Zufall? Entweder alles in der Welt iſt Zufall oder nichts. Warum lagen gerade die Karten ſo gemiſcht, daß der König aufſchlagen mußte? Mußte, Michael! Und warum lagen ſie gerade ſo gemiſcht, als Du ſie befragteſt? Wie willſt Du darauf antworten?“

„Du biſt abergläubiſch, Gabriele.“

„Weil ich an keinen Zufall glaube? Lehrt uns nicht unſere Religion vielmehr, daß alles Beſtimmung ſei und kein Spatz auf die Erde falle, ohne den Willen des Höchſten?“

„Aber es iſt Aberglaube, daß er ſeinen Willen im

Voraus kund thun werde durch die Kartenblättchen in der Hand einer Wahrſagerin — die nicht einmal eine richtige Wahrſagerin war."

„Gerade weil ich's nicht war, Michael . . . Es kann ſein, daß ſie ſich oft allerhand Teufelskünſte bedienen, den Karten eine Vorausſagung zu entlocken, die dann zutrifft, weil der böſe Geiſt hinter Gottes Rathſchlüſſe gekommen iſt und denen in der Zeit dienen muß, die er für die Ewigkeit gefangen hat. Hier aber gelten keine Künſte. Mein Herz war rein wie meine Hand. Es war ein ganz unſchuldiges Spiel, das ich trieb; und doch . . ."

„Nun ja, ein Spiel."

„Aber es ſollte Bedeutung haben."

„Welche Bedeutung, Kind?"

„Es iſt eine Krone zu vergeben, Michael."

„Woran denkſt Du?"

„Woran das Schickſal gedacht hat."

„Thorheit!"

„Weshalb Thorheit? Wär's denn ſo unerhört, wenn das Allernatürlichſte geſchähe und ein Piaſt König von Polen würde?"

Er nöthigte ſie ſanft aufzuſtehen und erhob ſich ſelbſt. „In der Politik iſt meiſt das Natürlichſte das Unwahrſcheinlichſte," ſagte er, augenſcheinlich verſtimmt. „Es wäre Thorheit, wenn einer meiner Vettern ſich's gelüſten ließe, ſeinen Namen auf die Liſte zu ſtellen: man würde ihn erſt nackt ausziehen und dann auslachen. Es iſt ja nicht verwunderlich, daß es in dieſem Zwieſpalt der Meinungen auch Leute giebt, die der Piaſten gedenken: der Wirrwarr

wird um ſo größer, und ſie fiſchen indeſſen um ſo beſſer im Trüben. Ernſtlich kann von einer ſolchen Candidatur nicht die Rede ſein. Ich ſelbſt könnte, wenn ich's mit Polen gut meine, keinem Bewerber meine Stimme geben, der an Reichthum und Einfluß von vielen polniſchen Edelleuten überboten würde. So denken alle Verſtändigen."

Gabriele ſtützte ſich auf ſeinen Arm. „Die Krone kann Macht und Reichthum geben," flüſterte ſie ihm zu. „Wer ſie trägt, iſt über Allen. Wenn Du König wärſt —"

„Ich — ?" unterbrach er unwillig. „Was ſpukt doch in Deinem Köpfchen herum, Kind? Wenn ich König wäre . . . ! Mit ebenſo guter Ausſicht könnt' ich einen Stern vom Himmel herunterwünſchen, ihn in einen Ring für Deine kleine Hand faſſen zu laſſen. Das ſind Grillen, die nichts taugen."

Sie ſtreichelte ſeine Wange. „Ich liebe Dich, Michael."

Er haſchte mit dem Munde ihre Hand und küßte ſie. „Ich glaub's nicht," ſagte er ſcherzend. „Wenn Du mich liebteſt, könnteſt Du nicht einmal im Traum wollen, daß ich der unglückſeligſte Menſch würde. Was ſollte mir eine Krone, die ich nur zum Spott der Großen des Landes tragen könnte? Ich danke Gott aufrichtig, daß ich vor der Verſuchung bewahrt bin, auch nur mit einem Gedanken ſie zu begehren. Nein, nein! nicht eine ſchmeichelnde Bitte, nicht einen Händedruck, nicht einen Batzen geb' ich dafür aus. Mag ſich ein ſo zweifelhaftes Gut erbetteln oder erkaufen, wer da will, ich bin froh, mich nicht darum bemühen zu dürfen und mein freier Herr zu bleiben."

Gabriele warf den langen, mit Goldfäden durchflochtenen Zopf ärgerlich über die Schulter zurück. „Wenn Du königlicher geſinnt wärſt . . .," murmelte ſie.

Er nahm den Buben vom Teppich auf und ließ ihn auf dem Arm tanzen. „Das gehört uns," ſagte er, „daran wollen wir uns erfreuen, ſo lang uns des Glückes Sonne ſcheint. Wer weiß . . . Ach! wie thöricht Du biſt, Gabriele. Nichts Traurigeres könnte uns treffen, als wenn Deine Wünſche ſich erfüllten. Aber ich kenne Dich ja: Du haſt die Märchen gern, und es ſcheint Dir gar vergnüglich in einem ſelbſt mitzuſpielen. Da ſind die Kartenkönige mächtige Herren! Denke Dir's nur recht hübſch aus; ich will Dir zuhören, wenn Du's erzählſt, und Beifall klatſchen. Aber es ſoll enden, wie die Märchen alle: und wenn ſie nicht geſtorben ſind, ſo leben ſie noch."

Gabriele ſchwieg, kam auch bei ihm nicht wieder auf den Gegenſtand zurück. Aber das Feuer, das ſie ſo emſig geſchürt hatte, erloſch nicht, und ſie legte täglich neuen Brennſtoff zu. Immer mehr wurde es ihr zur Gewißheit, daß die Karten in ihrer Hand nicht lügen konnten. Ihr ſelbſt war etwas Großes beſtimmt, das war von früheſter Jugend an ihr zuverſichtlicher Glaube geweſen. Sie hatte gemeint, es ſchon erreicht zu haben — nun lachte ſie ſich ſelbſt deshalb aus. Weshalb wäre ſie das Weib des Mannes geworden, dem ſie eine Königskrone verkündete? Ihr logen die Karten ſicher nicht!

Sie ging mit aller Vorſicht zu Werke, ſich nicht zu verrathen. Die vornehmen Herren, die ihr Beſuche ab-

ſtatteten, ließen ſich leicht im Geſpräch auf die Königswahl bringen, die alle Gemüther in Aufregung ſetzte. Sie konnte dann von fern andeuten, welche Möglichkeit bliebe, keinem der hohen Bewerber den Vorzug zu geben, um keinen zu erzürnen; ſie konnte ſo die Geſinnungen ausforſchen, die Widerſtrebenden mit Schmeicheleien umgarnen, die Willigen anſpornen. Sie ſprach nicht vom Fürſten Michael, nur von einem Piaſten im Allgemeinen; man wußte doch, was ſie meinte. Niemand gab ihr Verſprechungen, ſie forderte ſie auch nicht. Es ſchien ihr vorerſt ganz genug, daß man ſich an die Vorſtellung gewöhnte, es ſei nicht geradezu lächerlich, an das Nächſtliegende zu denken. Olczowski ſetzte ſie ſo lange zu, bis er wirklich ſeine Schrift: Censura Candidatorum Sceptri Polonici veröffentlichte. Selbſt Heinrich Rohde wurde jetzt herangezogen und mit ungewöhnlicher Herablaſſung zum Vertrauten gewählt. Er hatte beim Adel Verbindungen, die von Vortheil ſein konnten. „Bedenkt, was Ihr ſelbſt gewinnt," ſagte ſie ihm, „wenn Euer Herr zur höchſten Macht gelangt. Schon wenn man ihn nur unter den Candidaten nennt, wird ſein Anſehen wachſen, und das Eure mit. Hört nicht auf, von ihm zu ſprechen, als von einem ritterlichen, edelmüthigen, freigebigen Fürſten, dem Sohne des vielgerühmten Wojewoden von Reußland, dem Enkel und Urenkel der Zamoiskis, die das Siegel von Polen geführt und ſeine ſiegreichen Schlachten geſchlagen haben, dem Sproß des erlauchten Geſchlechtes der Coribut!" Es war jener polniſche Edelmann Johann Paſſek nach Warſchau gekommen, der zu Frau von Lubmirska gefunden

hatte, als in ihrem Salon noch gespielt wurde, und so lustige Geschichten zu erzählen wußte. Er versäumte auch jetzt die Aufwartung nicht und wiederholte öfters seinen Besuch. Er berichtete, daß der kleine Adel aus den Wojewodschaften mit dem Lauf der Dinge sehr unzufrieden sei. Er sehe es mit Aerger, wie die Prälaten und Senatoren sich von den Fremden bestechen und erkaufen ließen, an des Vaterlands Wohl aber zuletzt dächten. Er selbst nannte es einer großen Nation unwürdig, sich so vom Golde unterjochen zu lassen. Bei ihm hatte die schöne Frau wenig Mühe, einen begeisterten Vertheidiger ihrer geheimen Pläne zu gewinnen.

Der Erzbischof-Primas hatte die Wojewodschaften zur Wahl des neuen Königs mit dem Wunsche aufgefordert, sie möchten sich bei der Wahl durch Abgeordnete vertreten lassen. So nur könne die Gefahr abgewendet werden, die eine Versammlung aller zur Wahl berechtigten polnischen Edelleute nothwendig mit sich bringen müßte. Er hoffte im Stillen, um so leichter die Wahl des Prinzen Condé durchzusetzen. Aber er hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Die Wojewodschaften erklärten sich laut dagegen und ließen alle aufsitzen, „als wenn in den Krieg gezogen werden sollte". Sie versammelten sich in guter Ordnung in den dazu angewiesenen Ortschaften und brachen darauf nach Warschau auf. „Wie aus einem Aermel strömten sie heran," erzählte Passek im Kalckstein-schen Hause, „große Herren mit ihrem Geleite und Kriegsvolk, lauter stattliche, schöne Leute langten dort an. Boguslaw Radziwill allein führt gegen achttausend herrlicher

Mannſchaft an". Kein Wunder, wenn dem Erzbiſchof bange wurde. Doch gab er ſeine Hoffnungen noch nicht auf.

Auf der Ebene vor der Stadt waren die Lager errichtet. Man verſammelte ſich in den Wahlzelten. Die fremden Geſandten erſchienen dort und rühmten ihre hohen Vollmachtgeber. Bei den Berathungen in den Kreiſen waren die Meinungen ſehr getheilt. Die einen eiferten für den Pfalzgrafen, die andern für den Herzog von Lothringen. Dem letzteren wandte ſich wegen ſeiner bekannten Ritterlichkeit die Mehrzahl des Adels zu. Den franzöſiſchen Prinzen gelang es auszuſchließen, ohne daß doch ſeine Anhänger dadurch ganz zum Schweigen gebracht werden konnten. Noch wochenlang wurde die eigentliche Wahlhandlung hingezogen. Die Wojewodſchaften verhielten nicht ihre Ungeduld und ſprachen laut gegen den Erzbiſchof, von dem ſie ſich arger Ränke verſahen.

Nun wurden die fremden Geſandten erſucht, die Stadt zu verlaſſen und ihren Aufenthalt in einigen Meilen Entfernung zu nehmen. Sie gehorchten, kamen aber doch heimlich am ſpäten Abend und in Verkleidung nach Warſchau, ihre Intriguen weiter zu ſpinnen, die Schwankenden zu befeſtigen, die Gegner zu beſtechen. Mönche, Lakaien, Juden waren als Vermittler in emſigſter Thätigkeit. Es war nicht möglich zu entſcheiden, welche der beiden großen Parteien ein Uebergewicht an Stimmen haben werde. Man hatte den Eindruck, daß eine Doppelwahl unvermeidlich ſei. Dann mußte das Aufgebot aus den Wojewodſchaften mit dem Säbel in der Fauſt um den Sieg

des einen oder anderen Candidaten kämpfen, die Republik gegen die Republik auf den Plan treten.

Auf dem Kolo, dem Wahlplatz vor der Stadt, war ein großer Schuppen aus Brettern aufgeschlagen, in welchem sich der Senat versammelte. Hunderte von Caroſſen mit schönen, prächtig geschirrten Pferden bespannt, von Vorreitern in kostbaren Anzügen eskortirt, brachten die vornehmen Herren auf das Feld hinaus und warteten auf ihre Rückkehr. Der Adel, mit Säbel und Pistolen bewaffnet, campirte in den Zelten rings umher oder umritt den Kolo in größeren und kleineren Schaaren. Da der Senat zögerte, verlangte das Aufgebot binnen drei Tagen eine einhellige Wahl, sonst werde man selbst einschreiten. Der Bischof von Cujavien und der Castellan von Lemberg machten den Vorschlag, daß man die Namen der beiden Kronwerber auf Zettel schreiben, sie in einen Kelch thun und den einen daraus durch einen dreijährigen Knaben solle herausziehen lassen. Wen das Loos träfe, der sollte „von Gott und durch das Glück" erwählter König von Polen sein, jeder, der sich dem widersetze, für einen Feind des Vaterlandes erklärt werden. Aber der Vorschlag gefiel keiner Partei und wurde verworfen.

Immer ungeduldiger drängte der Adel zu. Es kam zu Wortgefechten zwischen einzelnen aus seiner Mitte und Senatoren. Man fürchtete noch immer, daß es auf den französischen Prinzen abgesehen sei. Ein Edelmann aus der Wojewodschaft Lenczyza rief dicht am Kreise vom Pferde herunter: „Wählt den Condé nicht, sonst werden die Kugeln um eure Köpfe pfeifen." Darüber ungehalten,

antwortete ein Senator heftig. Sogleich fing man aus dem Aufgebot zu schießen an. Es entstand ein furchtbarer Lärm, den der Marschall Potocki vergebens zu stillen bemüht war. Die Säbel rasselten aus den Scheiden, die Pistolen knallten, die Fahnen bewegten sich gegen die Szopa, das von allen Seiten offene Bretterhaus. Zwei wurden darin erschossen, einer verwundet. Die Senatoren flüchteten, um ihr Leben zu retten und verkrochen sich theils unter die Sessel, theils unter die Wagen. Auf dem Kolo wurden allerhand Gewaltthätigkeiten verübt; die Reiter suchten das Fußvolk, das zum Schutz des Senats aufgestellt war, zu zersprengen und niederzutreten. „Verräther, wir hauen euch nieder — wir lassen euch nicht von hinnen — umsonst verwirrt ihr die Republik — wir werden andere Senatoren wählen — wir werden aus unserer Mitte einen König ausrufen, wie ihn Gott uns in den Sinn giebt," erscholl es von allen Seiten gegen den rings umlagerten Kreis.

Endlich mußte man doch einsehen, daß auf solche Weise nicht zum Schluß zu kommen sei. Die Fahnen wendeten sich deshalb wieder gegen das Feld. Die Bischöfe und Senatoren krochen halbtodt unter den Wagen und Sesseln hervor und begaben sich in ihre Wohnungen oder Zelte. Am folgenden Tage wurde keine Sitzung gehalten. Passek, der unter den Tumultuanten vorn an gewesen war, erzählte lachend, die Herren müßten sich nach jener Erschütterung mit Oel salben, um sich von dem Schrecken zu erholen. Auch die Wojewodschaften hielten sich im Lager.

Als aber auch am dritten Tage die Senatoren ſich fern hielten, ſchickten die Wojewodſchaften zum Erzbiſchof und ließen ihn auffordern, im Felde zu erſcheinen, um die weiteren Berathungen zu eröffnen. Er ließ antworten, er werde nicht dahin kommen, weil er ſeines Lebens nicht ſicher ſei; auch die übrigen Herren Senatoren würden nicht erſcheinen. Es erging an ihn wiederholte Aufforderung mit der Anzeige: „Wer ehrlich und ein Senator iſt und mit uns ſtimmt, der komme heraus; die Heere rücken auf den Wahlplatz; wir werden unſere Herren ſelbſt erwählen; wer ſich nicht herausbegiebt, ſoll für einen Feind des Vaterlandes erklärt werden und mag dann ſehen, wie er davon kommt.“ Wirklich rückten die Wojewodſchaften aus und hielten eine Viertelmeile vor den Wahlzelten an. Viele Senatoren blieben aus Furcht in der Stadt. Die erſchienen, verſammelten ſich nicht mehr in der Szopa, ſondern begaben ſich zu ihren Wojewodſchaften und verhandelten mit denſelben, indem ſie ihnen ſchmeichelten. Der Krakauer Caſtellan Warszycki entblödete ſich nicht zu ſagen: „Bei ſeinem heiligen Namen, ich lobe ein ſolches Verfahren! Darin muß ſich der polniſche Stolz bekunden, daß den König der ganze Adel und nicht ein beſtimmtes Häuflein Leute wählt. Deshalb fühle ich mich nicht gekränkt, wenn auch die Kugeln um meinen Kopf geflogen ſind. Sollte ich es erleben, ſo werde ich ſogar darauf beſtehen, daß die Reichstage zu Pferde abgehalten werden, denn anders können die Landboten unſere Freiheiten, die von den Vorfahren mit ſo vielem Blute erkauft ſind, nicht beſchützen. So lange die Polen alſo ge-

handelt haben, hat auch die goldene Freiheit geblüht. Wir müſſen durchaus vom Traum erwachen und auf kurze Zeit häusliche Bequemlichkeiten vergeſſen!“ Dieſe Rede fand großen Beifall.

Darauf rückten die Wojewodſchaften auf das Wahlfeld und hielten dort an. Als dies aus der Stadt bemerkt wurde, eilten viele Senatoren zu Wagen herbei, ſo ſchnell die Pferde laufen wollten. Sie hatten gemeint, man würde ſie bitten und könne ohne ſie nichts anfangen; nun merkten ſie, daß ſie ſich täuſchten. Viele aber ließen ſich aus Furcht krank melden, oder waren's wohl auch wirklich vor Schreck geworden. Auch der Erzbiſchof kam herbei und ſah, daß man ſich weder vor ihm bückte, noch ihn um Verzeihung bat.

Als die Senatoren, ſo viel ihrer waren, ſich in der Szopa niederließen, hätte man glauben ſollen, daß ſie vom Krankenlager aufgeſtanden wären, denn keiner ſprach zum andern ein Wort. Da erhob einer aus dem Haufen ſeine Stimme: „Meine Herren, wir ſind nicht hierher gekommen, um zu faulenzen, denn wir richten nichts aus, wenn wir ſchweigen und einander anſehen. Weil aber der Prieſter Prazmowski ſeinem Amte und ſeiner Pflicht kein Genüge thut, ſo bitten wir den Herrn Caſtellan von Krakau, als den erſten Senator im Kreiſe, unſer Director zu ſein. Wir wählen ja keinen Papſt, deshalb brauchen wir keinen Prieſter.“

Da nun der Erzbiſchof merkte, daß man mit jenem einverſtanden war, erhob er ſich und ſprach: „Meine Herren, ſo lange ich lebe, werde ich nicht aufhören meiner

Pflicht gemäß dem Vaterlande und jedem von euch zu dienen. Laßt uns daher mit Glück beginnen, was Gott ſegnen wird, da ich mit der geſammten Geiſtlichkeit ſeine heiligſte Majeſtät inbrünſtig gebeten habe, daß er mit der Gnade des heiligen Geiſtes unſere Herzen erleuchten möge, ihm ſelbſt zum ewigen Ruhme und dem Vaterlande zum Heile. Nennet, ihr Herren, denjenigen, welcher unter ſo vielen würdigen Bewerbern euch am meiſten gefällt; ich, als älterer Bruder, ſtehe zu eueren Dienſten."

Nun wurden verſchiedene Namen gerufen; man ſprach für den einen und den andern, widerlegte des Vorredners Behauptungen. Zuletzt riefen viele durch einander. Während ſich das zutrug, wurde bei den Großpolen geſchrieen: „vivat rex!" Da man nicht wußte, was das bedeute, ſprengte Paſſek mit einigen andern von der Krakauer Wojewodſchaft hinüber und fragte, wer ausgerufen worden. Der Herzog von Lothringen war dort benannt worden. Das wurde im Kreiſe berichtet. In zwei anderen Wojewodſchaften aber rief man: ſie brauchten keinen reichen Herrn; wer ihr König heiße, der ſei reich; ſie brauchten keinen, der mit fremden Monarchen verwandt ſei, weil das ihre Freiheit gefährde, ſondern einen kräftigen, tapferen Mann. Deshalb nannten ſie den Piaſten Polanowski, der von dem großen Wojewoden Czarniecki ſelbſt in der Kriegskunſt unterrichtet worden. Der gefiel aber wieder andern nicht. Paſſek, von Ungeduld getrieben, eilte zu denen von Sandomir, die den Krakauern zunächſt ſtanden, und forſchte ſie aus. Auch ſie wünſchten einen Piaſten, erinnerten ſich aber der Tugend

und Biederkeit des verſtorbenen Fürſten Wisniowiecki und wünſchten ſich ſeiner Nachkommenſchaft dankbar zu beweiſen. „Wir brauchen den König nicht in der Ferne zu ſuchen," ſagten ſie, „wir haben ihn unter uns. Dort ſitzt der Fürſt Michael. Warum ſollen wir ihn nicht nennen? Stammt er nicht aus alter fürſtlicher Familie? Iſt er der Krone etwa nicht würdig?" Dies griff Paſſek eifrig auf, ritt zurück und rief: „Meine Herren, es iſt bereits in mehreren Wojewodſchaften ein Piaſt genannt worden."

„Welcher?" fragte der Caſtellan von Krakau.

„Dort Polanowski, hier Wisniowiecki. Ich bin für dieſen."

Das gefiel dem Caſtellan, denn er war ein Verwandter Wisniowiecki's.

Indeſſen hatte auch der Wojewode von Kaliſch, Opalinski geredet: „Woran denken wir, daß wir uns wegen Fürſten vereinigen wollen, die wir niemals geſehen haben und die uns vielleicht mit ihrem Scepter ſchlagen werden? Unſere Vorfahren waren weit klüger, als ſie einen Piaſten wählten. Wir wollen den Pfalzgrafen ſeine große Familie und ſeinen kleinen Staat regieren, den Lothringer aber ſein Geld dazu verwenden laſſen, wieder in ſein Land zu kommen. Wählen wir einen Piaſten!" Das fand Beifall. Man forderte ihn auf, einen Piaſten vorzuſchlagen. Dies ſetzte ihn freilich in Verlegenheit. Von ungefähr fiel ſein Blick auf den Fürſten Michael Wisniowiecki, der unter dem Adel ſaß. Er nannte ihn und man ſtimmte zu. Nebenan ſtanden die von Poſen und traten gleich bei. Ihr Biſchof freilich war lothringiſch, ihr Caſtellan und

Fähndrich neuburgiſch geſinnt. Sie verſuchten deshalb Widerſpruch. Als ſie jedoch die Säbel zücken ſahen, ſchwiegen ſie ſtill. Die Groß-Polen folgten dieſem Beiſpiel. Die von Reuſſen und Belcz verlangten dagegen keinen Piaſten, ebenſo wenig die Littauer. Der Kronfeldherr Sobieski, der Fürſt Radziwill und der Kanzler Pacz hatten gegen Wisniowiecki vieles einzuwenden.

Denen aus Sandomir dauerte die Berathung zu lange. Sie ſchrieen: „Vivat Piaſt!“ Die den Polanowski genannt hatten, glaubten, daß dieſer gemeint ſei und ſtimmten in den Ruf ein. Er ſetzte ſich bei den andern Wojewodſchaften fort. Man ritt hin und her und rief: „Vivat Piaſt! vivat der König Michael!“

Bald wurde nur noch dieſer Name gehört. Einige, die ruhiger überlegten, ſuchten Einhalt zu thun. „Bei Gott! was machen wir? Sind wir verrückt? Haltet an, ſo kann es nicht ſein!“ Vergeblich. Schon eilte man zum Erzbiſchof, ihm Bericht zu erſtatten, erſuchte ihn, den neuen König auf dem Wahlfelde öffentlich zu ernennen. Sobieski und einige andere bemühten ſich, ihn davon abzuhalten. Da lief die überraſchende Kunde ein, daß auch Radziwill und Pacz dem Adel beigetreten ſeien. Nun ergab ſich der Primas und ſagte: „Das iſt ein Fingerzeig Gottes!“

Inzwiſchen hatte Fürſt Michael ruhig dageſeſſen und ſich um die Wahlhandlung wenig gekümmert. Als er Vivat Piaſt! rufen hörte, hatte er mitgerufen, ohne zu ahnen, daß er ſelbſt gemeint ſei. Nun donnerte es von allen Seiten: „Vivat rex Michael!“ Auch jetzt noch war

er überzeugt, es gelte einem andern. Erſt als die von Krakau, Paſſek voran, mit ihren Fahnen zu denen von Sandomir eilten, dieſe ſich anſchloſſen, die anderen Fahnen folgten und man ihn nun mit wildem Geſchrei von ſeinem Sitz aufriß und in den Kreis ſchleppte, erkannte er, was geſchehen war und erſchrack heftig darüber. Wie betäubt und kreidebleich und zitternd an allen Gliedern murmelte er wiederholt die Worte: „Mag dieſer Kelch an mir vorübergehen!“ Er brach in Thränen aus und verſicherte die Umſtehenden, er ſei nicht tüchtig genug, eine ſolche Laſt zu tragen. Aber ein verſtärktes: Vivat rex Michael! war die Antwort. Man überhäufte ihn mit Glückwünſchen. Der Erzbiſchof-Primas rief ihn feierlich als König aus, nahm ihm den Eid auf die Wahlartikel ab und verrichtete die Ceremonien, die ſeines Amtes waren.

So hatte der Adel geſiegt: ein nationaler König war gewählt. Auf dem ganzen Felde erhob ſich lauter Jubel. König Michael wurde auf ein weißes Pferd geſetzt und im Triumph nach Warſchau geleitet.

Sein Herz aber war ſchwer bekümmert.

C. G. Röder, Leipzig.

Verlag von Carl Reißner in Leipzig.

Heinrich von Plauen.

Historischer Roman

von

Ernst Wichert.

Dritte Auflage.

3 Bände (65 Bogen) 8° in eleganter Ausstattung. Geheftet 9 Mark. Elegant gebunden 12 Mark.

Einige Urtheile der Presse:

Es ist immer erfreulich, wenn der rechte Mann das rechte Buch schreibt, d. h. der Berufenste einen günstigen, einladenden, dankbaren Stoff ergreift. Das ist hier im besten Sinne des Wortes geschehen. **Prof. Felix Dahn**
im „Magazin für die Litteratur des In- u. Auslandes".

Wer an den historischen Romanen von Scheffel, Freytag, Dahn Freude und Erhebung gefunden hat, wird diesen mit voller Befriedigung Wichert's „Heinrich von Plauen" folgen lassen.
Blätter für liter. Unterhaltung.

Wichert hat mit seinem „Heinrich von Plauen" den Besten seiner Zeit genug gethan. **Neue Illustrirte Zeitung.**

Wir wünschen, daß das schöne Werk werde, was es verdient, eine Zierde jeder deutschen Haus- und Familienbibliothek. **Königsberger Hartung'sche Zeitung.**

„Heinrich von Plauen" ist weitaus das reifste Werk, das uns Wichert bis dahin geboten. Er hat uns damit ein Werk gegeben, das wir ohne Zaudern neben Freytag's „Ahnen", Scheffel's „Ekkehard" und Dahn's „Kampf um Rom" stellen.
Karlsruher Zeitung.

Ueber das Mittelmaß dessen, was der deutsche Büchermarkt für gewöhnlich zu bringen pflegt, ragt Wichert's neuestes Werk hoch hinaus. **Wiener Allgemeine Zeitung.**

Der große Kurfürſt in Preußen.

Vaterländiſcher Roman

von

Ernſt Wichert.

Dritte Abtheilung. — Zweiter Band.

Zweite Auflage.

Leipzig.

Verlag von Carl Reißner.

1887.

Chriſtian Ludwig von Kalckſtein.

Von

Ernſt Wichert.

Zweiter Band.

Leipzig.
Verlag von Carl Reißner.
1887.

Der Verfaſſer behält ſich das Recht der Ueberſetzung ſeines Romans „Der große Kurfürſt in Preußen“ in fremde Sprachen vor.

Elftes Capitel.

König und Königin.

Gabriele hatte am Morgen erfahren, daß die Wojewodschaften auf's Feld gerückt seien und die Senatoren zu sich entboten hätten. Sie vermuthete deshalb, daß an diesem Tage endlich die Königswahl erfolgen solle.

Gleichwohl war an ihr nichts von fieberhafter Aufregung bemerkbar. Sie spielte mit dem kleinen Thomas, half selbst bei seinem Bade und machte dann Toilette, wobei zwei Kammerjungfern sie bedienten. In das Haar ließ sie sich Schnüre mit Goldmünzen einflechten. Lange wählte sie unter ihren Kleidern. Zuletzt mußte man ihr eins von rothem Sammet reichen, dessen Schlitzärmel und Schleppe mit gelber Seide ausgeschlagen. Es war eigentlich zu schwer für die heiße Jahreszeit, aber sie kam doch immer wieder darauf zurück. Um den Hals legte sie ein Collier von Brillanten, das Fürst Michael ihr am Tauf-

tage ſeines Söhnchens geſchenkt hatte. Auf die Finger ſteckte ſie koſtbare Ringe.

Die Dienerinnen erwarteten, daß ſie den Wagen zur Ausfahrt beſtellen werde. Nachdem ſie aber fertig angekleidet war und ſich im Spiegel betrachtet hatte, ließ ſie ſich ihr Gebetbüchlein geben, kniete vor dem Betpult nieder, das in einer Ecke ihrer Schlafkammer ſtand und ſonſt wenig benutzt war, ſteckte zwei Wachskerzen an und las eine gute Stunde lang.

Darauf aß ſie mit den Kammerfrauen. Sie hatte guten Appetit und ſah ſehr heiter aus. „Heut wird ſich etwas Glückliches ereignen," ſagte ſie mehrmals.

Als von den Wällen her die Kanonen donnerten, horchte ſie auf, ſchien aber kaum unruhig zu werden und bemerkte nur: „Nun iſt's geſchehen."

„Das iſt das Zeichen, daß der König gewählt iſt," ſagte die Rumienska.

„Ja," antwortete Gabriele feierlich, „Der König iſt gewählt. Fürſt Michael iſt zum König von Polen erwählt."

Darüber verwunderten ſich die Dienerinnen. „Wie weiß das die gnädige Frau? Es iſt noch nicht gemeldet."

„Aber es iſt ſo geſchehen," ſagte Gabriele mit unerſchütterlicher Zuverſicht, „ich weiß es. Schafft Wein aus dem Keller herauf, damit wir des Königs Wohl trinken können."

Das geſchah. Aber es dauerte lange, bis die Gläſer gefüllt werden konnten. Endlich erſchien des Fürſten Stallmeiſter, Heinrich Rohde. Er ſtürzte die Treppe hinauf

und ſah ganz verſtört aus, als er in's Zimmer trat. So wie er der Frau anſichtig wurde, trat er wie taumelnd einen Schritt zurück und griff mit der Hand nach ſeiner Stirn. „Fürſt Michael — ſchickt mich vom Schloß — zu Euch," ſtotterte er, „— er iſt zum König gewählt worden."

Gabriele richtete ſich ſtolz auf. „Ich dank' Euch," ſagte ſie. „Es ſoll Euch unvergeſſen ſein, daß Ihr als der Erſte mir dieſe frohe Nachricht bringt. Ihr beſtätigt, was freilich mir außer Zweifel war."

„Aber dem Fürſten ſelbſt völlig unerwartet, nur durch die wunderbarſte Fügung der Umſtände iſt dieſes Ergebniß —"

„Sie thaten, was ſie mußten. Es war ſo vorbeſtimmt."

Sie ſtand eine Weile, preßte die Lippen auf einander und blickte ſtarr vor ſich hin. Dann flog ein eitles Lächeln über ihr ſtolzes Geſicht. „Iſt eines Königs Weib nicht eine Königin?" fragte ſie leiſe.

„O mein Gott!" rief Rohde wie tief erſchüttert. „Das konnt' ich nicht vorherſehen — das nicht. Eine Königin . . ." Er ſank zu ihren Füßen nieder, hob den Saum ihres Kleides auf und küßte ihn. „Unglückſeliges Weib . . ." murmelte er.

Gabriele verſtand ihn nicht. „Steht auf," ſagte ſie, ihm die Hand zum Kuſſe reichend. „Man weiß es nicht. Ihr aber . . . und Dominski . . . Es thut doch wohl. Euch bin ich eine Königin." Sie zog einen Ring vom

Finger. „Nehmt dies zum Andenken an dieſe Stunde und — ſteht auf.“

Er erhob ſich mit ſichtlicher Anſtrengung. „Wie darf ich . . .“ ſtammelte er. „Von Euch — ſolchen Lohn . . . Nein, nein, ich bin nicht werth“ . . . Die Stimme ſchien ihm zu verſagen.

Sie ſteckte ihm den Ring an den Finger. „Ein Geſchenk Eurer Königin. Was bedenkt Ihr Euch? Und nun ſagt: was befiehlt mein hoher Gemahl? Wann kommt er zu mir?“

Rohde kämpfte ſeine Aufregung nieder. „Man hat den neugewählten König auf's Schloß gebracht,“ berichtete er. „Die Thüren ſind von Senatoren, Landboten, Edelleuten aus allen Theilen des Reichs belagert. Jeder will ihn zuerſt ſehen und begrüßen. Mit Hunderten muß er ſprechen, viele bieten ihre Dienſte an. Die fremden Geſandten werden erwartet, der Kanzler legt die Benachrichtigungsſchreiben vor. Seine Majeſtät —“

Gabriele zuckte mit der Wimper. „Fahrt nur fort.“

„Der König hatte nur gerade Zeit, mich heranzuwinken und mir zuzuflüſtern, daß ich hierher eilen ſolle. Ich weiß nicht, ob er heut' . . .“

„Gut, gut! Wie ſah er aus?“

„Anfangs, als man ihn nach der Stadt brachte, ſehr bleich und krank. Sein Pferd wurde geführt. Er ſchien jedesmal aus tiefen Gedanken aufzuſchrecken, wenn die Menge, die ſich auf den Straßen anſtaute, ihr: Hoch, König Michael! jubelte. Vor dem Eintritt in's Schloß griff er haſtig nach dem Zügel, als ob er das Pferd

zurückhalten wollte. Als er vom Erzbiſchof von Lemberg und dem Caſtellan von Krakau als den erſten Senatoren nach dem Primas, die Treppe hinauf geführt wurde, ſah ich, daß er wiederholt die Hände faltete. Im Thronſaal angelangt, war er ſo ſchwach, daß man ihm einen Seſſel reichen mußte. Dann aber, nachdem er etwas Wein getrunken, erholte er ſich bald und empfing die Gäſte mit gutem Anſtand. Er ſah recht munter aus, als ich ihn verließ."

„Bringt ihm meinen Gruß," befahl Gabriele, durch dieſen Schluß befriedigt. „O, daß ich nicht zu ihm kann!"

„Ich bitt' Euch flehentlich," ſagte Rohde ängſtlich, „haltet Euch zurück, gnädigſte Frau. Der König iſt noch nicht befeſtigt in der öffentlichen Meinung. Die meiſten Senatoren ſind überrumpelt. Bevor er gekrönt iſt . . . Schon in den nächſten Tagen wird ſich zeigen, wie viele Widerſacher er hat. Wenn man erführe —"

„Was fürchtet Ihr?" fiel ſie unwillig ein. „Thut, wie ich's Euch geheißen habe."

Sie wandte ſich ſtolz ab. Rohde verneigte ſich tief und ging raſch hinaus. Auf ſeinem Geſicht prägte ſich die Verwirrung ſeines Innern aus.

Gabriele aber, als ſie ſich allein ſah, trat vor einen Spiegel und betrachtete ſich wohlgefällig. Sie legte die Hand auf das klopfende Herz und flüſterte nickend: „Biſt du nun befriedigt, du närriſches Ding du? Iſt das Märchen des Lebens nun erfüllt? Sieht ſo eine Königin aus, deren Wiege in einer Waldhütte ſtand? Aber das Krönlein fehlt noch. Die Märchen-Königinnen tragen

ſämmtlich Krönlein auf dem Haupt.“ Sie ringelte die langen Zöpfe auf, daß die Goldmünzen an der eingeflochtenen Schnur rundum ſtanden, ließ ſie wieder hinabgleiten und wiederholte das Spiel. „Wenn's jetzt aus wäre — ganz aus . . .“ murmelte ſie, ſich auf ein Polſter ausſtreckend und zur Decke hinaufträumend, „ich ſchliefe ein als Königin — und wachte gar nicht mehr auf. Und dann kämen die Zwerge und brächten den gläſernen Sarg, in dem ſie Schneewittchen getragen haben — und legten mich hinein — und deckten mich mit einem Purpurmantel zu und ſetzten mir ein Krönlein auf — und trügen mich durch die ganze Stadt und auf einen hohen Berg. Da ſetzten ſie mich nieder — und alle Leute kämen mich zu ſehen und weinten, daß ich ſo früh hätte ſterben müſſen . . . ah! das wäre ein ſchöner Märchenſchluß. Und Michael käme auch — einmal und noch einmal und zum dritten Mal . . . dann aber nicht mehr. Er müßte eine häßliche Prinzeſſin heirathen —“

Sie richtete ſich raſch auf. „Nein,“ ſagte ſie laut, „ſo nicht. Der Traum wird garſtig.“ Sie ging hinauf und an des kleinen Thomas Bettchen. Der Knabe ſchlief. Sie beugte ſich über ihn und küßte ihn ſo lange, bis er erwachte. Sie nahm ihn auf. „Dein Vater iſt ein König geworden,“ rief ſie ihm zu. Aber er verſtand ſie nicht, rieb ſich die verſchlafenen Augen und weinte kläglich.

Abends ließ ſie auf allen Glaskronen die Wachskerzen anzünden. Sie wartete auf Michael bis in die Nacht hinein. Endlich kam er wirklich, zu Fuß und nur von ſeinem Stallmeiſter gefolgt, in einen weiten weißen

Mantel gehüllt, den er an der Thür abwarf. Gabriele ging ihm entgegen, umarmte ihn aber nicht, wie ſonſt, ſondern ſank vor ihm in die Knie. Michael glaubte, ſie gleite aus, trat raſch zu und wollte ſie halten. Als er dann ihre Abſicht merkte, ſagte er vorwurfsvoll: „Was thuſt Du? Bin ich nicht mehr, der ich Dir war?“

„Die Nation hat Dich zu ihrem König gewählt,“ antwortete ſie, „ich huldige Dir als meinem Könige und Herrn. Es ſteht bei ihm, mich an ſein Herz zu erheben.“

Michael bückte ſich, küßte ihre Stirn und hob ſie ſanft auf. „An mein Herz!“ ſagte er, „da allein iſt Dein Platz. Daß ich Dich nie vermiſſen dürfte!“

Er legte den Arm um ihre Schulter und führte ſie ein paar mal durch's Zimmer, ſich merklich auf ſie ſtützend. „Ich bin ſo todtmüde,“ ſagte er, „und der Kopf iſt mir ſo wüſt. Es iſt mir zu Muth wie einem, der in eine ſchwere Krankheit verfällt. Meine Füße ſchleppen ſich nur über den Boden hin, es dreht ſich in meinem Hirn . . . Iſt denn dieſes Allerunſinnigſte wirklich Wirklichkeit?“

„Setze Dich zu mir auf's Polſter,“ bat ſie, „und ruhe aus. Das war ein heißer Tag und du biſt ſein Held. Darf ich Dir eine Erfriſchung reichen?“

„Ein wenig Waſſer mit Wein, die trockene Zunge zu netzen. O! was habe ich gelitten!“

Er ſank auf das Polſter nieder. Gabriele trat an ein Schränkchen und goß aus einer Kanne von buntem venetianiſchem Glaſe Waſſer in einen ſilbernen Becher, ſtellte ihn auf ein kleines Brett und den Wein dazu.

So trat ſie vor ihn hin. „Wie ſchön und prächtig Du ausſiehſt,“ bemerkte er, die müden Augen zu ihr erhebend.

Sie lächelte. „Nicht war? Wie eine Königin.“

„Heut' biſt Du mein lieber Mundſchenk,“ ſagte er, indem er Wein in den Becher goß.

„Reiche mir den Trank.“

Er nahm den Becher aus ihrer Hand und leerte ihn auf einen Zug. „Das hat wohlgethan. — Ich wollte, wir beide wären allein auf der Welt.“

„Wir beide? Und Thomas . . .“

Er ſtützte den Kopf in die Hand. „Ja, Thomas.“

„Er ſchläft.“

„Das iſt das beſte. Schlafen — ſchlafen, und gar nicht mehr aufwachen.“

Gabriele ſetzte ſich zu ihm. „Was ſind das für Reden, Liebſter! Iſt's nicht ein erhebendes Gefühl, König zu ſein?“

Er ſchüttelte den Kopf. „Mich drückt's nieder. Schon heute . . . Dieſes wahnwitzige Treiben um mich herum! Jeder will mich für ſich; keine Minute hab' ich mir ſelbſt angehört. Da iſt keiner von allen, die ſich zur Gratulation zudrängten, der mir das Glück von Herzen gönnte, das ich doch jedem gern abträte. Und jeder ſcheint ſagen zu wollen: Das dankſt Du mir — vergiß es nicht!“

„Was geht es Dich an? Du biſt der König.“

„Und wir, Gabriele . . . Wie glücklich waren wir!“

„Waren wir?“

„Das iſt dahin — glaube mir, das iſt dahin.“

„Närrchen!“ Sie faßte ihn mit beiden Händen und küßte ihn ſtürmiſch. „Da ſiehſt Du's, daß ich auch einen König küſſen kann.“

„Und es iſt doch dahin — doch!“ Sein Kopf ſank an ihre Bruſt.

Nach einer Weile fühlte ſie ihn ſchwerer und ſchwerer darauf laſten. Er ſchlief.

Gabriele lehnte ſich gegen die Wand und ſtörte ihn nicht. Seine letzten Worte fielen ihr auf's Herz. Wenn er Recht hätte —?

Pah! Was konnte dahin ſein? „Man verliert nichts, wenn man ſich ſelbſt nicht verliert.“

Mehr als eine Stunde verging, bis der König, anſcheinend aus einem ſchreckhaften Traum, erwachte. „Du biſt's —“ ſagte er. „Mir träumte, der Einäugige ſetzte mir die Krone auf, und ſie war vorher glühend gemacht im Feuer.“

„Und verbrannte ſich nicht ſelbſt die Hand?“ fragte ſie.

Er ſtand auf. „Ich muß fort. Morgen beginnt der tolle Tanz von Neuem.“

„Nächtigſt Du im Schloß?“

„Nein, in meiner Wohnung. Man holt mich aber früh dahin ab. Gute Nacht!“

Sie küßte ihn ſeufzend. „Gute Nacht.“

Die Kerzen wurden ausgelöſcht. Gabriele ging zur Ruhe. Aber der Schlaf kam nicht über ihre Augen. Sie hörte immer eine Stimme an ihrem Ohr: er iſt kein König. — — —

Die verzweifelte Stimmung des jungen Königs hielt nicht lange an. Schon am nächsten Tage wurde er mit Geschenken aller Art überhäuft. Der Adel hatte seinen Willen durchgesetzt und freute sich seines Sieges. Indem man den König beschenkte, gab man der Genugthuung Ausdruck, seine Macht bewiesen zu haben. Reiche und Arme betheiligten sich dabei. Die Senatoren durften nicht zurückbleiben und suchten nun einander zu überbieten. Der König erhielt Carossen, Wagenpferde, schöne Streitrosse, prächtige Sattelzeuge, Tapeten, Silbergeschirr, Waffen, Kostbarkeiten von großem Werth. Selbst die Gesandten der Fürsten, die sich vergeblich um die Krone beworben hatten, brachten ihre Gaben dar. Der König wurde um Millionen reicher. Man begleitete die Geschenke mit Versicherungen der Liebe und treuesten Anhänglichkeit. Polen schien aus einer großen Gefahr gerettet, indem es die Fremdherrschaft abwehrte und der eigenen Kraft vertraute; auch auf dem Wahlfelde hatte man für die Freiheit gefochten. Eine ganz neue Zeit sollte König Michael bringen, alle Versäumnisse des vorigen Regiments nachholen, für Polen zurückbringen, was verloren worden, die Adelsrepublik wieder mächtig hinstellen gegen alle Reichsfeinde. Michael fing an zu begreifen, daß er über sich selbst im Irrthum gewesen. Wenn alle Welt ihn mit Geschenken und Lobreden feierte, so war er vielleicht doch der Mann, für den man ihn halten wollte. Es schmeichelte, von denen mit Unterwürfigkeit angeredet zu werden, die vor der Wahl seine Genossen gewesen waren oder gar über ihm gestanden

hatten, Aemter vergeben und Gnadenbeweiſe austheilen zu können. Und wie man bemüht war, ihm die Regierungsſorgen abzunehmen! Feſte folgten auf Feſte. Alle die Großen wollten den König auf ihren Schlöſſern bewirthen, ihren Jagden durch ſeine Gegenwart Glanz geben, ihren Reichthum vor ſeinen Augen entfalten. Schöne Frauen wetteiferten um ſeine Gunſt. Das Leben fing an ſehr luſtig zu werden. Mancherlei läſtige Zuthaten waren am Ende doch erträglich, wenn man dafür die Prärogative der Königswürde eintauſchte.

Für Gabriele hatte er weniger und immer weniger Zeit. Erſt vergingen oft Tage, dann Wochen, bis er ſie wieder beſuchte. Er beklagte ſich wohl Anfangs bei ihr, daß ihm die Freiheit des Handelns benommen ſei, hundert Augen ihn unausgeſetzt beobachteten, das Formenweſen des Hofes ihn auf Schritt und Tritt beenge, das Schloßthor von ihm nicht verlaſſen werden könne, ohne daß die ganze Dienerſchaft ſich in Bewegung ſetze. Aber dieſe Klagen waren bald nicht mehr ernſt gemeint. Wenn ſie ſich dann über Vernachläſſigung beſchwerte, ſo antwortete er ihr wohl: „Es war ja Dein heißeſter Wunſch, daß ich König würde; nimm nun auch die Folgen hin. Ich habe Dir vorausgeſagt, daß es ſo kommen müßte.“ Konnte ſie ihn nur einige Stunden feſſeln, ſo war er wieder der zärtliche Liebhaber, aber das ſollte ſie ſtets als eine Gunſt erkennen und belohnen. So ſchnell gewöhnte er ſich daran, ſeiner ganzen Umgebung in weitem Abſtande zu erſcheinen, daß er auch zu ihr das alte vertrauliche Verhältniß nicht mehr finden konnte und unbedingte Unter-

werfung forderte. Auch ihr ſollte er der König ſein. Fügte ſie ſich ſeinen Launen nicht, ſo bewies ihr ſein längeres Fernbleiben unter irgend welchen Vorwänden, daß er ſie im Rauſch der Vergnüglichkeiten meinte entbehren zu können.

Sie war nicht die Frau, ſich ohne jeden Verſuch des Widerſtandes niederdrücken zu laſſen. Eines Tages, nach längerer Abweſenheit bei ſeiner Mutter, die ſich nicht entſchließen konnte, nach Warſchau zu kommen, faßte ſie ſich Muth und fragte ihn geradeaus, wie ſich ihre Zukunft geſtalten ſolle. Er war bemüht auszuweichen, aber ſie hielt ihn feſt. „Du haſt verſprochen," ſagte er, „Dich freundlich bis nach meiner Mutter Tode gedulden zu wollen. Muß ich Dich daran erinnern, Gabriele?"

„Das war ehedem," entgegnete ſie. „Mein Verſprechen galt dem Fürſten Wisniowiecki."

„Und der König ſollte ſich nicht darauf berufen dürfen?"

„Nein! Der Fürſt Wisniowiecki war ein Edelmann, der allerhand Rückſicht zu nehmen hatte, damit man ihm bei Hofe keinen Stein in den Weg lege. Der König Michael iſt ſelbſt der Höchſte im Reich. Er hat Niemand von ſeinem Thun und Laſſen Rechenſchaft zu geben als Gott, und was er dem ſchuldig iſt, ſollte er wohl wiſſen."

„Wie thöricht Du ſprichſt! Ein König von Polen hat allen ſeinen Unterthanen Rechenſchaft zu geben; ſeine Macht iſt durch Geſetz und Herkommen beſchränkt. Und noch bin ich nicht einmal gekrönt! Hab' ich die Wahl

zum König angenommen, ſo muß ich nun auch die Laſt tragen, wie ſie mir aufgebürdet iſt. Der unfreieſte bin ich von allen Polen, was meine Perſon anbetrifft. Nein, nein! was der Fürſt von Dir beanſpruchen mußte, liegt noch viel mehr dem König ob zu fordern.“

„Aber ich bin Dein Weib, Michael!“

„Sei es ſo! Man weiß es doch nicht, darf es nimmer erfahren —“

„Nimmer —?“

„Ich ſagt' es. Hätte man gewußt, worauf Du Dich berufſt, meine Wahl wäre unmöglich geweſen. Siehſt Du das nicht ein, Kind? Nie habe ich Dich an Deine Vergangenheit erinnert —“

„Ah —!“

„Jetzt muß es geſchehen. Ich will nicht weiter zurückgreifen, aber Frau von Lubmirska . . .“

„Vollende doch!“

„Ich will Dich nicht kränken. Aber wenn ich mir eine geborene Polin, die Tochter des angeſehenſten polniſchen Edelmanns, die Wittwe eines Senators in's Haus geführt hätte — man würde mich nicht gewählt haben.“

„Man hat Dich gewählt und kann die Wahl nicht wieder aufheben.“

„Doch könnte man mich zur Entſagung nöthigen, wenn man mir die Krönung weigerte. Darf das geſchehen? Ich habe — Gott weiß es —! nach der Ehre, ein König zu heißen, nicht gegeizt; ich wäre glücklich und zufrieden geweſen, wenn Niemand an meine Wahl gedacht hätte. Aber ein Anderes iſt es, die Würde nicht zu

erſtreben, ein Anderes, entwürdigt zu werden. Nie könnte ich wieder ſein, was ich geweſen war: der unbeſcholtene Edelmann — ein entehrter ſtiege ich vom Thron.“

„So warte die Krönung ab.“

Der Schweiß ſtand ihm auf der Stirn. „Und auch ſpäter — wenn man erführe, in welcher Abhängigkeit ich . . . Nein! ich könnte dieſer ſtolzen Magnaten König nicht ſein. Ich hatte gehofft, Du würdeſt Dir's ſelbſt längſt geſagt haben, daß jetzt Verſchwiegenheit bis zum Tode Deine Pflicht gegen mich, gegen die Krone, gegen die Republik Polen iſt. Zwinge mich nicht . . .“

Sie ſah ihn mit einem kalten Blick an. „Wozu?“

Er zog ſie an ſeine Bruſt und küßte ſie mit allen Zeichen brennender Leidenſchaft auf Mund und Augen. „Gabriele,“ rief er, „ſei gütig, wie Du es immer warſt. Ich liebe Dich — ich möchte Dein bleiben, bis an mein Ende! Verletze mein Ehrgefühl nicht ſo tief, daß ich mich von Dir abwenden müßte, jetzt und in Ewigkeit. Ich will Dir angehören mit meinem ganzen Herzen. Fordere nicht mehr!“

Gabriele war bewegt. Sie ſchlang die Arme um ſeinen Nacken. „Das klingt beſſer,“ ſagte ſie, „— Du liebſt mich und rufſt meine Liebe an! Und wirſt Du Wort halten?“

„Ich ſchwöre Dir's!“

Sie ſeufzte. „Wieviel von Deinem ganzen Herzen gehört mir noch?“

„Beruhige mich, und Du ſollſt mich wieder glücklich in Deiner Nähe finden.“

„Ich will's bedenken, was ich für Dich thun kann."

„Nicht bedenken, Gabriele!"

„Ich will's bedenken," schloß sie und drückte einen Kuß auf seinen Mund.

Und sie bedachte. Es war das ihre wunderliche Art, jetzt träumen und dann kühl überlegen zu können. Seine Gründe waren nicht abzuweisen. Sie hätten gelten können, wenn sie nur den Verstand angingen. Aber es widersetzte sich schon etwas in ihrem Innersten, seinem Gelübde Vertrauen zu schenken. Dieses Zugeständniß vernichtete thatsächlich ihr Recht. Was war von seinem guten Willen zu erwarten?

Sein zärtliches Benehmen in den nächsten Wochen gab ihr neue Hoffnung. Michael fürchtete eine Unvorsichtigkeit, zu der sich ihr leidenschaftlicher Trotz leicht hinreißen lassen könnte, und suchte sie bei guter Laune zu erhalten.

Dann fuhr er nach Krakau zur Krönung. Der ganze Hofstaat begleitete ihn. Die Gesandten der fremden Mächte folgten, darunter auch der kurbrandenburgische Resident, Kammerjunker Eusebius von Brandt. Die Kronbeamten, viele Bischöfe und Senatoren versammelten sich mit großem Gefolge in der Krönungsstadt. Schon war die Stimmung nicht mehr so froh erregt, als nach der Wahl. Der Erzbischof-Primas verhehlte seine Sorge nicht, daß man sich übereilt und getäuscht habe. Doch ging die Feierlichkeit ohne Anstoß von Statten. Der Castellan von Krakau löste in Gegenwart der Senatoren die zehn Siegel von den zehn Schlössern, mit denen die

Reichs-Insignien in dem Gewölbe der Burg verwahrt waren, und übergab sie dem Primas. Er schmückte Michael damit vor dem Altar der Kirche, salbte ihn und setzte ihm die Krone auf's Haupt, nachdem er die Wahlverträge beschworen hatte. Dazu gehörte auch der neueste vom Wahlreichstage angenommene Artikel, daß nie wieder ein König von Polen der Krone entsagen dürfe.

Als gesalbter und gekrönter König kehrte Michael nach Warschau zurück. Aber sein Ansehen steigerte sich deshalb nicht. Im Gegentheil schienen die Streitigkeiten der Fraktionen nur bis dahin vertagt gewesen zu sein; jede suchte ihn auf ihre Seite zu ziehen. Der Reichstag — der erste unter seiner Regierung — wurde zerrissen. Die Armee forderte ihren Sold, die Magnaten zankten um die vacanten Aemter, viele vom Adel bezeigten laut ihre Unzufriedenheit, weil er den Orden des goldenen Vließes angenommen und sich damit in eines fremden Monarchen Unterthänigkeit begeben hätte, der Erzbischof führte eine dreiste Sprache. Der König fühlte, daß er bei seiner Geschäftsunerfahrenheit einen Freund und Vertrauten brauche, auf den er sich ganz verlassen dürfe: er warf sich dem Kanzler Andreas Olczowski in die Arme.

Gabriele sah sich wieder vernachlässigt. Der König stattete zwar ihren Haushalt noch fürstlicher aus, als bisher, erschien aber selten und immer nur flüchtig. Man mißbilligte es schon öffentlich, daß er dieses Verhältniß unterhielt. Sie erfuhr davon, konnte sich aber nicht entschließen, ihn zu bitten, ganz fortzubleiben. Und dann wieder stiegen ihr Zweifel auf, ob es sich mit ihrer

Frauenwürde vertrage zu ſchweigen, ob ſie ihrem Sohne nicht eine ganz andere Pflicht ſchulde. Endlich ſuchte ſie ihren Beichtvater, den Jeſuitenpater Branicki auf. Unter dem Siegel der prieſterlichen Verſchwiegenheit trug ſie ihm den Fall vor und forderte Verhaltungsregeln, damit ſie ihr Gewiſſen nicht belaſte.

Der Pater verlangte Bedenkzeit; er wolle erſt mit Gott zu Rathe gehen. Die Sache war hochbedenklich, und ſelbſt ſein geſchulter Kopf fand nicht ſogleich die Formel, mit der ſich am günſtigſten operiren ließe. Vielleicht daß er auch trotz des Beichtgeheimniſſes erſt die geiſtlichen Oberen um Inſtruction anging. Dann ſagte er ihr: „Meine Tochter, es iſt der Kirche eine große Freude, daß ſie Dich nicht in der Sünde des Fleiſches weiß, deren die Welt Dich nach dem äußeren Anſchein ſchuldig erachtet, obſchon es ſie wieder betrüben muß, daß ein heimliches Ehebündniß geſchloſſen iſt, zu dem irgend einer ihrer Prieſter unter Verletzung des Geſetzes mitgewirkt. Aus allem, was hieraus entſtanden, erkennſt Du nun, wie gar unvorſichtig der Menſch iſt. Denn als der Fürſt Michael dieſe heimliche Verbindung einging, ahnte er nicht, daß er zum Throne würde berufen werden, auf dem nur eine ebenbürtige Gemahlin neben ihm ſitzen kann. Dies iſt nun aber geſchehen und hat nach Gottes Rathſchluß geſchehen dürfen, ohne daß die Männer, die ihn wählten, und die Kirche, die ihn ſalbte, Kenntniß von ſolcher Heimlichkeit erhielten. Wie er ſich hierfür etwa verantwortlich gemacht, iſt nun nicht zu prüfen. Du aber haſt die Folgen Deiner Mitſchuld zu tragen und eine verdiente

Strafe darin zu erkennen, daß durch einen Umſtand, der außer Deiner Gewalt lag, Dich aber zwingt, Deine Hoffnungen vereitelt werden. Iſt die Ehe von einem geordneten Diener der Kirche nach dem Ritus derſelben vollzogen, ſo biſt und bleibſt Du freilich dieſes Mannes rechtmäßiges Eheweib. Da aber dieſer Mann ein König geworden iſt, und das ganze Reich mit vielen Millionen Einwohnern Schaden leidet, wenn ſein Herrſcher behindert wird, mit voller Freiheit ſeines hohen Amtes zu walten, ſo ſteht Deinem Recht die höhere Pflicht gegenüber, den Rechtszuſtand eines großen Gemeinweſens nicht zu turbiren, weshalb Dir die Kirche, die Du als eine gehorſame Magd befragſt, durch meinen Mund Schweigen auferlegt. Erſcheint Dir der Verdacht der Menſchen ſchmachvoll, ſo fordere für das, was Du ſchon erlitten haſt, keine Genugthuung; ziehe Dich aber in Zukunft in die Einſamkeit zurück und entſchwinde ihren Blicken. Deine Sünde ſoll Dir um ſolcher chriſtlichen Entſagung willen vergeben ſein."

Das dünkte ihr ein ſtrenges Urtheil. Aber ſie ſah wohl ein, daß Widerſpruch vergeblich ſein müßte, und beſchloß nach ſchwerem Kampf mit der Eitelkeit, ſich in das Unvermeidliche zu fügen. Aber nicht ſo legte ſie ſich die Nothwendigkeit zurecht, wie ſie der Prieſter dargelegt hatte, ſondern ſie betrachtete es als ihr Verhängniß, daß ſie das Höchſte im Leben erreichen und doch deſſen nicht froh werden ſollte. Wie ſie ſich nun den Zuſammenhang der Dinge vorſtellte, ſo hatte ſie gleichſam ſelbſt gegen das Schickſal einen Zwang geübt, indem ihre Hand die bedeutſamen Karten auflegte; ſie zweifelte auch nicht, daß

ihre Bemühungen wesentlich dazu beigetragen hätten, die Wahl auf Michael zu lenken, da Passek ihr berichtet hatte, wie ein flüchtig hingeworfenes Wort zündete und Sobieski, als der Erzbischof von dem Finger Gottes sprach, auf die Schrift Olczowski's hingewiesen habe, der das Wunder zu danken. Und hatte sie nicht selbst den Fürsten vorbereitet, die Wahl als eine glückliche Fügung des Himmels anzusehen? Wahrscheinlich hätte er sie ohnedies gar nicht angenommen. Und das alles mußte geschehen, damit sie eine Königin würde. Und wenn es geschehen war, mußte wieder gerade darin der Grund liegen, daß ihr Stern rasch erlosch.

Als der König sie dann wieder einmal besuchte, war sie heiteren Sinnes und sagte ihm beim Abschied: „Ich hab's bedacht, Michael."

„Was hast Du bedacht, Liebchen?" fragte er, sich im Augenblick nicht der Veranlassung erinnernd, auf die sie anspielte.

„Ich will Ew. Majestät nicht lästig fallen und Niemand wissen lassen, wer ich bin."

Er streichelte ihre Wange. „Das ist ein holder Entschluß, Gabriele. Er wird uns mehr vereinigen, als von einander bringen."

Sie lächelte halb verlegen, halb schelmisch. „Aber eine Bitte hab' ich noch — eine ganz kleine Bitte, Michael, oder wenn's Ew. Majestät so auslegen will, eine Bedingung."

„Sprich, Kind. Ich möchte im Voraus sagen, die Bitte ist erfüllt, aber . . . bei Dir muß man sich vorsehen."

Sie hing ſich an ſeinen Arm und blickte forſchend zu ihm auf. „Ich möchte ein einziges Mal nur im Schloß — in der Königin Bett ſchlafen.“

Er warf den Kopf auf. „Ja, das . . .“

„Ein einziges Mal, Michael — nur eine Nacht. Nenn's Laune, Eigenſinn, närriſches Gelüſte — wie Du willſt, meine Gedanken ſtehen nun einmal darauf. Und danach werde ich ganz beruhigt ſein.“

„Aber das Schlafzimmer der Königin iſt unbewohnt. Wie kann ich ohne das ungeheuerlichſte Aufſehen —“

„Das einzurichten iſt Deine Sache. Biſt Du der König und kannſt Dir nicht einmal der Königin Zimmer öffnen laſſen?“

„Es ſtößt an das meinige.“ Er wiegte den Kopf. „Nein, das iſt toll! Was kann Dir nur daran gelegen ſein?“

„Ich weiß es ſelbſt nicht, aber es iſt meine Bedingung. Willſt Du?“

„Nun muß ich antworten: ich will's bedenken.“

„Dazu geb' ich Ew. Majeſtät eine Woche Zeit. Verſtreicht ſie fruchtlos, ſo erfährt in der nächſten ganz Warſchau —“

„Still!“ —

Ehe die Zeit noch ganz abgelaufen war, kam er eines Abends ſpät in ſeiner Kutſche gefahren und brachte einen reizenden Pagenanzug mit.

„Was ſoll das?“ fragte ſie.

„Ich kann Dich nur in dieſer Maske in's Schloß

einſchmuggeln," entgegnete er. „Willſt Du ſie benutzen, ſo magſt Du mich dorthin begleiten."

„Ah —! Gut. — Und im Zimmer der Königin —"

„Magſt Du Dich auf's Bett legen. Die Thür wird geöffnet ſein."

Sie huſchte fort und erſchien nach einer halben Stunde als junger Herr in einer gepuderten franzöſiſchen Perrücke.

„Du ſiehſt allerliebſt aus," verſicherte der König.

„Das Verkleiden war von jeher mein Lieblingsſpiel," antwortete ſie. „Aber heut' iſt mir nicht nach einem Faſchingsſcherz zu Muth." Sie verbeugte ſich tief. „Erlaube Ew. Majeſtät, daß ich ſie zum Wagen geleite."

Bald rollte er in das Schloß ein. — — —

Der König war von des Erzbiſchofs Spionen umgeben, ohne daß er es ahnte. Alles was im Schloß geſchah, wurde dem Einäugigen hinterbracht.

Der verdächtige Page blieb nicht unbemerkt.

Prazmowski war entrüſtet. Des Königs Wandel gefiel ihm ſchon längſt nicht. Er ließ ſich bei ihm zu einer Audienz anmelden.

So oft der Primas zum König ging, wurde ihm ein goldenes Kreuz vorgetragen. Er hatte zu erwarten, daß der König ihm bis in's Vorgemach entgegen ging.

So geſchah es auch jetzt. Dem König war Niemand mehr zuwider, als dieſer Prieſter, der an der Spitze des Staates im Staate ſtand und ihn bei jeder Gelegenheit ſeine Macht fühlen ließ. Aber er wußte, daß er ihm

nicht gewachsen sei und hütete sich daher ängstlich, ihn durch Verletzung des Ceremoniells zu verletzen.

„Es ist meine Pflicht," begann Prazmowski, als sie mit einander allein waren, „die Pflicht sowohl des obersten Dieners der Kirche, als des Primas in diesem Reich Polen, Ew. Majestät auch unberufen zu berathen, wenn mein Gewissen mich treibt oder die Lage der Republik es heischt. Wolle Ew. Majestät also mit Geduld anhören, was wenig gefällt, und reiflich überlegen, wie diese Beschwerden abzustellen, bevor sie öffentlich zu einer Erörterung drängen."

„Ich werde hören," sagte der König, der bleich geworden war, weil er den Zorn niederkämpfen mußte, „wenn Ihr gebührlich sprecht."

„Es ist die Sprache des Vaters," bemerkte der Erzbischof, „die nicht sollte verletzen können." Er malte ihm nun aus, welche Hoffnungen die Republik auf ihn bei der Wahl gesetzt habe und wie wenig davon bisher in Erfüllung gegangen. Der König möge sich auch nicht auf die Kürze der Zeit berufen, in der große Dinge nicht hätten geschehen können; habe sie doch völlig ausgereicht, eine große Zahl seiner begeisterten Anhänger in erbitterte Gegner zu verwandeln. Der Reichstag sei zerrissen, die Armee unbezahlt, der Feind lauere an der Grenze, der Spalt zwischen den Parteien im Reiche klaffe immer breiter auseinander. Der König aber scheine sorglos zu leben und seines Amtes nur nach Eingebung des Augenblicks zu walten; er verbringe seine Zeit mit nichtigen Dingen und achte seine Würde nicht hoch genug, um sie

vor Anfechtung zu bewahren. Mit ſcharfen Worten rückte er ihm gewiſſe Begebniſſe vor und ſchloß mit der Mahnung, er möge endlich abthun, was aus ſeinem früheren Privatleben ihm noch anhafte, und ſeiner Pflicht gegen die Republik eingedenk ein König ſein, nicht nur heißen. Schon mehrten ſich die Anzeichen, daß ſie im Niedergang ſei. Nur das Beiſpiel patriotiſcher Hingabe an höchſter Stelle könne einen neuen Aufſchwung herbeiführen.

Der König beherrſchte ſich nicht länger und antwortete gereizt. Der Prieſter aber bewahrte ſeine eiſige Ruhe und blieb ihm deshalb im Wortgefecht überlegen. Endlich ließ Michael ſich doch herbei, ſeinen Rath zu fordern, was zu geſchehen habe. Darauf hatte Prazmowski nur gewartet. Der König müſſe ſich entſcheiden, erwiderte er, welcher Partei er ſich anſchließen wolle. Nun ſei aber die früher franzöſiſche noch immer die mächtigſte, wenn auch nicht zahlreichſte. Die Klugheit gebiete alſo, in ihr eine Stütze zu ſuchen. Auch ſei es nothwendig, daß der König ſich verheirathe, um der Republik einen Thronerben zu geben. Wenn er ſich mit einer Prinzeſſin aus altem monarchiſchen Hauſe verbinde, ſo werde er nicht nur ſein eigenes Anſehen, ſondern auch das Polens ſtärken. Seine Unterthanen rechneten auf eine Wahl nicht nach perſönlicher Neigung, ſondern nach politiſchen Rückſichten. Dieſe forderten gebieteriſch, den Blick nach Frankreich zu richten. Er bringe deshalb dem König die Prinzeſſin von Orleans, eine Schweſtertochter der verſtorbenen Königin, pflichtſchuldigſt in Vorſchlag.

König Michael war arg verblüfft. So trat denn

nun an ihn heran, was er längſt befürchtet hatte: er ſollte eine ſtandesgemäße Heirath ſchließen. Der Erzbiſchof ſprach nur dreiſt aus, was ſicher Aller Meinung war. Deshalb wagte er auch nicht, ihm ſeine Einmiſchung zu verweiſen, ſondern entließ ihn mit einem kühlen Dank und der Verſicherung, daß er ſich's weiter überlegen wolle. Das freilich war ihm auf der Stelle gewiß, daß des Erzbiſchofs Plan nicht in Erfüllung gehen dürfe: eine franzöſiſche Prinzeſſin auf dem polniſchen Thron konnte nur eine ungemeſſene Stärkung ſeines ſchon übergroßen Einfluſſes bedeuten. Eher ein Gegengewicht mußte ihm auf ſeiner Seite erwünſcht ſein. Die Verbindung mit einer öſterreichiſchen Prinzeſſin konnte es ihm ſchaffen. Er hatte am Wiener Hofe die Schweſter des Kaiſers Leopold, Eleonore, kennen gelernt und aus der Ferne verehrt. Es war dieſelbe, die dann dem Lothringer Herzog zugedacht war, wenn er König von Polen würde. Sie kam Michael ſofort wieder in den Sinn. Aber Gabriele . . .!

Er ſprach mit dem Unterkanzler Olczowski. „Der Erzbiſchof hat Recht," ſagte derſelbe, „und Ew. Majeſtät hat Recht. Die Heirath kann nur eine Frage der Zeit ſein, aber eine Verbindung mit Frankreich ſcheint nicht in Ew. Majeſtät Intereſſe und auch der Republik nicht ſo dienlich, daß deshalb jede andere Rückſicht ſchweigen müßte. Es liegt zu weit ab von unſeren Grenzen, kann unſere Politik im Weſentlichen nur gegen den Kurfürſten von Brandenburg unterſtützen, mit dem wir aber wohl auch allein fertig zu werden hoffen dürfen, wenn uns der

Rücken gedeckt ist. Zu diesem Zweck ist uns Oesterreich-Ungarn von größter Wichtigkeit; es kann die Türken im Zaum halten und uns gegen den Moskowiter in Vortheil bringen."

„Aber ich bin so oder so gebunden," bemerkte der König in ganz verzweifelter Stimmung. Er vertraute sich „dem Freunde".

„Das ist freilich ein böses Hinderniß," gab Olczowski zu. „Jedenfalls müßte es erst bei Seite geräumt werden, bevor eine Werbung veranlaßt werden könnte."

„Wie wäre das aber möglich?" fragte der König. „Selbst wenn eine Scheidung erfolgte, wäre die Wiederverheirathung ausgeschlossen."

Der Kanzler blinzelte listig. „Doch nicht unbedingt. Der Fall liegt hier so, daß durch Ew. Gnaden Wahl zum Könige gleichsam eine Personenveränderung vor sich gegangen ist. Es kommt nur darauf an, daß der heilige Vater in Rom dies einsieht und ein Machtwort spricht."

„Ah! der Papst. Aber man könnte nicht an ihn kommen außer durch den Erzbischof, und der wird seine Bedingungen stellen."

„Man müßte geschickt diplomatisiren. Unter allen Umständen aber brauchen wir die Einwilligung der Frau, die ihre Rechte aufgeben soll."

„Gabrielen's — ? Sie ist nimmer zu erreichen."

„Hm —! Will Ew. Majestät mir ganze Vollmacht geben, mit dieser Dame zu verhandeln, die ich sehr verehre und deren guter Freund ich bin?"

„Ihr habt sie. Schafft mir Ruhe — macht mich

frei von dieſen Banden, die den König nicht länger feſſeln dürfen. Zwar mein Herz wird bluten . . . aber ich weiß, daß ich dem Vaterlande ein Opfer ſchuldig bin.“

Olczowski rühmte ihn eines ſo tapferen Entſchluſſes wegen. Als er durch das Vorzimmer ſchritt, ſtand auf ſeinem Geſicht geſchrieben: ich bin der mächtigſte Mann in Polen, wenn ich dies zu Stande bringe — und ich werde es zu Stande bringen!

Er übereilte ſich nicht. Langſam bereitete er Frau Gabriele vor. Es ſei nicht genug, daß das Fundament des Verhältniſſes unbekannt bleibe, der König dürfe ſie nicht mehr beſuchen. Und dann, nachdem der erſte Schmerz überwunden war: die Staatsraiſon gebiete, daß ein Verhältniß dauernd gelöſt werde, aus dem man dem König einen Vorwurf machen könne, wenn es doch an's Licht komme. Er dürfe zwar auf ihr Schweigen rechnen, da ſie ihm aufrichtig ergeben ſei, aber es ſeien Mitwiſſer, auf die man ſich nicht ebenſo verlaſſen dürfe. Er kannte das weibliche Herz gut genug, um ſich zu hüten, von der anderen Heirath zu ſprechen.

„Hat der König einen Scheidungsgrund?“ fragte ſie mit faſt erloſchener Stimme.

„Keinen, als daß er ein König geworden iſt, was bei Eingehung der Ehe nicht vorauszuſehen war. Er genügt, wenn Ihr Eure Einwilligung gebt. Sein Herz iſt ſehr betrübt, ſie fordern zu müſſen, aber ſeine Regenten-pflicht —“

„O, lügt nicht, Biſchof, lügt nicht!“ rief ſie. „Nie forderte er ſie, wenn er mich noch liebte!“

„Ihr verkennt den König ſehr oder ſeht in Eurem gerechten Kummer nicht klar.“

„Nein, nein! Ich weiß, was ich weiß. Und ſein Sohn — hat er nicht an ſeinen Sohn gedacht?“

„Er folgt dem fürſtlichen Stande ſeines Vaters. Darüber hinaus hat er kein Anrecht. Es ſoll für eine ausreichende Dotation geſorgt werden.“

„Er folgt dem fürſtlichen Stande ſeines Vaters nur, wenn unſere Ehe vor der Scheidung anerkannt iſt. Erbietet ſich der König dazu?“

„Gnädigſte Frau, er hat Grund zu wünſchen, daß die Sache völlig geheim bleibt, und er hofft von Eurer Liebe, daß ſie ihm voll und ganz gewähren wird, was er Polens wegen erbittet. Euer Söhnlein ſoll deshalb nicht an ſeinem Erbe gekürzt werden.“

Gabriele ſah ihm feſt in's Geſicht. „Das ſind ſchöne Worte — an die glaubt mein Herz nicht mehr. Sagt dem König: ich willige in die Scheidung — jedoch nur dann, wenn ſie öffentlich vollzogen wird. Man ſoll wiſſen, daß mein Sohn ein Fürſt Wisniowiecki und ſein rechtmäßiger Erbe iſt, ſoweit die Krone nicht in Betracht kommt. Das bin ich meinem Kinde ſchuldig.“

Davon ließ ſie ſich durch keine Vorſtellungen und Bitten abbringen.

„Wohl!“ ſagte Olczowski endlich, „ſo wird der König darauf eingehen müſſen.“ Er wollte Zeit gewinnen. „Jedenfalls bleibt die Sache geheim, bis der Papſt ſich erklärt hat. Uebergebt mir das Trauatteſt, damit ihm berichtet werden kann.“

Gabriele erbleichte. „Das Trauatteſt . . . ich beſitze es nicht.“

„Nicht? Und in weſſen Händen —?“

„Dominski hat es in Verwahrung genommen, wie Rohde verſichert. Beide waren Zeugen.“

„So geſtattet Ihr, daß ich es ihm abfordere?“

„Wenn der König meine Bedingung genehmigt.“

Er küßte ihre Hand. „Ich will der gnädigen Frau zu Dienſten ſtehen, wie ich kann.“

Sie beſaß die Urkunde nicht, auf die ſie ihr Recht gründete! Olczowski konnte die Tragweite dieſer Thatſache nicht ſogleich abmeſſen. Aber ſie war ihm ſehr auffällig. Warum hatte man ihr nicht das Atteſt ausgeantwortet? Warum war es nicht wenigſtens dem Fürſten übergeben? Jedenfalls mußte es zur Stelle geſchafft werden.

Dominski, der ſich bei der Fürſtin aufhielt, wurde durch einen Brief nach Warſchau berufen.

Gabriele aber ließ Heinrich Rohde um einen Beſuch bitten. Er fand ſie ſehr aufgeregt. Nicht mehr die ſtolze Fürſtin, die Frau eines Königs ſtand ihm gegenüber, ſondern ein leidendes Weib, das nach dem letzten Freunde die Hand ausſtreckte. Sie zog ihn ganz in's Vertrauen. „Wenn ich Eurem Herzen je etwas geweſen bin, nehmt Euch meiner an! Olczowski ſinnt mir nichts Gutes — auf den König iſt kein Verlaß; er iſt ſchwach und wird ſich zu allem überreden laſſen. Reiſt zu Dominski — ſogleich, noch heute, damit man Euch nicht zuvorkommt — nehmt ihm den Trauſchein ab, legt ihn in meine

Hände. Es ist besser, daß der Kanzler ihn von mir empfängt. Ich werde ihn nicht herausgeben, bevor mir schriftlich und mit dem königlichen Insiegel zugesichert ist, was ich zur Bedingung der Scheidung gemacht. O, ich war zu schnell, gab zu leichten Kaufes meine Einwilligung. Helft mir, wie ich Euch anflehe!"

Sie war sehr schön in ihrem Schmerz. Heinrich Rohde schien sich von ihrem Anblick losreißen zu müssen. Er zog ein zusammengefaltetes Blatt aus der Tasche und reichte es ihr statt aller Antwort mit einer hastigen Bewegung, sich dann abkehrend. Sie öffnete es und las:

„Wohledler und lieber Herr! In großer Bekümmerniß des Herzens schreib' ich Euch diesen Brief. Denn obschon nach dem Willen Gottes und dem unabänderlichen Gesetz der Natur der Tod als der Sünde Erbtheil alles irdischen Lebens Endschaft ist und sein muß, auch mit Recht als der Erlöser von aller Plage dieser Welt gilt, so betrübt sich doch das Gemüth, wenn ein noch junges, früh geknicktes Reis vor der Zeit welket und absterbt. Melde Euch also, daß ich vor drei Tagen meine Tochter Livia zu Grabe getragen habe. Nicht aus eigener Bewegung, sondern weil es so ihr letzter Auftrag an mich gewesen und ich der Sterbenden Wunsch zu erfüllen für meine Gewissenspflicht halte. Ich weiß nicht, ob es Euch kundbar geworden, daß ich meines Glaubens wegen verfolgt und um mein Amt gebracht bin, was ich doch mit mehr Gleichmuth ertragen, als diesen Verlust. Denn wiewohl ich meine Meinung von göttlichen Dingen Niemand hab' aufdringen und am wenigsten diejenigen beun-

ruhigen wollen, die ich liebe, ſo hat ſie ſich doch mit ganzer Ueberzeugung zu mir geſtellt und nicht aufgehört, mich in meinem Widerſpruch zu beſtärken, auch hundert Mal geſagt, daß ſie lieber die äußerſte Noth leiden, als die Unwahrheit bekennen wolle, wonach wir bis zu ihrem Ende in innigſter Freundſchaft der Seelen gelebet. Da man nun erfahren, daß ſie dem Tode nahe, hat Herr Tilheim, Diaconus im Kneiphof, ſich ohne Aufforderung zu mir begeben und ihr das Abendmahl reichen wollen, was ſie aber mit dem Bemerken abgelehnt, daß ſie auch ohnedies meine ſelig ſterben zu können; den Glauben, wie er vorgeſchrieben worden, vermöge ſie nicht zu bekennen. Hat dann aber in ihrer letzten Stunde mit mir viel zu dem einigen Gott gebetet und ihre Hoffnung auf ein unſterbliches Leben im Jenſeits mit Freuden ausgeſprochen und unter anderm auch dies geſagt: ſie habe zwar viel Kummer erfahren und Schmerz erlitten; ſolches alles aber wiege gering gegen die Seligkeit der Liebe, die ſie durch Euch empfunden, habe Euch auch von Herzen alles Unrecht verziehen, das Euch etwa beſchweren könnte, und wolle Gott bitten, daß er Euch ein langes und glückliches Leben gebe. Mit einem Gruß an Euch iſt ſie dann hinübergegangen. Hoffe ſie aber dort bald wiederzufinden und in alle Ewigkeit mit ihr geiſtig vereint zu bleiben. Auch ich vergebe gern allen meinen Schuldigern und lebe der frohen Hoffnung, daß uns Menſchlein nicht angerechnet werden wird, was wir in Blindheit und Abhängigkeit von der Ereigniſſe Zuſammentreffen fehlten. Lebet wohl! Auch in dieſer gegenwärtigen Traurigkeit

Ew. Wohledlen ſehr ergebener Chriſtophorus Sandius, weiland Oberraths-Secretarius."

Gabriele ſchüttelte beim Leſen wiederholt den Kopf, als begriffe ſie nicht, was der Inhalt des Briefes ſie anginge. Als ſie nun aber zu Rohde aufſah und ein faſt feindlicher Blick aus ſeinem finſteren Geſicht ſie ſtreifte, ſchien ſie zu erſchrecken. „Dieſe Livia war Eure Verlobte —?" ſagte ſie zögernd.

„Und Euretwegen bin ich ihr untreu worden," antwortete er. „Dafür hab' ich ſchlechten Lohn erhalten, Ihr wißt es. Gut, gut —! ich habe nicht beſſeren verdient. Meine Abtrünnigkeit hat ihr das Herz gebrochen."

„Und mir gebt Ihr die Schuld . . .?"

„Nein. Die Schuld nicht. Die trag' ich allein, da ich mein Herz nicht hütete und meine Augen verblenden ließ. Aber der Grund dieſes Unheils ſeid Ihr doch geweſen, und ſo wundert Euch nicht, wenn es Euch ſelbſt Unheil gebracht hat. Wiſſet: ich haßte Euch, da ich mich verſchmäht ſah, nachdem ich aus wahnſinniger Liebe zu Euch das treueſte Herz gekränkt. Was dann geſchehen iſt . . . Ich will's nicht offenbaren; aber erwartet von mir keine Freundſchaft. Eure Noth rührt mich nicht." Er riß ihr den Brief aus der Hand, ſtarrte einen Augenblick hinein, küßte ihn und ſchob ihn haſtig unter ſein Wams. „Tragt, was Gott Euch ſchickt," rief er und verließ mit eiligen Schritten das Gemach.

Gabriele lachte ſchrill auf. „Auch dafür ſoll ich verantwortlich ſein?" höhnte ſie. „Klage Deine Schwäche an, armſeliger Wicht. Deine Drohung veracht' ich! Mag

geſchehen, was kann und muß — eine Bitte verſchwend' ich nicht mehr an Dich!" — —

Dominski kam nach Warſchau. Der Unterkanzler Olczowski hatte mit ihm, dann auch mit dem König geheime Conferenzen.

Michael erkrankte, ertheilte Tage lang keine Audienz, berief ſeinen Beichtvater, ſagte alle Feſte ab. Noch eine Woche war er in der übelſten Laune.

Dann erhielt Dominski eine Staroſtei, Heinrich Rohde wurde zum königlichen Stallmeiſter ernannt. Von der Verhandlung mit dem päpſtlichen Stuhl war nicht weiter die Rede.

Vor Ende des Jahres noch wurde Olczowski in geheimer Miſſion an den Wiener Hof geſchickt.

Zwölftes Capitel.

Die Flucht.

Der Kurfürſt war längſt wieder nach Berlin zurückgekehrt.

Die Königswahl entſprach ſeinen Wünſchen nicht. Hoverbeck hatte vergeblich gerathen, er möge ſein ihm noch bei der Wahl Johann Caſimir's urkundlich verbrieftes Wahlrecht geltend machen. Er wollte die Polen nicht gegen ſich aufreizen. Nun konnte es ihm zwar genehm ſein, daß weder der Prinz von Condé, noch der Herzog von Lothringen die Krone erlangt hatten; aber auch ſein Freund, der Pfalzgraf war abgewieſen, und welche Hoffnungen an die Wahl eines nationalen Königs geknüpft wurden, konnte ihm nicht entgehen. Ein großer Theil des Adels, von dem Michael völlig abhängig war, ſetzte voraus, daß die Verträge nicht beſtätigt werden würden. Man ſprach in Warſchau vom Kriege wie von einem ſchon unvermeidlichen Ereigniß. Der Streit brach wegen

der früheren Comthurei Draheim aus. Sie war dem Kurfürſten abgetreten worden, erhielt aber gleichwohl einen neuen Staroſten in der Perſon des Fürſten Demetrius Wisniowiecki, eines Oheims des Königs. Der Kurfürſt hatte ihn mit einer bedeutenden Geldſumme abgefunden, das Gebiet in Beſitz genommen. Gleichwohl erhoben ſich in der Canzlei Schwierigkeiten. Man beſtritt ſeine Anſprüche auf Lauenburg und Bütow. Sein Reſident, Euſebius von Brandt, betrieb ohne Erfolg die Beſtätigung der Verträge. Man hielt ihn hin. Der König ſelbſt ſchien guten Willen zu haben, bat ſogar in ſeiner Muthloſigkeit den Kurfürſten um freundliche Unterſtützung und erhielt die Verſicherung, daß er an ihm immer einen treuen Freund und Beiſtand haben ſolle, aber des Königs Räthe kümmerten ſich wenig um dieſen Austauſch perſönlicher Achtungsbezeugungen und ließen die Dinge den Gang gehen, der für die Republik Nutzen verſprach. Es war nicht zweifelhaft, daß ſie auch über die Grenze in's Herzogthum hinüberſchielten, ob ſich dort zu Gunſten Polens etwas regen möchte. Man verſteckte dort ſeine Unzufriedenheit über das mehr und mehr despotiſche Regiment des Kurfürſten nicht. Es ſchien keine durchaus trügeriſche Rechnung zu ſein, daß ſich bei einem Kriege, ſobald nur das Glück auf Seiten Polens ſei, der preußiſche Adel erheben und ſeine Rechte zurückfordern werde.

Deshalb hatte der Kurfürſt auch ſtrengſte Inſtruktionen zurückgelaſſen. Auf den Gehorſam ſeiner Regimenter durfte er ſich unbedingt verlaſſen, aber auch die Oberräthe opponirten nicht mehr, wenn er es als ſelbſt-

verſtändlich bezeichnete, daß vom Lande unter allen Umſtänden ſo viel Steuern aufgebracht werden müßten, als zur Erhaltung des Heeres erforderlich. Er befahl, Kalckſtein auf's Strengſte zu obſerviren. Die Hartnäckigkeit dieſes Menſchen, den er ſich meinte zu Dank verpflichtet zu haben, erbitterte ihn. Er war feſt entſchloſſen, von der Strafe nichts abzulaſſen und ſie im Nothfall unerbittlich beizutreiben. Kalckſtein ſollte ſich irren, wenn er meinte, mit ihm ſpielen zu können. Man ſollte im Lande wiſſen, daß er ein ebenſo gnädiger und wohlwollender, als rückſichtslos ſtrenger Herr ſein könne. Schon zu nachſichtig war dem Verurtheilten immer neuer Aufſchub gewährt. Jetzt müßte es auch ſeinen Gönnern einleuchten, daß man's mit einem Böswilligen zu thun hätte, den jede Schonung nur übermüthiger machen könne. Ward er jetzt nicht zahm, ſo entſtand die ernſtliche Gefahr, daß er ſich mit den andern Malcontenten zuſammenthat und die Unruhen in Polen zu einem Aufſtand benutzte.

Auch Kalckſtein verfolgte den Lauf der Dinge drüben mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit. Er hatte befreundete Kameraden in der Kronarmee, die ihn von allen Vorkommniſſen in Kenntniß hielten. Die Nachrichten wurden ihm durch Edelleute aus dem Ermland und durch die Jeſuiten zugetragen. Ignaz Rohde ſprach öfters in allerhand Verkleidungen auf der Reiſe nach Königsberg in Knauten ein. Die eingehenden Briefe wurden ſtets ſogleich verbrannt. Von der Gicht meiſt ſchwer geplagt und oft für längere Zeit auf's Bett geworfen, hörte er doch nie auf, den Begebenheiten in Warſchau den regſten Antheil

zu ſchenken und ſein eigenes Schickſal damit in Verbindung zu denken. „Was mich angeht," ſagte er zu ſeiner Frau, „ſo iſt's nur ein klein Sächelchen und kommt wenig in Betracht. Wird aber der Kampf, der drüben nie als beendet angeſehen iſt, zum Austrag gebracht und gewinnt Polen ſein Recht zurück, ſo iſt damit auch uns die Freiheit wiedergegeben. Dann wird mein Proceß revidirt werden und die Schlußentſcheidung anders lauten. Ich hoff's noch zu erleben, daß der Kurfürſt nicht nur genöthigt wird, von aller Strafe abzuſtehen, ſondern mich auch für alle erlittene Unbill zu entſchädigen. So tief ſchneiden die Polen nicht in ihr eigen Fleiſch, daß ſie den Pfalzgrafen wählen, den ihr ſchlimmſter Feind ihnen empfiehlt."

Groß war dann der Jubel in Knauten, als die Nachricht anlangte, daß der Piaſt Fürſt Michael Wisniowiecki gewählt ſei. Dieſes Wahlergebniß übertraf die kühnſten Erwartungen. Der polniſche Adel hatte ſich aufgerafft und ſeine Macht gezeigt; die polniſche Freiheit triumphirte. Ein polniſcher Edelmann war auf den Thron geſetzt: das bedeutete einen Proteſt gegen die Anmaßung der fremden Mächte, ſich in die Angelegenheiten der Republik zu miſchen. Die große, tapfere und hochherzige Nation wollte in ihren Entſchließungen unabhängig ſein von allen feigen Rückſichten auf den königlichen Anhang. Nicht in Paris oder Wien, und am wenigſten in Berlin ſollte ihr vorgeſchrieben werden, was ſie zu thun und zu laſſen habe. Der Oberſt war überzeugt, daß dieſe Wahl hauptſächlich der Empörung des Adels über

den ſchimpflichen Frieden zu Oliva zu danken ſei. Die Scharte ſollte ausgewetzt werden. Erwartete man aber ſo großes von dem jungen Könige, ſo war es auch gewiß, daß der ganze Adel für ihn auffitzen, für Polens Ehre ſein Blut vergießen werde. Sonſt wäre es unſinnig geweſen, einen aus ſeiner Mitte an die Spitze zu ſtellen. Kalckſtein's heißes Blut kam in die wildeſte Wallung; ſeine Hoffnungen ſchnellten auf und trieben ſich in Regionen um, zu denen nur noch die erhitzte Phantaſie eines Kranken den Weg finden konnte. Frau Marie Eliſabeth, die doch ſonſt ihres Mannes Geſinnung theilte und an das ihm geſchehene Unrecht glaubte, hatte ihre Noth ihn zu beruhigen und zu geduldigem Abwarten zu mahnen. Der Kurfürſt ſei einmal ſein Herr und habe jetzt noch die Macht in Händen; er dürfe ihn nicht unnütz reizen. Es ſtehe geſchrieben; ſeid klug wie die Schlangen, und das ſei den Unterdrückten geſagt worden, denen es nicht zur Unehre gereiche, einen Schlupfwinkel zu ſuchen.

Es durfte nun von Bemühungen, das Strafgeld aufzubringen, nicht weiter die Rede ſein. Alles kam darauf an, den Kurfürſten und ſeine allzuwilligen Räthe hinzuhalten, bis ganz von ſelbſt ein Umſchwung aller Verhältniſſe eintrat. Die Erſparniſſe der Wirthſchaft wurden in den Kaſten gelegt, der im Gewölbe ſtand. Sie erreichten freilich lange nicht die Straffumme, aber auch wenn dieſe voll zur Verfügung geweſen wäre, würde jetzt kein Pfennig abgezahlt ſein. Schon deshalb mußte der Proceß revidirt werden, weil einem preußiſchen Edel-

mann das Jagdrecht gekürzt war! Das ſchien von aller Plage die unleidlichſte.

Aber viel zu langſam für ſeine Wünſche und für ſeine Bedrängniß entwickelten ſich die Ereigniſſe in Warſchau. Von allen Seiten zugleich wurde er in Anſpruch genommen. Freilich widerſtand er jedem Verſuch Kleiſt's, in die Abtretung der Lauſitzer Güter zu willigen, aber die Einweiſung ſeiner Geſchwiſter in die preußiſchen Güter, die er doch nicht hatte hindern können, beläſtigte ihn um ſo mehr, als ſie bei den Behörden ſtets Unterſtützung ihrer Anträge fanden, während ſeine Einwendungen wenig geachtet wurden. Um ſich ſeinen Schwager Keller vom Halſe zu ſchaffen, der das Eiſen meinte ſchmieden zu ſollen, ſo lange es warm ſei, hatte er ein paar tauſend Thaler hergeben müſſen. Herr von Löbel hielt ein Vorwerk in Beſitz. Die Regierung forderte Zins und Acciſe, wartete nicht, bis er die Steuern von den Bauern eingezogen, wie es ſtets unter ſeinem Vater gehalten war, ſchnitt ihm den Rechtsweg ab und exequirte ihn unnachſichtig. Die Fiskale waren ſeinetwegen fortwährend in Thätigkeit, erließen bei jeder Zögerung Strafmandate, nahmen ſeine Vertheidigung nicht an. Es entſtand zwiſchen ihm und dieſen Herren ein kleiner Krieg, bei dem er doch auf die Dauer den Kürzeren ziehen mußte. Man wollte ſich nicht beim Kurfürſten in Verdacht bringen, nachläſſig ſeine Rechte wahrzunehmen, und ließ es an allerhand Chicanen nicht fehlen, die dem Oberſten die Galle in's Blut trieben. Die Königsberger Advocaten ſcheuten ſich, von ihm Aufträge anzunehmen,

um ſich nicht Ungelegenheiten zu bereiten. Um ſich doch im Nothfalle darüber ausweiſen zu können, daß er die Hände nicht in den Schooß lege, verhandelte er Ende des Jahres mit verſchiedenen Perſonen wegen der Lauſitzer Güter, ohne doch zum Schluß zu kommen. Eine Frau von Bieberſtein wollte ihm gegen Verpfändung derſelben zwar nicht baares Geld, aber koſtbare Tapeten und ein Augsburger Silberwerk für eine ganze Tafel in höherem Werth übergeben. Es hätte ſich jedoch kaum dafür ein Abnehmer gefunden.

Endlich riß dem Kurfürſten gänzlich die Geduld. Er ſchrieb den Oberräthen: da der Conſens für Kleiſt, wahrſcheinlich wegen der Machinationen des Oberſten, nicht ertheilt worden, ſo ſei dieſer aufzufordern und anzuweiſen, entweder ſofort zu zahlen oder die Einwilligung zur Beſchlagnahme der Lauſitzer Güter zu geben, andernfalls ihn wieder in das frühere Gefängniß zu ſetzen.

Sie ſchickten den Fiskal-Subſtituten Chriſtoph Rabe nach Knauten. Er fand den Oberſt krank im Bett und machte ihn mit dem Befehl des Kurfürſten bekannt. Kalckſtein konnte nicht zweifeln, daß es dem geſtrengen Herrn nun Ernſt ſei. Doch ſuchte er ſich auszureden, daß er über die Lauſitzer Güter ſchon zu Gunſten Anderer verfügt habe, und übergab die Correſpondenz dieſerhalb. Der Kurfürſt möge von ſeinen hieſigen Gütern ſo viel einnehmen, daß er wegen ſeiner Forderung gedeckt ſei, bis ſie ausgelöſt werden könnten. Damit mußte Rabe ſich vorerſt zufrieden geben; er erkundigte ſich aber auf dem Rückwege in Mühlhauſen, ob nichts Verdächtiges in

Knauten vorgehe, und erfuhr, der Oberſt habe vor einiger Zeit von den Bauern Pferde requirirt, ſie wohl vierzehn Tage lang im Kutſchſtall mit Hafer füttern laſſen, dann aber zurückgegeben. Vor Kurzem habe er ſie unter dem Vorwand, in's Ermland nach Hopfen ſchicken zu wollen, wieder auf den Hof gefordert und füttere ſie nun ſchon eine Woche lang. Das kam dem Fiskal verdächtig vor.

In der That hatte der Oberſt ſchon ſeit Weihnachten die Nothwendigkeit einer Flucht in's Auge gefaßt und im Geheimen ſeine Vorbereitungen getroffen. Doch wollte er aus Liebe zu Weib und Kindern — in Kurzem war eine Vermehrung ſeiner Familie zu erwarten — den äußerſten Zwang abwarten. Nun Rabe Knauten verlaſſen hatte, rief er ſogleich Frau Marie Eliſabeth zu ſich an's Bett, faßte ihre Hand, ſtreichelte dieſelbe und ſagte: „Alle Mittel ſind nun gänzlich erſchöpft, den Zorn des Kurfürſten abzuwenden, oder auch nur einen Aufſchub zu erlangen. Er will mich ſo oder ſo verderben. Die Strafſumme iſt nicht beiſammen. Wenn ich ihm aber auch herausgeben wollte, was ich im Beſitz habe, ſo würd' ich ihn doch nicht begütigen, ſondern nur noch mehr anreizen, mit Gewaltmaßregeln gegen mich vorzugehen, und hätte mich dann ganz entblößt, ſo daß ich mich ihm auf Gnade und Ungnade ergeben müßte. Gehe ich in das frühere Gefängniß, ſo wird er mich darin ohne Barmherzigkeit halten, bis der letzte Thaler erlegt iſt. Schon im Gedanken daran aber ſchaudert mir die Haut. Zu Schreckliches hab' ich erlitten, daß ich noch die Folgen der Kerkerpein in allen meinen Gliedern ſpüre. Kein halbes Jahr

hielt' ich's dort aus, ohne elend körperlich zu Grunde zu gehen oder dem Wahnſinn zu verfallen. Soll ich dem Kurfürſten wegen der Güter in Deutſchland zu Willen ſein? Solches kann aber nur geſchehen, wenn ich mich durch Kleiſt und meine Schweſter vergewaltigen laſſe und das Erbe der Kalckſtein in ihre ſchmutzigen Hände gebe. Sage, ob das geſchehen ſoll."

Die Frau hatte ihn ſehr bekümmert angeblickt. Bei dieſen letzten Worten zuckte ihre Hand in der ſeinen. Sie haßte ihre Schwägerin. „Das wolle Gott abwenden," antwortete ſie, „daß ſo die Heimtücke belohnt werde. Lieber wollt' ich mein Frauengut verkaufen laſſen, als daß ich riethe, Euch und Euren Kindern ſolche Schmach anzuthun. Nein! das darf nicht geſchehen."

„Was bleibt mir dann aber übrig, als die Flucht," fragte er. „Gott weiß, wie ſehr es mich betrübt, nur daran zu denken, daß ich Euch in Euren Nöthen verlaſſen und mich von den Kindern trennen ſoll. Aber was wär' ich Euch im Gefängniß nütze und wie könnt' ich's gegen meine Liebſten verantworten, wenn ich mein Ende beſchleunigte?"

„Denke nicht an mich, mein Seelchen," bat ſie. „Gott wird mir helfen. Aber wie wollt Ihr Euch in Eurem kläglichen Zuſtand auf eine weite Reiſe begeben, da es Euch ſchon ſchwer fällt, nur wenige Schritte zu gehen?"

„Man erzählt von einem ganz Gelähmten," entgegnete er, „daß er, da das Haus über ihm in Brand gerathen, aufgeſtanden und gewandelt ſei, ſein Leben zu retten. So

hoff' ich, wird auch mir die Gefahr Kraft geben, des Leibes Schwachheit zu überwinden. Jenseits der Grenze bin ich in Sicherheit. Der König wird mich in Schutz nehmen und die ganze Nation auf mein Anrufen für mich eintreten. Nur in Warschau kann ich mit dem Kurfürsten auf gleichem Fuß verhandeln."

„Und wird er Euch nicht beschuldigen, Schrift und Eid verletzt zu haben?"

„Der Flucht habe ich mich nicht begeben. Die Zusicherung ist mir überdies abgezwungen und vor jedem unparteiischen Tribunal ohne Giltigkeit. Habt Ihr mir nicht selbst gerathen, in der Noth dem ungerechten Zwang nachzugeben und alles zu concediren, was man von mir verlangte, damit ich nur das Leben rettete?"

„Ja, ja!" sagte sie traurig, „ich hab's gerathen, und es konnte auch nicht anders sein. Aber ich hoffte, Ihr würdet das Geld aufbringen, um Euch loszukaufen."

„Bedenket, mein Herzchen, daß man von meiner Schuld überzeugt sein muß, wenn ich freiwillig zahle, die Republik Polen aber unter ihrem jetzigen König mir wohl zu einer Revision verhelfen kann. Bin ich es nicht dem gesammten preußischen Adel schuldig, Widerstand zu leisten bis zum letzten? Wenn mir dies geschehen konnte, sind dann unsere Kinder noch ihres Lebens und Gutes sicher?"

Darauf schwieg sie, drückte aber seufzend seine Hand und begann in ihrer stillen Art alles für die heimliche Reise herzurichten.

Doch zögerte der Oberst noch. Er wollte abwarten,

was die Oberräthe auf ſein Anerbieten veranlaſſen würden. Denen genügte jedoch ſeine Erklärung nicht. Sie ſchickten nach zwei Tagen nochmals Rabe an ihn ab, von ihm eine ganz ſichere Antwort zu erfordern, wie er das Geld beſchaffen wolle. Zugleich erhielten mehrere Reiter Befehl, aufzuſitzen und in der Gegend zu patrouilliren, um ſein Entweichen zu hindern, und ihn, wenn erforderlich, ſogleich aufzuheben.

An demſelben Tage, an dem der Fiskal ſich wieder meldete, hatte Kalckſtein theils mit den Bauer-, theils mit Hofpferden zwei Schlitten beſpannen laſſen, den einen mit vier, den andern mit drei Pferden, auch noch zwei Handpferde, mit Sätteln, Hinterzeug und Piſtolen ausgerüſtet, beigegeben. Er hatte vier von ſeinen Leuten darauf geſetzt, den einen, Martin Schwidder, mit einem grauen tuchenen Kleide und ledernen Hoſen, auch einem Degen und des ſeligen Generals ſchwarzem Gehänge „gut mundiret“. Er hatte Befehl erhalten, mit dem Schlitten in dem ermländiſchen Städtchen Seeburg Halt zu machen und das Weitere abzuwarten. Auch der Kämmerer Pohl erfuhr nicht, wohin die Schlitten geſchickt wurden. Es hieß, ſie ſollten Hopfen holen.

Dem Fiskal Rabe war dies hinterbracht worden. Er witterte irgend ein geheimes Unternehmen. Als er daher bei dem Oberſten eintrat, fragte er ſofort, was dieſe Sendung zu bedeuten habe, wollte der Ausrede auch keinen Glauben ſchenken und legte feierlich in des Herrn Kurfürſten Namen auf ſeine Perſon Arreſt, indem er ihm unterſagte, bei Verluſt des Lebens und aller ſeiner Güter

ſich von Knauten fortzubegeben oder irgend etwas zu tentiren. Kalckſtein ſchien über ſolchen Verdacht ſehr betrübt zu ſein und ſagte entſchuldigend: „Wie mag der Herr Fiskal mich ſo ohne Grund verdächtigen? Dergleichen Gedanken ſind mir bisher nicht in den Sinn gekommen. Habe mir wohl eher in meiner ſchweren Krankheit eine Reiſe in's ewige Leben vorgenommen. Meine Leute hab' ich nur geſchickt, Hopfen zu holen, und wundert mich nicht wenig, daß ich mich dieſerhalb ſoll verantworten müſſen."

Dazu zeigte er ein ganz unſchuldiges Geſicht, ſo daß der Fiskal einigermaßen beruhigt wurde. Er erledigte nun ſeinen weiteren Auftrag. Kalckſtein bat noch um acht Tage Friſt. Er würde dann einen Mann zur Hand ſchaffen, der Mittel vorſchlagen werde. Er könne augenblicklich nicht Geld ſchaffen, ſeine Frau auch nicht reiſen. Es ſolle dem Herrn Kurfürſten aber nichts entgehen.

Da eine andere Erklärung aus ihm nicht herauszubringen war, reiſte der Fiskal wieder nach Königsberg zurück. Noch an demſelben Abend erfuhr Kalckſtein, daß mehrere Dragoner in vollen Waffen durch Mühlhauſen geritten ſeien. Nun war es ihm gewiß, daß bereits alle Anordnungen getroffen ſeien, ihn feſtzunehmen und in's Gefängniß zurückzubringen. Die Flucht ſchien unvermeidlich. Lieber der Lebensgefahr wollte er ſich ausſetzen, als ſolche Unbill erdulden.

Auch Frau Marie Eliſabeth erhob keine Einwendung mehr. Sie bat ihn nur inſtändig, er möchte in Polen ohne die äußerſte Noth nichts gegen den Kurfürſten unter-

nehmen oder verlauten laſſen, ſondern ſich ſo verhalten, daß er ihm ſeine Gnade nicht entziehen dürfe; denn ob er etwas gegen den mächtigen Herrn durchſetze, ſei ungewiß, einer Bitte werde derſelbe aber vielleicht Gehör ſchenken. Das verſprach der Oberſt. Er ließ ſich auch Papier und Feder auf's Bett reichen und ſchrieb, während die Frau ihn ſtützte und ihm das Tintenfaß hielt, einen Brief an den Kurfürſten, in dem er ihm ſehr beweglich beſchrieb, wie entſetzlich ſein Gefängniß im Schloß geweſen, in dem er ein Jahr und ſechs Wochen hauſen müſſen und faſt um ſeinen Verſtand gebracht worden. Er gehe nicht muthwillig fort, ſondern weil er mit demſelben ſchrecklichen Gefängniß wieder bedroht worden, das zu ertragen über Menſchenkraft gehe. Er wolle in der Fremde abwarten, bis er erfahren, auf was der Kurfürſt „ſich wegen des Thränengeldes bezahlt gemacht". Wenn Kurfürſtliche Durchlaucht ihm aber einen eigenhändig unterſchriebenen Befehl ſchicke, ſo wolle er ſich ſofort zu ihm nach Berlin begeben, einen Fußfall zu thun.

Ebenſo bat er den Groß-Hofmarſchall von Kanitz in Berlin, „ſeinen hohen Patron", um ein Fürwort, daß dieſer Befehl ertheilt werde.

Damit war die beſorgte Frau zufrieden. Sie gab nun ſelbſt an, was von Kleidern, Wäſche und Lebensmitteln mitgenommen werden ſollte, und der Oberſt ſchrieb alles genau hinter einander her auf ein Blatt.

Dies war am Sonntag geſchehen, nachdem am Abend vorher der Fiskal abgereiſt war. Die Briefe wurden aber

von Montag datirt, da für dieſen Tag die Flucht in Ausſicht genommen war.

Am Montag Nachmittag ließ der Oberſt den Koch an ſein Bett kommen und befahl ihm, das Eſſen Punkt ſechs Uhr fertig zu haben. Er würde ſonſt Schläge bekommen. Das Eſſen war auch fertig. Es wurde ſchnell abgegeſſen. Als der Präceptor Gnekovius eben mit den Kindern vor deren Schlafengehen betete, wurde er zum Oberſten heruntergefordert.

Der Oberſt lag noch im Bett, übergab ihm den Zettel und trug ihm auf, nach Inhalt des Verzeichniſſes allerhand Lebensmittel, als Speck, Würſte, Puter, geräucherte Fiſche, Gänſe und andere mehr aus der Vorrathskammer nach der großen Stube im Erdgeſchoß zu ſchaffen. Das beſorgte er mit Hilfe der Schäfferin Marie Tieſelien und der Küchenmagd Gertrud, die ſchon von der Frau Oberſt angewieſen waren beizuſpringen. Da die Mägde ſagen ließen, ſie wollten erſt eſſen, waren ſie von ihr mit der Karbatſche bedroht worden.

Während die Vorräthe heruntergebracht wurden, ließ Kalckſtein den Kämmerer Pohl zu ſich an's Bett kommen und befahl ihm, den Schlitten mit den vier Kutſchpferden beſpannen zu laſſen, der Hofknecht Martin Krauſe ſollte ihn fahren, auch des Oberſten Leibjungen, Georg Koch, mitnehmen, für den der rothe Rock aus der Kammer herausgegeben war. Für den Oberſt und für ihn ſelbſt ſollten Reitpferde geſtellt werden. Der Kämmerer gab die Anweiſungen und kehrte dann, etwa acht Uhr Abends,

wieder in des Oberſten Zimmer zurück, wie ihm aufgetragen war.

Er mußte ſeinen Herrn anziehen helfen. Deſſen Beine waren ſo angeſchwollen und ſteif, daß ſie aus dem Bett gehoben werden mußten. Mit vielem Stöhnen bemühte er ſich, die großen Jagdſtiefel anzuziehen und einige Schritte zu gehen. „Ihr könnt nicht die Treppe hinunter, gnädiger Herr," meinte Pohl.

„So wird man mich tragen," antwortete Kalckſtein. „Aber es wird ſo ſchlimm nicht ſein. Bin ich nur erſt eine Weile auf den Füßen, ſo gewöhnen ſie ſich wohl noch daran, mich zu tragen. Helft mir, daß ich ſie mir ein wenig vertrete."

Er ſtützte ſich auf den Kämmerer und ließ ſich von ihm durch's Zimmer führen, wobei er Anfangs oft vor Schmerzen aufſchrie, dann aber ruhiger wurde und zuletzt ziemlich feſt ausſchritt.

Er ging darauf mit der Schäfferin nach dem mit der eiſernen Thür verſchloſſenen Gewölbe und ließ daſſelbe öffnen. Es ſtand dort ein mit eiſernen Bänden beſchlagener Kaſten, den die Obriſtin, da er ſchwer überladen war, der Sicherheit wegen noch mit ſechs Strängen hatte verſchnüren laſſen. Darin befand ſich auch in Beuteln das Geld, das er mitnahm. Der Kaſten war ſo ſchwer, daß die Knechte Mühe hatten, ihn auf den Schlitten zu bringen. Der Junge ſagte, er werde ſich verbrechen und den Tod davon haben. Die Schäfferin ließ darauf auch die andern Sachen auf den Schlitten laden und half beim Verpacken.

Als der Präceptor herunterkam, fand er den Oberſt ſchon bis auf den Pelz angekleidet. Er mußte ihn in die Stube der Frau Oberſt führen, von der er Abſchied nehmen wollte. Er fiel ihr um den Leib, küßte ſie und ſagte: „So muß es nun geſchehen. Der Kurfürſt verjagt mich von Haus und Hof, von Weib und Kindern! Aber Gott wird uns wieder zuſammenführen und all' dieſe Trübſal gut enden. Darauf vertrau' ich. Betet zu ihm, daß er Euch mit Geduld ſtärke, und glaubet, daß auch ſolche ſchwere Prüfung gewißlich von ihm kommt und zu unſerm Beſten iſt. Lebt wohl, mein Herzchen, lebt wohl!"

Bei dieſer Anrede brach die Frau, die bis dahin all' ihre Feſtigkeit bewahrt hatte, in Thränen aus, ſchlug die Hände zuſammen und lamentirte: „Ach Gott, Gott! wie wird das ausgehen? Das Herz iſt mir ſo ſchwer —! Wie oft ſchon haben wir Abſchied genommen, nie aber noch ſo kummervoll. Wäret Ihr nur erſt drüben in Sicherheit, mein Seelchen! Mir hat letzte Nacht geträumt, einige Reiter des Kurfürſten fielen über Euch her, warfen Euch gebunden in einen Wagen und brachten Euch fort. Das hat gewiß üble Bedeutung."

Er küßte ſie wiederholt und ſtreichelte ihre Wange. „Das fürchtet doch nicht," ſuchte er ſie zu beruhigen. „Sondern da Ihr den Tag über viel an ſolche Gefahr gedacht und Euer Gemüth mit Sorgen beſchwert habt, ſo iſt Euch das nun im Traum ſo vorgekommen. Den Dragonern hoff' ich ausweichen zu können, da es Nacht iſt und ich der Wege kundiger bin, als ſie. Im Ermland

bin in ſchon geborgen. Härme Dich meinetwegen nicht und bedenke, daß ich mich aus der Gewalt meiner Feinde in die Freiheit rette. Leb tauſendmal wohl!“

Er umarmte ſie und hielt ſie eine Weile an ſeine Bruſt gedrückt. Dann machte er ſich los, reichte dem Präceptor die Hand und ſagte: „Mein Kindchen, ſo lieb als Euch Eure Seele iſt, ſo recommandire ich Euch meine Kinder, weil ich ſonſt keinen treuen Menſchen habe,“ fiel ihm um den Hals und rief: „Adieu, adieu! Es kann nicht anders ſein, die Himmel haben es ſo verſehen!“ Als er aus der Hausthür trat, überkam ihn der Trennungsſchmerz noch einmal. Er ſchlug die Hände zuſammen und rief: „Ach — ach!“

Er ging nun hinaus auf den Hof, wo der Schlitten ſtand, zog den Pelz an und wollte auf's Pferd ſteigen, konnte aber den Fuß nicht in den Bügel bringen. „Helft mir,“ bat er den Präceptor. Dieſer ſuchte ihn zu heben, brachte ihn doch aber erſt hinauf, als auch der Kämmerer Pohl anfaßte. Dieſer beſtieg das zweite Pferd und nahm auf daſſelbe des Oberſten Mantel und Flinte. „Mit Gott!“ rief Kalckſtein. Der Schlitten fuhr voraus zum Mühlhauſener Hofthor hinaus. Zu den zurückbleibenden Leuten und der Schäfferin, die ihm die Hand küßte, ſagte er: „Gute Nacht! Ich werde reiten, ich weiß wohin — ich werde wohl bald wieder bei Euch ſein.“ Darauf folgte er dem Schlitten.

Als ſie das Thor paſſirt hatten, fragte Pohl: „Herr Oberſt, wo werden wir hin?“

Kalckſtein beſann ſich eine Weile. Dann antwortete

er ausweichend: „An einen Ort, wovon Du nicht weißt.“

Dann ritten ſie ſchweigend immer eine kleine Strecke hinter dem Schlitten her, durch die ſternhelle Nacht. Der Mond war noch nicht aufgegangen. Von Zeit zu Zeit gab der Oberſt die Richtung an. Sie kamen auf Umwegen an Wogau vorüber und hielten auf die Kirche Dexen zu, deren Thurm gegen den Nachthimmel kenntlich war. In einem Dorf, nicht weit davon, ließ der Oberſt ſich vom Pferde heben und auf den Schlitten legen. Er hatte ſich nur mit Mühe halten können, und fiel mehrmals in Ohnmacht. Dann ging's gleich weiter über das Städtchen Landsberg in's Ermländiſche hinein. Sie begegneten den Dragonern nicht.

Im nächſten Dorf nahm Kalckſtein vom Schulzen andere Pferde, vorläufig bis Heilsberg. Er ſagte aber: „Vater Schulz, wollt Ihr mich dann weiter führen, bis ich an mein Volk komme, ſo will ich Euch weiter lohnen.“ Die vier Kutſchpferde ſchickte er mit Pohl zurück, ließ durch ihn auch die Obriſtin grüßen. Dann ſetzte er ohne Aufenthalt die Reiſe fort.

In Seeburg fand er die beiden vorausgeſchickten Schlitten. Die Pferde waren gut ausgeruht. Von Polen trennte ihn noch immer ein Streifen des zum Herzogthum gehörigen Gebietes. Aber auch über ihn kam man ohne Fährlichkeit hinweg. Nun in Polen wurde eine Nacht ausgeruht und die Reiſe langſamer fortgeſetzt.

Ganz gegen Vermuthen beſſerte ſich der Zuſtand des Oberſten. Die gichtiſchen Schmerzen ließen nach, die Ge-

ſchwulſt ſank. Als er in Warſchau anlangte, konnte er ſich leidlich am Stock fortbewegen. Den Leibjungen behielt er als Diener bei ſich, die andern Leute mit den Pferden ſchickte er nach einiger Zeit zurück. Sie wurden in Preußen von den Reitern aufgeſpürt. Es war nun gewiß, welchen Weg der Flüchtling genommen.

Die Sache hatte nicht geheim bleiben können. Die Oberräthe erfuhren durch ihre Kundſchafter bald, daß etwas Verdächtiges vorgegangen ſei. Sie ſchickten wieder den Fiskal Rabe ab, und gaben ihm Reiter zur Begleitung. Er fing in Mühlhauſen den Kämmerer Pohl ab, der ſich in der Obriſtin Auftrag umzuſehen hatte, ob ſich etwas ereigne. Nun beſetzte er das Schloß, ging hinein und fragte nach dem Oberſten. Die Mägde antworteten, er liege todtkrank. Dem traute er doch nicht und wollte ihn gleichwohl ſehen. Deshalb ging die Stubenmagd zur gnädigen Frau hinein. Dieſe ſchickte den Präceptor hinaus. Das Lügen wurde ihm ſchwer; auf des Fiskals ſcharfes Befragen geſtand er die Flucht. Dieſer nahm ihn, den Kämmerer und die Schäfferin ſogleich gefangen. Dann begab er ſich zur Obriſtin, die in Kindesnöthen lag. Sie lamentirte und klagte, daß ihr Mann vertrieben ſei, da er das Geld nicht habe beſchaffen können und mit Gefängniß bedroht worden. Es ſei „eine närriſche Procedur", daß Reiter nach ihm abgeſchickt worden. Der Fiskal wollte erfahren, wohin er ſich gewendet habe. Das wiſſe ſie nicht, verſicherte ſie, meinte aber, daß er dem Kurfürſten einen Fußfall habe thun wollen.

So mußte der Fiskal mit den Gefangenen abziehen.

Noch denſelben Tag gab die Obriſtin einem Knäblein das Leben. Sie nannte es Alexander, weil der ein großer Kriegsheld geweſen ſei und alle ſeine Feinde geſchlagen habe.

Der Kurfürſt wurde ſofort von der Flucht benachrichtigt. Er zweifelte keinen Augenblick, wohin Kalckſtein ſich gewandt habe. Ohne Verzug befahl er, daß alle ſeine Güter in Poſſeſſion genommen und adminiſtrirt werden ſollten; trug ſeinem Reſidenten in Warſchau auf, er ſolle auf Kalckſtein vigiliren und ſchrieb ſeinem General-Wachtmeiſter und Commandeur von Memel, von Görtzke, daß er auf Requiſition des Reſidenten ſo viel Reiter abzufertigen habe, als zur Abholung des entwichenen Oberſten nöthig ſein würden. Er war ſehr erzürnt und ſagte bei der Unterſchrift: „Er ſoll erkennen lernen, daß er einen Herrn über ſich hat".

Seinen Befehlen wurde pünktlich Folge gegeben.

Dreizehntes Capitel.

Ein Geheimniß enthüllt sich.

Am Sonntag langte Kalckstein in Warschau an.

Er nahm Quartier beim französischen Koch in der Vorstadt Lesno. Derselbe hielt eine Speisewirthschaft und beherbergte auch Fremde.

Den Montag über lag er still, sich von der langen Fahrt zu erholen.

Am Dienstag ging er, so schwer ihm dies seiner Gicht wegen auch ankam, auf's Schloß. Der Reichstag war um diese Zeit versammelt. Er traf viele Landboten, unter denen er einige kannte, andere sich vorstellen ließ. Er klagte ihnen, was ihm in Preußen geschehen sei, daß er ungerecht verurtheilt worden und habe entfliehen müssen, um die Freiheit, vielleicht das Leben zu retten. Sie waren auf den Kurfürsten schlecht zu sprechen, belobten ihn und gaben ihm mit feurigen Worten die Versicherung, daß sie sich seiner warm annehmen wollten,

wenn ſich alles ſo verhielte. „Sehet mich an,“ ſagte Kalckſtein. „Es ſind Einige unter Euch, die mich vor Jahren gekannt haben, als ich in der Königlichen Armee als Oberſt Dienſte that. Damals war ich geſund und kräftigen Leibes, jetzt bin ich bei noch jungen Jahren ein kranker gebrochener Mann. Das hat die lange und grauſame Kerkerhaft an mir gethan, die ich unſchuldig erleiden mußte, weil ich Polen gedient und für die Freiheit geſprochen habe. Ich komme hierher, dem König und der Republik wieder meine Dienſte anzubieten und hoffe, hier bald ſo weit zu geneſen, daß ſie für nützlich gelten können.“

Leicht erregt, wie immer, riefen ſie ihm Beifall. Es war auch einer darunter, mit dem er einmal in Preußen gut Freund geweſen, ein Herr von Schlieben, der ebenfalls des Kurfürſten ſchwere Hand hat fühlen und das Land verlaſſen müſſen. Der hatte ſich in Polen angekauft und zum Landboten wählen laſſen, beſaß aber auch noch Güter im Herzogthum. „Du wirſt nicht der Letzte ſein, dem's ſo geht,“ ſagte Schlieben ihm. „Warte noch ein paar Jährchen, ſo wird der preußiſche Adel die Wahl haben, ob er des Herrn Kurfürſten unterthänigſter Knecht und ſeiner Beamten gehorſamſter Diener ſein, oder nach Polen auswandern will. Pfui! es iſt drüben eine Luft, wie im Hundezwinger. Mach's wie ich, Bruder. Biſt Du erſt in der Landbotenſtube, ſo haſt Du gewonnen Spiel. Man muß Deine Klagen anhören und Dir Rede ſtehen. Bis dahin will ich Deine Sache gern vertreten, wie meine eigene. Nicht auf mich und auf Dich iſt's ab-

geſehen, ſondern auf den preußiſchen Adel geſammt: der ſoll ducken. Darum müſſen wir Alle für Einen ſtehen. Dein Vater — der war noch ein Mann in ſeinen guten Jahren. Wie alt iſt er geworden?“

„Achtundſiebenzig.“

„Das lohnt ſchon. Nun — ich denk' ſo ein zwanzig Jahre zurück, da hatten ſie vor ihm im Schloß eine Angſt, daß er nur mit dem Säbel zu raſſeln brauchte, ſo geſchah Alles, was er wollte. Wenn zehn von ſeiner Natur in Preußen geweſen wären, hätte der Kurfürſt ſo nicht aufkommen können. Aber er ſoll ſehen, daß auch das gegenwärtige Geſchlecht noch Männer aufzuweiſen hat, denen die Freiheit lieber iſt, als eine goldene Kette. Thu's mir nach, Bruder, Du wirſt dabei nicht ſchlecht fahren.“

Er nahm den Mund ſehr voll. Die Polen gaben ſich aber wenig mit ihm ab. Sie mochten wohl wiſſen, daß nicht viel dahinter war, oder ſonſt üble Erfahrungen mit ihm gemacht haben.

Auf dem Rückwege ſprach Kalckſtein im Palais des Krongroßkanzlers Lesczinski an und ließ ſich ihm melden. Er war derſelbe, der als polniſcher Commiſſarius bei der Huldigung geweſen war und auch jetzt noch für einen Freund des Kurfürſten galt. Er ſtellte ihm ſeine Sache vor und bat ihn dringend, ihm eine Audienz beim König zu verſchaffen. Er wolle gegen den Kurfürſten Nichts unternehmen, wünſche vielmehr von Herzen, mit demſelben zu einem Ausgleich zu kommen, damit er unbehelligt auf ſeine Güter in Preußen zu Weib und Kind zurückkehren

könne. Dazu möge ihm ein Fürwort des Königs helfen, den er deshalb anrufen wolle. Lesczinski hörte ihn wohl an, gab ihm aber keine Zusicherung. Der König habe jetzt den Kopf voll von seiner bevorstehenden Verheirathung, äußerte er, und sei schwer ankömmlich. Er scheue alle Verdrießlichkeiten und eine solche könne ihm die Intervention in dieser Angelegenheit leicht zuziehen. Man müsse sich jedenfalls erst näher erkundigen. Kalckstein betheuerte nochmals seine friedliche Gesinnung. Wie hätte er auch sonst gerade ihn um seine Vermittelung gebeten?

An demselben Tage noch erfuhr der kurfürstliche Resident, Eusebius von Brandt, durch den Oberstlieutenant von Lehndorf, der in polnischen Diensten stand und beim Könige sehr angesehen war, daß Kalckstein in Warschau sei und nicht nur mit vielen Landboten gesprochen, sondern auch des Königs Stallmeister, Heinrich Rohde, aufgesucht habe, der sich jedoch vorsichtig zurückzuhalten scheine. Brandt hatte damals noch nicht die Anweisung aus Berlin, hielt die Nachricht aber für wichtig genug, um seinerseits sofort dahin zu berichten.

Wirklich hatte Kalckstein auch Rohde um seine Verwendung gebeten, daß er vom Könige zugelassen werde, wenn er um eine Audienz bitte. Er hatte ihn an die politische Freundschaft der Väter erinnert und auszuhorchen versucht, womit man sich etwa des Königs Dank verdienen könne. Rohde hatte halb im Scherz gesagt: wenn man ihm eine Garde aufrichte, die ganz zu seiner Verfügung stehe; denn der hohe Herr sei jetzt gar abhängig von den Kronbeamten und dem Reichstage, so daß er nicht

einmal ſprechen könne, mit wem er wolle. Das griff Kalckſtein auf, ging zu einem Maler, nahm ſeinen Diener Martin Schwidder mit, der ein großer und breitſchulteriger Kerl war, ließ nach dieſem Modell einen Soldaten in voller Ausrüſtung lebensgroß auf eine Tafel malen und nahm ſich vor, dieſelbe dem König auf's Schloß zu ſchicken mit dem Erbieten, ihm eine Garde von tauſend ſolchen Kerlen anzuwerben und ſie ebenſo auszurüſten, ohne daß ſie ihm etwas koſte. Er meinte in ſeiner Lage mit Verſprechungen nicht zage ſein zu dürfen.

Den nächſten Tag lag er wieder krank. Er ſchickte deshalb zu Brandt mit der Bitte, er möchte ihn beſuchen, da er ihm wichtige Mittheilungen zu machen habe. Der Reſident aber, der inzwiſchen des Kurfürſten Schreiben erhalten hatte, kam nicht. Er hatte ſofort Spione angeſtellt, die ihn auf Schritt und Tritt bewachen ſollten; und wünſchte, ſich nicht früher mit dieſem gefährlichen Menſchen einzulaſſen, bis er wegen ſeines Treibens beſſer informirt ſei.

So wartete Kalckſtein denn dem Reſidenten auf. Derſelbe wohnte gleichfalls in der Vorſtadt Lesno bei einem Manne Namens Tamſon, der dort Haus und Hof beſaß und eine Weinſtube hielt, die viel von polniſchen Edelleuten beſucht wurde. Man trat von der Straße durch ein Hofthor ein und hatte dann links das Hauptgebäude, in welchem ſich die aus mehreren Zimmern und Kabinetten zu beiden Seiten des Flurs beſtehende Wohnung des Reſidenten befand, und geradeaus ein Hinterhaus mit Stallungen, Remiſe und Quartieren für die Dienerſchaft.

Es hatte Verbindung mit dem herrſchaftlichen Logis. Die Kutſche des Reſidenten, zu feierlichen Auffahrten beſtimmt, ſtand unter einem offenen Schauer. Im Stall wurden für ihn zwei Kutſch- und zwei Reitpferde gehalten. Auch der Wirth beſaß Angeſpann. Auf dem Hofe trieben ſich Diener und Knechte in weit größerer Zahl um, als gebraucht wurden. Das war eben polniſche Sitte.

Kalckſtein ließ ſich auf ſeinen Gängen von dem Leibjungen Georg Koch begleiten, dem ſein rother Rock ſehr gefiel. Durch ihn meldete er ſich dem Reſidenten und wurde angenommen. Er kannte ihn noch nicht und war überraſcht, einen noch ſehr jugendlichen Herrn anzutreffen. Euſebius von Brandt, aus einer neumärkiſchen Familie ſtammend, war wirklich noch nicht achtundzwanzig Jahre alt, übrigens ein hübſcher Mann mit großen lebhaften Augen, langer ſanft gebogener Naſe und vollen Lippen, elegant, ſogar ein wenig ſtutzerhaft gekleidet, wie es die Hofmode in Paris vorſchrieb, in ſeinen Bewegungen zierlich, wenn nicht geziert. Er hatte ſich bereits in ſeinem achtzehnten Lebensjahre durch einen in lateiniſcher Sprache abgefaßten Panegyricus auf den Kurfürſten Friedrich Wilhelm, in dem deſſen Friedenswerk zu Oliva in die Wolken gehoben wurde, beſtens empfohlen, war in ſeinem vierundzwanzigſten Jahre Kammerjunker geworden, dann dem Geſandten von Hoverbeck beigegeben und nach deſſen Abreiſe als Reſident in Warſchau zurückgelaſſen. Der junge König fand Gefallen an ihm und bewies ihm bei jeder Gelegenheit ſeine perſönliche Gunſt, was freilich nicht hinderte, daß die von Brandt eifrig betriebene Beſtätigung der Pakten hinge-

halten wurde. Er kam jetzt dem Oberſten in tänzelndem Schritt bis in's Vorzimmer entgegen und bewillkommnete ihn mit ſo freundlichem Lächeln, daß derſelbe von ſeinem Wohlwollen überzeugt ſein mußte.

Kalckſtein trug ſeine Sache vor und Brandt hörte aufmerkſam zu, als ob ihm etwas ganz Neues erzählt würde. „Ich habe Preußen nur verlaſſen," ſchloß der Oberſt, „um mich dem angedrohten Gefängniß zu entziehen, in das meine Feinde mich wieder werfen wollten, um eine boshafte Rache an mir zu nehmen. Der Herr Kurfürſt weiß nicht, wie grauſam man mich behandelt hat. Ich hab's ihm geklagt, bevor ich wegging, und ihn gebeten, mich in Berlin zu ſeinen Füßen werfen zu dürfen. Das iſt auch jetzt, — welchen Anſchein ich mir auch geben muß, um bei den Polen in dieſer Noth Gaſtfreundſchaft zu gewinnen — mein einziger Wunſch. Wolltet mir dazu behilflich ſein, daß er ſich bald erfülle."

„Wie kann ich Euch dienen?" fragte Brandt. „Ihr müßt ſelbſt zugeben, daß das Strafgeld längſt fällig war."

„Schreibt dem durchlauchtigſten Herrn," bat der Oberſt, „daß ich ihm anbiete, was irgend entbehrlich in meinem Beſitz iſt: das ſind zur Zeit tauſend Dukaten. Die will ich gern in Eure Hände legen."

„Das würde Euren guten Willen bethätigen," meinte der Reſident. „Ich fürchte aber, der Herr Kurfürſt wird ſehr erzürnt ſein, weil Ihr Euer eidliches Gelöbniß gebrochen habt."

„Ich hab's nicht gebrochen, verſicherte Kalckſtein, „denn er ließ mir die Wahl, ob ich freiwillig in die

Haft zurückkehren oder dem Herrn Kurfürſten Macht geben wolle, mich dahin zurückzubringen. So weit er nun Macht über mich hat, muß ich leiden, was er über mich verhängt. Das ſchreibt ihm, und daß ich mich, obwohl ich mich hier in Sicherheit halte, ihm freiwillig zu unterwerfen entſchloſſen bin, wenn er mich zu einem Fußfall verſtatten will. Denn ich mag meines Weibes und meiner Kinder wegen mit ihm in Frieden leben, hoffe ihm auch noch gute Dienſte thun zu können, wenn er ſie annehmen will. Treibt man mich aber zur Verzweiflung, ſo will ich nicht verantwortlich ſein für das, was geſchieht. Der Herr Kurfürſt iſt von meinen Feinden falſch berichtet. Es ſoll ihm, denke ich, nicht zum Schaden gereichen, wenn er ſich mir gnädig erweiſt. Ich bitt' Euch, Herr Kammerjunker, verfahrt ehrlich mit mir und ſchreibt dem Herrn Kurfürſten, was die Wahrheit iſt. Ihr werdet Eurem gnädigſten Herrn ſo am beſten dienen."

„Das iſt meine Pflicht," antwortete Brandt, „und es ſoll mich recht freuen, wenn Euch ſeine Huld zu Theil wird. Sogleich und in Eurer Gegenwart will ich ihm ſchreiben." Er nahm auch eine Mappe aus dem Verſchluß, legte einen Bogen auf und ließ die Feder über das Papier fliegen, ſich von Zeit zu Zeit nochmals nach der Meinung des Gaſtes erkundigend.

„Gebt mir auch ein Blättlein," bat Kalckſtein, „daß ich meiner Liebſten berichte, wie ich hier angekommen bin, und befördert es gütig durch Euren Poſtreiter." Dieſe Gefälligkeit wurde ihm anſcheinend gern erwieſen. Er vermerkte oben: „Bei dem Kurbrandenburgiſchen Reſi-

denten“ und meldete, es gehe ihm gut. Brandt werde ſeinetwegen an den Kurfürſten ſchreiben. Er ſchloß: „Adieu, mein Kind, ich küſſe meine Kinderchen. Gott erhalte und tröſte Euch!“

Er meinte einen Freund gewonnen zu haben und war wirklich zu der Demüthigung bereit, die er anbot — freilich in der Hoffnung, daß der Kurfürſt die Sache nicht ſo ſchlimm anſehen und ihn aufheben werde. Wenn es ein Mittel gab, ihn zu verſöhnen, warum ſollte er es unverſucht laſſen? In Knauten hatte das Schreckgeſpenſt der Kerkerhaft ihm kaum die Beſinnung gelaſſen, die Folgen der Flucht zu bedenken. Nun er von demſelben erlöſt war, mußte er wohl bei kühler Ueberlegung erkennen, daß er einen ſehr gewagten Schritt gethan hatte. Brandt andererſeits kannte die Stimmung des Kurfürſten noch nicht genau. Er hielt es für klug, das eine zu thun und das andere nicht zu verſäumen.

Uebrigens ſetzte Kalckſtein, um für jeden Fall gerüſtet zu ſein, ſeine Bewerbungen um die Freundſchaft der polniſchen Großen fort. So verſäumte er nicht, bei dem Biſchof von Ermland, der ſich des Reichstags wegen in Warſchau aufhielt, einen Brief abzugeben, den er ſich zu dieſem Zweck von Ignaz Rohde erbeten hatte. Der Biſchof war des Kurfürſten geſchworener Feind und wünſchte nichts ſehnlicher, als daß das Herzogthum, in das ſein Ländchen faſt ringsum eingeſchloſſen war, recht bald wieder unter polniſche Hoheit zurückkäme. Er begrüßte den Oberſt deshalb mit großer Zuvorkommenheit und ſagte ihm bereitwillig ſeine Unterſtützung zu. Er bemerkte wohl-

gefällig, daß Kalckſtein mit den Jeſuiten in Königsberg und im Ermland in Verkehr getreten ſei und äußerte ſo nebenher, aber doch in merklicher Abſicht: „Der preußiſche Adel wird noch einſehen lernen, daß er, um ſich ſeine Freiheiten zu retten, in den Schooß der Kirche zurückkehren muß. Er wird dann nicht nur am polniſchen Adel, ſondern auch am polniſchen Clerus eine mächtige Stütze gegen einen Fürſten haben, deſſen abſolutiſtiſche Neigungen noch dadurch genährt werden, daß er ſich ſelbſt für einen oberſten Landesbiſchof hält, der in Religionsſachen Niemand über ſich hat.“

„Ew. Gnaden erfaſſen das Uebel an der Wurzel,“ antwortete Kalckſtein. „Der Kurfürſt iſt in Religionsſachen ein unbeſchränkter Herr, und möchte es in Profanſachen nun auch ſein. Was mich betrifft, ſo bin ich nie ein Eiferer gegen den katholiſchen Glauben geweſen, hab' auch in meinen Mannesjahren und bis auf die letzte Zeit mehr unter Katholiken, als Proteſtanten gelebt und glaube mich ſtets ſo gehalten zu haben, daß ich nicht angeſtoßen bin. Während meiner Kriegsfahrten hab' ich oft in katholiſchen Kirchen gebetet und auch ſelbſt die Soldaten zur Meſſe geführt. Man kann Gott dienen überall. Wären unter meinen Unterthanen in Knauten Katholiken, ich wollt' ihnen gern eine Kirche bauen und einen Caplan anſtellen.“

Solche Geſinnung belobte der Biſchof. Er gab ihm eine Empfehlung an den Pater Paulus Branicki im Jeſuitencollegium mit, der ihm nicht nur durch ſeine weltlichen Verbindungen von großem Nutzen ſein könne, ſon-

dern auch von Gott die Gnade habe, überzeugend zu ſprechen, ſo daß er ſchon manch verlorenes Schäflein zur Heerde zurückgebracht. Der Oberſt verſtand, worauf er hinaus wollte und hielt es in ſeiner Lage für klug, den einflußreichen Mann nicht durch Widerſpruch zu verſtimmen.

Pater Branicki erfuhr von ihm, daß er viel Geld mitgebracht habe und daſſelbe in ſeiner Herberge bei dem franzöſiſchen Koch kaum für ſicher halten könne. Er ſchlug ihm vor, es im Kloſter der Bernhardiner, das in der Vorſtadt ſeiner Wohnung nahe lag, niederzulegen, gab ihm auch ein Schreiben an den Abt mit und verſicherte ihn, er werde auch für ſeine Perſon dort bei etwaigen Verfolgungen am beſten geſichert ſein. Gegen ein Geſchenk an das Kloſter werde man ihn gern in Koſt nehmen. Dort könne er ſich auch von dem gottesfürchtigen Wandel der Mönche überzeugen, die in proteſtantiſchen Landen ſehr zu Unrecht geſchmäht würden. Von den Großwürdenträgern der Krone könne ihm übrigens Niemand nützlicher ſein, als der Unterkanzler Olczowski, der beim König in höchſtem Anſehen ſtehe, ſeit ihm die Werbung um die Hand der öſterreichiſchen Prinzeſſin gelungen ſei, was freilich noch geheim zu halten verſucht werde. Auch ſei Olczowski der Führer der nationalen Partei, die dem Kurfürſten entgegenarbeite und die Beſtätigung der Verträge ſelbſt auf die Gefahr eines Krieges hin verſagen wolle. Er ſprach ſich gegen Kalckſtein viel vertrauſamer aus, als einſt vor Jahren gegen den Schöppenmeiſter

Rohde. Vielleicht erkannte er in ihm auf den erſten Blick ein gefügigeres Werkzeug.

Der Oberſt befolgte ſeinen Rath und klopfte bei den Bernhardinern an, zunächſt freilich nur, um ſeine Schätze in Sicherheit zu bringen. Die Herren in der weißen Kutte nahmen ihn freundlich auf. Brandt erfuhr durch ſeine Spione davon. Es hieß, er ſei katholiſch geworden. Dieſe intereſſante Nachricht ließ der Reſident in ſeinem Bericht nach Berlin nicht unbenutzt.

Kalckſtein beſuchte nun auch das frühere Haus ſeines Vaters. Mit der Lubmirska hatte er dieſerhalb nach deſſen Tode in Briefwechſel geſtanden. Er war nicht wenig verwundert, Gabriele in fürſtlichem Wohlſtande anzutreffen, und begrüßte ſie wie eine vornehme Dame ſeiner Verwandtſchaft. Es war ihm ſehr lieb, Olczowski bei ihr zu finden. Er ſagte ihm, daß er ſich vorgenommen habe, ihm in nächſter Zeit ſeine Aufwartung zu machen, und daß dies ſchon geſchehen wäre, wenn er nicht das Eintreffen eines ſchönen Pferdes hätte abwarten wollen, das ihm zum Geſchenk beſtimmt ſei. Dieſe Zuſicherung nahm der Kanzler ſehr gnädig auf. Er erinnerte ſich nun, einmal gehört zu haben, daß Frau Gabriele in nahen Beziehungen zur Kalckſtein'ſchen Familie ſtehe. „Sie iſt meine Schweſter," antwortete der Oberſt, da ſie die Augen niederſchlug, „ich werde ſie nicht verleugnen, da mein Vater ſelbſt ſie als ſein Kind anerkannt hat."

„Ah! Eure Schweſter," ſagte Olczowski. „Es freut mich, das zu hören — ich verehre ſie ſehr."

Gabriele lächelte befriedigt. Es that ihr wohl, daß der Oberſt ſo ehrlich verfuhr. „Wie iſt es gekommen," fragte ſie, „daß Ihr in ſolche Bedrängniß durch den Kurfürſten gerathen ſeid?"

Er erzählte, was er ſeinem Bruder Albrecht verdankte.

„O, der Bube!" rief ſie. „Was er an mir geſündigt, wußte er nicht voll. Aber daß er aus Habgier den leiblichen Bruder nicht ſchonte . . .! Nimm Dich des Oberſten an," wandte ſie ſich in polniſcher Sprache an den Kanzler, „er verdient Deine wärmſte Theilnahme. Wenn Du mir ſelbſt irgend welchen Dank ſchuldig zu ſein meinſt, trage ihn dieſem hier ab."

„Er hätte ohnedies als ein Mann, den der Kurfürſt ſo ſchmählich tractirte, auf mein Wohlwollen zu rechnen," antwortete er. „Nun Du ſo ſchön für ihn bitteſt, ſoll er mir doppelt willkommen ſein. — Sprecht morgen bei mir an und tragt mir umſtändlich Eure Sache vor, damit ich Beſcheid weiß, wenn der Schnurrant — den Reſidenten Brandt mein' ich — Euretwegen den König beläuft. Das wird einen luſtigen Lärm geben. Ihr kommt uns gerade zur rechten Zeit. In Eurer Perſon haben wir einen Grund mehr, nicht ohne Weiteres die abgezwungenen Verträge zu beſtätigen. Seid Ihr der Einzige vom Adel, dem Unrecht geſchehen iſt? Schwerlich. Kommt zu mir, wir wollen darüber ſprechen. Hier langweilen wir unſere ſchöne Wirthin."

Nach einer Weile fragte er Kalckſtein, ob er in Polen wieder Militärdienſte zu nehmen gedenke. Gewiß! ent-

gegnete dieſer; wenn der Kurfürſt ihn nöthige, außer Landes zu bleiben, und der König ihn anſtellen wolle. Er habe im Sinn, Sr. Majeſtät ein Regiment ſchöner Leute aus Preußen zu werben, die ihm ſicher zulaufen würden, habe auch ſchon ein Bild malen laſſen, damit er ſehe, in welcher Kleidung und Waffen ſie ſich präſentiren ſollen. „Das iſt gut," ſagte Olczowski. „Sehet aber zu, daß Ihr Euch in eine perſönliche Stellung zum König bringt, damit Ihr jederzeit ſein Ohr habt. Ich will Euer Geſuch befürworten. Seid Ihr als ein Unterthan der Republik Polen aufgenommen?"

„Ich hoffe, durch langjährige Dienſte das Bürgerrecht erworben zu haben," äußerte Kalckſtein.

„Wir wollen es ſo annehmen," ſagte der Kanzler. Er ſtand auf und verabſchiedete ſich von Frau Gabriele mit einem Handkuß. „Alſo morgen ſehe ich Euch zu Mittag bei mir," wendete er ſich an den Oberſt und ging.

Kalckſtein wollte ihm folgen. Aber Gabriele hielt ihn zurück. Sie hatte ſich bemüht heiter zu erſcheinen. Jetzt war's, als ob ſie eine läſtige Maske abwarf. Ein leidender Zug verbreitete ſich von den Augen her über das ganze Geſicht. „Ihr habt mich Eure Schweſter genannt, Chriſtian Ludwig," ſagte ſie, „und ich dank' Euch dafür. Immer hab' ich Euch von allen Kindern meines Vaters am liebſten gehabt und am höchſten geachtet. An mir habt Ihr gehandelt wie ein Cavalier. Thut's auch jetzt. Nein, mehr noch: handelt an mir wie ein Bruder. Wollt Ihr mir ganze Wahrheit geben?"

Er konnte ſich dieſe plötzlich ſo erregte Stimmung nicht erklären und ſah ſie verwundert an.

„Wie ſollt' ich nicht?“ fragte er zurück.

Gabriele rückte ihr Taburet dicht an ſeinen Seſſel heran und legte die Hand auf ſeinen Arm.

„Was ſpricht man von der Heirath des Königs?“ forſchte ſie und ſetzte die Zähne auf die Lippe.

Er lachte, weil ihm die Frage einer ſo ernſten Einleitung nicht werth ſchien. „Müßt Ihr das von mir erfahren?“

„Man enthält mir's vor. Ihr kennt den Grund nicht — aber es iſt ſo. Und ich muß wiſſen . . .“

„Nun — es ſoll noch geheim gehalten werden. Aber man ſpricht darüber, wie über eine fertige Thatſache. Der König wird die Erzherzogin Eleonora, des Kaiſers Schweſter, heirathen!“

Eine tiefe Röthe flammte auf ihrem Geſicht auf. „Ah —! iſt das gewiß?“

„Man hält's dafür. Aber warum fragt Ihr nicht Olczowski, der doch Euer guter Freund iſt? Er ſoll ja in des Königs Auftrag um die Hand dieſer hohen Dame geworben haben.“

„Alſo wirklich —? Wirklich?“

„Will er's nicht wahr haben?“

„Er iſt ein Lügner!“

„Ihr ſcheint an dieſer Sache viel Antheil zu nehmen.“

„Sehr viel — wahrhaftig! Sehr viel.“

„So trifft's wohl zu, was mir Jemand ſagte, bei

dem ich mich nach Euch erkundigte: dem Fürſten Wisniowiecki verdankt Ihr den Glanz, der Euch umgiebt."

„Ja," ſagte ſie, „und das Elend, an dem mein Herz krankt, ſeitdem er der König von Polen heißt."

Er zuckte die Achſeln. „Was wollt Ihr? Er iſt nicht mehr ſein eigener Herr. Man nöthigte ihn, Polen eine Königin zu geben. Schon daß er zu wählen ſich unterfängt, erregt in gewiſſen Kreiſen große Unzufriedenheit. Man hat es mir ſo geſagt. Und wäret Ihr noch zehnmal ſo ſchön, als Ihr ſeid — gegen die Königin müßtet Ihr zurückſtehen."

„Nicht gegen eine Königin," rief ſie, und ihre ſchwarzen Augen ſprühten Feuer.

„Ja — gegen wen ſonſt?"

„Gegen die Krone! Und dieſes Opfer iſt gebracht. Aber . . . Wie darf er heirathen?"

„Wie darf er?"

Das Wort ſchien ſich ihr auf die Lippen zu drängen. Zwei, drei Mal hielt ſie's gewaltſam zurück. Dann brach es doch vor: „Weil er verheirathet iſt!"

„Verheirathet? der König —? Wie wißt Ihr? Mit wem verheirathet?"

Sie richtete ſich ſtolz auf. „Mit mir."

Kalckſtein erſchrak ſichtlich. „Gabriele —"

„Ja mit mir," beſtätigte ſie. „Es ſollte ein Geheimniß bleiben — ich willigte ſogar in eine Scheidung . . . unter Bedingungen, die man mir halten muß. Von einer Heirath war nicht die Rede. Was iſt das nun? Es wird hinter meinem Rücken etwas betrieben. Meine ſchrift-

liche Genehmigung iſt noch nicht ertheilt — die Scheidung iſt ohne ſie unmöglich. Und doch bemüht man ſich nicht weiter um ſie — wagt eine Bewerbung am Kaiſerhofe... Man betrügt mich, will mir den Conſens abzwingen, ohne mir Wort halten zu dürfen. Ich bitt' Euch, nehmt Euch ritterlich meiner an! Erforſchet die Wahrheit! Laßt nicht geſchehen, daß Eurer Schweſter Sohn um ſein Recht kommt. Wie Ihr Eure Kinder liebt, ſo glaubt, daß ich auch mein Kind liebe!"

Der Oberſt war in großer Verlegenheit. „Wie kann ich Euch helfen gegen den König," wendete er ein, „bei dem ich doch ſelbſt Schutz ſuche? Alles, was Ihr mir vertraut, iſt mir ſo überraſchend . . . Ich weiß nicht, wie ich dazu Stellung nehmen ſoll. Iſt Euer Recht denn beglaubigt?"

Nun eröffnete ſie ſich ihm ganz. „Ich fürchte," ſchloß ſie, „man meint mich übergehen zu können, weil ich den Trauſchein nicht vorzulegen vermag. Aber ich habe Zeugen und — ſo wahr Gott lebt —! ich werde mich öffentlich auf ſie berufen, wenn man's wagt, mit mir ein freches Spiel zu treiben. Sagt das dem Kanzler, und ſagt ihm auch, daß Ihr die Feſtigkeit meines Willens kennt!"

Er ſuchte ſie zu beruhigen, verſprach ihr, Olczowski zu befragen, ſobald er erſt deſſen Vertrauen gewonnen habe. Das war auch ſein Vornehmen. Eine durchaus edle Regung hatte ſich ſeines Gemüths bemächtigt; in den Adern dieſer merkwürdigen Frau, die ſich aus tiefſter Lebensſtellung bis zu den Stufen eines Thrones erhoben hatte, rollte das Blut der Kalckſtein; ſie klagte über

Verletzung ihres Rechts; er war als ihr nächster Blutsverwandter berufen, ihr ritterlichen Beistand zu leisten. Als er dann in seinem Logis überlegte, was zu thun, mischten sich freilich auch andere, mehr practische Betrachtungen ein. Konnte es seiner eigenen Sache von Nutzen sein, wenn er mit diesem Geheimniß operirte? Mußte es ihm schaden, wenn er den König in offenbar sehr peinlicher Lage bedrängte? Vermochte er überhaupt für Gabriele etwas zu thun? Welchen Dank konnte er im besten Fall ernten? Es war in seinem Wesen ein sonderbares Gemenge von Eigenschaften, die schwer mit einander bestehen konnten und daher auch meist nur abwechselnd wirkten. Er hatte ein warmes Herz, leicht erregtes Blut, eine lebhafte Phantasie, die ihn leicht zu unerfüllbaren Hoffnungen hinriß und ebenso leicht wieder mit Schreckvorstellungen erfüllte; daneben arbeitete ein scharfer, kühlabwägender, die Regungen des Edelmuths abweisender Verstand, der das Nützliche in den Vordergrund schob und sich gelegentlich auch mit den Mahnungen des Gewissens geschickt und dabei überzeugend abzufinden wußte. Der Edelmann, der Soldat, der Politiker, der Familienvater, der Mensch, sprachen unaufhörlich gegen einander ein. Ob das Tollste oder Verständigste dabei herauskam, war oft nur das Ergebniß eines Würfelspiels seiner Gefühle und Ueberlegungen. Sein ganzes Leben lang hat er mit den Verhältnissen rechnen müssen, die er selbst nicht bestimmte. Immer hatte er laviren müssen, um sich gegen Wind und Strom vorwärts zu bringen. Deshalb fehlte eine scharfausgeprägte, dauerhafte Neigung;

der Augenblick beherrſchte ihn. Was dieſer forderte, gab er ihm faſt ohne Bedenken. Behielt er Zeit zur Ueberlegung, ſo konnte er ſchwer zu einem Schluß kommen und verſchob gern die Entſcheidung, bis wieder ein äußerer Antrieb zwingend eingreifen möchte. So meinte er auch jetzt nicht vorſorgen zu ſollen.

Als er dann mit Olczowski ſeiner Angelegenheit wegen verhandelte und zu bemerken glaubte, daß er ihn trotz aller Freundlichkeit in einer gewiſſen Entfernung zu halten bemüht war, hielt er es doch für geboten, ihm zu beweiſen, daß er über ein Machtmittel verfügte. Das Geſpräch kam auf den König. „Iſt es wahr," fragte er, „daß er ſich mit einer öſterreichiſchen Prinzeſſin zu verheirathen gedenkt?"

„Man ſagt es," antwortete der Kanzler ausweichend.

„Es will aber Jemand behaupten, daß er bereits verheirathet ſei," warf Kalckſtein leicht hin.

Olczowski zuckte ein wenig mit den Mundwinkeln und ſah ihn ſcharf an, als wollte er mit einem Blick herausbringen, wie dies gemeint ſei. Es ſchien ihm gelungen zu ſein. Er lächelte und ſagte nach einer kleinen Weile mit einer Betonung, die den Worten offenbar noch einen geheimen Sinn geben ſollte: „Glaubt mir, es iſt ein Irrthum."

Er verließ dann ſofort den Gegenſtand, ſprach ſich nun aber deutlicher darüber aus, daß der Oberſt in ſeinen Bewerbungen um ein Patent auf ſeine Unterſtützung zu rechnen habe. „Wir müſſen einander in die Hände arbeiten," ſagte er ihm, als er ihn entließ. „Mich kümmert

ſelbſtverſtändlich nur das Wohl der Republik; ſo weit ich ihr diene, diene ich Euch. Es iſt gut, daß Ihr darüber nicht im Zweifel bleibt. In der Politik gilt das Do ut des! Richtet Euch jederzeit danach, und Ihr werdet Euch Täuſchungen erſparen."

Kalckſtein konnte bald merken, daß der Unter-Kanzler für ihn thätig war. Von verſchiedenen Seiten erhielt er Verſicherungen der wärmſten Theilnahme und der Hilfsbereitſchaft. Offenbar war ſeine Sache bei Hofe in das günſtigſte Licht geſtellt. Es konnte ihm nur nützlich ſein, wenn der Reſident hierüber der Wahrheit gemäß nach Berlin berichtete. Dort war man aber zu energiſchem Vorgehen entſchloſſen. Der Kurfürſt ſchickte Brandt ein eigenhändiges Schreiben an den König, in welchem er die Auslieferung des in Preußen verurtheilten Kalckſtein verlangte, und befahl ihm zur feierlichen Uebergabe desſelben eine Audienz nachzuſuchen. Dazu meinte Brandt eine günſtigere Zeit abpaſſen zu müſſen. Er wußte, wie die Dinge bei Hof ſtanden. König Michael wagte in viel unbedeutenderen Angelegenheiten nicht, eine eigene Meinung zu haben; er mußte unterſchreiben, was man ihm unter die Feder gab. Nun kam er gar dahinter, daß gegen ihn eine geheime Commiſſion beſtand, bei der die vornehmſten Senatoren betheiligt waren. Aus Aerger über dieſe Entdeckung war er mehrere Tage krank und für Niemand ſichtbar geweſen. Der Reichstag lag wieder in den letzten Zügen, und drohte zerriſſen zu werden, bevor es zu einer Bewilligung kam. Um auf ihn einen Druck zu üben, drohte der König, die „Pospolite ruſzenie"

aufzubieten und nach Warschau marschiren zu lassen, freilich nach Brandt's Meinung „ein zerbrochener Rohrstab, welcher dem, der sich darauf zu stützen gedenkt, selbst in die Hand bohren möchte". Der König hatte sich im Senat verlauten lassen, er habe sich zum Königreich nicht verkauft, sondern man habe ihn freiwillig gewählt, was dann wieder sehr scharfe Gegenreden hervorrief. An einem Tage hatte er drei Mal zur Ader lassen müssen. Brandt fürchtete mit Recht, das kurfürstliche Schreiben werde jetzt nicht die gebührende Achtung finden und hielt es zurück, bis sich die Verhältnisse geklärt haben würden.

Zugleich hatte der Kurfürst auf Hoverbeck's Rath, der von Königsberg aus schrieb, man müsse der Malcontenten Meinung, daß jetzt der Weg Rechtens ganz versperrt worden, entgegentreten, Befehl gegeben, daß beglaubte Abschriften des gegen Kalckstein ergangenen Urtheils und seines Reverses von den Oberräthen an den Residenten geschickt würden, damit er davon in Warschau Gebrauch mache. Kalckstein hatte davon Wind bekommen. Er schrieb in sehr gehobener Stimmung seiner Frau: „Herzliebstes Weibchen! Gott tröste Dich und die Deinigen. Ich werde auf die Woche Kammerherr. Der König bietet mir General-Adjutantschaft an, die Charge ist den Obersten gleich. „Ich muß abwarten, was der Reichstag bringen werde." Gehe Werbung vor, so wolle er gleich annehmen. Er wisse, daß die Oberräthe Urtel und Revers an Brandt geschickt hätten, und bitte, ihm ebenfalls alle Schriften und Briefe, verbunden und versiegelt in Wachstuch, zu überschicken. Sie sollten durch Pater Radau in Königsberg an

Pater Paulus Branicki gehen. Er ſchloß: „Adieu, mein Seelchen. Dein Treuer bis in den Tod.“

Dieſer Brief wurde an der Grenze aufgefangen und als ein neues corpus delicti der wieder in Thätigkeit geſetzten Commiſſion übergeben. Brandt erklärte Kalckſtein's Angaben in Betreff ſeiner Ausſichten auf Beförderung für bloße Flunkerei eines Prahlhanſes. Aber er mochte vielleicht doch nicht genau genug unterrichtet ſein.

So viel war dieſem völlig klar geworden, daß der Kurfürſt gegen den Flüchtigen ſchwer erzürnt und entſchloſſen war, mit äußerſter Strenge gegen ihn vorzugehen. Sobald dies gewiß war, ſtand auch für dieſen ſtrebſamen und unterthänigſten Diener ſeines gnädigſten Herrn feſt, daß er nicht ruhen dürfe, bis Kalckſtein gänzlich ruinirt ſei. Da bot ſich dem noch ſo jungen Manne durch die Gunſt des Geſchicks eine glückliche Gelegenheit, alle Diplomatenkünſte ſpielen zu laſſen und ſeine Fertigkeit darin glänzend zu beweiſen. Die Aufgabe war ſehr ſchwierig. Auf um ſo größeren Dank war zu rechnen, wenn ſie zur Zufriedenheit des hohen Auftraggebers gelöſt wurde. Sein ganzer Ehrgeiz war aufgeſtachelt. Nun konnte und durfte kein Mittel bedenklich ſein, den Verfolgten in's Netz zu treiben, das der kluge Jäger ihm zu ſtellen hatte. Kalckſtein mußte wo irgend möglich in dem Glauben erhalten werden, daß er in ſeinem Intereſſe vermittele, während er ihm im Geheimen Steg und Weg verlegte.

Dabei konnte er ſich, nachdem er die Papiere erhalten hatte, leicht ſelbſt überreden, daß Kalckſtein in der That nicht die mindeſte Theilnahme verdiene. Er legte ſie dem

Oberſtlieutenant von Lehndorf und anderen Herren vor, die zur königlichen Tafel gezogen zu werden pflegten, ebenſo einflußreichen Senatoren und Landboten. An der Echtheit konnte nicht gezweifelt werden. Die Flucht Kalckſtein's erhielt nun in der That ein anderes Geſicht. Sein eigener Revers geſtand zu, daß der Kurfürſt ihm zwei Mal in Gnaden die Strafe gemildert habe und daß er ſich unbedingt in ſeine Macht begeben, wenn er nicht Zahlung leiſte. Wie wollte er im Stande ſein, ſich zu rechtfertigen? Lehndorf brachte die Sache bei Tiſch vor, verlas die gravirendſten Stellen und erregte dadurch allgemeine Entrüſtung der Anweſenden. Der König ſagte, er freue ſich zu erfahren, was Kalckſtein „für ein Vogel" ſei. Bald darauf überreichte Brandt ihm auch das eigenhändige Schreiben des Kurfürſten. Der König händigte es zwar ſogleich dem Kanzler zur Beſchlußfaſſung im Rath aus und fertigte den Reſidenten mit einigen verbindlichen Redensarten ab, hütete ſich aber auch, den Fürſprechern des Oberſten irgend ein Zugeſtändniß zu machen.

Kalckſtein wurde durch Olczowski in Kenntniß geſetzt, daß das Glücksrad ſich zu wenden anfange.

„Ihr habt ſelbſt Euren Widerſachern ſo ſcharfe Waffen in die Hand gegeben," ſagte er ihm, „daß kaum ein Schild ſtark genug ſein wird ſie zu pariren. Der König iſt Euch wohlgeſinnt geweſen. Jetzt iſt es für ihn ein Ding der Unmöglichkeit, Euch zu begünſtigen. Das Aeußerſte, was Eure Freunde noch für Euch thun können, iſt, zu verhindern, daß Eure Auslieferung beſchloſſen wird."

Kalckſtein war ſehr erſchrocken. „Wie kann das geſchehen ſein,“ entgegnete er, „da ich nicht in Polen verurtheilt bin. Appellire ich doch gerade an ein unparteiiſches Tribunal.“

„Das will ich für meine Perſon gern gelten laſſen,“ ſagte der Kanzler. „Ihr ſeht aber wohl ein, daß man kein öffentliches Verfahren zur Prüfung Eurer Defenſion einleiten kann. Es kommt alles darauf an, daß der gute Glaube, den man Euch entgegengebracht, nicht noch mehr geſchädigt werde. Dazu iſt am dienlichſten, daß Ihr Euch die Gunſt des Königs durch irgend ein ſchätzenswerthes Zeichen Eurer Ergebenheit wieder zu erwerben ſucht.“

„Was ſoll ich thun?“ fragte Kalckſtein. „Rathet mir.“

Der Kanzler räuſperte ſich, ſtand auf, unterſuchte, ob die Thüren dicht geſchloſſen waren und ſetzte ſich dann wieder zu ihm. „Hört mich an. Weil ich Euch wohl will, ſage ich Euch dies. Der König iſt in einer peinlichen Lage. Es läßt ſich nicht länger in Abrede ſtellen, daß er beim Kaiſer um die Hand ſeiner Schweſter geworben und eine Zuſage erhalten hat. Die Hochzeit ſoll in kürzeſter Zeit gefeiert werden, und zwar an der Grenze in Czenſtochow, wohin die Prinzeſſin ſich mit ihrer Mutter begiebt, ſobald der König ſich ebenfalls für reiſefertig erklärt. Nun iſt Euch bekannt, daß er Jahre lang mit der Dame, die Ihr ſelbſt Eure Schweſter nennt, in ſehr vertrautem Verhältniß gelebt hat —“

„Herr Kanzler —“ unterbrach ihn der Oberſt.

Olczowski legte ihm die Fingerſpitzen auf den Mund. „Euch iſt noch mehr bekannt,“ fuhr er fort. „Aus Eurer

neulichen Aeußerung hab' ich wohl erſehen, daß Frau Gabriele Euch in ihr Geheimniß gezogen hat. Sie behauptet, der König ſei verheirathet — mit ihr verheirathet. Das hat er ſelbſt bis vor einiger Zeit geglaubt. Aber ich ſagte Euch ſchon, es ſei ein Irrthum."

„Ein Irrthum?"

„Ein Irrthum. Mag ſie die Trauungsurkunde aufweiſen."

„Ah! — Aber ſie hat Zeugen."

„Zeugen — ja wohl. Den Stallmeiſter Rohde und den Staroſten Dominski. Aber dieſe Zeugen bekunden, daß die unglückliche Frau — ich verehre und bedaure ſie ſehr — betrogen ſei."

Kalckſtein erhob ſich halb im Seſſel. „Betrogen . . .?"

Der Kanzler faßte ſeinen Arm und zog ihn wieder hinab. „Ich kann's leider nicht anders nennen. Seht dieſe Schriften durch; ſie geben vollen Beweis. Der Sachverlauf iſt folgender: der Fürſt war in die ſchöne Frau ſterblich verliebt; ſie leiſtete ſeinen leidenſchaftlichen Bewerbungen, ihn doch auch ihrer Neigung verſichernd, ſo energiſch Widerſtand, daß er ſich zu einer Heirath meinte entſchließen zu müſſen, um ſein Ziel zu erreichen. Sie ſollte geheim bleiben, da an die Zuſtimmung der Mutter des Fürſten nicht zu denken war. Er zog ſeinen langjährigen Geſchäftsführer Dominski, den er als einen treuergebenen Menſchen kannte, in's Geheimniß, dann auch Heinrich Rohde, der mit der Lubmirska in engem Verkehr ſtand und ſich wohl ſelbſt Hoffnung auf ihren Beſitz gemacht hatte. Dominski war lange bedenklich. Er hatte ſchon dem Vater des jungen Fürſten gedient, war ſeiner

Mutter ſehr verpflichtet, ſah in dieſer Mißheirath — das war ſie unter allen Umſtänden — eine unheilbare Schädigung der ganzen altberühmten Piaſtenfamilie und widerrieth deshalb auf's Ernſtlichſte. Als jedoch Fürſt Michael nicht davon abzubringen war, bat er ſich ganze Vollmacht aus und erhielt ſie. Ich will unentſchieden laſſen, ob der Fürſt eine Ahnung hatte, was damit verſtanden ſein ſolle; gewußt hat er nicht, was heimlich zu ſeinen Gunſten geſchah, ſich auch bis vor Kurzem nie darüber Gewißheit verſchaffen mögen. Dominski erwartete, daß der Fürſt den unbedachten Schritt bald bereuen werde, zumal wenn ſeine Mutter hinter den Handel käme und ihre Vorwürfe nicht ſpare. Für dieſen Fall ſorgte er vor. Es fand ſich ein Menſch, der Theologie ſtudirt, aber wegen ſeines üblen Lebenswandels die Weihen nie erlangt hatte. Den überredete er durch reichliche Geſchenke, ſich in einen Prieſterrock zu ſtecken und die Trauung nach aller Form zu vollziehen. Den zweiten Zeugen aber gewann er in Heinrich Rohde, der ſich an Gabriele rächte und zugleich ſeinem Herrn nach Dominski's Vorſtellungen einen guten Dienſt zu leiſten meinte. So ſind dieſe Beiden gerade vollgiltige Zeugen dafür, daß kein Ehebündniß nach kirchlichem Recht zu Stande gekommen iſt. Freilich hatte Dominski nicht vorhergeſehen, daß Fürſt Michael König werden würde. Da es nun aber ſo nach Gottes Rathſchluß geſchah, konnte er für ſeine vorſorgliche That auf Dank rechnen und hat ihn denn auch mit einer Staroſtei erhalten. Gabriele war die Frau des Fürſten Michael nicht; es bedurfte daher auch keines päpſtlichen Dispenſes zur Ehe-

trennung und zur ſtandesgemäßen Verheirathung des Königs. Und deshalb konnte ich zur Werbung nach Wien gehen, ohne der Genehmigung der gekränkten Frau zu dieſen weiteren Schritten zu bedürfen. Sie hat ſich verrechnet: ihre Bedingungen brauchen nicht acceptirt zu werden."

„So iſt ſie ſchändlich hintergangen," rief der Oberſt und ſetzte die Fauſt auf den Tiſch.

„Das iſt ſie," ſagte Olczowski, „aber nicht durch den König ſelbſt. Die beiden Zeugen mögen vor Gott verantworten, was ſie gethan. Der König kann ihnen nur dankbar ſein, und auch der Republik gereicht's ſicher ſo zum Heil, daß der Papſt ſich nicht einzumiſchen hat. Die Frau allerdings —"

„Sie thut mir leid — ſie thut mir ſehr leid," verſicherte der Oberſt, ſich unruhig in die eine und andere Seitenlehne ſeines Seſſels werfend.

„Mir gewiß kaum minder," ſagte der Kanzler. „Aber es iſt einmal geſchehen. Natürlich wird der König auf's Freigebigſte für ſie ſorgen — für ſie und ihr Söhnchen. Nur daß er ihnen fürſtlichen Titel nicht geben kann."

„Und aus welchem Grunde erfahre ich dies Alles ...?" fragte Kalckſtein unſicher.

Olczowski hüſtelte in die Hand. „Die ſchöne Frau muß von dieſer Sachlage in Kenntniß geſetzt werden — es iſt die höchſte Zeit. Ihr werdet es begreiflich finden, daß der König bis auf den letzten Augenblick zögerte; er hat Frau Gabriele aufrichtig geliebt und liebt ſie — davon bin ich überzeugt — im Grunde ſeines Herzens noch

jetzt. Ich ſelbſt bleibe beſſer gleichſam hinter der Thür ſtehen und trete erſt ein, wenn die Leidenſchaft ausgetobt hat und das Gemüth für den Troſt empfänglich iſt, den ich in des Königs Auftrag bringen kann. Einen Fremden möchte ich nicht einweihen. Ihr aber ſeid ein Verwandter —"

Kalckſtein ſtand auf. „Ich ſollte . . ."

„Erſchreckt deshalb nicht. Es wird von Euch nichts anderes gefordert, als was die verwandtſchaftliche Pflicht fordern darf. Denkt, es müßte der Frau der unvermuthete Tod ihres Gatten gemeldet werden — an wen würde man ſich dieſerhalb wenden, als an Euch? Ihr ſeid der natürliche Berather. Nehmt dazu, daß ich Dominski und Rohde ſchonend zu behandeln hätte; Ihr braucht kein Blatt vor den Mund zu nehmen. Euch gegenüber wird ſie ihrem Zorn ungehindert Luft machen können und ſich dadurch erleichtern. Endlich wird es ihr lieb ſein, Jemand zu haben, der für ſie verhandelt, ohne daß ſie ſelbſt ihren Willen zu äußern braucht. Ich ſtelle aber auch keineswegs in Abrede, daß es dem König angenehm wäre, wenn kein Lärm geſchlagen würde. Gelänge es Euch, Frau Gabriele zu überzeugen, daß daraus für ſie kein Heil erwachſen könne, ihre Fügſamkeit dagegen auf das gütigſte Entgegenkommen zu rechnen hätte, ſo würdet Ihr da zum Beſten rathen und Euch zugleich des Königs Dank verdienen. Es könnte meine Aufgabe, für Euch bei Hofe thätig zu ſein, weſentlich erleichtern, wenn ich mich auf Eure bewährte freundliche Geſinnung zu berufen im Stande wäre."

Der Oberſt fand dieſen Auftrag wenig nach ſeinem Geſchmack. Aber die Gründe des Kanzlers ſchienen ihm doch unwiderleglich. Man verlangte von ihm ja auch nicht, daß er das Geſchehene billige. So ſagte er denn zu, mit der Lubmirska zu ſprechen und die Vermittelung zu übernehmen.

Bei Gabriele hatte er freieſten Zutritt. Seit er ſie als ſeine Schweſter anerkannt, ſchenkte ſie ihm volles Vertrauen, zeigte ihm ihr Söhnchen und beſprach alle ihre Angelegenheiten mit ihm. So fand er leicht Gelegenheit, ſie zu ermahnen, ſich dem Zwang der Umſtände zu fügen, und ſie darauf vorzubereiten, daß es ihr ohne eine beweiskräftige Urkunde ſchwer gelingen werde, ihre Ehe zu beweiſen. Es habe den Anſchein, daß eine ſolche Urkunde gar nicht exiſtire.

Sie merkte ihm an, daß er mehr wiſſe, wurde ſehr unruhig und ſagte: „Quält mich nicht! Was hat man mit mir im Sinne?“ Darauf ſagte er ihr alles.

Sie hörte mit ſtarrem Blick und wie verſteinert zu. Kaum zuckten die langen Augenwimpern und die Fingerſpitzen ein wenig. Als er aber zu der falſchen Trauung kam, ſchlug ihr plötzlich die Röthe in's Geſicht, als ob das Blut alle Adern ſprengen wollte. Sie ſchrie auf und griff mit der Hand in die Luft. Die Augen rollten. Gleich darauf wieder war ſie todbleich und ſank ohne einen Laut auf den Teppich nieder.

Zwei Stunden verharrte ſie in ihrer Ohnmacht. Kalckſtein glaubte, es ſei ihr Ende. Ein Arzt wurde gerufen. Es gelang ihm endlich, ſie wieder zu ſich zu

bringen. Als ſie Kalckſtein erkannte, fiel ſie in einen Weinkrampf. Sie konnte kein Wort ſprechen. Er ließ ſie mit ihren Kammerfrauen allein.

Am andern Tage ſchickte ſie nach ihm. Sie war aufgeſtanden, ſah aber einer wandelnden Leiche ähnlich. „Man muß Euch belogen haben," ſagte ſie. „Ich kann's Euch nicht glauben, daß man mir eine ſolche Schmach angethan hat. Dominski ſelbſt ſoll mir's bezeugen. Veranlaßt ihn zu mir zu kommen und ſeid zugegen. Bedenket, daß ich Niemand habe, als Euch, in deſſen Schutz ich mich befehlen kann. Handelt auch jetzt an mir wie ein Edelmann."

Kalckſtein war von ihrem Leid tief ergriffen. „Der Staroſt mag ſich vor Euch vertheidigen," antwortete er. „Kann er ſeinen Schurkenſtreich nicht ableugnen, ſo ſoll er wiſſen, daß er auch in meinen Augen ein Bube iſt. Wie Ihr aber auch über ihn denken möget, unternehmt nichts gegen den König, der Euch wohl will. Nur unter dieſer Vorausſetzung kann ich Euch beiſtehen."

„Schafft mir Dominski zur Stelle," befahl ſie, „und fürchtet wegen des Königs nichts. Wenn es wahr wäre... Aber es iſt nicht wahr. Er hat mich geliebt! Kann die Krone einen Menſchen ſo tief erniedrigen? Wie hätte er eine ſolche Schandthat erfahren und ſie an ihren Urhebern nicht ſtrafen ſollen? Und war's doch ſo . . . nicht zu hoch, zu tief ſtände er meinem Zorn."

Die Zuſammenkunft fand ſtatt. Dominski benahm ſich bei derſelben mit der edlen Dreiſtigkeit, die ihm auch ſonſt eigen war. Er beſtätigte Alles. „Was wollt Ihr?"

ſagte er. „Könnt Ihr Euch beſchweren, daß man nicht aufrichtig mit Euch verfahren iſt? Seid Ihr denn ganz aufrichtig geweſen? Wußte der Fürſt aus Eurem vergangenen Leben Alles, was von Rechtswegen ein Mann wiſſen muß, der ſich einem Weibe am Altare verbindet? Es blieb da ein dunkler Punkt, auf den der Herr Oberſt von Kalckſtein wohl Licht werfen könnte, wenn er wollte. Mir genügte aber ſchon das, was ich in Preußen erfuhr.“

„So wär's ehrlicher geweſen, dem jungen Fürſten reinen Wein einzuſchenken,“ wendete der Oberſt ein.

Dominski lachte auf. „Pah! Einem Verliebten! Frau von Lubmirska konnte mir dankbar ſein, daß ich ihn nicht allzu unſanft aus dem Traume weckte. Hat ſie nicht voll und ganz das Glück genoſſen, ihm anzugehören? Es hätte meinetwegen noch länger dauern können — meine Schuld iſt's nicht, daß er zum König gewählt wurde. Und ſteht's denn ſchon feſt, daß Ihr ihn verloren habt? Wartet eine Weile ab. Einer Königin wird man bald überdrüſſig. Vielleicht ſucht er ſehr bald wieder bei Euch Troſt —“

Gabriele ſprang auf, wie eine wilde Katze, die gegen ihre Beute losfährt. Alle Sehnen ſtrafften ſich, die Augen funkelten. „Nichtswürdiger,“ ſchrie ſie ihn an, „zu einer Metze haſt Du mich gemacht, meinen Sohn zu einem Bankert. Und was bieteſt Du mir jetzt, nachdem Deine Schandthat ſo frech offenbart iſt? Wie ein Hund handelſt und denkſt Du — und wie einen Hund behandle

ich Dich!“ Sie ſpie ihm in's Geſicht. „Nimm das als Antwort.“

Er taumelte ein paar Schritte zurück und verlor alle Farbe. „Wenn Ihr nicht ein Weib wäret,“ lallte er, die Hand aufhebend und wieder ſenkend, „ſo würde ich Euch züchtigen. Ihr habt mir vor dieſem Zeugen einen Schimpf angethan —“

„Wie Du ihn verdienſt,“ rief ſie. „Ah —! Noch zu viel Ehre geſchieht Dir, wenn ich Dich einen Hund nenne. Es giebt unter Gottes Geſchöpfen kein's, das Dir an Gemeinheit gliche.“ Sie wühlte in ihrem Haar und ſtarrte zur Decke hinauf. „O — o — oh . . .!“

„Hört Ihr das an, Herr von Kalckſtein,“ ſagte der Pole, „und thut ihrem Schmähen keinen Einhalt? Euer Schweigen beleidigt mich.“

„So müßt' Euch mein Reden noch mehr beleidigen,“ erwiderte der Oberſt. „Ihr habt dieſer Frau alles das angethan, deſſen ſie Euch beſchuldigt.“

Er knirſchte mit den Zähnen. „Findet Ihr das? So muß ich glauben, daß Ihr wußtet, welcher Schimpf mir hier angethan werden ſollte, und daß Ihr mich dazu berieft.“

„Glaubt, was Ihr wollt,“ ſagte Kalckſtein verächtlich, „ich will's auf mich nehmen. So groß der Schimpf iſt, den ſie Euch angethan, einen größeren hat ſie von Euch zu leiden gehabt. Ich will nicht gut heißen, was die Wuth übertreibt. Eines Edelmannes Blut fließt aber nicht in Euren Adern.“

Dominski griff an den Säbel. „Das ſollt Ihr nicht

zum zweiten Mal behaupten," ſchrie er, „oder ich nenne Euch ſelbſt ein Hundeblut."

Kalckſtein bewahrte ſeine Ruhe. „Es iſt hier nicht der Ort," bemerkte er, „einen Beweis der Tapferkeit zu geben. Ueberall ſonſt ſteh' ich zu Eurer Verfügung. Laßt mich wiſſen, wo ich Euch treffen kann. Die Waffen will ich mir vorbehalten. Meine Beine ſind lahm und erlauben mir nicht umzuſpringen, wie's beim Kampf mit dem Säbel geſchehen muß."

Dominski's häßliches Geſicht grinſte tückiſch. „Es ſtünde Euch beſſer an, Eure Beleidigung zu widerrufen," ſagte er, „denn ich that Euch nichts. Dazu will ich Euch Gelegenheit geben, indem ich einen Freund zu Euch ſchicke."

„Ich werde ihm Rede ſtehen, wenn er ein Ehrenmann iſt," antwortete der Oberſt.

„Zweifelt daran nicht," ſagte der Pole und ging, den Kopf in's Genick werfend, mit raſchen Schritten zur Thür hinaus.

Gabriele warf ſich Kalckſtein zu Füßen. „Rächt mich an dieſem Buben," rief ſie, „er darf nicht leben, um ſich ſeiner Nichtswürdigkeit zu rühmen."

„Und Heinrich Rohde —?" fragte er.

Sie ſtutzte und führte die Hand nach der Stirn. „An den hatt' ich noch nicht gedacht," ſagte ſie. Nach einer Minute fuhr ſie fort, wie vor ſich hinſprechend: „Er iſt der weniger Schuldige — dieſe Schlange hat ihn vergiftet . . . Und er hatte Grund mir zu zürnen — ich hab' ihm Hoffnung gegeben — ich hab' ihn meinen ehr-

geizigen Wünſchen geopfert . . . Er war meines Bruders Freund . . . Nein, nein! An ihm will ich mich nicht rächen — ich hab' ihm weh genug gethan, und es ſteckt noch ein Stachel in ſeinem Herzen. Fordert ihn nicht zur Rechenſchaft —."

Als Kalckſtein nach Hauſe ging, hatte er das ganz ſichere Bewußtſein, daß die Angelegenheit einen Verlauf genommen, der Olczowski nicht gefallen könnte. Gleichwohl war er mit ſich zufrieden. Er meinte es der eigenen Ehre ſchuldig geweſen zu ſein, die verrathene Frau zu vertheidigen. Der Freund Dominski's ließ ziemlich lange auf ſich warten. Dann ſuchte er zu vermitteln. Zur Beilegung des Streites ſei nichts weiter erforderlich, als daß der Oberſt ihm erkläre, er habe den Staroſten nicht beleidigen wollen. „So würde ich lügen," antwortete Kalckſtein. Er forderte bei ſeinem kranken Zuſtande einen Gang auf Piſtolen.

Das Duell wurde auf dem Sande am Weichſelufer vor der Stadt ausgefochten. Kalckſtein's Secundant war Herr von Schlieben. Dreimal ſollten die Kugeln gewechſelt werden. Dominski ſchloß ſchlecht und mit zitternder Hand. Mit dem zweiten Schuß ſtreckte ſein Gegner ihn nieder. Er ſank in die Kniee und hinten über. Die Kugel hatte das Herz getroffen. Nach wenigen Minuten gab er den Geiſt auf.

Kalckſtein fuhr ſofort zu Gabriele. „Er iſt todt," ſagte er.

„Todt!" rief ſie wie erleichtert von einem ſchweren Druck. Sie küßte die Hand, die er ihr beim Gruß zu-

gereicht hatte, und preßte ſie dann an ihr Herz. „Dank Euch, Dank! Und wenn in meinem Gedächtniß Alles verlöſchen ſollte, was mir jemals lieb geweſen, dieſe großmüthige That ſoll unvergeſſen ſein. Ich bin gerächt!“

Sehr verdrießlich aber empfing ihn Tages darauf Olczowski. „Was treibt Ihr denn für Narrenspoſſen?“ rief ihm derſelbe zu. „Iſt das die Art, wie Ihr dem König dient? Ganz Warſchau iſt in Aufregung wegen dieſer Blutthat.“

„Durch mich hat Niemand den Grund dieſes Duells erfahren,“ antwortete der Oberſt. „Wir haben einen Streit gehabt und ihn mit den Waffen ausgefochten. Was weiter? Ich denke, das befremdet keinen polniſchen Edelmann. Für den Ausgang kann Niemand.“

„Es wird nicht ſtill bleiben, für wen Ihr die Piſtole geführt,“ ſagte der Kanzler. „Mußte es denn gleich auf Leben und Tod gehen? Der König war ſehr beſtürzt. Er vermuthete ſofort den Zuſammenhang. Was ſtelltet Ihr Euch nur vor? Ihr wünſchtet eine Audienz beim König. Wie kann er Euch empfangen, nachdem Ihr einen Staroſten niedergeſchoſſen habt? Man würde ihn verdächtigen, daß es auf ſeine Veranlaſſung geſchehen.“

Kalckſtein ſchwieg eine Weile. Er hob ein paar Mal das Kinn und bewegte ein wenig die Hand, dabei den Kanzler immer anſehend. „Es konnte doch nicht anders ſein,“ ſagte er dann. „Die unglückliche Frau — und er benahm ſich unverſchämt. Ich kann nicht glauben, daß der König mir ernſtlich zürnt. Der verräth ſein Geheimniß nicht mehr.“

„Und kommt nun Rohde an die Reihe?“

„Nein — ſie will's nicht.“

„Wird ſie ſelbſt jetzt ſchweigen?“

„Das nehm' ich für gewiß an. Ihr empörtes Herz forderte eine Genugthuung. Sie iſt ihm geworden. Es wird nun wieder ruhig ſchlagen.“

„Sorgt dafür, Oberſt, daß der König durch ſie nicht behelligt wird. Ihr habt Anſpruch auf ihre Ergebenheit.“

„Es iſt da nichts weiter zu fürchten, mein' ich. Sie iſt ſehr ſtolz und — verachtet den Mann, der ihr das ungeſtraft hat geſchehen laſſen.“

„Sie verachtet ihn . . . Mag ſie ſich hüten, ihn das wiſſen zu laſſen. Dieſer Mann iſt der König. Wie dem auch ſei, Eure Sache ſteht ſchlecht. Ihr müßt einſehen, daß ich jetzt nichts für Euch thun kann. Die Wege, die Euch der Reſident nicht verlegt, habt Ihr Euch ſelbſt ungangbar gemacht. Laßt Euch im Schloß für's Erſte nicht blicken. Es wird ſeine Schwierigkeit haben zu verhindern, daß man Euch des Duells wegen aus dem Lande verweißt.“

Kalckſtein ſeufzte. „Ich hoffe, der König ſelbſt wird es nicht zulaſſen. Verſichert ihn meiner treueſten Ergebenheit.“

Olczowski verſprach dies. „Es iſt ein Glück,“ ſagte er, „daß jetzt alle Gemüther durch die bevorſtehende Heirath des Königs bewegt werden. Man muß das Ereigniß ſofort publiciren. Vielleicht wird dies dann raſch vergeſſen.“

Beim Abſchied ließ der Oberſt einfließen, das Caroſſenpferd, von dem er ſich zu ſprechen erlaubt, ſtehe ſeit einer Stunde im Stall.

„Ich will mir's noch heut vorführen laſſen," ſagte der Kanzler und drückte ihm die Hand. —

Am andern Tage war großer Jubel in Warſchau. Man hatte erfahren, daß der König ſeiner Braut, der Prinzeſſin Eleonore von Oeſterreich, entgegen reiſen werde, die Hochzeit in Czenſtochau gefeiert werden ſolle, ein glänzender Einzug bevorſtehe. Alles, was zum Hof in Beziehung ſtand, war in der freudigſten Aufregung. Man ſprach nur davon, mit wie viel Kutſchen und Pferden der König ſich auf den Weg machen, wer ihn begleiten, wer ihm folgen werde, wie viel Tage das Feſt dauern ſolle, ob die Braut ſo jung, ſchön und reich als vornehm ſei, in welchem Kleide und Schmuck man ſich zeigen wolle. So ging's die ganze Woche durch. Das Begräbniß des Staroſten Dominski, unter andern Umſtänden eine ſehr bemerkenswerthe Begebenheit, dämpfte jetzt kaum für einige Stunden die Feſtſtimmung.

Als Kalckſtein Frau Gabriele einen Beſuch abſtattete, fand er ſie ganz ſchwarz gekleidet in der Kinderſtube. Sie hatte ihren Knaben auf dem Arm und ließ ihn fliegen — „hoch — hoch — hoch!"

Er jauchzte vor Luſt und ihr rollten die hellen Thränen über die Wangen.

„Ich kann ihm doch nicht böſe ſein, dem lieben Schelm," ſagte ſie. „Was kann er dafür, daß ſein Vater . . . Ah! was gäbe der darum, wenn er den Buben herzen und küſſen könnte, wie ich? Armer — armer König!"

Vierzehntes Capitel.

Supplex libellus nomine Ducatus Prussiae.

Der Oberſt hielt es doch gerathen, ſich für einige Zeit zurückzuziehen. Das Duell ſollte erſt vergeſſen werden. So ſiedelte er denn ganz in's Kloſter der Bernhardiner über, erhielt eine geräumige Zelle, aß und ſchlief dort. Die Gicht plagte ihn wieder mehr. Im Kloſter fand er Ruhe und gute Pflege, auch ärztlichen Beiſtand. Den Mönchen zahlte er ein gutes Koſtgeld. Er beſuchte auch ihre Kirche und unterhielt ſich gern mit ihnen über Angelegenheiten ihres Ordens und über Glaubensſachen. Er habe manches auf dem Gewiſſen, ſagte er, das er wohl abladen möchte. Sie meinten, er ſolle zur Beichte gehen, dann würde ihm leicht werden; ihr Heiliger habe einen ſolchen Gnadenſchatz im Himmel aufgehäuft, daß er gar nicht geleert werden könne. Er verſprach, ſich das überlegen zu wollen. Nun behandelten ſie ihn noch aufmerkſamer, da ſie hofften, eine Seele retten zu können.

Für Brandt, der durch ſeine Spürhunde von dieſer Ueberſiedelung unterrichtet war, ſtand es nun feſt, daß Kalckſtein bereits zum katholiſchen Glauben übergetreten ſei.

Olczowski, der ihn beſuchte, gab zu verſtehen, daß dies das beſte Mittel ſei, in Polen feſten Fuß zu faſſen. Wenn er ſich dann noch im Land ankaufe, ſei er gegen jede Anfeindung von außen geſichert. Er erzählte ihm, daß ſeine Auslieferung abgelehnt, auf weiteres Entgegenkommen jedoch zur Zeit nicht zu rechnen ſei. Der Reſident habe ſich geäußert, ſein Herr würde es als die ſchwerſte Beleidigung anſehen müſſen, wenn ſein Feind bei Hofe Zutritt erhielte. Der König habe ihm um ſo williger zugeſichert, daß dies nicht geſchehen werde, als er wegen des Duells verſtimmt ſei. Er ſolle ihm ſogar ſein lebhaftes Bedauern ausgeſprochen haben, daß er dem Kurfürſten, da ihm die Hände gebunden, nicht nach Wunſch gefällig ſein könne. Doch ſei es bekannt, daß der Reſident gern flunkere. So weit habe der König ſchwerlich ſeine Würde vergeſſen.

Es konnte in der nächſten Zeit nichts geſchehen. König Michael reiſte mit großem Gefolge nach Czenſtochau ab, wohin ihm die Prinzeſſin mit ihrer Mutter entgegenkam. Bei der Hochzeitsfeier ging es ſehr wild zu. Die edlen Polen betranken ſich und entblößten ihre Säbel vor dem königlichen Gemach. Die Prinzeſſin mußte mit jedem Edelmann tanzen. Das alles geſchah zum höchſten Entſetzen der öſterreichiſchen Cavaliere, die denn auch ſofort nach Wien zurückkehrten. Nur fünf ihrer Damen

nahm die Königin nach Warſchau mit. Der König reiſte dahin voraus.

Bei der feierlichen Einholung in die Reſidenz fuhr er ihr zwei Meilen entgegen. Die Senatoren in Caroſſen, der Adel zu Pferde begleiteten ihn. Der littauiſche Groß-kanzler Pacz bewillkommnete ſie in lateiniſcher Rede. Sie antwortete ebenſo lateiniſch, kurz, aber weithin verſtändlich. Von der Vorſtadt ab ſtanden die Truppen des Königs und anderer vornehmer Herren Spalier. Beim Nahen der Königin gaben ſie eine Salve ab.

Dem langen Zuge voran fuhren die Caroſſen der Senatoren, zum Theil nur von Dienern beſetzt. Es folgte eine glänzende Calvalkade, ein Corps Trompeter, dann die königliche Kutſche mit den Majeſtäten. Hinter derſelben wurde das prächtige Schimmelgeſpann geführt, das der Kaiſer geſchenkt hatte. Es ſchloſſen ſich Wagen aller Art und Reiter an, ganz zuletzt drei Mauleſel der Königin, die der Menge viel Vergnügen bereiteten.

Kalckſtein ſah von einem Dachfenſter des Kloſters aus zu.

Der Zug bewegte ſich nach dem Palatium des Groß-kanzlers, wo wieder eine Anſprache ſtattfand, durch die in der Neuſtädtiſchen Vorſtadt aufgerichtete Ehrenpforte nach dem Rathhauſe. Hier ließ ſich ein weißer Adler über der königlichen Kutſche herunter, was großen Jubel erregte. Eine kirchliche Feier beſchloß dieſen Tag.

Nächſten Montag wurden die ſämmtlichen Landboten zum Handkuß beim König zugelaſſen. Die Königin ſah mit ihren Damen zu. Am Mittwoch gratulirten die Koſak'ſchen

Abgesandten der Königin, dann der Subsyndicus von Danzig für das königliche Preußen, darauf auch der Resident Brandt im Namen des Kurfürsten. Er fand die hohe Frau sehr liebenswürdig.

Am Donnerstag tagte der Reichstag bis zwei Uhr. Dann versammelten sich die Senatoren und Landboten im großen Saal des Schlosses zu einem Banquet, das ihnen der König gab und bei dem es wieder toll genug zuging, so daß aller Respect vor den Majestäten vergessen wurde. Der Landbote Kujawski sprang in Gegenwart der ganzen vornehmen Gesellschaft mit einem Glase Wein auf die Bank, um die Gesundheit der Königin auszubringen, war aber so betrunken, daß er herabfiel, mit dem Kopfe auf den Tisch und Estrich aufschlug und für todt fortgetragen wurde; alle Gläser fielen vom Tisch. Nach der Tafel begann der Tanz. Die Königin tanzte jedoch jetzt nur mit dem König und dem kaiserlichen Ambassadeur Grafen Schaffgotsch. Bis drei Uhr Nachts dauerte das Fest.

Am nächsten Tage begab sich Kalckstein wieder auf die Straße und in sein Logis beim französischen Koch zurück. Sein erster Gang war zu Frau Gabriele. Zu seinem nicht geringen Erstaunen erfuhr er, daß sie am Abend nach dem Einzuge der Königin das Haus mit ihrem Söhnchen verlassen hätte. Auf ihren Befehl war des Königs Stallmeister berufen worden. Ihm hatte sie alles übergeben, was durch den König in ihren Besitz gekommen war. Sie hatte nur mitgenommen, was ihr an Geld, Pretiosen, Goldsachen und Edelsteinen schon

vor ihrer Verbindung mit dem Fürſten Wiſniowiecki gehörte. Der Dienerſchaft hatte ſie geſagt, ſie gehe vorläufig in's Kloſter der Nonnen vom Herzen Jeſu. Dorthin hatte ſie ſich mit ihren Habſeligkeiten auch ſchon bei Anbruch der Nacht fahren laſſen. Tags vorher war ſie bei Pater Branicki zur Beichte geweſen.

Kalckſtein klopfte im Kloſter an und ließ um eine Unterredung am Gitter bitten, wurde aber abgewieſen. Heinrich Rohde, den er befragte, gab nur ſcheu die nothdürftige Auskunft. Er ſchien ganz verwirrten Geiſtes zu ſein. Er nannte es ſein Unglück, vom Schickſal auf einen Poſten geſtellt zu ſein, dem er nicht gewachſen geweſen. Er ſei's ſatt, ſich vom Wirbelwind umtreiben zu laſſen.

Kalckſtein erkannte daraus, daß Rohde nicht der Mann ſei, auf den er ſich ſtützen könne. Längſt hatte er auch jede Hoffnung aufgegeben, durch den Reſidenten Brandt zu einem Ausgleich mit dem Kurfürſten zu gelangen. Es konnte ihm nicht unbemerkt bleiben, wie ihm derſelbe überall nachſpürte und ſeinen guten Ruf bei den Polen zu untergraben ſuchte. So meinte auch er nun rückſichtslos vorgehen zu müſſen. Er hatte ſich nun einmal mitten in den Wirbelwind geſtellt, der den jungen Rohde erſchreckte, und mußte zuſehen, wie er feſten Fuß behielt. Die Verzweiflung gab ihm Muth zum Verzweifelten. Das konnte nur gelingen, wenn er ſeine Sache zur Sache des preußiſchen Adels ausweitete. Was brauchte er Vollmacht, da er ja zu wiſſen glaubte, wie jeder ſeiner Standesgenoſſen in Preußen dachte! Gegen die Tyrannei des Kurfürſten, für die alte Freiheit des Landes einzu-

treten, mußte hier und dort als ein Verdienſt gelten und des Dankes werth erachtet werden. Nur wenn Polen ſein Recht wiedergewann, kam er auch zu dem ſeinigen. So groß die Gefahr eines ſolchen Kampfes, ſo untrüglich die Frucht des Sieges. Die Zeit ſchien günſtig.

So ließ er ſich nun wieder täglich auf dem Schloßhof und in den Vorgemächern des Königs, auch vor der Landbotenſtube blicken, verſammelte ſtets eine Schaar Polen um ſich und wußte ſeine Worte ſo zu ſtellen, daß ſie ſich über die preußiſchen Angelegenheiten auslaſſen mußten. Sie waren leicht zu erhitzen, ſprachen jedoch den Zweifel aus, ob der preußiſche Adel muthig aufſpringen werde, wenn Polen für ihn rüſte. „Pah!“ rief der Oberſt, „das weiß ich beſſer. Wenn der König einmal auf den Kurfürſten gehen wird, werden nicht drei vom Adel ſein, die nicht zum König ſtehen, und die will ich an drei Galgen hängen laſſen!“

So ſagte er auch zum Caſtellan Warszewski, der ihm vorwarf, daß er nur mit großen Worten prahle: wenn nur zweitauſend Polen nach Preußen gingen, würden alle Stände abfallen. Hierbei war Brandt zugegen; er hatte den Caſtellan ſo lange gereizt, bis er Kalckſtein widerſprach und ſo dieſe Entgegnung hervorrief.

Da er eines Tages den Reſidenten in das Haus des littauiſchen Kanzlers gehen ſah, eilte er ihm ſofort nach, trat unangemeldet ein und begann ſeine Beſchwerden vorzubringen. Brandt verleumde ihn auf's Schändlichſte. „Wollt Ihr ſtreiten, daß Ihr in Preußen verurtheilt ſeid?“ fragte ihn der letztere.

„Das ſtreite ich nicht," antwortete der Oberſt, „aber daß ich gerecht verurtheilt bin. Das Urtheil muß revidirt werden. Ew. Gnaden ſollen wiſſen," wendete er ſich an den Kanzler, „daß es vornehmlich zwei Gründe ſind, weshalb ich von Haus und Hof, Weib und Kind verjagt worden: weil ich der katholiſchen Kirche nicht widerſtrebt und allezeit für die Freiheit des Adels geſtritten."

„Habt Ihr Euch zur katholiſchen Kirche bekehrt?" fragte Brandt. „Sagt's doch!"

„Denkt davon, was Ihr wollt," entgegnete Kalckſtein. „Ich hab' Euch nicht Rede zu ſtehen."

„Lärmt nicht!" befahl der Kanzler, dem dieſes Zuſammentreffen in ſeinem Gemach ſehr unerwünſcht war. „Ich kann Euch hier keinen Beſcheid geben. Das Urtheil, das in Preußen ergangen iſt, ſpricht gegen Euch. Bringt Eure Beſchwerde an, wo Ihr gerichtet ſeid." Das ſagte er, um den Reſidenten zu beruhigen, der ihm denn auch Beifall zollte. Kalckſtein wollte ſich noch weiter verantworten, aber der Kanzler ſchnitt beiden das Wort ab, indem er erklärte, daß er zum König gehen müßte, entfernte ſich auch aus dem Gemach. Der Oberſt war ſehr aufgebracht gegen Brandt, der ihm noch weiter das Urtheil vorwarf, und rief in Gegenwart aller Diener: „der Kurfürſt will mich in ſeinem Schreiben an den König zu einem Infamen und Meineidigen machen — ich halte ihn aber doppelt für einen ſolchen!"

„Ihr habt's gehört und ſollt es bezeugen," ſchrie der Reſident feuerroth.

„Ich habe gesagt, was Ihr hören wolltet," antwortete Kalckstein. „Warum provocirt Ihr mich?"

Die Diener lachten über diesen Zank und schlugen vor, ihn draußen fortzusetzen. Was denn auch geschah.

Brandt wollte auch wissen, daß Kalckstein zum Unterkanzler Olczowski, als derselbe ihm den Brief des Kurfürsten an den König gezeigt, gesagt habe: „Du lügst, Kain!" und auf dessen Verweis: „Ich sage es nicht, sondern die Schrift sagt es."

Als eines Tages wieder viele Edelleute auf dem Schloßplatz um Kalckstein versammelt waren, trat Brandt hinzu und mischte sich in das Gespräch. Der Oberst schwieg, da er des Residenten Art, ihn auszuholen, schon genugsam kannte. Das gefiel diesem aber nicht. „Verstummt der Ankläger nun," spottete er, „da sich einer einfindet, der ihn auf der Stelle berichtigen kann? Ich bitt' Euch, Ihr Herren, fragt ihn genau, was sein Ziel ist, damit ihr prüfen könnt, wie weit ihr mit ihm zu gehen geneigt seid."

„Wir hoffen, daß er es sich nicht kurz steckt," meinte einer von den Polen, „sonst hätt' er lieber zu Hause bleiben können. Wir alle halten dafür, daß die Verträge nicht bestätigt werden sollen. Das hörst Du freilich nicht gern. Dieser hier ist aber, wenn wir ihn recht verstehen, mit uns desselben Glaubens, daß der Kurfürst die Souveränetät zurückgeben müsse. Ist dem so, Bruder?"

„Dem ist so," antwortete Kalckstein, der jetzt nicht ausweichen konnte noch wollte.

„Ihr Herren, das bedeutet Krieg," bemerkte der Resident.

„Wir haben ihn hier auf der Straße nicht zu beschließen," sagte ein anderer Pole, „aber wie wir in der Landbotenstube stimmen, das weißt Du nun."

„Herr von Kalckstein stimmt aber da nicht mit," wendete Brandt ein. Er drehte sein kleines Schnurrbärtchen und blinzelte ihn von der Seite an. „Will er für sich allein dem Herrn Kurfürsten den Krieg erklären?"

„Wer hat das gesagt?" rief der Oberst hinein. „Ihr merkt, daß er mir die Worte im Munde verdreht."

„Ich denke, er hat gesagt, er wolle machen, daß der Herr Kurfürst die Souveränetät zurückgeben müsse," wendete Brandt sich an die Polen.

„Das hat er gesagt — das hat er gesagt," bestätigten sie.

„Und ich will's auch mit Eurer Hilfe machen," trumpfte Kalckstein, dem das Blut in die hohe weiße Stirn trat.

„Soll der Kurfürst das Lehn beschwören?" fragte der Resident. „Sagt doch! soll er's beschwören?"

„Hier auf diesem Schloßplatz hat er's einmal beschwören müssen," ließ sich ein alter Edelmann vernehmen, „und ich bin selbst zugegen gewesen."

Kalckstein schlug an den Säbel. „Auf dies theatrum will ich den Kurfürsten noch bringen," schrie er hitzig, „daß er mir das Lehn von Polen beschwören muß!"

Die Polen riefen: „Bravo — bravo!" Der Resident aber machte Kehrt und zog ab. Sie lachten hinter ihm her. „Den hast Du gut fortgebissen, Bruder — ha, ha, ha!"

Herr Eusebius von Brandt aber berichtete alle unbedachten Reden des Obersten Woche für Woche an den Herrn Kurfürsten nach Berlin. Er schrieb eine gute Hand und einen geläufigen Stil; seine Berichte lasen sich trefflich. Gar zu ängstlich wog er die Worte nicht ab. Er erzählte auch, wie es im Reichstage zugehe, auf welche Art man ihn wegen Draheim's, Lauenburg's und Bütow's vertröstet, und wie gnädig der König sich ihm bezeige, so daß er neulich sogar in seiner Gegenwart die Königin geküßt und ihn beauftragt habe, davon dem Herrn Kurfürsten Mittheilung zu machen. Kalckstein könne freilich gegen die Gesetze des Landes nicht ausgeliefert werden, aber er hoffe ihm wohl noch einen Streich zu spielen.

Er vergaß auch weiter nicht zu berichten, daß Kalckstein in des Königs Vorkammer zu ihm über den Kurfürsten schlecht gesprochen und in Gegenwart der Kurländischen Gesandten geäußert: der Kurfürst solle ihm seine Güter wohl wiedergeben und mit Interessen dazu! oder ein andermal: er wolle auf allen Seymiken (Landtagen der Wojewodschaften) herumreisen, sollte er auch alle seine Pferde zu Tode jagen und hernach zu Fuße herunterlaufen müssen.

Auch in Warschau selbst suchte er ihm den Boden noch mehr zu unterwühlen. Es standen mehrere Preußen als Offiziere in Königlichem Dienst. Denen theilte er mit, was für Reden Kalckstein geführt habe, und fragte, ob es auch ihre Meinung sei, gegen den Kurfürsten zu ziehen und daß der preußische Adel von ihm abfallen

werde. Darüber waren die Herren ſehr aufgebracht. Zwei Offiziere wurden an ihn abgeſchickt, um ihm zu ſagen: er ſolle mit ſolchen Reden Einhalt thun und ſie des Meineides, den er begangen, nicht mit beſchuldigen, ſonſt würden ſie ihn prügeln laſſen.

Das trugen ſie ihm auch in ſeinem Logis vor. Kalckſtein war eben damit beſchäftigt, einem Schreiber Briefe zu dictiren. Er zuckte die Achſeln und antwortete: „Ihr Herren, wollt Ihr allhier Euch des Kurfürſten annehmen und ſeid Königliche Offiziere? Komm', Herr Schreiber, und ſchreibe, was ſie reden. Ich verſichere, ſie ſollen übel dabei fahren."

Die Offiziere ließen ſich aber nicht einſchüchtern und ſagten: „Wir werden mit der Feder nicht mit Euch fechten, haben aber ein Paar Piſtolen zu Eurem Dienſt."

Der Oberſt lachte. „Man weiß, daß ich mich vor denen noch nie gefürchtet habe."

So gingen ſie auseinander. Für Kalckſtein war's aber doch empfindlich, daß ſeine eigenen Landsleute ſich von ihm zurückzogen und ihn mieden, der Eine und Andere auch wohl an ihm vorüber ging, ohne den Hut zu ziehen. Das brachte ihn auch bei vielen Polen um das gewünſchte Anſehen. Inzwiſchen war der Reichstag wieder zerriſſen worden; die Landboten reiſten ab. Kalckſtein verlor an ihnen ſeinen Halt. Der König hatte alle Urſache, den Kurfürſten jetzt nicht noch mehr zu erzürnen: ein Theil der Senatoren war durch den Erzbiſchof gegen ihn aufgebracht, der es ihm nicht vergeſſen konnte, daß die Heirath hinter ſeinem Rücken betrieben worden; die

Kronarmee war uneins; bei Hofe herrſchte Geldmangel; die hungrigen Soldaten der Garde ſtahlen und raubten öffentlich und verſchonten nicht einmal Senatoren, dem Wojewoden von Krakau beſtahlen ſie den Bagagewagen. Es war eine heilloſe Unordnung überall. Unter ſolchen Umſtänden gab der König dem Drängen des Reſidenten nach und ließ Kalckſtein förmlich vom Hof verweiſen. Olczowski ſelbſt überbrachte ihm dieſe Nachricht. „Er könne zur Zeit nichts für ihn thun," verſicherte er. „Fangt Krieg an," rieth der Oberſt, „und verſprecht allen Preußen in der Armee gute Chargen, ſo ſollt Ihr bald den Erfolg merken." Darauf wollte der Kanzler ſich doch nicht einlaſſen.

Den Kurfürſten verdroſſen die Winkelzüge der Kronbeamten. Er fragte bei Brandt an, ob man Kalckſtein nicht durch erkaufte Polen heimlich in der Nacht wegbekommen und nach Preußen liefern könne. Das ließ ſich der Reſident geſagt ſein und trat in Unterhandlung.

Vielleicht hatte Kalckſtein etwas davon in Erfahrung gebracht, oder es wurde ihm auch ohnedies in Warſchau zu heiß. Jedenfalls war er eines Tages verſchwunden. Selbſt der Reſident konnte durch ſeine Spione nicht ermitteln, wo er ſich befand. Die Einen behaupteten, er ſtecke wieder im Kloſter, die Andern, er ſei zur Armee gegangen, noch Andere, er habe ſich nach Deutſchland davongemacht. —

Der Kurfürſt befahl, Kalckſtein zu citiren, den Proceß fortzuſetzen und — „wenn er ohne Zweifel zum Tode verurtheilt wird, das Urtheil in effigie zu executiren".

Die Citation erfolgte darauf „in dreier Herren Ländern", nämlich im Herzogthum, im Ermland und in Danzig. Auf der Oberräthe Vorstellen gab der Kurfürst dem Residenten Brandt auf, Kalckstein auch noch durch einen Ministerialen in Warschau citiren zu lassen.

Inzwischen hatte dieser erfahren, daß Kalckstein zur Armee gegangen sei. Auch General-Major von Görtzke schrieb aus Memel, er solle sich unter den polnischen Völkern an der Grenze aufhalten. Dort hätte ihm die Citation nur mit des Königs Genehmigung zugestellt werden können. Brandt bezweifelte, daß dieselbe zu erlangen sein würde.

Kalckstein hatte sich, als er von Warschau fortgegangen, auf allerhand Umwegen zum Kron-Unterfeldherrn Fürsten Demetrius, des Königs Oheim, begeben und ihm seine Dienste angeboten. Der Fürst kannte ihn als einen tüchtigen Offizier, schuldete ihm auch noch selbst eine bedeutende Summe, worüber er ihm eine Obligation gegeben. Er nahm ihn Anfangs sehr freundlich auf, versprach ihm sogar ein Dragoner-Regiment. Diese günstige Stimmung änderte sich jedoch sofort, als er Briefe des Residenten von Brandt erhielt. Dieser hatte kaum durch einen entlaufenen Diener Kalckstein's erfahren, daß er zum Fürsten gereist sei und viel Geld mitgenommen habe, als er auch sogleich alle Hebel in Bewegung setzte, seine Stellung dort zu unterminiren. Er schickte dem Fürsten Abschriften des Urtheils und des Reverses, sowie Bescheinigung darüber, daß Kalckstein des Hofes verwiesen und bei den preußischen Offizieren schlecht angesehen sei. So

brachte er es ohne ſchwere Mühe dahin, daß jenem der Zutritt zum Fürſten verboten wurde. Der Capitän Meglin konnte ihm unter der Hand mittheilen: Kalckſtein habe Anfangs ſehr groß gethan und dem Fürſten verſprochen, für ihn Draheim zurück zu erobern, wenn er ihm einige Völker anvertrauen wolle; jetzt ſei es aber mit ihm zu Ende. Wirklich ſcheiterten alle Verſuche des gehetzten Mannes, ſich bei dem Kronfeldherrn wiederherzuſtellen. Er trieb ſich nun im Lande umher, bemühte ſich um Unterſtützung bei den Jeſuiten, bereiſte die Seymiken, begab ſich ſogar zur Mutter des Königs nach Zamoicz, von ihr eine Fürbitte zu erlangen, und kehrte endlich, überall abgewieſen und zur Seite geſchoben, zu Demetrius zurück, in der Hoffnung, wenigſtens die Gunſt zu erreichen, ihn auf der Reiſe nach Warſchau zum Reichstage in ſeinem Gefolge begleiten zu dürfen. Aber auch dieſes Erſuchen wurde abgeſchlagen. Fürſtliche Gnaden ließen ihm durch Capitän Meglin antworten, das könne nicht ſein. Wollte er gleichwohl mitkommen, ſo würde der Fürſt ihm den Wagen umkehren laſſen. So mußte er denn, um ſich nicht die ſchlimmſten Verdrießlichkeiten zuzuziehen, allein voraus reiſen.

Auf einem Bauerwagen, nur mit zwei abgeriſſenen Dienern, langte er in Warſchau an. Er war ſehr deſperat, ließ den Kopf hängen und bedachte, ob ihm noch etwas übrig bleibe, als ſich dem Kurfürſten auf Gnade und Ungnade zu unterwerfen. So verhaßt der Reſident ihm war, ſo meinte er doch ohne ihn keinen Schritt vorwärts kommen zu können. Vielleicht ließ ſich der eitle

Menſch durch Schmeichelei gewinnen! So paßte er denn in den nächſten Tagen auf, ob er ihn irgendwo wie zufällig treffen könnte.

Eines Abends, als Brandt mit einigen preußiſchen Cavalieren auf dem Schloßplatz ſtand, kam der Oberſt zu ihnen herangetreten und begann ein Geſpräch. Weil der ſich aber mit ihm nicht einlaſſen wollte, entfernte er ſich bald und ſetzte ſich etwas abſeits auf ſein Pferd, das der Diener hielt. Sobald Kalckſtein dies bemerkte, wandte er ſich um und ging eiligſt zum Thor hinaus auf die Straße, um dort auf Brandt zu warten. Als dieſer nun in ſeine Nähe kam, bat er ihn abzuſitzen und etwas mit ihm zu reden. Da Brandt dies verweigerte, ging er ſchnell zu ihm heran, ergriff den Steigbügel und bückte ſich, als ob er ihn zum Zeichen ſeiner Unterwürfigkeit küſſen wollte, wie dies in ſolchem Fall hohen Herren gegenüber polniſche Sitte was. „Was wollt Ihr von mir?“ fragte Brandt überraſcht.

„Ihr verfolgt mich, wie Ihr könnt,“ antwortete der Oberſt, „hetzt mich mit allen Hunden, wie ein angeſchoſſenes Wild, um mir völlig den Garaus zu machen. Wahrlich, ich bin todtmüde und in ſolcher Verzweiflung, daß auch der ärgſte Feind Mitleid mit mir haben muß. Was hab' ich gethan, Euch in ſolchen Grimm gegen mich zu verſetzen? Bin ich nicht ein Edelmann wie Ihr? Hab' ich mich nicht freiwillig zu Euch begeben, Eure Vermittelung anzurufen? Glaubt mir, ich bin ſo ſchuldig nicht, als des Herrn Kurfürſten Creaturen mich befunden haben. Bin ich mit der Strafe im Reſt geblieben, ſo ſind mir

ja auch meine Güter weggenommen. Was will man noch von mir?"

„Daß Ihr Euch in Euer Gefängniß ſtellet, wie es Euer Revers verſpricht," entgegnete der Reſident. „Anders werdet Ihr vor dem Herrn Kurfürſten nicht Frieden haben können."

„Das verſpricht der Revers nicht unbedingt," ſagte Kalckſtein. „Wie hätt' ich ihn unterſchrieben, wenn er mir nicht die Flucht offen gelaſſen hätte. Der Herr Kurfürſt weiß nicht, wie meine Feinde mich in der Gefangenſchaft traktirt haben; ich bin feſt überzeugt, daß mir von ihnen viel mehr geſchehen iſt, als er befohlen hat. Wenn ich nur zu ihm könnte, ſo würde ſich das Blatt raſch wenden. Er iſt ein gnädiger Herr. Ich bitt' Euch flehentlich nochmals, ſchreibt an ihn, daß er mir erlaube nach Berlin zu kommen und einen Fußfall zu thun — Ihr ſollt es nicht bereuen!"

„Das iſt ſchon damals abgeſchlagen," ſagte der Reſident, „jetzt liegt noch vielerlei mehr gegen Euch vor."

„Schreibt gleichfalls nochmals," bat Kalckſtein. „Läßt der Herr Kurfürſt mich vor, ſo hoffe ich, es ſoll mir dann auch in Gnaden vergeben werden, was ich hier etwa aus Deſperation wider den durchlauchtigſten Herrn geſprochen."

„Das klingt gar demüthig," bemerkte Brandt, ſein Pferd antreibend. „Ich zweifle aber billig, daß es Euch mit der Reue Ernſt iſt. Jetzt geht Euch das Waſſer bis an den Hals, da ruft Ihr: rettet, rettet! Ich wette,

Euch wieder ſehr übermüthig zu finden, ſobald Ihr den Fuß auf's Trockne geſetzt habt."

„Ihr verkennt mich gar ſehr," rief Kalckſtein ihm nach, indem er einige Schritte folgte. „Der Herr Kurfürſt ſoll an mir den treueſten Vaſallen finden, wenn er mir gerecht wird. Verwendet Euch für mich — ich will Euch dankbar ſein —"

Brandt ſpornte ſein Pferd und ließ es austraben. Er hatte ganz andere Dinge im Sinn, als ſich durch eine ſo unzeitige Fürbitte beim Kurfürſten die Finger zu verbrennen. Er dachte nur darauf, wie er Kalckſtein in deſſen Gewalt bringen könnte. Wenn er nur ein paar Tauſend Thaler zur Verfügung hätte, deutete er ihm wiederholt an, ſo ſollte es wohl gelingen. Er hatte den Capitän Meglin und einen Oberſt Lacki in's Auge gefaßt. Die würden zu kaufen ſein, meinte er.

Kalckſtein's Lage ſollte ſich noch verſchlimmern.

Bis dahin hatte er wenigſtens unter den Polen einen großen Anhang gehabt. Alle diejenigen, welche einen Bruch mit dem Kurfürſten wünſchten, ſahen in ihm den Repräſentanten des preußiſchen Adels, der über Verletzung der Verträge zu klagen hatte, und ſchoben ihn gern vor, um ſich bei jeder Gelegenheit auf ihn berufen zu können. Nun wurden ſie ſelbſt ſtutzig. Sie kamen zu ihm und hielten ihm vor: „Was iſt das? Man greift Deine Ehre an und Du ſchweigſt? Was ſollen wir davon denken? Man ſtellt Dich bei Hofe, auch im Conſilium als einen Uebelthäter und Schelm dar, wirft Dir in der Armee allerhand Schlechtigkeiten vor und beweiſt

Dir öffentlich Mißachtung. Kannſt Du Dich dagegen vertheidigen oder nicht? Du ſagſt uns, Du habeſt in Preußen zu laut für die Freiheit geſprochen, wie einſt Dein Vater, und haſt deshalb Verfolgung zu erleiden gehabt; der Kurfürſt habe die Rechte des Adels verletzt und das ganze Land gegen ſich aufgebracht, ſo daß die Stände ſehnſüchtig auf unſeren Eingriff warten. Iſt das nun wahr oder nicht? Wir werden uns nicht an der Naſe herumziehen laſſen. Biſt Du der Dinge ſchuldig, die man Dich anklagt, ſo mache Dich eilends aus dem Staube und ſuche Dir anderswo Narren, die Du am Seil führen kannſt; wenn nicht, ſo trtt öffentlich ſelbſt mit Deiner Klage auf und beweiſe Deine Beſchwerden. Der Reichstag iſt verſammelt; wir ſagen Dir gut dafür, daß er Dich anhören wird."

So war ihm nun die Piſtole auf die Bruſt geſetzt. Sich ſelbſt erklärte er für ehrlos, wenn er nicht dem Kurfürſten den Handſchuh hinwarf. Das war's, was auch Olczowski von ihm erwartete. Immer noch hatte er mit einer ſolchen Herausforderung gezögert, die den Kurfürſten tief verletzen mußte. Jetzt ſchien unentrinnbar die Zeit gekommen, entweder als ein Elender zu weichen, oder mit muthigem Angriff das Letzte zu wagen.

Schlieben redete ihm zu, eine Klageſchrift einzureichen. Es waren da in Warſchau auch noch einige andere Edelleute, die behaupteten, in Preußen Güter zu beſitzen — ein Radziminski, Dehren, Schwiderski, Gruſicki — und die ebenfalls über Bedrückung klagten. Sie ſchloſſen ſich Schlieben an und gaben Kalckſtein mündlich

Vollmacht, auch in ihrem Namen vorzugehen. Es ſei ja außer Zweifel, daß jeder preußiſche Edelmann deſſelben Sinnes ſei und ihn nicht verleugnen werde. Die Souveränetät des Kurfürſten ſei der Verderb des Herzogthums. Im Reichstage hätten ſich ſchon gewichtige Stimmen dagegen vernehmen laſſen, daß ſie ihm durch Beſtätigung der Verträge geſichert werde. Man erwarte dort nur das Material, mit dem ſich die Ablehnung begründen laſſe. Er könne ſich ein ewiges Verdienſt um ſein Vaterland und Polen erwerben, wenn er offen als Ankläger auftrete.

Kalckſtein bedurfte eines ſolchen Anſtoßes kaum noch. „Laſſet uns ſehen," ſagte er, „ob Gott der Wahrheit zum Siege verhelfen will. Die Wahrheit, nichts als die Wahrheit will ich an's Licht bringen. Der Kurfürſt will keine Verſöhnung — vergebens hab' ich mich des Friedens wegen auf's Tiefſte gedemüthigt. Wohlan denn! ſo mag die Welt erfahren, was für ein Tyrann er iſt!"

Unter ſeinen polniſchen Freunden war ein vornehmer Pfaffe Namens Tyszkiewicki. Der hatte ihm, da er des Lateiniſchen mächtig und der Formen kundig war, auch ſchon Schreiben angefertigt. Er ging jetzt auf ſeine Bitte, ihm die Klageſchrift zu formuliren, bereitwillig ein. Kalckſtein gab ihm die Thatſachen, auf welche ſich die Beſchwerden gründen ſollten, und Tyszkiewicki putzte ſie mit allerhand Redeblumen aus, wie ſie in dergleichen Supplicationen beliebt waren. Der Oberſt beſchränkte ſich nicht auf ſeine eigene Angelegenheit. Alle Klagen, welche nach ſeiner Meinung die preußiſchen Stände in Profan-

und Religionsſachen vorzubringen hatten, wurden mit hinein gezogen. So erhielt denn auch die Schrift den Titel: „Bittſchrift im Namen des Herzogthums Preußen“. Ein anderes Geſuch richtete er an den König. Darin wurde Klage erhoben über die harte Knechtſchaft Preußens unter einem ungnädigen Fürſten, und der König angerufen, „als legitimer und oberſter Herr das Herzogthum in den früheren Stand zurückzubringen“.

Der erſte Entwurf des Libells fiel ſo ſcharf aus, daß der Oberſt ſelbſt Bedenken trug, es in dieſer Form einzureichen. Viele Ausdrücke wurden deshalb gemildert. Auch dann hielt er es für gut, erſt noch einige erfahrene und angeſehene Männer zu befragen, ſo Struſza, Geheimer Rath des Unterfeldherrn Dembicki, und den Landboten Scholnicki. Es war ihm bedenklich, ob man von ihm nicht eine Vollmacht derer fordern werde, für die er auftrete. Aber die Herren ſagten ihm, ſie ſei nach polniſchem Brauch nicht erforderlich, wenn er die Eingabe mit ſeinem Namen unterſchriebe. Auch fanden ſich mehrere andere Leute, Preußen, in Warſchau, die ihre Unterſchrift beifügten. Tyszkiewicki beruhigte ihn: „Drei machen ein Collegium, und Du haſt ja mehr.“ Er erbot ſich, an die dreißig zu beſorgen. Es ſchien eben nur auf Namen anzukommen. Man wußte, daß er im Einverſtändniß mit dem Unterkanzler Olczowski handelte, und dieſem war es gerade um eine Klageſchrift der preußiſchen Stände, nicht um das Bittgeſuch eines verlaufenen Edelmanns zu thun.

Die Stimmung des Oberſten hob ſich gewaltig. Nun ſollte ein großer Wurf gewagt werden! Nicht mehr für

ſich allein, für die ganze Adelsgenoſſenſchaft trat er in die Schranken. Nun konnte er ſeinem Vater das gegebene Wort löſen. Er glaubte an ſeine Hochherzigkeit. Jedes kleinliche Bedenken blieb zurück. Er dachte jetzt nicht mehr an die Wiedererlangung ſeiner Güter, nicht einmal an Weib und Kind, die ſonſt ſeinem Herzen ſo theuer waren. Ganz offen wollte er handeln. Deshalb ließ er eine Abſchrift des Libells mit allen ſcharfen Ausfällen anfertigen und ſchickte ſie ſeinem mächtigen Gegner, dem Kurfürſten, nach Berlin, damit er ſehe, was er von ihm zu erwarten habe, nachdem er ihn zu ſolchem verzweifelten Schritt getrieben.

An einem Tage in der Mitte des October erſchien er dann in der Landbotenſtube und überreichte dem Marſchall ſein Libell, nachdem er an demſelben Tage auch dem König ſeine Bittſchrift hatte überreichen laſſen. Es wurde ſogleich verleſen und erregte großen Lärm. Sofort traten viele Landboten auf ſeine Seite. Der großbärtige Baroczi Seidomierski rief: „Endlich ſehen wir, wie die Sachen ſtehen. Dieſe Supplication öffnet uns die Augen. Wir erfahren daraus, daß die Pacten, auf welche ſich der Kurfürſt beruft, mit Argliſt und Schleicherei geſchloſſen worden. Sie ſind vom Kurfürſten nicht gehalten, dürfen von der Republik nicht bekräftigt werden. Herr Marſchall, wir bitten Dich, mit aufzuſetzen, daß dieſes Kalckſtein Begehren mit unter die Punkte, die auf einer Commiſſion vorgetragen werden ſollen, eingerückt werde.“

Dem ſtimmten viele eifrig zu. Einige widerſprachen aber auch, wennſchon nur ſchüchtern. Kalckſtein habe keine

Instruction vorgelegt und besitze auch keine. Man könne seinem Gesuch nicht nachgeben, ohne dem Kurfürsten die beschworenen Pacten zu brechen und in einen Krieg zu gerathen. Es lasse sich nichts weiter thun, als für Kalckstein zu intercediren. Darüber wurde viel hin und her gestritten, ohne daß man zum Schluß kam. Die Schrift war aber doch angenommen. Noch beim Herausgehen wurde lebhaft darüber disputirt. Die Freunde des Obersten warfen sich für ihn in die Brust, die Gegner nannten ihn einen Narren, der noch ganz von Sinnen kommen werde.

Der kurfürstliche Resident erkannte sofort die Gefahr, die seinem Herrn aus diesem rücksichtslosen Vorgehen Kalckstein's erwachsen könnte. Der Reichstag war wie ein Pulverfaß, in das nur ein zündender Funke zu schlagen brauchte, um seine zerstörende Wirkung nach allen Seiten zu üben. Bei der Leidenschaftlichkeit der Polen und ihrem Haß gegen den Kurfürsten ließ sich gar nicht vorausberechnen, welche Beschlüsse gefaßt werden würden, wenn erst die Gemüther erregt wären. Er erfuhr, daß Kalckstein auch am nächsten Tage in der Landbotenstube scharf gegen den Kurfürsten gesprochen und zum Kriege gehetzt habe. Es hieß, er wolle die Pospolite Ruszenie, die wieder nicht weit von der Stadt lagerte, um den Reichstag zu einem Ausgleich mit der Kronarmee zu nöthigen, aufbieten und nach Preußen führen. Er meinte, wenn dies auch nicht ohne der Republik Consens geschehen dürfe, könne es dem frechen Menschen doch leicht gelingen, „ein paar Tausend Lumpengesindlein, um zu brennen und zu sengen, zu rauben und zu stehlen, in's Land zu führen“,

weshalb er in ſeinem Bericht rieth, „eilends die Grenzen zu verſehen“. Wie ihm erzählt wurde, ſollte Kalckſtein dem Subſyndikus von Danzig geſagt haben, die Danziger ſollten ihm nur fünfundzwanzig Feldſchlangen und fünf halbe Karthaunen geben, ſo wolle er dem Kurfürſten ganz Preußen wieder abnehmen. Auch dem Fürſten Demetrius habe er eine Viſite machen wollen, ſei aber von den Heyducken nicht zum Thor eingelaſſen. Doch beſteche er viele Landboten und Senatoren mit Geld, daß ſie für ihn ſprächen. „Wenn ich nur tauſend Thaler hätte —!“ ſchrieb Brandt wieder nach Berlin, „aber ohne Geld kann man bei den Polen nichts richten.“

Er beſchäftigte ſich mit einer umſtändlichen Gegenſchrift, während der Diſput über die Verträge ſich im Reichstage fortſetzte. Der Biſchof von Krakau warnte dort: man habe es „mit einem ſehr mächtigen und immer bereiten Fürſten“ zu thun. Auch der von Cujavien bemerkte, es wäre kein Wunder, daß der Kurfürſt die Pacten in einigen Punkten nicht gehalten hätte, da ihm daſſelbe von der Krone Polen, ſo wegen Elbing's, geſchehen: „cessante conditione cessat obligatio!“ Der Unterkanzler Olczowski aber — der nach Brandt's Behauptung ganz Polen beherrſchte, wie Pacz ganz Littauen und der Marſchall Branicki, ein naher Verwandter des Jeſuiten, den ganzen Hof — ſorgte dafür, daß immer neuer Zündſtoff zugetragen wurde. Wenn er auch nicht offen für den Bruch der Verträge zu ſprechen wagte, ſo wollte er doch Kalckſtein's erwünſchte Beſchwerden nicht im Reichstage begraben laſſen und drang darauf, daß vor der Bekräf-

tigung erſt die Differenzpunkte in der Commiſſion eingehend verhandelt würden. An ihm hatte der Oberſt den beſten Schutz.

Brandt arbeitete indeſſen mit fieberhafter Haſt an ſeinem Memorial. Sobald es fertig war, paßte er die Gelegenheit ab, als der König in den Senat ging, und überreichte es ihm dort in voller Sitzung des Reichstages. Der nahm es auch an und übergab es dem Kron-Referendarius Kraſinski, damit er es verleſe. Kalckſtein aber hatte Nachricht erhalten, was vorgehen ſolle, und ſich ebenfalls dorthin begeben. Seine Anhänger unter den Landboten nahmen ihn in die Mitte, ließen ihn ſo weit vor, daß er hinter dem Seſſel des Erzbiſchofs ganz in der Nähe des Thrones zu ſtehen kam, und feuerten ihn an, etwas gegen Brandt zu unternehmen, um deſſen Machination zu kreuzen. Als nun der Kron-Referendarius zu leſen anfing, trat Kalckſtein vor, eilte die Stufen zum Thron hinauf und riß ihm die Schrift aus der Hand. Kraſinski rief zwar einem der Secretarien zu, er ſolle dem Unverſchämten eine Ohrfeige geben. Es wagte ſich aber Niemand an ihn, da die polniſchen Edelleute ihn umringten und drohend erklärten, der Reſident habe im Reichstage nichts zu ſuchen. Nun miſchte ſich auch Olczowski ein und forderte Kalckſtein auf, ihm die Schrift auszuhändigen. Das geſchah. Nachdem der Unterkanzler ſie durchgeſehen hatte, ſagte er, die Sache gehöre nicht vor den Reichstag, ſondern vor das polniſche Comitialgericht, wo der Kurfürſt ſie gegen die Kläger vertreten könne. Damit war dieſer Zwiſchenfall abgethan.

Der Resident ließ sich empört über diesen unerhörten Schimpf gegen den Unterkanzler scharf dahin aus, daß seine Schrift „supprimiret" worden. Noch mehr empörte ihn dessen dreister Vorschlag, die Schrift noch einmal aufzusetzen und an gehöriger Stelle einzureichen. Er beschuldigte ihn, Kalckstein Vorschub zu leisten. Olezowski schlug mit der Hand in die Luft: Kalckstein sei ein Unsinniger, man müsse mit ihm Geduld haben.

Rasch verbreitete sich die Nachricht, was in Warschau geschehen sei, im Herzogthum. Dort war jetzt, nach dem Tode des Fürsten Radziwill, Statthalter Herr Ernst Boguslav Herzog zu Croy und Archot, „des heiligen Römischen Reichs Fürst, Markgraf zu Havrée, Graf und Herr zu Fontenoy, Bojon, Dompmartin, auch Neugarten und Massow", ein leutseliger und dem Kurfürsten sehr ergebener, auch bei den Ständen beliebter Mann. Er sah aus nächster Nähe, wie der Unmuth des preußischen Adels gegen den Kurfürsten wuchs, der fortfuhr, unbewilligte Contributionen zu erheben, und fürchtete mit Recht, daß Kalckstein's Anklage vielen Beifall im Lande finden werde. Auch die Oberräthe wollten sich Vorwürfe von Berlin sparen. Sie beriefen daher mit größter Eile die ständischen Deputirten zusammen, deren sie irgend habhaft werden konnten, und verlangten eine offene Erklärung, daß Kalckstein gänzlich ohne ihre Vollmacht und selbst ohne ihr Wissen gehandelt habe, sie auch sein rebellisches Verhalten verdammen müßten. Natürlich wurde diese Erklärung mit dem vollen Ausdruck der Entrüstung über sein verrätherisches Thun und Treiben abgegeben und an

den Kurfürſten abgeſchickt, der ſehr befriedigt ſeinem Reſidenten davon Nachricht gab, ohne den Verſicherungen ſeiner lieben Getreuen doch rechten Glauben zu ſchenken. Er hielt es für unwahrſcheinlich, daß Kalckſtein gewagt haben könnte, ohne einen ſtarken Rückhalt in Preußen ſo gegen ihn vorzugehen. Uebrigens machte er acht Regimenter marſchfertig und verlangte nochmals vom König die Auslieferung des Uebelthäters.

In Warſchau waren viele doch ſtutzig geworden, als bekannt wurde, daß die preußiſchen Stände ſo offen Kalckſtein bloßgeſtellt hätten. Ihm ſelbſt mußte die Verleugnung ihres Einverſtändniſſes ſehr bedenklich erſcheinen. Er that alles, um ſie bei ſeinen polniſchen Freunden abzuſchwächen; doch mußte er wohl merken, daß ſie ihm zu mißtrauen anfingen. Es kam darauf an, mit allen Mitteln entgegen zu arbeiten. Er verſicherte alſo, daß eine „Declaration" der Stände zu erwarten ſtehe, und zeigte, mehr und mehr gedrängt, endlich auch ein Schreiben des Inhalts vor: „Hochwohlgeborner Herr Obriſter! Wir freuen uns von Herzen, daß Ihr ſeid glücklich nach Warſchau kommen, und bitten, Ihr wollet in Eurem guten Werke fortfahren und nach dem Exempel Eures Vaters ſuchen unſer Vaterland zu retten, und Euch nicht laſſen abſchrecken, daß wir ſolch' eine Schrift haben wider Euch übergeben. Denn dieſes alles haben wir thun müſſen. Hiemit dem lieben Gott empfohlen! Sämmtliche Einwohner des Herzogthums Preußen." Das ſei ihm von Leuten zugekommen, die er nicht nennen dürfe, um ſie nicht zu gefährden.

Auch Brandt ließ er dieſe in lateiniſcher und polniſcher Sprache abgefaßte Schrift ſehen und drohte, er wolle ſie drucken und in hundert Exemplaren auf den Gaſſen Königsbergs ausſtreuen laſſen. Der Reſident traute ihm dies wohl zu. Des Kurfürſten Schreiben übergab er dem König, mußte aber wieder hören: Kalckſtein genöſſe in Polen, wie jeder Andere, die polniſche Freiheit; er ſei nicht in Polen verurtheilt und könne deshalb nicht ausgeliefert werden. Die ſchmeichelhafteſten Verſicherungen der Ergebenheit für den befreundeten Monarchen konnten dieſer Abweiſung nur wenig ihre Bitterkeit nehmen.

Dem brandenburgiſchen Kammerjunker wurde heiß. Wenn man in Berlin an ſeiner Befähigung zur Diplomatie zweifelte! Es mußte etwas, wie immer, geſchehen, ſeinen allergnädigſten und vielleicht bald ungnädigſten Herrn zu befriedigen. „Wenn ich nur tauſend Thaler hätte —!“

Fünfzehntes Capitel.

Der Vogel geht in's Netz.

Oberſt Lacki behauptete noch Forderungen an Kalckſtein zu haben, unter dem er früher gedient hatte; Capitän Meglin glaubte ſich von ihm beleidigt. Beide hatten ſich ſchon vor Monaten bereit erklärt, ihm einen Tort zu ſpielen. Nun verhandelte Brandt ganz ernſtlich mit ihnen. So konnte er denn bald dem Kurfürſten den Vorſchlag unterbreiten, Kalckſtein „heimlich beim Kopf zu nehmen und bei Nacht davon führen zu laſſen". Lacki begehre nur des Kurfürſten Gnade und daß ihm bezahlt werde, was Kalckſtein ihm ſchuldig ſei; Meglin bitte, daß ſeine in Spandau wohnhafte Mutter contributionsfrei gemacht werde. Dann wollten ſie gern hilfreiche Hand leiſten.

Der Kurfürſt, deſſen Ungeduld von Tage zu Tage ſtieg, hatte kein Bedenken darauf einzugehen. Wollte der König Kalckſtein nicht herausgeben, antwortete er ihm, „ſo befehlen wir Dir hiermit in Gnaden, daß Du mit

den beiden vorgeſchlagenen Perſonen beſtermaßen handelſt und dieſelben verſicherſt, daß wenn ſie den Kalckſtein heimlich beim Kopfe nehmen und in unſern Gewahrſam liefern könnten, wir ſolches dermaßen um ſie mit wirklicher Dankbezeigung erkennen wollten, daß ſie darob vergnüget ſein könnten."

Der Plan zerſchlug ſich jedoch, da die beiden Offiziere unvermuthet mit ihrem Regiment von Warſchau abrücken mußten.

Deshalb gab jedoch Brandt ſein Vornehmen nicht auf. Im Gegentheil dachte er immer eifriger darüber nach, wie er Kalckſtein faſſen könnte, da er nun des Kurfürſten Zuſtimmung zu einem ſolchen Gewaltſchritte meinte ſicher ſein zu dürfen.

Um jedoch wirkſam gegen ihn heimlich etwas ausführen zu können, mußte er ihn — das ſah er ſogleich ein — wieder vertraulich zu ſtimmen ſuchen. Er gab ſich deshalb den Anſchein, als ſei in ſeiner Meinung über ihn eine Wendung eingetreten, ſeit der Reichstag ſich ſeiner ſo nachdrücklich angenommen, behandelte ihn mit großer Achtung und Zuvorkommenheit und ließ durchblicken, daß der Kurfürſt jetzt vielleicht doch durch ihn zur Verſöhnlichkeit geſtimmt werden könnte. Er ſprach ihn auf der Straße an, beſuchte ihn auch in ſeiner Wohnung und ließ verlauten: es könne ja dem Herrn Kurfürſten nichts daran gelegen ſein, den Streit mit Polen fortzuſetzen; er wünſche offenbar ſchnell die Bekräftigung der Verträge zu erlangen und wolle nicht, daß im nächſten Reichstage nochmals darüber verhandelt werde. In Preußen

ſpitze man ſchon die Ohren. „Seid überzeugt, Herr Bruder," fügte er hinzu, „daß ich ſtets zu Euren Gunſten nach Berlin geſchrieben habe und auch ferner zu ſchreiben gewillt bin, da ich für meine Perſon mich gern überzeuge, daß Ihr unſerm gnädigſten Herrn im Herzen wohlgeſinnt und nur aus Deſperation zu dem Entſchluß gekommen ſeid, aus Preußen zu flüchten und hier gegen ihn zu agitiren. Man hat's aber doch nicht ſo anſehen wollen, was ja des Herrn Kurfürſten Geheimen Räthen nicht zu verdenken iſt. Nun aber glaube ich gemerkt zu haben, daß von Königsberg ein anderer Wind weht. Der neue Statthalter, Herzog von Croy, wünſcht ſeine Stellung zu befeſtigen und mit den Ständen zu gutem Einvernehmen zu gelangen, um ſich dann wieder durch deren Steuerbewilligung dem Kurfürſten zu empfehlen. Es wäre nicht unmöglich, daß er ſeinen eigenen Vortheil darin ſähe, für Euch ein gut Wort einzulegen, wodurch mir viel Verdrießlichkeit erſpart würde. Ueberlegt, ob Ihr ihm einige Garantie bieten könntet, daß man ſich von Euch fortan eines durchaus loyalen Verhaltens zu verſehen haben werde, und beſucht mich, wenn Ihr noch jetzt meine Vermittelung in dieſer oder anderer Richtung als wünſchenswerth erachtet. Ihr werdet mir jederzeit willkommen ſein."

Kalckſtein horchte auf. Was hatte dieſe Freundlichkeit zu bedeuten? Daß ſie aufrichtig gemeint ſei, konnte er ſich nicht überreden laſſen. Aber einen Grund mußte ſie doch haben. Am Ende einen für ihn ſehr ſchmeichelhaften. Der Kurfürſt hatte ſeinen Einfluß in Preußen

und Polen unterſchätzt; nun überzeugte er ſich, daß ihm ein ebenbürtiger Feind gegenüberſtand, deſſen Macht er zu fürchten hätte. Schwerlich handelte der Reſident ohne Anweiſung. War jetzt endlich der günſtige Moment gekommen, ſeine Bedingungen zu ſtellen?

Aber auf welche Bedingungen von der anderen Seite war beſtenfalls Frieden zu erlangen? Er mußte ſich unterwerfen, das ſchien unerläßlich. Von dem hohen Pferde, auf das er ſich geſetzt, um große Politik zu treiben, hatte er hinabzuſteigen. Nicht mehr als ein Repräſentant des preußiſchen Adels durfte er auftreten, deſſen Klagen und Beſchwerden vor den höheren Richter zu bringen. Jeder Vortheil, der für die Geſammtheit erlangt war, mußte aufgegeben werden. Nur noch ſeine eigene Angelegenheit konnte in Frage bleiben, und ſie wurde völlig privater Natur: er kroch zu Kreuz und erhielt dafür ſeine Güter zurück, vielleicht einen Erlaß oder Milderung ſeiner Strafe. Und dafür gab er ſein Anſehen in Polen Preis, brachte er ſich um alles Vertrauen bei den eigenen Landsleuten! Das wollte bedacht ſein.

Und wer bürgte ihm denn, daß der Reſident ihm nicht ſpitzbübiſch eine Falle ſtellte? Dieſer junge Streber blieb ihm auch jetzt ſehr verdächtig. Es war nichts in ihm von dem Weſen eines Edelmannes, wie er ſich das Muſter eines ſolchen vorſtellte. Er diente ſeinem Fürſten nicht als ein freier Mann, ſondern als ein unterthäniger Diener. Er war von ihm ſchon als falſch und heimtückiſch befunden. Kein Zweifel, man mußte ſich vor ihm in Acht nehmen. Auch jetzt meinte er's nicht ehrlich. Wie wäre

das auch zu erwarten geweſen? Es fragte ſich nur, ob er nicht im eigenen Intereſſe zu halten genöthigt war, was er verſprach.

Das gab nun ein Her und Hin von Erwägungen, das ſehr quälend wirkte. Er konnte ſich nicht entſchließen, die Brücke, die ſich ihm ſo unerwartet bot, zu betreten, eben ſo wenig aber auch, ſie abzuwerfen. Er meinte, Brandt eine Weile hinhalten zu können, bis ſich vielleicht irgend etwas ereignete, daß ſich mit in die Rechnung ziehen ließe oder den Ausſchlag gebe. Jedenfalls nahm er ſich vor, auf der Hut zu ſein. Er gab daher zwar Brandt zu verſtehen, daß er ſich dem Kurfürſten accomodiren und einen Fußfall thun wolle, verlangte aber eine beſtimmte ſchriftliche Zuſicherung, daß er zu Gnaden angenommen werden ſolle. Brächte der Reſident ſie bei, was er für ſehr unwahrſcheinlich hielt, ſo glaubte er ja noch immer freie Hand zu behalten. Er beſuchte ihn, um das Weitere zu beſprechen, aber nur in Begleitung von mindeſtens fünf wohlbewaffneten polniſchen Edelleuten oder Dienern.

Auch ſonſt vermied er alle weiten Wege, beſchränkte ſich auf den Gang zum Schloß oder zum Unterkanzler, wechſelte öfters ſeine Wohnung und hielt ſich viel im Kloſter auf. Wenn er auf der Straße ging, ſah er ſich nach Brandt's Beobachtung immer um „wie ein Vogel, der den Schützen erwartet". Das mochte dieſem wohl mehr ſo ſcheinen, da er ſich ſelbſt als den Schützen kannte, der ſchon auf den Vogel anlegte.

Allerdings hatte ſich Brandt mit dem Herzog von

Croy in Verbindung gesetzt, aber zu ganz anderem Zweck, als er hier vorspiegelte. Er hatte ihm mitgetheilt, daß es seine Absicht sei, Kalckstein heimlich aufheben zu lassen, womit dem Kurfürsten ein großer Dienst erwiesen würde. Seine Autorität müßte darunter leiden, wenn es dem Majestätsbeleidiger gelänge, sich der verdienten Strafe zu entziehen. Dies war auch des Herzogs Meinung. Nun erinnerte Brandt ihn, daß der Kurfürst gleich nach Kalckstein's Entweichung den General von Görtzke angewiesen hatte, eine Anzahl Reiter an die Grenze zu schicken und ihm zur Verfügung zu stellen. Weil es ihm nun nicht gelingen wolle, Kalckstein durch Polen entführen zu lassen, da viele sonst wohl willig wären, „keiner aber der Katze die Schellen anhängen" wolle, so habe er den Plan gefaßt, mit den preußischen Soldaten zu operiren, auf die man sich verlassen dürfe. Der Herzog wolle deshalb die erforderliche Ordre, jedoch ganz im Geheimen geben. Ueberhaupt müsse große Verschwiegenheit beobachtet werden. Denn es komme alles darauf an, daß man Kalckstein fortschaffe, ohne daß die Polen hinter diese Schliche kämen. Es müsse später heißen, er sei von den Reitern an der Grenze getroffen und festgenommen.

Dem Kurfürsten schrieb er nur, er habe ein Stücklein vor, daß ihm wohl noch vielen Spaß machen werde. Doch könne er sich über das Nähere noch nicht auslassen.

Der Herzog befahl in Folge dessen dem Hauptmann Hugo Montgomery sich mit seinen Reitern an die Grenze nach Ortelsburg zu begeben, dem Residenten zur Disposition zu stellen und Kalckstein, wenn er ihm übergeben

werden ſollte, mit Vermeidung des Bisthums Ermland nach Preußen zu ſchaffen.

Davon erhielt Brandt Nachricht, der ſich nun beim Statthalter für die Ordre mit dem Hinzufügen bedankte, er werde ſie „zu des Kalckſtein äußerſtem Ruin gebrauchen".

Er ließ darauf Montgomery mit ſechs Dragonern ſämmtlich in Verkleidungen heimlich nach Warſchau kommen und legte ſie in ſeinem eigenen Logis in Quartier. Schon vierzehn Tage vorher hatte er vom Oberſtlieutenant von Lehndorf einen Rüſtwagen entliehen und in ſeine Remiſe ſchaffen laſſen.

Seinen Wirth Tamſon und deſſen beide Knechte Jürge und Jacob hatte er beſtochen, daß ſie ſchweigen ſollten. Die Reiter waren im Hinterhauſe untergebracht, die Fenſter ihres Logis verhängt worden. Doch konnte kaum ganz vermieden werden, daß ſie nicht hin und wieder einmal geſehen wurden, da täglich Leute in der Weinſtube einkehrten. Brandt ſchlug deshalb vor, die Soldaten lieber vereinzelt in der Stadt einzuquartiéren; aber der Hauptmann hielt dies für noch gefährlicher und ging nicht darauf ein.

Freilich nahm er nicht an, daß ſein Aufenthalt in Warſchau lange dauern würde. Er bramarbaſirte gleich bei der erſten Mahlzeit, die er in des Reſidenten Zimmer einnahm, fürchterlich wie das ſeine Art war, verſicherte, daß er ſich vor dem Teufel nicht fürchte, und forderte nur eine Gelegenheit, Kalckſtein beim Kragen zu faſſen; er wolle ihn dann ſchon nach Preußen bringen, und wenn

die ganze polniſche Kronarmee ihm auf den Hacken wäre. Der Reſident hatte alle Mühe ihn zu beſchwichtigen und ihm begreiflich zu machen, daß dem Herrn Kurfürſten mit einem ſolchen Bravourſtücke nicht gedient ſein könne. „Die Polen dürfen nicht erfahren, daß wir Kalckſtein hier gegriffen und aus ihrem Lande über die Grenze gebracht habe. Ich ſelbſt würde wegen ſolcher Friedensſtörung keinen Tag länger durch mein Amt geſichert ſein. Doch das wäre nebenſächlich. Ihr könnt denken, daß ich mir, als ich dies unternahm, ſchon ſelbſt klar gelegt habe, in welche Gefahr für Leib und Leben ich mich bringen und daß ich im Nothfall alles auf mich nehmen müßte. Das Wichtigſte bleibt aber, daß aus dieſer Entführung keine politiſchen Complicationen entſtehen, die unſerm gnädigſten Herrn ſchaden könnten. Deshalb bitt' ich Euch, Euren martialiſchen Eifer zu bändigen und mir zu geſtatten, lieber Liſt als Gewalt anzuwenden. Ihr werdet noch immer genug Gelegenheit haben, Euren Muth zu beweiſen."

Kalckſtein wohnte ſeit Kurzem bei einem polniſchen Edelmann Namens Niedzielski, gegenüber dem Bernhardiner Kloſter, hatte auch bei demſelben den Tiſch. Dort logirten auch andere vornehme Leute mit ihrer Dienerſchaft. Es ſchien unmöglich, ihn an dieſem Ort heimlich aufzuheben; ebenſo wenig ihn aus dem Kloſter herauszuholen, in dem er mitunter die Nacht zubrachte. Es mußte deshalb vor allen Dingen verſucht werden, ihn zu beſtimmen, dieſe Wohnung aufzugeben und eine andere, für das Vorhaben günſtiger gelegene, wo möglich jenſeits der Weichſel zu

wählen. Nun hatte Oberſtlieutenant von Lehndorf in ſeiner Compagnie einen Mann Namens Klingſpor, der früher in Kalckſtein's Regiment gedient hatte und dieſem wohl bekannt war. Den beſtach der Reſident mit vierzig Ducaten, daß er bei Kalckſtein in Dienſt treten und ihn zu dieſem Wohnungswechſel vermögen ſollte. Klingſpor war ein ebenſo pfiffiger als gewiſſenloſer Menſch und richtete ſeinen Auftrag ſo gut aus, daß Kalckſtein ſeiner Verſicherung, er ſei ſeinem Obriſten noch in aller Treue zugethan und wolle gern das Leben für ihn laſſen, ſchon zu vertrauen anfing, ihn in Dienſt nahm und zu mancherlei Beſorgungen gebrauchte. Er hatte mit ſeinen Dienern ſchlechte Erfahrungen gemacht und hörte nun gern zu, wenn Klingſpor von der guten Zeit ſprach, als er noch unter ſeiner Fahne ſtand, und hinzufügte: „So gut iſt mir's niemals vorher und nachher geworden, lebe auch der Hoffnung, daß es dem Herrn Obriſten wohl gelingen werde, noch einmal ein ſtattliches Regiment aufzurichten und es zu Ehren der Republik gegen deren ſchlimmſten Feind, den Kurfürſten von Brandenburg, zu führen. Ich will der erſte ſein, der ſich dazu werben läßt.“ Kalckſtein wurde durch ſolche Reden noch vertrauſamer geſtimmt und antwortete: „Ja, ja! ich denke ihm noch manchen Poſſen zu ſpielen.“ Klingſpor rückte nun näher. „Der Herr Obriſt wohnt hier ſehr beſchränkt und theuer. Der Wirth Niedzielski ſcheint mir, mit Verlaub zu ſagen, ein Spitzbube zu ſein, der ſeine Gäſte auszieht. Ich wüßte wohl ein Quartier drüben über'm Fluß, das dem Herrn Oberſten gefallen könnte.“ Er ſchilderte es ſehr verlockend. Kalckſtein ſah

kein Arg darin, meinte aber doch, er bleibe gern in der Nähe des Kloſters, wo er ſein Geld verwahrt habe; auch wohne er hier mit Leuten zuſammen, die ihm nützlich ſein könnten. Auf weiteres Zureden verſprach er dann zwar, ſich das Quartier gelegentlich einmal anzuſehen, hatte aber gleich wieder Bedenken, wenn Klingſpor ihn hinführen wollte. So ſtand zu befürchten, daß geraume Zeit vergehen könnte, bis dieſer Anſchlag gelänge.

Montgomery wurde ungeduldig. Man könne ſo lange nicht warten, meinte er. Man müſſe Kalckſtein in des Reſidenten Wohnung gefangen zu nehmen ſuchen. Brandt machte darauf aufmerkſam, daß er ſtets nur mit einer Bedeckung von Bewaffneten zu ihm käme. Davon hatte ſich der Hauptmann auch ſelbſt überzeugt. „Da kann doch nichts helfen," ſagte er, „es muß etwas gewagt werden. Hört meinen Vorſchlag. Kommt der Oberſt wieder, ſo haltet Euch zurück. Ich will ihn, als wenn ich aus der Weinſtube komme, attaquiren. Natürlich wird's Lärm geben. Seine Begleiter werden ihm beiſpringen, meine Reiter und Eure Diener aber auch nicht faul ſein. Wir ziehen ſämmtlich vom Leder. Drei oder vier werfen ſich auf Kalckſtein und ziehen ihn in eine Ecke; die andern ſchlagen ſeine Begleiter vom Hofe herunter. In dieſem Tumult werden ſie nicht merken, wo Kalckſtein geblieben. Wir binden ihn und legen ihn bis zur Nacht in den Keller. Sollte dann nachgefragt werden, ſo heißt's, er habe Euch ſchelmiſcher Weiſe überfallen wollen, ſei abgeſchlagen und habe ſich retirirt; man wiſſe nicht, wo er ſei. Dringt er aber unerwartet mit ſeinen Leuten in

Euer Zimmer ein, so soll mir's auch nicht darauf ankommen, alles niederzumachen, daß das Blut auf der Diele herumläuft, als ob Schweine geschlachtet wären. Es soll keiner entkommen, um zu melden, was geschehen ist."

Ein solches Gemetzel wollte nun zwar der Resident nicht zulassen und auch im Uebrigen gefiel ihm der Plan nicht ganz. Doch mußte er sich überzeugen, daß längeres Zögern den ganzen Anschlag gefährden könnte, und gab deshalb bedingt seine Zustimmung. Er schickte drei Diener aus, um auf Kalckstein zu vigiliren und dem Hauptmann von seiner Annäherung Mittheilung zu machen. Der Oberst kam jedoch ganz unvermuthet diesmal auf anderem Wege und platzte gleich zu Brandt in's Zimmer hinein, als dieser eben allein war und sich zur Mittagsruhe auf's Bett gelegt hatte.

Es waren nicht weniger als sieben mit Pistolen und Säbeln bewaffnete Leute mit ihm. Den einen ließ er auf der Straße, mit zweien besetzte er die Hausthür, mit drei Polaken die Stubenthür. Einen sehr jungen polnischen Edelmann, der zwei doppelläufige Pistolen unter den Armen trug, nahm er mit sich in die Stube. Brandt sprang vom Bett auf. Im ersten Augenblick meinte er nicht anders, als daß Kalckstein hinter seine Schliche gekommen sei und ihn niederschießen wolle. Solcher Tollheit hielt er ihn für fähig. Es fehlte ihm jedoch auch jetzt nicht an Geistesgegenwart, und so stellte er sich denn muthig vor ihn hin und rief: „Was zum Teufel giebt's denn da? Ich hab' Euch um Euren freundschaftlichen Besuch gebeten, und Ihr brecht bei mir ein, wie ein

ſpaniſcher Hidalgo, bewaffnet bis an die Zähne. Was ſoll das bedeuten, Herr Bruder?“

„Man muß ſich bei Euch vorſehen, Herr Bruder,“ antwortete der Oberſt und blickte im Zimmer um, als ob jemand verſteckt ſein könnte. „Ich denke, Ihr liebt mich nicht, und obſchon Ihr mir kürzlich große Zuſicherungen gemacht habet, ſeid Ihr mir doch bisher den Beweis Eurer Ehrlichkeit ſchuldig geblieben.“

„Ich kann Euch ſo ſchnell nicht dienen, Herr Bruder,“ wich der Reſident aus. „Indeſſen wär's kein Wunder, wenn ich ſtutzig würde, da Ihr mir ſo ſchlechtes Vertrauen entgegenbringt. Ihr für Eure Perſon ſeid mir jederzeit angenehm, aber Eure Diener gar nicht. Sie haben mir ſchon an zwanzig Thaler Schaden verurſacht.“

„Iſt das wahr?“ fragte Kalckſtein.

„Sonſt ſagt' ich es nicht,“ entgegnete Brandt.

Kalckſtein ſchlug eine Lache auf, zog aber einen Beutel aus der Rocktaſche, zählte daraus zwanzig Thaler ab und legte ſie auf den Tiſch. „Es ſoll wahr ſein, trotzdem Ihr's ſagt,“ bemerkte er. „Da liegt das Geld — zählt nach.“

„Es iſt gut,“ rief der Kammerjunker ärgerlich. „Ich hab's nicht geklagt, um Euch zur Erſtattung aufzufordern, ſondern weil ich Eure Diener nicht in meinem Hauſe leiden will. Richtet Euch in Zukunft danach. Und nun — was führt Euch her?“

„Habt Ihr nicht den Oberſt Lacki bei Euch,“ fragte Kalckſtein.

Brandt verneinte.

„Ihr wißt," fuhr jener fort, „daß er mir vor vierzehn Tagen auf Eurem Hofe grob begegnet iſt. Ha! Wenn ich den Hund antreffen könnte, ich wollte ihm eine Maskerade bringen." Dabei zog er dem jungen Edelmann eine Piſtole unter dem Arme vor. „Sie ſollen zu des Lacki Dienſten ſein."

Brand wußte, daß ſie ſich auf dem Hof geſchlagen hatten. Damals hatte Lacki ſchon einen Angriff gemacht, der jedoch mißlang. „Iſt's Euch denn nicht bekannt geworden," fragte er, „daß er mit dem Regiment hat fortmüſſen? Der Fürſt Demetrius hat ihn abcommandirt."

„So, ſo!" knurrte Kalckſtein, immer die Piſtole gegen ihn hebend und wieder ſenkend. „Das iſt ſein Glück."

Brandt blieb doch im Zweifel, ob er dies nicht lediglich zum Vorwand nehme, gegen ihn ſelbſt loszugehen. Er hätte ihm gern die Piſtole aus der Hand gebracht, rühmte deshalb die ſchöne Arbeit des Griffs von Elfenbein und bat ihn, er möchte ſie ihm zum Beſehen geben. Das that Kalckſtein jedoch nicht, ſondern ſteckte ſie wieder ſeinem Diener unter den Arm.

„Es ſcheint, daß Ihr hier pacem inter arma tractiren wollt," bemerkte der Reſident.

„Das kann wohl ſein," antwortete Kalckſtein. „Uebrigens hoffe ich, daß der Kurfürſt von Sachſen und der Herzog von Croy zwiſchen mir und dem Kurfürſten mediatores ſein werden."

Brandt ſah ſich um, wie er ſich ihm am beſten entziehen könnte. „Ei, ei!" ſagte er. „Auch der Kurfürſt

von Sachſen? Ihr habt ja hohe Gönner. Indeſſen habt Ihr wohl gar im Sinn, mich meuchelmörderiſch niederzumachen?“ In dieſem Fall verſichere ich Euch, Herr Bruder, daß Ihr zu kurz kommen, und hier resistance finden werdet, die Ihr vielleicht nicht vermuthet.“

Obgleich dieſe Worte in halb ſcherzhaftem Ton geſprochen waren, ſchien Kalckſtein doch bedenklich zu werden und meinte verlegen: „Ihr ſcherzt wohl nur, Herr Bruder?“

Dieſen Moment benutzte Brandt, um raſch auf den ſeitwärts ſtehenden Polen zuzutreten und ihm mit einem raſchen Griff beide Piſtolen unter den Armen fortzuziehen. Er ſprang damit ein paar Schritte zurück, zog mit den Daumen die Hähne auf, zielte auf beide und ſagte lachend: „Packt Euch aus dem Hauſe, oder ich ſchieße. Der Dampf ſoll Euch aus dem Halſe herausgehen!“

Sie prallten zurück. Kalckſtein machte gute Miene zum böſen Spiel, lachte auch und rief: „Treibt nicht ſolchen gefährlichen Spaß!“ Er wollte ſich wieder nähern. So oft das aber geſchah, zielte der Kammerjunker auf ihn, worauf er ſich dann wieder zurückzog. Bei dieſem Manöver drehte jener ſich immer mehr der Thür zu. Er wollte ſie mit dem Ellenbogen öffnen und Montgomery zur Hilfe rufen. Jetzt könnte geſchehen, meinte er, was dieſer geplant hatte. In dieſem Augenblick ſah er jedoch drei vornehme Polen auf den Hof reiten, wahrſcheinlich um beim Wirth Wein zu trinken. Er mußte ſich überzeugen, daß unter ſolchen Umſtänden die Execution unmöglich vor ſich gehen könnte, zog die Sache deshalb vollends in's Scherzhafte und ſagte: „Seid Ihr nicht ein

elender Hund, Herr Bruder, da Ihr mit zweitausend Mann in Preußen einfallen und dem Herrn Kurfürsten die Souveränetät abzudisputiren vorhabt, Euch aber doch von einem einzigen Kerl die Pistolen nehmen lasset, da Ihr doch Eurer zwei seid? Laßt Euch todt schießen, eh das Pulver theuer wird!"

Kalckstein gab darauf ebenso eine lachende Antwort. Es war ihm jedoch dabei nicht ganz gut zu Muth. Er machte sich bald mit allen seinen Leuten davon, die Pistolen zurücklassend. Er schickte dann den jungen Edelmann nach denselben. Der Resident gab sie jedoch nicht heraus, sondern meinte, der Oberst werde ja wohl bald wiederkommen, dann würden sie sich mit einander vergleichen.

Montgomery fluchte, als er dann erfuhr, was ihm entgangen war.

Der listige Diplomat glaubte doch einzusehen, daß es in seinem Hause schwerlich gelingen werde, Kalckstein zu fangen, wenn dieser nicht durch ein Document bewogen werden könne, sich vertrausamer zu nähern. Er schrieb deshalb nochmals an den Herzog-Statthalter: Da Kalckstein noch nicht recht trauen und anbeißen wolle, sondern vorher einige schriftliche Nachricht von Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht oder dem Herzog zu sehen begehre, so habe er derohalb hiermit unterthänigst vorstellen wollen, ob es sich nicht thun lasse, daß der Herzog als auf einen seiner Briefe antworte und schreibe, er hätte vernommen, daß Kalckstein sich submittiren wolle, und meine, es würde

wohl einige Hoffnung ſein, Pardon zu erlangen, wiewohl ſolches ſehr ſchwer gehen möchte.

Mit wendender Poſt hatte er ein Schreiben des Herzogs ganz nach Wunſch abgefaßt, in Händen. Er wolle ſich beim Kurfürſten für Kalckſtein um Gnade verwenden, ſchrieb er; es ſei ihm Hoffnung zu machen.

Mit dieſem Brief in der Taſche begab ſich nun der Reſident zu Kalckſtein, rühmte des Herzogs großmüthiges Anerbieten, ſprach ſeine Freude darüber aus, daß nun alle Ausſicht ſei, des Kurfürſten Verzeihung zu erlangen, gab ihm an die Hand, ſogleich ein Gnadengeſuch an denſelben abzufaſſen, das er befördern wolle, und ſchlug ihm vor, ſich dem hohen Herrn dadurch noch beſſer zu empfehlen, daß er das Geld zur Auslöſung der auf die Lehne Lauenburg und Bütow bezüglichen, noch in der polniſchen Kanzlei liegenden Stempel vorſchieße. Es ſeien dazu achthundert Gulden erforderlich.

Kalckſtein erhielt des Herzogs Schreiben zum Durchleſen. Er konnte an der Richtigkeit der Unterſchrift und des Siegels nicht zweifeln. Der Inhalt, ſo vorſichtig der Ausdruck, bewies doch, daß der Reſident diesmal nicht flunkere. Bemühte ſich der Statthalter ernſtlich für ihn, ſo geſchah dies offenbar in der zuverſichtlichen Erwartung, daß der Kurfürſt zur Milde geneigt ſei. Es konnte darüber ſchon vorher verhandelt ſein. So ſtand er nun vor der Entſcheidung, ob er den kühnen Kampf bis zur Niederwerfung des Gegners durch Polen fortſetzen, ob er dem Friedensverſprechen trauen und ſich unterwerfen ſolle. Er bat zwar noch um eine kurze Bedenkzeit. Wie er aber

Brandt dankte und ihm die Hand drückte, wußte dieſer gleich, daß er ſchwach wurde und ſich vertrauſam wie ein Kind in's Garn locken laſſen werde. „Habt guten Muth,“ redete er ihm zu, „und denkt an Weib und Kind.“

„Denen geſchieht's zumeiſt zu Liebe,“ antwortete der Oberſt, „wenn es geſchieht.“ Er verſprach, ihm das Geld zu ſchicken. Wegen des Weiteren wolle er ihm nächſtens in ſeiner Wohnung Beſcheid geben. Das verſprach er, weil Brandt ihm ſagte, er fühle ſich unwohl und werde das Haus hüten müſſen.

Doch dauerte es noch ein paar Tage, bis er ſich zu dieſem Gange entſchloß. Es widerſtrebte etwas in ihm, das ſich doch nicht klar hinſtellen wollte. Wie immer, wenn er eine Wendung ſeines Geſchickes beſchleunigen ſollte, begann die Phantaſie ihre Arbeit, über alle Dinge, die eben noch ganz deutlich erſchienen waren, einen Nebelſchleier zu legen, die Pfade dicht unter ſeinen Füßen zu verdunkeln, alle Gegenſtände in der Ferne um ihre richtige Form zu bringen und aus dem magiſchen Zwielicht allerhand drohende und lockende Geſtalten heraustreten zu laſſen. War er nicht ein Edelmann aus altem Geſchlecht? Waren die Kalckſtein nicht ſchon in Preußen angeſeſſen, ehe es noch einen Herzog von Preußen gab? Sollte ſein Name dort verlöſcht werden dürfen? Er hatte ſich aufgelehnt gegen den Fürſten — aber nicht aus Bosheit und natürlicher Feindſchaft, ſondern weil ihm unbillig begegnet war. Sollte er nun im Widerſtreit beharren müſſen, wenn der Fürſt ihm verſöhnlich die Hand reichte? Wohl! er hatte die Freiheit geliebt. Aber er hatte auch

dienen gelernt. Und es war keine Schande, dem Kurfürſten zu dienen, den man ſchon den Großen nannte. Fürſt und Adel gehörten zu einander. Wenn er ihn nicht nur gnädig aufrichtete, ſondern zu denen ſtellte, die er zu Werkzeugen ſeiner gewaltigen Thätigkeit wählte! Wenn er ihm geſtattete, unter ſeinen Fahnen Kriegsruhm zu erwerben! Wenn er ihn wieder in ein Amt einſetzte, wie das war, das er ihm ohne Urtheil und Recht genommen — oder in ein höheres! Vielleicht konnte er dem Vaterlande mehr nützen, als durch ſein abenteuerndes Leben in der Fremde. Wie ſchattenhaft erſchien die Hoffnung, durch Polen wiederzugewinnen, was er in der Heimath verloren! Und Frau Marie Eliſabeth . . . und die Kinder . . .

Er biß die Zähne zuſammen: „Ich will mich demüthigen.“ Er hatte ſich, als Brandt ihn verlaſſen, vorgenommen, Olczowski um Rath zu fragen, die Stütze zu prüfen, die dieſer ihm in Zukunft zu bieten geſonnen war, wenn er im Widerſtand beharrte. Jetzt war kein Gedanke mehr daran. Eine andere Leuchte war ihm aufgegangen.

Er erfuhr, daß der Reſident wirklich vom Fieber geplagt werde, auch an den Augen leide. Es war ſo. Ein kranker Mann, meinte er, könne ihm nicht gefährlich ſein. Er ging zu Brandt und nahm diesmal, um ihm Vertrauen zu beweiſen, nur einen Diener mit — den braven Klingſpor, der ihn ja auch unter allen Umſtänden nicht im Stich laſſen würde.

Herr Euſebius von Brandt hatte eben mit Haupt-

mann Montgomery Mittag gegeſſen und ſaß noch an der Tafel. Als er durch die halbgeöffnete Thür Kalckſtein in ſeine Stube auf der andern Seite des Flurs treten ſah, ſtand er auf und ging zu ihm, nachdem er dem Hauptmann einen Wink gegeben, ſich ſtill zu verhalten. Er nöthigte Kalckſtein in ſeine Kammer, wo das Kaminfeuer brannte. Man war in den letzten Tagen des November und das Wetter empfindlich kalt.

Brandt wußte noch nicht, wie die Sachen draußen ſtanden, ob der Oberſt wieder eine Schutzwache mitgebracht hätte und ob der Anſchlag ſich heut' ausführen laſſe. Er unterhielt ſich daher erſt eine Weile mit Kalckſtein, der für gut befand, bevor er ſeine Unterwerfung anzeigte, auf den Königlichen Schutzbrief zu verweiſen, den ihm Olczowski wenige Tage zuvor beſchafft hatte. Er meinte ſo ſeinen Preis zu ſteigern. Dann fragte er den Reſidenten, ob er die Stempel ſchon ausgelöſt habe. Dies bejahte derſelbe und ſagte, er wolle ſie aus ſeinem Arbeitszimmer holen gehen und ihm vorzeigen. Er möchte ſich ein wenig gedulden und die Zeit nicht lang werden laſſen.

Draußen überzeugte ſich Brandt, daß Kalckſtein keine bewaffnete Poſten ausgeſtellt hatte. Seine Leute ſagten ihm, daß der eine Diener, den er mitgebracht, bereits von dem Koſaken Tomaszewski in die Reiterſtube geführt ſei, und dort zurückgehalten werde. Er befahl ihnen, das Hofthor feſt zu ſchließen und Niemand einzulaſſen, wer es auch ſei. Dann ging er zu Montgomery und beſprach ſich mit demſelben. Er ſolle Kalckſtein jetzt nehmen.

Der erklärte ſich gleich bereit, hielt es aber für bedenklich, über den Hof zu ſeinen Leuten zu gehen, da er an der Kammer vorbeimüßte und dabei von Kalckſtein geſehen werden könnte. Da dieſer ihn kenne, weil ſie früher zuſammen in polniſchen Dienſten geſtanden, möchte er leicht Verdacht ſchöpfen und Reißaus nehmen. Er ſchickte nun vorerſt den Dragoner, den er zu ſeiner Bedienung bei ſich hatte, nach der Reiterſtube und ließ ſeinen Leuten befehlen ſich fertig zu machen.

Brandt ging wieder zu Kalckſtein in die Kammer. Er habe den Schlüſſel von der Schieblade ſeines Schreibtiſches verlegt, ſagte er, und könne zu den Papieren nicht kommen; doch werde danach geſucht. Er rieb ſich die Hände. „Es iſt abſcheulich kalt hier.“

„Ich finde das nicht,“ bemerkte der Oberſt.

„So ſteckt das Fieber mir noch immer in den Gliedern,“ meinte Brandt, trat an das Fenſter und ſetzte die Lade vor. „Iſt Euch gefällig, Herr Bruder, ſo ſetzen wir uns an den Kamin.“

Er befand ſich dem Fenſter gegenüber. Montgomery, der aufpaßte, konnte nun unbemerkt an demſelben vorüber.

Brandt ſprach über gleichgültige Dinge, um Zeit zu gewinnen. Als Kalckſtein zu merken glaubte, daß er ausweichen wolle, kam er ſelbſt wieder auf ſeine Angelegenheit. „Es wäre mir lieb,“ ſagte er, „eine Abſchrift von dem Briefe des Herzogs von Croy zu erhalten.“

„Das wird nicht ſein können,“ antwortete der Reſident. „Es handelt ſich, wie Ihr Euch ſelbſt überzeugt

habt, um ein ganz vertrauliches Schreiben an mich. Der Herzog könnte mir's ſchon verargen, daß ich es Euch zur Einſicht übergeben habe. Offenbar wollte er mich nur ermächtigen, auf dieſer Baſis mit Euch anzuknüpfen."

„Es enthält das Verſprechen, ſich um meine Amneſtie bemühen zu wollen — das ſtrikte Verſprechen. Oder faßt Ihr's anders auf?"

„Ich glaube, es läßt ſich wohl ſo auffaſſen, und ich wüßte nicht, wie es ſich anders auffaſſen ließe, ohne daß man den Worten Zwang anthäte."

Beide ſchwiegen darauf eine Weile. Dann begann Kalckſtein wieder: „Ich halte dafür, der Herr Statthalter könnte Euch das nicht geſchrieben haben, wenn er nicht bereits des Herrn Kurfürſten Meinung kennte."

„Das hat viel für ſich," gab der Reſident zu.

„Iſt das nicht auch Eure Auffaſſung, Herr Bruder?"

„Hm — hm . . . Es wird uns wenig nützen, darüber Vermuthungen auszutauſchen. Aber ich wiederhole nochmals, Eure Anſicht hat viel für ſich."

Kalckſtein ſtützte den Kopf in die Hand. „Wenn ich mich unterwerfe . . . Der Herr Kurfürſt dürfte ſehr zufrieden ſein, einen Gegner loszuwerden, der ihm noch viel zu ſchaffen machen könnte, wie die Sachen liegen. Es fehlt mir nicht an hohen Protectoren in der Republik. Der Biſchof von Poſen zum Exempel hat mir in ſeinem Hauſe hier Logis angeboten und mich täglich zur Tafel eingeladen. Ich kann mich auf Edelleute berufen, die's gehört haben."

„Ich glaub' Euch ohnedies," ſagte Brandt. Er horchte

mit gespannter Aufmerksamkeit nach der Thür, während er anscheinend ganz unbefangen sprach.

„Ich führ's nur an," bemerkte der Oberst, „damit Ihr in Eurem Bericht an den Kurfürsten davon Gebrauch machen könnt."

Brandt schien sich zu bedenken. „Wie mir's scheint," sagte er dann, „wär's am besten, wenn ich Euch nach Berlin begleitete, um Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht mündlich das Erforderliche vorzustellen."

Kalckstein richtete sich auf und sah ihn überrascht an. „Das wolltet Ihr thun?"

„Warum nicht? Es stehen da so delicate Rücksichten in Frage, daß die am meisten maßgebenden sich dem Papier nicht gut anvertrauen lassen. Zunächst freilich müßte ich mich um einen Paß für Euch bemühen."

„Thut das, thut das!"

„Er würde nicht billig sein. Unter hundert Thaler —"

„Ihr sollt sie haben. Ich habe einiges Geld mitgebracht . . ." Er griff in die Tasche.

In diesem Augenblick wurde an die Thür geklopft.

Brandt stand auf. „Erlaubt, daß ich nachsehe, wer da ist. Ich will sorgen, daß man uns nicht wieder störe."

Mit diesen Worten ging er hinaus.

Draußen wartete der Kosak Tomaszewski auf ihn, ein Kerl mit einem wahren Galgengesicht, niedriger Stirn, eingedrückter Nase und kleinen Schiefaugen. Der Resident hatte ihn schon vor Wochen angenommen, um Montgomery, wenn Kalckstein gefaßt werden könnte, einen der

Wege kundigen Polen mitzugeben. Man ſollte glauben, daß es ſich um einen polniſchen Transport handle. Der Burſche war reichlich beſtochen und hatte die Zuſicherung erhalten, daß der Kurfürſt für ihn ſorgen werde. Er that, was von ihm verlangt wurde.

Nun flüſterte er ſeinem Herrn zu, daß alles bereit ſei.

Brandt erkundigte ſich nochmals, ob auf der Straße beim Zumachen des Thorwegs keine Aſſiſtance zu bemerken geweſen ſei. Der Pole verneinte dies. Noch eine Minute zögerte er — ſein Athem ging raſcher. In der Stube auf der andern Seite des Flurs hörte er leiſe ſprechen. Er erkannte Montgomery's Stimme, der ſeinen Leuten Verhaltungsmaßregeln gab. „Es mag geſchehen," ſagte er.

Er trat wieder in die Kammer ein. Tomaszewsky folgte ihm auf dem Fuße, nachdem er dem Hauptmann das Zeichen gegeben hatte.

Kalckſtein zählte Geld auf ein Tiſchchen. Der Koſak fiel ſofort über ihn her, riß ihm den Degen fort, faßte ihn am Halſe und würgte ihn. Der Oberſt war durch dieſen ganz unvermutheten Angriff ſo beſtürzt, daß er gar keinen Widerſtand leiſtete. In demſelben Moment drang Montgomery mit dem ganzen Schwarm Reiter über den Flur in die Kammer ein. Sie hatten fertige Piſtolen in den Händen. Einige von den Dragonern warfen Kalckſtein nieder. Der Hauptmann ſagte: „Herr Oberſt, wenn Ihr ſchreit, ſtoße ich Euch nieder!" Der Verrathene ſtierte ihn mit entſetzten Augen an, wie einen böſen Geiſt, der

plötzlich aus dem Boden aufgeſtiegen. Er wußte; daß er in ſeiner Gewalt und alles Ringen nutzlos ſei. „Nein, nein — ich ſchreie nicht . . .“ lallte er.

So wie er den Mund öffnete, ſteckte ein Dragoner ihm den dazu bereit gehaltenen Knebel von hartem Holz zwiſchen die Zähne. Ein anderer reichte dem Koſaken einen Strick, mit dem dieſer ihm „auf tartariſch“ die Hände hinten auf dem Rücken zuſammenzog. Auch die Füße wurden ihm gebunden. Dann ließ man ihn vorläufig in der Kammer liegen, um im Hof zum Abmarſch zu rüſten. Nur Tomaszewski blieb als Wache zurück.

Er benutzte ſofort die Gelegenheit, Kalckſtein zu plündern, leerte ihm die Taſchen und riß ihm zwei Ringe von den Fingern, einen Demant und einen Petſchier mit dem Familienwappen. Seine Piſtolen ſteckte er in den Riemen, der den kurzen Schafpelz zuſammenhielt.

Klingſpor war jetzt erſt vollſtändig eingeweiht worden. Brandt fürchtete, er würde nicht reinen Mund halten, ſchenkte ihm deshalb noch drei Doppel-Ducaten und beredete ihn mitzureiten; er wolle ihn dem Herrn Kurfürſten beſtens recommandiren. Im Stall wurden die Pferde eiligſt geſattelt. Den Rüſtwagen zogen die Diener aus der Remiſe bis dicht vor die Hausthür. Dann wurde er halb mit Stroh gefüllt und mit des Reſidenten Kutſchpferden beſpannt. Dabei halfen auch Tamſon's Knechte, durch ein Trinkgeld ermuntert. Er ſelbſt hatte ſich, als der Spektakel losging, im Hauſe verſteckt, um ſpäter ſagen zu können, daß er von nichts gewußt habe.

Es dunkelte bereits ſtark, als Montgomery meldete,

daß alles fertig ſei. Nun wurde Kalckſtein, der kein Glied rühren konnte und ſich in halb bewußtloſem Zuſtand befand, in einen Mantel gewickelt. Man ſchlug eine bunte perſianiſche Roßdecke darüber, und drei Mann trugen ihn wie einen Packen hinaus auf den Rüſtwagen. Montgomery befahl einem Dragoner, ſich zu ihm zu legen. Dann wurde der Deckel geſchloſſen. Brandt ließ das Hofthor öffnen. Der Rüſtwagen, von ſeinem Kutſcher gelenkt, von dem Hauptmann, dem Koſaken und drei Reitern begleitet, ſetzte ſich in Bewegung, ſo ſchnell die Pferde laufen konnten. Nach einer Weile folgten die drei übrigen Reiter mit Klingſpor, dem ein brandenburgiſcher Mantel umgehängt war.

In geſtrecktem Lauf ging's über Feld der Weichſel bei dem Orte Bielun zu, wo eine Fähre über den Fluß leitete. Der Pater Ramualds von den Cameldulenſern hatte ſie unter ſich, war aber nicht zur Stelle. Tomaszewski, der ein weißes Pferd ritt, verbot den Fährleuten unter ſchrecklichen Flüchen, noch irgend Jemand nach ihnen überzuſetzen, und wenn es der König befohlen hätte. Sie merkten, daß da etwas nicht in Ordnung ſei, wollten zum Pater ſchicken und weigerten ſich zu fahren, da es ſchon dunkel ſei und regnete; ſie fürchteten auf den Sandhaken zu gerathen. Deshalb wurden ſie von den Deutſchen geſchlagen, bis ſie ſich fügten. Es hatten ſich noch mehr Fahrgäſte aus Warſchau eingefunden, die ebenfalls auf die Fähre genommen wurden. Auf dem Waſſer drohten die Deutſchen, ſie würden ſie ſämmtlich hinauswerfen, wenn man auf dem Haken feſt ſitzen bleibe. Die Fährleute

nahmen ſich nun in Acht und brachten ihr Fahrzeug auf der andern Seite bei Zeran gut an's Land.

Montgomery griff dort einen Bauer auf, der bei ſeiner Holzfuhre ſtand und ſich mit derſelben überſetzen laſſen wollte. Er ſollte ihnen den Weg nach Dombrowka zeigen, entlief aber.

Tomaszewski führte ſie dann geraden Weges in den großen Wald von Nieporent. Es wurde Nacht. In dem Dorfe Zanisk, das ſie paſſirten, bellten die Hunde. Der Hauptmann trieb einen Bauer heraus, der ſie begleiten ſollte. Er ſchlug's aber ab. „Gebt Euch zufrieden," rief der Koſak, „ich weiß den Weg." Darauf ritten ſie weiter.

Im Walde kam man bei der Dunkelheit mit dem Wagen zu langſam vorwärts. Man ließ ihn ſtehen, nahm Kalkſtein heraus, machte ihm die Füße frei und ſetzte ihn, geknebelt und mit gefeſſelten Händen, auf ein Pferd. Dann wurden ſeine Beine unter dem Bauch deſſelben mit Stricken feſt zuſammengezogen. Das Reiten in dieſer Lage verurſachte ihm die furchtbarſte Qual. Aber ſeine Peiniger achteten nur darauf, ſchnell vorwärts zu kommen, und richteten ihn wieder auf, wenn er ohnmächtig auf den Hals des Pferdes ſank.

Zu Zagroben, am Zuſammenfluß von Bug und Narwa, mußten ſie wieder mit der Fähre überſetzen, was einen unerwünſchten Aufenthalt veranlaßte. Sie fütterten dann in dem Dorf Przewodowen eine halbe Stunde und brachten indeſſen Kalkſtein in die Stube. Es lag hier einer von den Dragonern, die Montgomery auf dem ganzen Wege als Poſtreiter zurück gelaſſen hatte. Dieſer

machte ſeine Kaleſche fertig, in die ſie nun den Gefangenen ſetzten.

Vier Meilen weiter hinter dem Dorf Leszka fütterten ſie wieder die Pferde, die ſtark abgetrieben waren, bei ſchon anbrechendem Tage. Später nahmen ſie friſche Pferde von den Poſtreitern und ließen die ermüdeten zurück.

So ging's weiter bis zu dem polniſcheu Grenzort Chorzellen. Der Koſak ritt voran und beſtellte bei dem Gaſtwirth Semplinski am Markt Quartier. Er wartete dann auf die Reiter, deren Zahl jetzt bis auf zwölf angemachſen war, da der Hauptmann die unterwegs eingelegte Reſerve mitgenommen hatte. Kalckſtein war wieder zu Pferde, geknebelt und gebunden. Tomaszewski prahlte mit ſeinen Ringen und Piſtolen. Die Reiter ſagten, ſie hätten einen vornehmen Vogel gefangen, rühmten ſich auch, ſie könnten wohl noch größere Thaten thun und auf ihres Herzogs Befehl den König ſelbſt fortnehmen. Auch ſonſt führten ſie ſich ſehr übermüthig auf, da ſie ſich nun bereits in Sicherheit wußten.

Nach der nothwendigſten Raſt brachten ſie den Gefangenen, deſſen Name nicht genannt wurde, über die Grenze.

Erſt in dem preußiſchen Grenzſtädtchen Willenberg wurde längerer Halt gemacht. Hier, beim Wirth Soyka banden die Reiter Kalckſtein los, nahmen ihm den Knebel aus dem Munde und ſetzten ihm etwas zu eſſen vor. So gern er aber auch gewollt, konnte er doch keinen Biſſen herunterbringen, da ihm der Mund ganz zerſchlagen und

vom Knebel zerriſſen war. Er jammerte die Wirthsleute. Auch ſprechen konnte er nicht. Er ſchrieb aber ſeine Klagen mit Tinte in deutſcher Sprache auf den Tiſch. Die verſtanden ſie nicht. Der Hauptmann, ſobald er es bemerkte, ließ die Platte wieder rein abwaſchen.

Darauf wurde die Reiſe in's Innere des Landes fortgeſetzt. —

Die Richter-Commiſſarien hatten keine Ahnung, was mit dem Angeklagten vorgegangen war. Gerade in dieſer Zeit verſammelten ſie ſich wieder zu einer Sitzung und erklärten den bei allen Citationen ausgebliebenen in contumaciam in die Acht aller Güter und des Lebens verluſtig; Jeder ſolle ihn greifen können, wo er ihn treffe. —

Kalckſtein's Entführung war an einem Freitag erfolgt. Zwei Tage darauf ſchrieb der Reſident, der von Aufregung ernſtlicher erkrankt war, dem Kurfürſten: „Der böſe Menſch iſt nun auch Gottlob durch eine glückliche und heimliche entreprise von hier fort und, wie ich zu dem Höchſten meine Zuverſicht habe, in Ew. Kurfürſtlichen Durchlaucht Gewalt gebracht. Das loſe Maul iſt nunmehr geknebelt. Wenn ich geſund wäre, würde ich ein Triumphlied anſtimmen; ich bin ſo froh, als wenn mir einer einen großen Stein vom Halſe gewälzt hätte. Die particularia von dieſem glücklichen Anſchlage und execution ſpäter.“ Er ſchlug dem Kurfürſten vor, zu ſagen, er hätte Kalckſtein auf der Grenze ertappt, da er Frau und Kinder ſehen wollen. Noch ſei alles hier in Warſchau ſtill.

Brandt hatte dem Oberſten die Schlüſſel abnehmen laſſen. Es kam ihm darauf an, ſich in den Beſitz ſeiner Papiere zu ſetzen. Er gab die Schlüſſel einem ſeiner Diener und trug ihm auf, offen bei Tage in die Wohnung zu gehen, aufzuſchließen, als ob er von Kalckſtein geſchickt ſei, und das Käſtchen mit Papieren herauszunehmen. Der Menſch hatte jedoch Furcht, ging lieber bei Nacht von Sonntag zu Montag, ſtieg über die Rinne in Niedzielski's Haus, ließ ſich auf der andern Seite auf den Hof herunter und öffnete das Vorhängeſchloß zu Kalckſtein's Logis. Bei dieſem Geräuſch ſchlug jedoch der Kettenhund an. Niedzielski ſchickte ſeinen Knecht mit Licht hinaus. Er fand die Thür bereits offen, aber den vermeinten Dieb entwiſcht. Kalckſtein's Kaſten und Chatulle wurden unverſehrt vorgefunden und vom Wirth in Verwahrung genommen. So war dieſer Plan vereitelt. Auch ſonſt ging nun dem Reſidenten alles conträr. Er hatte gehofft, die Sache würde heimlich bleiben. Aber bereits an dieſem Montag wurde Kalckſtein vermißt. Die Vorgänge an der Fähre waren herumgetragen worden. Der Unterkanzler ſchöpfte Verdacht, befragte auch Brandt, der aber nichts wiſſen wollte. Olczowski beruhigte ſich nicht, ließ eine „ſpaniſch-polniſche Inquiſition" anſtellen, Brandt's Wirth Tamſon und ſeine Leute in ſeiner Abweſenheit auf dem Burggericht vernehmen, weitere Forſchungen anſtellen, welchen Weg der Transport genommen. Da kam nun alles heraus.

Der Reſident verſuchte noch ein paar Tage mit dreiſter Stirn den Unwiſſenden zu ſpielen. Olczowski aber

ſchäumte vor Wuth und gab zu verſtehen, daß er ihn wegen dieſes offenkundigen Bruchs des Völkerrechts ſelbſt beim Kopf nehmen werde. Das wurde dem Reſidenten von ſeinen Freunden geſteckt. In der Beſorgniß für ſeine Perſon machte er ſich unter dem Vorwand einer Geſchäftsreiſe aus dem Staube.

Der Kurfürſt, der auf die Meldung von der heimlichen Execution noch ſehr gnädig geantwortet und ſeine volle Zufriedenheit zu erkennen gegeben hatte, war darüber höchlichſt erzürnt. Brandt hätte unter allen Umſtänden in Warſchau bleiben, ſtandhaft leugnen und alles über ſich ergehen laſſen müſſen! Er wußte freilich damals das Einzelne noch nicht. Brandt bat ihn, alle Schuld auf ihn zu wälzen.

Aber wie ließ ſich erwarten, daß man am polniſchen Hofe der Verſicherung, der Reſident habe einen ſo unerhörten Friedensbruch ohne Zuſtimmung ſeines Herrn gewagt, Glauben ſchenken werde?

Sechzehntes Capitel.

In carceribus Memelensibus.

In Ortelsburg hatte Montgomery den Oberſtlieutenant von Flemming, Adjutanten des Generals von Görtzke, mit fünfzig oder ſechzig Reitern angetroffen und ihm den Gefangenen übergeben.

Im Amt Raſtenburg hatte ſich dann auch der Oberſt von Schöning dazugefunden. Kalckſtein wurde einen Tag im Schloß verwahrt gehalten, doch nicht unfreundlich behandelt. Die Offiziere waren viel um ihn, ſprachen mit ihm und ſuchten ihn auszuholen. Er beklagte ſich bei ihnen, daß ſo heimtückiſch und grob mit ihm verfahren ſei, da er ſich doch gutwillig dem Herrn Kurfürſten unterworfen, auch vom Herzog von Croy Amneſtie zugeſichert erhalten habe. Wie ein Räuber habe ihn Montgomery überfallen, der ihm doch eher hätte in Gefahr beiſpringen ſollen, da er ihn einmal vom Galgen gelöſt, als der gewiſſenloſe Menſch die Regimentscaſſe beſtohlen

gehabt. Banditen habe Brandt zu ſeinen Hetzern angenommen; die Ringe hätten ſie ihm von den Fingern geriſſen.

Die Offiziere ſuchten ihn durch allerhand Vorſpiegelungen zu beruhigen und vertraulich zu ſtimmen. Der Herr Kurfürſt werde ſicher die Sache genau unterſuchen laſſen. Jedenfalls könne er ſich demſelben nicht beſſer empfehlen, als wenn er ſelbſt dafür Sorge trage, daß ſeine Entführung aus Warſchau dem hohen Herrn keine Ungelegenheiten bereite. Man dürfe dort nicht erfahren, daß der Reſident mitgewirkt habe. Er möge an den Unterkanzler Olczowski und den Biſchof Stephan Wiersbowski ſchreiben, er habe mit einem Fähndrich Baumgart — ein Mann dieſes Namens war wirklich unter den Dragonern geweſen — und andern Spitzbuben Händel gehabt; ſie hätten ihn aus Aerger heimlich aufgegriffen, über die Grenze gebracht und aus Rache ausgeliefert.

Kalckſtein weigerte ſich Anfangs, ſolche Lügen zu bekennen. „Es wird Euch ſchlecht gehen," ſagte Schöning, „wenn Ihr nicht gehorcht." Er war in ihrer Macht und that ſeufzend, was ſie wollten. Die Briefe diktirten ſie ihm in die Hand. Es werde ja doch alles an's Licht kommen, dachte er bei ſich; Olczowski ſei nicht der Mann, in eine ſo plumpe Falle zu gehen.

Dann wurde der Transport nordwärts fortgeſetzt. Kalckſtein ſpähte nur immer nach rechts und links aus, ob er nicht entwiſchen könne. Aber er wurde zu gut bewacht. Den beiden Offizieren ſagte er unterwegs, was

ſie von ihm hören wollten, um ſich eine gute Behandlung zu ſichern. Sie ſuchten ihm ein Geſtändniß zu entlocken, auf weſſen Antrieb er gehandelt habe. Darauf gab er zu, er habe in Polen nichts gethan, geredet oder geſchrieben, wozu er nicht aus Preußen Auftrag gehabt. Als Schöning ihn noch mehr bedrängte, wie die Vollmacht beſchaffen geweſen, ſagte er, um ihn los zu werden, ſie ſei mit einem Siegel mit drei Hörnern beſiegelt geweſen und ihm über Braunsberg nach Warſchau geſchickt worden, unterſchrieben: Barones, nobiles et civitates totius Prussiae. Er malte auch auf Schöning's Wunſch das Wappen, das derſelbe nach der Beſchreibung nicht unterbringen konnte, mit Kreide auf den Tiſch.

Ein andermal, da ſie ihm noch weiter zuſetzten, verſicherte er, die Vollmacht ſei wohl von Vierzig aus Preußen unterſchrieben geweſen. Sie läge nebſt mehr als dreißig Briefen von Particularen aus Preußen in ſeiner Chatoulle. Dann wieder, als ſie genau die Namen wiſſen wollten, ſagte er ärgerlich, er wiſſe nicht, von wem ſie ihm gekommen. „Man wird viel von mir begehren zu wiſſen," fügte er hinzu. „Was ſoll ich aber ſo viel ſagen und unſchuldige Leute in's Unglück bringen?"

Schöning gab ihm zu verſtehen, daß es dem Kurfürſten gewiß lieb ſein werde, von ihm über der Polen geheime Machinationen gegen ihn Näheres zu erfahren. Dies griff Kalckſtein, der ſich ein Anſehen geben wollte, gern auf und ſtimmte zu, daß er viel „secreta" wüßte, die, wenn er ſie entdeckte, „Sr. Kurfürſtlichen Durchlaucht zu höchſter Avantage gereichen würden." Einmal, als die

Rede auf die preußiſchen Händel kam, rühmte er ſich auch: „Pah! Wenn man mich laufen ließe, würde ich alle Feinde des Kurfürſten beſänftigen und den preußiſchen Landtag in acht Tagen endigen. Denn wenn ich den Ständen nur einerlei ſagen würde, möchten ſie wohl ſeinem Begehren in allem Genüge leiſten!“

Was das wäre, was er ihnen ſagen könnte, wollte er nicht verrathen, überhaupt keinem als dem Herrn Kurfürſten ſelbſt Rede ſtehen. Er merkte ſchon, daß ihm alles, was er ſprach, hinterbracht werden würde. Da meinte er, es könnte ihm nützlich ſein, wenn der Kurfürſt große Erwartungen hege.

Er ahnte nicht, wie er ſich ſelbſt die Schlinge um den Hals legte und ſie mit jedem Wort feſter anzog.

In Cranzkrug, nahe der kuriſchen Nehrung, über die der Weg nach Memel fortgeſetzt werden ſollte, bat Kalckſtein um Papier und Feder, um an den Herzog von Croy, „ſeinen hohen Gönner“, zu ſchreiben. Es wurde ihm gewillfahrt. Mit ſehr flüchtiger Hand erinnerte er nun den Herzog an die ihm verſprochene „Amneſtie und Pardon“. Er habe auch gleich alles gethan, was von ihm verlangt worden. Was ihm darauf durch Brandt geſchehen, ſolle ihn nicht abhalten, dem Kurfürſten, wie einem ehrlichen Menſchen gebühre, an die Hand zu gehen, Gut und Blut zu verlieren, und Vieles zu offenbaren; er wolle auch dieſes ſein Unglück ſeinen Sünden und Gottes gerechter Strafe zuſchreiben. Er hoffe von des Kurfürſten angeborener Güte Gnade.

Oberſt Schöning übernahm es, dieſen Brief in Königs-

berg abzugeben; Flemming ſetzte den Transport über die Nehrung fort. In Roſſitten traf er einige Dragoner an, die der General entgegengeſchickt hatte. Kalckſtein ergab ſich nun ganz in ſein Schickſal; ein Entweichen hier auf der ſchmalen Sanddüne zwiſchen zwei großen Waſſern war unmöglich. Er tröſtete ſich, daß man ihm Wort halten müſſe.

Indeſſen hatte General von Görtzke in der Feſtung Memel das Gefängniß herrichten laſſen. Es befanden ſich nahe dem Thor im Wall einige Gewölbe, mit Steinen fundamentirt, ſtark ausgemauert. Das eine davon war Kalckſtein beſtimmt. Es war ziemlich geräumig und hatte ein tiefes Fenſter nach dem Graben hin. Dieſes und die Thür wurden mit feſtem Gitterwerk von Eiſen verſehen. In der Ecke ſtand ein guter Ofen; der Schornſtein daneben wurde ebenfalls mit eiſernem Gitter feſt eingemauert, von innen verſchloſſen. Ein Tiſch, ein Spannbett, einige Bänke waren hineingeſtellt. Zum Gefängnißaufſeher hatte der General den Wachtmeiſter-Lieutenant Priloff beſtellt, der ſchon länger als dreißig Jahre im Kurfürſtlichen Dienſt war, ſich ſtets untadelig geführt und zuverläſſig erwieſen, auch ſeine Kinder, worauf der General Gewicht legte, gut erzogen hatte. Er erhielt den ſtrengen Befehl, jeden Mittag zugegen zu ſein, wenn dem Gefangenen das Eſſen gebracht würde — alle Mahlzeiten ſollten nach des Kurfürſten Auftrag nicht von der Commandantur, ſondern vom Amt hergegeben werden, „mit zwei guten Priſen“, dazu ein Trunk Wein auf ſein Begehren — dabei das Gefängniß ſorgſam revidiren und

darauf achten, daß kein Gewehr noch Meſſer eingebracht werde, damit er ſich in ſeiner Melancholie nicht etwa ſelbſt an's Leben gehen und ein wichtiges Staatsgeheimniß mitnehmen könne. Nach der Inſtruction ſollte ferner ſtets ein Corporal und ein Gefreiter Tag und Nacht bei ihm ſein und dieſe Wache alle vierundzwanzig Stunden abgelöſt werden. Sofort nach der Ablöſung hatte der Auditeur die beiden Soldaten umſtändlich über alles zu Protocoll zu vernehmen, was etwa während ihrer Wachtzeit geſchehen war und was der Gefangene geſprochen hatte. Dieſe Berichte waren für den Kurfürſten beſtimmt. Draußen vor der Thür ſtand ein Poſten. Der Schlüſſel war ſtets auf der Commandantur abzugeben.

General von Görtzke, ein ſehr ſtrammer Militär aus der Schule des Kurfürſten, war ſich der vollen Verantwortlichkeit ſeines Amtes bewußt. Wie er ſich ſelbſt zum unbedingten Gehorſam für verpflichtet hielt, ſo forderte er ihn auch bis auf den Buchſtaben von ſeinen Untergebenen. Gegen jeden Verſtoß der Disciplin war er unnachſichtlich ſtreng; doch galt er ebenſo für gerecht. Sein Verhalten, ſelbſt den Offizieren gegenüber, war gemeſſen; er ſprach wenig und immer erſt nach kurzer Ueberlegung, hatte keine Liebhabereien und ging ganz in ſeinem Dienſt auf. Selten ſah man ihn leidenſchaftlich erregt. War er zum Zorn gereizt, ſo wurde der Ton ſeiner rauhen Stimme nur ſchneidiger, der Blick des grauen Auges funkelnder. Die militäriſche Ordnung auch im Kleinſten aufrecht zu halten, ſchien ihm die oberſte Pflicht des Vorgeſetzten. Man nannte ihn den alten

Corporal. Er wußte das und bildete ſich darauf etwas ein. „Soll das Regiment nicht wackeln," pflegte er zu ſagen, „ſo muß dafür geſorgt ſein, daß jeder einzelne Mann feſt ſteht. Zeigt mir einen Kerl mit einem abgeriſſenen Knopf, und ich will Euch nicht nur ſagen, was für ein Soldat er iſt, ſondern auch, was er für einen Offizier über ſich hat. Scheltet mir nichts gering im Ganzen: aus Staub ſetzt ſich die Welt zuſammen."

Der Kurfürſt durfte ſich auf ſeinen General verlaſſen. Wenn Kalckſtein ſein naher Verwandter geweſen wäre, würde er doch von ſeiner Inſtruction nicht um Fingerbreit abgewichen ſein. Die Politik kümmerte ihn nicht, er ſprach abſichtlich nie darüber; ſein ſoldatiſches Gewiſſen hatte nicht zu verantworten, was da geſchah: der Generaliſſimus befahl und der General gehorchte. Ob ihm das im einzelnen Fall leicht oder ſchwer wurde, durfte nicht in Frage kommen.

Zwei Tage nach der Einlieferung ließ er Kalckſtein Ruhe zur Erholung. Am dritten vernahm er ihn militäriſch in Gegenwart des Oberſtlieutenant von Flemming und des Auditeurs Tegeder, der das Protocoll führte, über die Urſachen ſeiner Flucht aus Knauten, über ſeinen Aufenthalt in Polen, über ſeine Machinationen gegen den Kurfürſten und wer ihm dazu gerathen oder dabei geholfen habe. Kalckſtein gab willig Auskunft. Er habe, da Brandt ihn verfolgte, weder beim König, noch bei der Königin Audienz erhalten können. Sein Geld ſei bis auf vierhundert Thaler ausgegeben geweſen. Brandt habe ihm endlich Amneſtie und Gnade zugeſichert, auch

des Herzogs Schrift gezeigt; er erwarte, daß dies werde gehalten werden.

Sein Gesundheitszustand verschlechterte sich rasch wieder, sowie er des Genusses der frischen Luft beraubt war. Das Gewölbe unter dem Wall war feucht, die Mauer kalt, der Raum gestattete nur zehn Schritte auf und ab. Seine Beine schwollen wieder an, er verlor den Appetit; eine düstere Stimmung stellte sich ein. Er hatte Stunden, in denen er an jeder Hoffnung verzweifelte. Dann sagte er wohl zu seinen Aufsehern: er wünsche, daß sein Gefängniß nicht lange dauere; ehe er geplagt würde, wolle er lieber, daß man ihm den Kopf abschlage oder ihn erschieße. Oder auch: er wisse wohl, daß es ihm so wie Rohde gehen werde: er wolle aber lieber, wenn er so lange sitzen müßte, daß ihm der Kopf möchte abgeschlagen werden.

Ein andermal wieder, oder auch desselben Tages zu anderer Zeit, schien sein Lebensmuth zu wachsen. Dann deutete er an, er wisse viel, was er sagen wollte, wenn der Kurfürst ihn hinausließe. Oder noch genauer: er wüßte vier Punkte, die den Kurfürsten angingen; wenn der nur zwei davon wüßte, würde er mit Polen bald einig werden — wenn er nur einmal mit dem Kurfürsten möchte zu reden kommen, würde er bald seines Gefängnisses entledigt werden.

Er las viel in der Bibel und Erbauungsbüchern, verlangte auch den Trost eines Geistlichen. Der siebenzigjährige lutherische Pfarrer und Erzpriester Prätorius — er war der Vater des früheren Kaufgesellen Rohde's

— wurde zu ihm gelaſſen. Mit dieſem unterhielt er ſich gern und bezeigte dabei viel fromme Geſinnungen und Gottergebenheit. Er beichtete ihm auch einige Tage vor Weihnachten und nahm das Abendmahl in beiderlei Geſtalt wie ein lutheriſcher Chriſt. Der alte würdige Herr hatte gleich darauf eine ſchwere Anfechtung zu beſtehen. Denn der Auditeur Tegeder kam in des Generals Auftrag zu ihm und forderte ihn auf mitzutheilen, was Kalckſtein ihm vertraut hätte; das Verbrechen der Majeſtätsbeleidigung werde durch das Beichtgeheimniß nicht gedeckt. Prätorius wagte doch ſeinem Unwillen über ſolche Zumuthung nur ſehr ſchüchternen Ausdruck zu geben. Er ging auf das Einzelne gar nicht ein und verſicherte lediglich, Kalckſtein habe ſich mit ſichtlicher Devotion vor Gott als einen großen Sünder bekannt, ſeinen Feinden — auch denen, die ihn in dies Labyrinth gebracht — vergeben und Beſſerung des Lebens verſprochen.

Am zweiten Weihnachtsfeiertage morgens zwiſchen acht und neun Uhr, als Kalckſtein noch zu Bett lag, traten der Wachtmeiſter Priloff und der Auditeur Tegeder bei ihm ein, ihm einen Brief zu überbringen, den ſeine Frau geſchrieben und dem Statthalter eingereicht hatte, von dem er dann an Görtzke geſchickt war. Der Auditeur gab ihm das Schreiben und fügte zu, es ſei von ſeiner Liebſten. Als er dies hörte, ließ er das Blatt aus den Händen auf die Decke fallen, lehnte den Kopf zurück und ſchloß die Augen. Erſt nach einer geraumen Weile nahm er das Schreiben „mit traurigen Geberden und tiefge-

holten Seufzern“ wieder auf und las es durch. Es war voll zärtlichen Troſtes. „Mein liebes Mannchen,“ begann es, „ich habe Euren elenden Zuſtand leider mit großer Betrübniß erfahren müſſen.“ Gott werde helfen. „Glaubet, mein liebes Mannchen, daß ich Euch noch ſo herzlich liebe, als ich Euch mein Tag gehabt, und alles, was ein ehrlich treulich Weib ſchuldig für ihren Mann zu thun, ich für Euch auch thun werde.“ Er möge ihr ſchreiben, woran er Mangel habe und ob ſie ihm etwas ſchicken ſolle, an Leinengeräth und ſonſtigen Dingen.

Nachdem er geleſen, ſtand der Gefangene ſofort auf, bat um Tinte und Papier und ſchrieb die Antwort auf der Stelle in Gegenwart der beiden. „Wohlgeborene herzliebſte Frau,“ begann er, „gleich dieſe Stunde empfange ich Euren Brief, erfreue mich Eures Troſtes, ſo Gott Euch mittheilet. Bekümmert Euch meinetwegen nicht; ich habe Gott Lob ſo viel gelernt und erfahren, daß ich mich leicht tröſten könnte, wenn Ihr und die Kinder mich nicht daran verhindert.“ Er zeigte dann an, wo ſeine Sachen in Warſchau wären, ſo im Bernhardiner Kloſter drei verſiegelte und mit ſeinen Zetteln verſehene Säcke Geld und dabei ſiebenunddreißig Dukaten, auch des Leibjungen rothes Kleid, andere Sachen bei ſeinem Wirth Niedzielski, in der Chatoulle die Obligation des Fürſten Demetrius auf fünftauſend Gulden. Er bat um einige Kleinigkeiten: Leinwandſtrümpfe und Handſchuhe. Dann ſchloß er: „Nun Adieu, mein Seelchen! Bittet fleißig, ärgert Euch an mir nicht, gedenket, daß das Unglück mehr fromme gottesfürchtige Leute und die fleißig beten auf

Erden betrifft, als böſe. Ich grüße Euch meine liebſten Kinderchen zu tauſend Malen. Ich werde wohl gehalten. Und wie ich alle Zeit geweſen, ſo bin ich auch noch und werde erſterben Euer treuer Diener von Kalckſtein.“

Tegeder nahm den Brief an ſich und verſprach ihn zu befördern. Auch den Brief der Frau ließ er ſich wieder aushändigen. Er gehörte zum Uebrigen in die Akten.

Dieſer Zwiſchenfall hatte den Oberſten ſehr aufgeregt. Er ſagte am folgenden Tage zum Corporal: „Nun haben ſie einen großen Fiſch gefangen. Mit Recht können ſie mir doch nichts anhaben.“ Er verlangte ein Gnadengeſuch zu ſchreiben. Man gab ihm dazu die Schreibmaterialien.

Er ſtellte dem Kurfürſten vor, er habe auf die ihm verſprochene Amneſtie gehofft, zumal Brandt einen Eid „unter freiem Himmel und mit aufgereckten Fingern“ von ihm genommen, daß er's ehrlich und treu mit dem Kurfürſten meine, dies auch berichten wollen und den Brief fortgeſchickt. Nun ſage die Schrift, des Landesherrn Zorn ſei ein Vorbote des Todes. Wenn durch denſelben Kurfürſtlicher Durchlaucht nur einiger Nutzen und Befriedigung zuwachſen möchte, ſo wolle er ihn in beſtändiger Liebe und Treue verharrend annehmen und gern ſterben, einzig und allein bittend, Kurfürſtliche Durchlaucht wolle ſeine arme verlaſſene Frau und ſieben unerzogene Waiſchen in das ihrige reſtituiren. Deshalb allein habe er auch Brandt in allem Folge geleiſtet und Gnade nachgeſucht. „Ew. Kurfürſtliche Durchlaucht,“ fuhr er fort,

„bedenken gnädigſt, daß Gott für die Uebertretung eines Menſchen nur einen Tod geſetzet, ich aber Kranker, Abgematteter, Elender muß durch Gefängniß, Trennung von meiner Ehegattin, Verlaſſung meiner liebſten Waiſchen, Verſtoßung nebſt ihnen von Haus und Hof, Hab und Gut ſo viel Tode ſterben!“ Er rief ſeine oft geübte Gnade und Huld an, bat die Sache einzig und allein dem Statthalter zu überweiſen. Vielleicht werde Gott Mittel geben, die alte Kurfürſtliche Ungnade zu heben. „Ich lege hiemit mein Leben und alles was ich in der Welt habe zu Füßen und einziger Dispoſition Ew. Kurfürſtlichen Durchlaucht, einzig und allein bittend, daß durch gefängliche Verhaftung und langes Sitzen und dadurch verurſachte melancholia meine arme Seele nicht in Gefahr kommen möge. Denn leichtlich zu ermeſſen, mit was erbärmlichen Gedanken ich meine Zeit zubringe.“

Auch an den Herzog von Croy richtete er ein Schreiben mit der Bitte, ſich ſeiner anzunehmen. Durch ihn war ja auch das Geſuch an den Kurfürſten zu befördern. Hier leuchtete wieder die Hoffnung auf. „Dieſes ſchreibe ich nicht,“ hieß es, „Ew. Hochfürſtlichen Durchlaucht etwa dero hohe Hand und Siegel vorzurücken.“ Er zweifelte nicht, der Herzog werde des Kurfürſten Moritz von Sachſen Exempel gemäß, wie jener für den Landgrafen Philipp von Heſſen aus Antrieb ſeiner Zuſage, ſo „für ihn als einen armen Gefangenen aus Antrieb Gewiſſens, Erbarmens und gnädigſt gegebener Hand“ ſeine Erledigung und gänzliche Reſtitution zu Wege bringen. Der Herzog ſolle nicht alles glauben, was man

ihm nachſage. „Denn iſt's wohl möglich, daß ein Menſch gefunden werde, der ohne höchſt dringende Noth Haus, Hof, Weib, Kinder in annahendem Alter, bei höchſt continuirlicher Unpäßlichkeit verlaſſen, im Elende in fremdem Lande und Religion herum vagirend ſein contentement ſuchen ſollte? Und ſo ja einer ſich finden möchte, müßte er ja ſeiner Sinne beraubet, deshalben man mit ihm Mitleid haben ſollte, oder ganz närriſch oder toll ſein." Er verſicherte, alles, was er aus menſchlicher Schwachheit, Angſt, Noth, Elend, Thorheit, Unverſtand, ja Desperation geſündigt, längſt herzlich bereut zu haben, und bat, der Herzog wolle ſein gnädiger Erretter und Beſchützer ſein.

Es war ihm ſchwer geworden, ſeinen Stolz ſo weit zu bändigen. Doch hatte der Brief der Frau Marie Eliſabeth ſein Herz ganz weich gemacht. Ihrer und der Kinder gedachte er viel mit Seufzen und ſtillem Klagen. Oft ſaß er viele Stunden lang auf dem Rande ſeines Bettes, hatte die Arme ſchlaff über die Kniee gehängt und ſtarrte auf denſelben Punkt der Stubendiele, oder rieb unaufhörlich ſeine Hände, ohne zu wiſſen, was er that. Dann plötzlich lachte er wild auf, daß der Corporal und Gefreite erſchraken, und rief Brandt's und Montgomery's Namen. „Sie haben mich diebiſcher Weiſe fortgeſtohlen . . . ha, ha, ha! fortgeſtohlen!" Einmal trieb er ganz närriſches Zeug. Er hielt ein Licht an den heißen Schornſtein und ließ es abſchmelzen, ſo daß der Talg auf den Ziegeln unten zuſammenfloß. Die Soldaten fragten ihn verwundert, was das ſolle. „Der

Talg für die Mäuſe," ſagte er lachend. Es ſeien keine Mäuſe hier, meinten ſie. Er nickte und ließ zugleich die Blicke in allen Winkeln herumſchweifen. „Doch — doch! Heiſſa! dort — dort — dort!" Er zeigte mit der Hand in die Ecken, aber ſie ſahen nichts. Dann ſetzte er ſein ſonderbares Geſchäft fort, gab dem Corporal den Docht, der vom Licht übrig geblieben war, und bat ihn, denſelben zu trocknen und für ihn zu verwahren: er wolle ſich damit die Hoſen flicken. Er fragte auch, ob die eiſernen Traillen am Fenſter tief in der Mauer ſteckten, und kratzte mit einem Hölzchen an ihnen herum, dies zu unterſuchen. Es war ganz nutzloſe Mühe.

Auch Frau von Kalckſtein hatte ſich an den Statthalter mit einer Gnadenbitte gewendet und die Unterſchrift ihrer Kinder beigefügt. Der Herzog, den ſein Gewiſſen wegen der Täuſchung nicht ohne Vorwurf ließ, benutzte gern die Gelegenheit der Neujahrsgratulation, um dem Kurfürſten alle dieſe Schreiben zu überreichen und mit warmen Worten das Geſuch um Gnade zu befürworten. „Wenn Kalckſtein ihn an ſeine Zuſage erinnere," ſchrieb er, „die er doch viel weiter ausdehnen wolle als ſie gemeint ſein könne, ſo ſei dieſes Verſprechen gleichwohl nicht die vornehmſte Urſache dieſes Fürworts; er hoffe vielmehr, daß der Kurfürſt ſein Anſehen noch ſteigern werde, wenn er unvermuthet Gnade übe."

Im Geheimen Rath des hohen Herrn, wo dieſe Angelegenheit bearbeitet wurde, war man jedoch nicht entfernt geneigt, ihr eine ſolche Wendung zu geben. An der Spitze ſtand Schwerin, der die preußiſchen Verhältniſſe

aus eigener Anſchauung und Erfahrung genugſam kannte, um nicht überzeugt zu ſein, daß Kalckſtein im Einverſtändniß mit einem großen Theil des Adels gehandelt hätte, und der Kanzler von Somnitz nahm ſogar eine geheime Verſchwörung für gewiß an. Wer war mit Kalckſtein im Bunde geweſen, wer hatte ihm Vollmacht gegeben, bei der Krone Polen zu klagen, wer hatte mit ihm im Briefwechſel geſtanden? Die Oppoſition in Preußen mußte gänzlich niedergeworfen werden. Das traf gerade auch die Meinung des Kurfürſten. Hatte er von dem letzten Schritt ſeines Reſidenten, wie er den ſchwer erzürnten König und ſeine noch mehr erzürnten Kronräthe der Wahrheit gemäß verſichern konnte, keine Kenntniß gehabt, ſo hatte er doch einen Gewaltakt dieſer Art im Voraus gebilligt. Er wußte, daß er nicht ohne Verletzung des Völkerrechts ausgeführt werden konnte; und wenn er auch zunächſt erwartete, daß er geheim gehalten werden könne, ſo rechnete er doch von Anfang an mit der Möglichkeit, er werde ihn öffentlich zu verantworten haben. Was auch daraus folgen könnte, Kalckſtein — des alten Querulanten Sohn, das Haupt der Malcontenten in Preußen — mußte niedergeworfen und unſchädlich gemacht werden. Zum letzten Mal ſollte ein preußiſcher Edelmann gewagt haben, die Souveränetät zu bezweifeln und in Polen Beiſtand zu ſuchen; nie wieder durfte durch ein ſo keckes Verbündniß die Ruhe ſeiner Staaten geſtört werden! Auch jetzt, da die Entführung des Majeſtätsbeleidigers bekannt geworden, die Mitwirkung ſeines Reſidenten durch deſſen fluchtartige Entfernung aus Warſchau zugegeben

war, ſuchte er den ſehr ernſtlichen Drohungen von jener Seite gegenüber die Kriegsgefahr hinzuhalten, indem er vor der Welt die Komödie inſceniren ließ, in welcher Brandt und Montgomery als die ohne Auftrag handelnden Friedensſtörer wie böſe Staatsverbrecher, deren Aufenthalt nicht bekannt, edictaliter citirt und vor Gericht gefordert wurden, während man ihnen unter der Hand Anweiſungen gab, wie ſie ſich zu verhalten hätten.

Aber es war nicht ſo ſicher, daß man in Warſchau der ernſten Miene, mit der anſcheinend ſo ſtrenge Juſtiz geübt wurde, Glauben ſchenkte oder auch nur vorzugeben für gerathen hielt, daß auf dieſe Weiſe Genugthuung geleiſtet ſei. Zwar der ſchwache König, der gegen die eigenen Unterthanen eine Stütze brauchte, war wenig zu fürchten, aber den Großwürdenträgern der Republik mußte klar vor Augen treten, daß dieſe ſelbſt jede Achtung im Auslande verlieren und in ihrem Beſtand gefährdet werden müßte, wenn ein ſolcher Schlag in's Geſicht gutwillig hingenommen würde. Und wenn ſie zu beſtechen waren, wer ſtand dafür, daß diesmal nicht das heiße Blut der Polen ungewöhnlich erregt wurde, und ein Sturm der empörten Maſſen gegen den Beleidiger der Nationalehre losbrach? Der Kurfürſt war entſchloſſen, auch den Krieg anzunehmen, wenn er unvermeidlich wurde, und rüſtete in der Stille, aber durch die Begnadigung Kalckſtein's einzugeſtehen, daß er zu weit gegangen ſei, konnte ihm nicht in den Sinn kommen. So großen Werth er auf die Behauptung der Souveränetät legte, ſo ſchuldig war ihm dieſer Mann.

Er hatte daher ſofort, nachdem der Oberſt in Memel

eingebracht war, eine ſtrenge Unterſuchung angeordnet. Kalckſtein war bereits durch die preußiſche Juſtiz-Kommiſſion zum Tode verurtheilt, freilich nur in contumaciam, aber ſein Verbrechen war ja offenkundig. Es handelte ſich für den Kurfürſten kaum noch darum, dieſes Verfahren in aller Form zu Ende zu führen; die Hauptſache war, zu ermitteln, welchen Zuſammenhang das dreiſte Vorgehen Kalckſtein's in Polen mit der Oppoſition der Stände in Preußen gehabt hätte, ſeinen Anhang bloßzuſtellen, ſeine Complicen herauszubringen. Hiezu ſchienen ihm die preußiſchen Ober- und Landräthe nicht die geeigneten Inquiſitoren zu ſein. Zwar konnten ſie nicht ganz umgangen werden; ſie ſollten ſich aber unter beſtändiger Aufſicht wiſſen und gehindert ſein, die Sache zu Gunſten ihrer Vetterſchaft laß zu betreiben. Deshalb ſchickte er zwei ſeiner — in Preußen ſo verhaßten — märkiſchen Räthe, die Geheimen Kammergerichts- und Conſiſtorialräthe Hans Adam von Wedell und Georg Wilhelm Schardius mitten im Winter auf die beſchwerliche Reiſe dorthin und gab ihnen die Inſtruction, ſcharf vorzugehen und den preußiſchen Collegen auf die Finger zu ſehen. Für dieſe Inquiſitions-Commiſſion hatte er dann weiter ſeinen General-Major von Görtzke beſtimmt, auf deſſen Gehorſam er ſich verlaſſen konnte. Vorſitzender ſollte freilich der Oberburggraf von Kalnein ſein, demſelben auch die Fiscale Dr. Lau und Dr. Schimmelpfennig beigegeben werden. Dieſe Juriſten waren aber allem Vermuthen nach brauchbarer, als ſtändiſche Vertreter. Wedell und Schardius nahmen für die preußiſchen Commiſſarien

verſiegelte Vollmachten und Inſtructionen mit, die erſt in Memel eröffnet werden ſollten.

Des Herzogs Gnadengeſuch für Kalckſtein konnte nach alledem in Berlin keine Beachtung finden. Es war da aber noch ein anderer Punkt in ernſtliche Erwägung zu ziehen. Kalckſtein hatte wiederholt und zu verſchiedenen Perſonen zu verſtehen gegeben, er wiſſe mancherlei secreta, die für den Kurfürſten von großer Wichtigkeit wären. Daß dem wirklich ſo ſei, konnte auch für ſehr wahrſcheinlich gelten, da er in Warſchau mit den höchſten Kronbeamten, insbeſondere dem ränkeſüchtigen und verſchlagenen Unterkanzler Olczowski verkehrt, auch vieler Senatoren und angeſehener Landboten Vertrauen genoſſen hatte. Was waren das alſo für secreta? Auch darauf ſollte die Commiſſion ihr Augenmerk richten. Vielleicht waren ſie ſo bedeutſam, daß der Gefangene, wenn er ſie verrieth, wirklich auf Dank Anſpruch hatte. Nun ſchien deſſen Schreiben an den Herzog zu beweiſen, daß er zu dieſem beſonderes Vertrauen hatte — nicht ohne jeden Grund, wie wieder deſſen warmes Fürwort bezeugte. Der Kurfürſt meinte dieſen Umſtand benutzen zu können, ſeine Zwecke zu erreichen und zugleich den Herzog nicht ſchroff abweiſen zu dürfen. Er ſchrieb ihm deshalb, er möchte wohl wiſſen, was das ſei, wovon Kalckſtein behaupte, daß es ihm, wenn er es offenbare, ſeine Verzeihung und neue Gnade eintragen möchte, und erſuchte ihn ſehr höflich, ſich deshalb nach Memel zu begeben und ihn darüber zu vernehmen, ihm auch „einige Hoffnung auf Pardon und Gnade“ zu machen.

Sich in dieſer Weiſe brauchen zu laſſen, war der Herzog von Croy aber durchaus nicht geneigt. Er antwortete, jene Andeutungen eines Menſchen, der ſich auf alle Weiſe eine Erleichterung zu ſchaffen bemüht ſei, hätten ſicher nichts zu bedeuten. Habe der Kurfürſt gleichwohl andere Gedanken darüber, ſo wolle er ihn doch wegen Krankheit, Flüſſen in den Lenden und Beinen, gütigſt für entſchuldigt halten. Er habe den Auftrag an Kalnein weiter gegeben, der auch beſſer geeignet ſei, Kalckſtein zu examiniren.

Der Kurfürſt mußte ſich hiebei wohl beruhigen. Er gab dem Herzog nur noch auf, an Kalckſtein zu ſchreiben, er ſolle die secreta Kalnein, oder Görtzke oder auch Wedell mittheilen.

In der zweiten Woche des Januar reiſten dann die Commiſſarien nach Memel ab, die preußiſchen ſehr unmuthig, Kalnein, weil er wohl wußte, daß ihm die märkiſchen Räthe zu Aufpaſſern beſtellt waren, die beiden Advocaten, weil ſie ihre Praxis, von der ſie doch lebten, im Stich laſſen mußten.

Nachdem ſie ſich nach der mühſamen Winterreiſe über die kuriſche Nehrung einen Ruhetag gegönnt, verſammelten ſie ſich „auf der Veſte“, wo General Görtzke ſie empfing, legten ihre Vollmachten vor und entſiegelten die geheimen Inſtructionen.

Der General, als er geleſen hatte, legte das Blatt, ohne eine Miene zu verziehen oder ein Wort zu ſprechen, vor ſich auf den Tiſch. Kalnein und die beiden Doctoren ſchienen aber durch den Inhalt ſehr beunruhigt zu ſein,

räuſperten ſich und warfen einander vielſagende Blicke zu, was den märkiſchen Räthen nicht entgehen konnte.

Die Inſtruction gab ihnen nicht nur auf, Kalckſtein über die beigegebenen dreiunddreißig Artikel zu verhören, ſondern auch ihn mit der Tortur zu bedrohen, ihm die Inſtrumente zu zeigen und, wenn er nicht ganz klar antworte, auch wirklich zur ſcharfen Frage zu ſchreiten. Alles, was er ausſage, ſei durch einen geſchworenen Notarius aufzuſchreiben, das Verlangen der Defenſion abzuweiſen, da die That ganz klar, er auch bereits in contumaciam verurtheilt worden, kein weitläufiger Proceß, kein Advocat zuzulaſſen. Die lateiniſche Schrift, die er dem Reichstag übergeben, ſei ihm vorzuleſen. Wenn er auf der Tortur befragt worden, ſei ihm das Protocoll am nächſten Tage wieder zur Genehmigung vorzuhalten, daſſelbe darauf ſchleunigſt mit der Poſt nach Berlin einzuſenden.

Die Schrift trug die eigenhändige Unterſchrift des Kurfürſten.

„Es geht nicht an," platzte Dr. Schimmelpfennig nach einigen peinlichen Minuten des allgemeinen Schweigens los.

„Was ſchafft den Herren Bedenken?" fragte Schardius lächelnd. Er war auf das, was kommen ſollte, längſt gefaßt.

„Wir ſind eine bloße Unterſuchungs-Commiſſion —"

„Allerdings."

„Nach unſern preußiſchen Geſetzen . . ."

„In der That!" ergänzte Dr. Lau etwas ruhiger. „Nach unſern preußiſchen Geſetzen darf die Tortur gegen

den Angeklagten nur vom Richter und nur durch förmliches Urtheil verhängt werden.“

„Der Oberſt von Kalckſtein iſt aber nicht ein Angeklagter, ſondern bereits ein Verurtheilter.“

„Er iſt in contumaciam verurtheilt. Nach allen Rechten gilt dieſes Urtheil nur ſo lange, bis der Inculpat ergriffen iſt. Es muß dann von Neuem gegen ihn im ordentlichen Rechtswege verfahren werden.“

„Und die Defenſion iſt ihm nicht abzuſchneiden —“

„Und die Tortur nur nach Richterſpruch zuläſſig.“

Schardius zuckte die Achſel und Wedell ſagte: „Meine Herren Collegen, was ſollen hier dieſe Einwendungen? Der Herr Kurfürſt befiehlt, und wir haben zu gehorchen.“

Es entſtand eine Pauſe im Disput. Keiner ſchien ſich gegen dieſen Ausſpruch zuerſt vorwagen zu wollen. Dann ließ ſich Dr. Lau, der den Schweiß von der Stirn trocknete, murmelnd vernehmen: „Eine ſolche Auffaſſung der Pflicht mag wohl in der Mark üblich ſein —“

„Ja, ja,“ rief Dr. Schimmelpfennig erleichtert, „aber hier in Preußen —“

„Meine lieben Herren,“ fiel der Oberburggraf ein, „laſſen wir dieſe Frage vorläufig unerörtert. Wir können ſie hier unter uns ſchwerlich erledigen. Ich ſelbſt muß geſtehen, daß mich der Auftrag des Herrn Kurfürſten überraſcht — ich behalte mir dieſerhalb das Weitere vor. Thun wir zunächſt, was unbedenklich zu thun iſt. Beeidigen wir alſo den Notarius Georg Eychler, den ich zu dieſem Zweck bereits mitgebracht habe, und conſtatiren wir unſere Legitimation zu Protocoll.“

Dies geſchah.

General von Görtzke hatte bei der ganzen Verhandlung kein Wort geſprochen.

Am folgenden Tage Morgens acht Uhr trat die Commiſſion zum Verhör zuſammen.

Kalckſtein wurde mit militäriſcher Begleitung vorgebracht. Er mußte ſich beim Gehen auf einen Stock ſtützen. Er verbeugte ſich in vornehmer Haltung vor dem Oberburggrafen und warf einen flüchtigen Blick über die Beiſitzer und den Notar hin.

Kalnein nahm ſogleich das Wort. Er kündigte dem Inculpaten im Namen des Kurfürſten, der dieſe Commiſſion beſtellt habe, an, daß er auf gewiſſe Inquiſitional-Artikel direct und deutlich zu antworten habe. „Bedenket," ſchloß er, „daß Ihr hier vor Gott, dem höchſten Richter ſtehet, gebt ihm die Ehre und ſaget die Wahrheit."

Er ließ darauf den erſten Artikel verleſen.

Statt zu antworten, deutete der Oberſt auf den Geheimen Rath Schardius und ſagte: „Wer iſt der Herr? Ich kenne ihn nicht."

Schardius ſah den Oberburggrafen an, der ſich auf ſeinem Seſſel unruhig hin- und herbewegte, ohne ſogleich den paſſenden Ausdruck für eine Zurückweiſung finden zu können. „Seine Kurfürſtliche Durchlaucht hat die Gnade gehabt," bemerkte er dann, „zwei ſeiner märkiſchen Geheimen Räthe zur Unterſuchung abzuordnen. Wenn es Euch daran liegt, die Namen zu erfahren —"

„Nein, nein!" fiel Kalckſtein ein. „Es iſt ſchon gut. Ich fragte nur, weil ich den Herrn nicht kenne."

„Antwortet nun auf den ersten Artikel," befahl Kalnein.

Kalckstein schüttelte den Kopf. „Nicht auf den ersten und nicht auf den letzten. Man gebe mir die Artikel schriftlich, damit ich Zeit zum Bedenken habe."

„Das wird schwerlich geschehen können," sagte der Oberburggraf.

„So erkläre ich schon jetzt," fuhr Kalckstein fort, „daß ich keine Antwort geben werde, es sei denn, daß mir die Amnestie, die mir der Herr Statthalter nach Warschau geschickt hat, auch hier überantwortet wird."

Der Vorsitzende gab darauf einen Wink, worauf Kalckstein von den Soldaten in's Vorzimmer abgeführt wurde. Man berieth und einigte sich über einen Bescheid. Als Kalckstein wieder vorgebracht war, publicirte Kalnein denselben. Zunächst: Seine Kurfürstliche Durchlaucht hätte gewisse Commissarien ernannt, und es wäre gleichviel, wer sie wären. Doch sei ihm die Inscription zu produciren, aus welcher die Namen zu ersehen.

„O — ich will sie nicht sehen," sagte der Oberst, den Notar abweisend, „glaube schon informirt zu sein. Märkische Räthe . . ." Er verneigte sich. „Ich habe auch nicht eigentlich zu wissen begehrt, wer die Herren Commissarien wären, als daß ich nur die Ehre haben möchte, sie zu kennen."

Schardius verbeugte sich nun auch ein wenig, aber doch mit einem ironischen Lächeln.

„Was den zweiten Einwand angeht," fuhr der Oberburggraf fort, „so erfordert natura dieses Processes nicht

Schriftwechsel. Die Artikel betreffen facta propria, auf welche auch ohne sonderliche Vorbereitung zu anworten."

„Ich habe auch nicht Extradition verlangt," entgegnete Kalckstein, „sondern nur gefragt, ob ich sie haben könne. Unter allen Umständen werde ich nicht antworten oder mich einlassen, es werde mir denn die gestellte Bedingung erfüllt."

„Der Commission ist von der Amnestie nicht das mindeste bekannt," schloß Kalnein die Publication.

„Aber sicher um so mehr Sr. hochfürstlichen Durchlaucht, dem Herrn Herzog von Croy," versicherte der Inculpat, „und dem Residenten von Brandt. Ob er schon ein Erzlügner ist, so wird er doch nicht bestreiten können, daß er mir des Herrn Herzogs Brief mit eigenhändiger Unterschrift vorgelegt hat."

„Dies muß vorläufig auf sich beruhen bleiben," sagte Kalnein. Er sprach darauf leise mit den Beisitzern und ersuchte sie ein wenig abzutreten, was auch geschah. Darauf nahm er Kalckstein, der darüber sehr verwundert war, in ein Fenster allein und sagte: „Ich wünschte wohl, daß ich Euch etwas Gutes bringen könnte; denn es dauert mich, gegen Euch als einen preußischen Edelmann so verfahren zu müssen. Hab' ich doch mit Eurer Frau seligem Vater zusammen in der Oberrathsstube gesessen."

„Es freut mich, daß Ew. Excellenz sich dessen erinnert," antwortete der Oberst. „Es stünde mit mir wahrlich nicht so, wenn man mich nicht schmählich im Stich gelassen hätte."

„Dem sei nun, wie ihm sei," setzte Kalnein das Gespräch unter vier Augen fort, „schenkt mir jetzt gutes

Vertrauen und ſeid überzeugt, daß dies nur zu Eurem Beſten gereichen kann.“

Kalckſtein ſah ihm forſchend in die immer munteren Augen. „Ich verſtehe Ew. Excellenz nicht. Was verlangt man von mir?“

„Daß Ihr über gewiſſe Dinge ohne Rückhalt die Wahrheit ſagt, wie Ihr davon Kenntniß erlangt haben mögt. Ihr habt Euch zu verſchiedenen Leuten verlauten laſſen, daß Ihr mancherlei secreta wiſſet.“

„Ich erinnere mich deſſen nicht.“

„Wollt Ihr dies in Abrede ſtellen? Man könnte Euch wohl dieſer Perſonen Ausſagen entgegenhalten.“

„Von wem ſprecht Ihr?“

„Hm — zum Beiſpiel vom Oberſt von Schöning und dem Oberſtlieutenant von Flemming.“

„Ah! von denen —!“

„Und anderen mehr.“

„Es kann wohl ſein. Ich habe damit nichts Sonderliches gemeint.“

„Das glaubt der Herr Kurfürſt nicht. Seht hier ſeinen Brief an den Herzog und des Herzogs Brief an mich —“ er zeigte ihm die Schreiben vor — „darin wird mir der Auftrag, Euch über dieſe secreta auszufragen. Theilt ſie mir mit, und es iſt ſo gut, als ob Ihr Euch dem Herrn Kurfürſten ſelbſt anvertrautet.“

Kalckſtein bedachte ſich eine Minute lang. Dann ſagte er: „Man fordert Unbilliges von mir. Ich bin aus Warſchau fortgeraubt, in der Gefangenſchaft. Wem kann ich vertrauen? Nun ſoll ich meine Geheimniſſe ausgeben, damit

ich nichts behalte und ganz machtlos bin. Und auch aus anderm Grunde . . . Nein! Wenn ich etwa etwas wiſſen möchte, ſo würd' ich's doch keinem entdecken, ehe ich in den früheren Stand reſtituirt werde. Es würde ſonſt das Anſehen haben, als ob ich, wenn's etwas Gutes für den Kurfürſten wäre, mich loslügen wolle, oder, wenn etwas Böſes, ihn damit zu bedrohen und zu erſchrecken beabſichtige. Das eine wäre mir ſo ſchädlich wie das andere."

Kalnein meinte herauszuhören, daß der Oberſt wirklich etwas Wichtiges wiſſe und nur damit hinter dem Berge halten wolle. „Bedenkt Euch wohl, was Ihr thut und unterlaſſet," antwortete er. „Gerade dieſes könnte vielleicht ein Mittel ſein, zur begehrten Capitulation und kurfürſtlicher Gnade zu gelangen."

Der Oberſt warf das Kinn auf. „Vielleicht —! daran glaubt Ihr ſelbſt kaum halb. Hat man mir bisher Wort gehalten? Der Herzog von Croy hat mir Amneſtie nach Warſchau geſchickt; darauf bin ich mit Brandt einig geworden und hab' ihm hundert Dukaten gegeben. Nun möchte man's verreden."

„Ich weiß wirklich nicht, was Ihr da meint," verſicherte Kalnein. „Mir iſt von ſolcher Amneſtie nichts bekannt worden. Meine auch, daß der Herr Herzog gar nicht Macht gehabt hat, ohne des Herrn Kurfürſten Conſens ſolches Verſprechen zu geben."

„Aber wenn er's doch giebt, ſo muß ich vorausſetzen, daß es ihm an dieſem Conſens nicht fehlt. Würdet Ihr anders geſchloſſen haben? Wem ſoll ich trauen, wenn auf einen Mann ſeiner Art kein Verlaß iſt?"

Der Oberburggraf fühlte ſich durch dieſe Verhandlung ſehr gepeinigt. „Trauet mir,“ ſagte er nach einer Weile, „ich ſag' Euch ehrlich die Wahrheit. Ich ſelbſt halte von Euren Reden nicht viel, und der Herzog auch nicht. In Berlin iſt man aber anderer Meinung. Ihr habt Euch ſehr unbedachtſam zu etwas erboten, und daran hält man Euch nun feſt. Denket nicht, Euch mit ſolchen Ausflüchten loszuwinden — Ihr werdet zum Sprechen gezwungen werden, ob ich's billige oder nicht. Darum rath' ich Euch ehrlich und aufrichtig: gebt offene Antwort.“

„Gezwungen . . .“ murmelte Kalckſtein. Seine Stirn zuckte, er ſah Kalnein ſcharf in's Geſicht, als wollte er ſich verſichern, welche ſchlimmſte Bedeutung dieſes Wort hätte. Dann ſchüttelte er unwillig den Kopf. „Man ſtellt mir Fallſtricke,“ ſagte er ſcharf. „Dieſe Commiſſion, in der märkiſche Räthe ſitzen und außer Euch Niemand vom preußiſchen Adel . . . Ah! es iſt eine Schmach, daß ſo etwas gelitten wird. Wir ſind weit gekommen. Nein! ich werde mich auf nichts einlaſſen. Ich habe mein Forum beim Hofgericht in Königsberg, das der Oberburggraf als ein Oberrath billig vor andern conſideriren ſollte.“

Kalnein biß die Lippe. „Es iſt nicht meines Amtes,“ ſagte er, „mit Euch darüber zu disputiren. Des Landesherrn Befugniß, zur Unterſuchung zu committiren, wen er mag, kann füglich nicht angefochten werden. Erleichtert mir dies unliebſame Geſchäft, Euch inquiriren zu müſſen. Was Ihr mir jetzt unter vier Augen ſagt, erſpart Euch vielleicht viel Pein. Wenn's etwas Rechtes iſt, woran

dem Herrn Kurfürsten gelegen sein kann, so dürft Ihr sicher auf seine Güte rechnen."

Kalckstein bedachte sich wieder, diesmal längere Zeit. Dann schien er ganz entschlossen. „Excellenz," sagte er, „wenn Ihr mich schriftlich und auf Eure Seligkeit versichert, daß Ihr selbst zum Kurfürsten reisen und für mich Dieses von ihm erhalten werdet, daß ich nicht mit ewigem Gefängniß gequält werde, so will ich auf die Artikel antworten — — sonst lieber unschuldig den grausamsten Tod leiden."

Der Oberburggraf zog die Schultern auf. „Das kann ich nicht versichern." Er wartete noch eine kurze Weile, ob Kalckstein sich anders besinnen möchte. „Ist das Euer letztes Wort?"

„Mein letztes."

„So hab' ich meine Pflicht gethan." Er ließ den Gefangenen auf seinen Platz zurückführen und rief die Commissarien wieder hinein. Sie setzten sich an den Tisch.

„So frage ich Euch, Christian Ludwig von Kalckstein, nochmals Namens dieser Commission," begann der Oberburggraf feierlich, „ob Ihr uns antworten wollet."

„Wenn die Commission mir die Versicherung giebt," entgegnete der Oberst, „daß mir die Amnestie gehalten werden soll und ich nicht mit ewigem Gefängniß gequält werde."

Die Herren sprachen leise mit einander. „Die Commissarien können darauf nicht eingehen."

„So verweigere ich die Antwort."

Kalckstein wurde in's Vorzimmer abgeführt. Was

ſollte nun geſchehen? „Ew. Excellenz hat nichts ausgerichtet," bemerkte der Geheime Rath Schardius ſpitz.

„Dieſer Menſch iſt ſo verſtockt, als boshaft," ſetzte Wedell hinzu.

„Nur die Tortur kann ihn zur Beſinnung bringen," ſchnarrte Schardius.

Die Doctoren Lau und Schimmelpfennig gaben durch Geberden ihren Widerwillen zu erkennen.

„So weit ſind wir noch nicht," bemerkte Kalnein. „Geben wir dem Angeklagten drei Tage Bedenkzeit."

Höchſtens zu vierundzwanzig Stunden wollten die märkiſchen Räthe ſich verſtehen. „Und dann? Die Tortur muß ihm angedroht werden."

„Ah —!"

„Ew. Excellenz bindet ſich dadurch noch nicht. Aber die Androhung darf nicht unterbleiben."

Kalnein blickte ſeinen Nachbar, den General von Görtzke an, der wie eine Figur aus Eiſen daſaß. Jetzt nickte der Kopf ein wenig zuſtimmend.

„So weit will ich nachgeben," ſagte der Oberburggraf, einen Seufzer unterdrückend. Er ließ den Angeklagten wieder einführen. „Die Herren Commiſſarien wollen Euch bis morgen Dilation geben," publicirte er. „Antwortet Ihr dann nicht, ſo iſt des Herrn Kurfürſten gemeſſener Befehl, daß gegen Euch mit der Tortur vorgegangen werden ſoll."

„Man thue, woran man Recht thut," fuhr Kalckſtein empört auf. „Ich verlange keine Dilation. Hier ſofort erklär' ich einmal für immer, daß ich mich nicht einlaſſen werde."

Nun nahm unerwartet der General das Wort. „Hört, was ich Euch auf den Weg mitgebe, Oberſt! Ließet Ihr's darauf ankommen, daß Ihr torquirt würdet, ſo würde kein Offizier Euch mehr bewachen und ſpeiſen wollen. Die Tortur infamirt."

Kalckſtein erbleichte, antwortete aber nichts. Er wurde in ſein Gefängniß zurückgebracht. —

Der Oberburggraf beruhigte ſich dabei nicht. Er berief mit Zuſtimmung der Commiſſarien die beiden Geiſtlichen zu ſich, den alten Erzprieſter Prätorius und den Diaconus Magiſter Chriſtoph Schulz. Denen ſtellte er vor, was dem Angeklagten bevorſtehe und wie ſehr er ſich durch ſeine Hartnäckigkeit ſchade. Er bat ſie, zu ihm zu gehen und ihn aus Gottes Wort zum Gehorſam zu bereden; ſie würden damit ein chriſtliches Werk verrichten.

Das geſchah noch an demſelben Abend, jedoch ohne Erfolg. Er blieb dabei, daß er als preußiſcher Edelmann nicht ſchuldig ſei, vor andern als lauter adligen und einheimiſchen Perſonen, ſeinen Standesgenoſſen, zu verhandeln. Sie ſetzten ihm mit vielen Bibelſprüchen zu. Aber er war nicht weniger beleſen. „Schlaget auf den Propheten Micha," rief er, „im dritten. Da heißt's: Ihr Fürſten im Hauſe Iſrael, ihr ſollt's billig ſein, die das Recht wüßten. Aber ihr haſſet das Gute und liebet das Arge, ihr ſchindet ihnen die Haut ab und das Fleiſch von ihren Beinen! Und wieder im letzten: Die frommen Leute ſind weg in dieſem Lande und die Gerechten ſind nicht mehr unter den Leuten. Sie lauern alle auf's Blut, ein jeglicher jagt den andern, daß er ihn verderbe.

Und meinen, sie thun wohl daran, wenn sie Böses thun. Was der Fürst will, das spricht der Richter, daß er ihm wieder einen Dienst thun soll. Die Gewaltigen rathen nach ihrem Muthwillen, Schaden zu thun, und drehen's, wie sie wollen." Er hob drohend die Hand auf und schüttelte sie in der Luft. „Aber wenn der Tag deiner Prediger kommen wird, wenn du heimgesucht sollst werden, da werden sie dann nicht wissen, wo aus!"

Die Geistlichen besuchten ihn in der Frühe des nächsten Morgens nochmals. Da fanden sie ihn weicher. Er hatte die ganze Nacht nicht geschlafen, wie der Corporal berichtete, sondern sich mit Aechzen und Stöhnen auf dem Lager gewälzt. „Thut Euch solches Leid nicht an," mahnte Prätorius, „daß Ihr Euren Leib beschimpfen lasset. Die Euch befragen, haben die Macht dazu. Wenn Ihr aber an Euch nicht denkt, so denket an Weib und Kinder, die Ihr mit Euch in unauslöschliche Schande bringt." Da stürzten ihm die Thränen aus den Augen.

„So sei's denn um ihretwillen," rief er, „wie so vieles schon um ihretwillen geschehen. „Aber sagt den Herren, daß ich nicht aus schuldiger Pflicht antworte, sondern ihnen zu Ehren, damit sie die weite Reise nicht vergeblich gethan haben; verlange auch, daß mir ein besonderer Tisch gesetzt, Feder, Tinte und Papier gegeben werde, damit ich die Antworten selbst aufschreiben kann. Ich will mich vor Schaden hüten."

Sie berichteten dies den versammelten Commissarien als das Ergebniß ihrer Bemühungen und entfernten sich dann.

Kalckſtein wurde vorgeführt und befragt, ob er jetzt antworten wolle.

Er entgegnete darauf finſter und ſichtlich mit innerem Widerſtreben: „Ihr Herren! Ich habe mich gegen alle Potentaten, denen ich gedient, und beſonders gegen den Kurfürſten, unter welchem ich gedacht fortune zu machen, ſo verhalten, daß ich wohl meritiret, belohnt zu werden. Ein anderes wird ſich auch bei dieſer Unterſuchung nicht ergeben. Wohl denn! Wenn mir die Amneſtie ungekränkt vorbehalten wird, ſo will ich — nicht aus Schuldigkeit, ſondern aus Liebe zu Sr. Kurfürſtlichen Durchlaucht und Reſpect gegen die anweſenden Herren und auf Perſuaſion der Herren Geiſtlichen auf die Artikel antworten, doch meinen Rechten ohne Schaden, nicht mit dem Willen, in einen Proceß mich einzulaſſen, ſondern blos pro informatione.“

Dieſer Proteſt wurde niedergeſchrieben.

Dann begann das Verhör.

Schon die erſten Artikel bereiteten Schwierigkeiten, die viel Hin- und Herreden erforderlich machten.

Ob er nicht dem Herrn Kurfürſten den Eid bei der Huldigung geſchworen habe?

Nein! er habe nicht geſchworen, ſei damals nicht im Lande geweſen, ſondern in Polen. Das ſei notoriſch.

Das mußte freilich als richtig anerkannt werden.

Ob nicht gegen ihn ein Urtheil geſprochen ſei?

Ein Judicium ſei zwar niedergeſetzt worden, aber nicht gemäß den preußiſchen Privilegien und Rechten. Dies beweiſe der Proceß. Wäre nach den Rechten verfahren, ſo würde das Urtheil anders gelautet haben

Ob er nicht den Revers unterſchrieben?

Der ſei ihm vorgeſchrieben und anbefohlen worden. „Ich habe dieſen erzwungenen Revers und Eid übernatürlich wider die Liebe meiner und der meinigen gehalten. Alle Bitten waren vergeblich. Ich bin nicht freiwillig fortgegangen, ſondern von Haus und Hof verjagt und vertrieben worden. So bin ich mir keiner Schuld bewußt, daß ich die Urfehde gebrochen.“

Da man ſo weit gekommen, war's ſpät geworden. Das weitere Verhör wurde auf den nächſten Tag verſchoben.

Denſelben Abend noch ſchrieb Kalnein dem Statthalter: er möge — da in der Inſtruction auch die Tortur in Ausſicht genommen — zur Vermeidung des Mißtrauens der Stände und des nachtheiligen Urtheils der ganzen Welt dahin zu wirken ſuchen, daß in formeller und materieller Beziehung nichts verhandelt werde, was der Gerechtigkeit widrig zu ſein ſcheine. Die Commiſſion möchte noch durch zwei oder drei vom Adel verſtärkt werden. Rath Schardius habe gemeint, es bedürfe der Tortur wegen weiter keines Urtheils, da ſie bereits in consistorio Principis erkannt wäre. Das wolle ihm doch nicht eingehen.

„Ich rufe meinen Gott herzlich an, daß er meinen Sinn ſo regieren wolle, damit ich vor Allem ein reines Gewiſſen behalten möge.“

Siebenzehntes Capitel.

Kampf um's Recht.

An den folgenden Tagen wurde das Verhör mit allem Eifer fortgesetzt.

Meist antwortete Kalckstein gelassen und ohne längeres Besinnen auf die vielen an ihn gestellten Fragen. Mitunter aber, wenn's ihm zu toll kam, gab er auch eine spitze Erklärung oder eine gewundene Auskunft.

Ob er nicht das Urtheil für Recht erkannt und für Kurfürstliche Gnade höflich gedankt habe?

„Ja wohl," entgegnete er mit spöttischem Lächeln, „ich habe aber den Commissarien auch gesagt, ich nehme die Kurfürstliche Gnade an, wie Hiskias, da ihm angekündigt war, sein Haus zu beschicken."

Sie wollten wissen, was er mit dem Exempel Hiskias' gemeint.

Weil man die hohe Jagd gleich vorauszuhaben begehrt, antwortete er, weil man ihn gehindert habe das

Geld zu beſchaffen, weil man ihn gezwungen habe, wider ſeinen Eid wegzugehen. „Der Kurfürſt wird nicht reich werden mit dem Stückchen Brod, ſo er mir genommen!“

Er ſei nicht in der Abſicht nach Warſchau gegangen, gegen den Kurfürſten zu klagen, ſondern ihm Unterwerfung auf billige Bedingungen anzubieten. Alle Angaben ſeines Feindes Brandt müſſe er für Lügen und Verleumdungen erklären. Brandt habe ihn reizen wollen, etwas gegen den Kurfürſten zu ſagen. Die ſchlimmen Reden ſeien von den Polen ſelbſt geführt, nicht von ihm. Er habe freilich zuſtimmen müſſen, da er ihr Gaſt geweſen. Es könne auch manches im Scherz oder aus Ungeduld geredet ſein, ſicher aber anders und unter andern Umſtänden, als der Reſident es angebe. Man ſtelle ihn doch ihm gegenüber! „Brandt hat mir oft viel vorgelogen und ich hab's ihm nicht geſchenkt. Wir haben mit einander Contract gemacht, daß wir nicht ein wahr Wort reden wollten. Wie er bei den Senatoren und aller Welt herumgelaufen, hab' ich's auch gethan.“

Von den Ständen Preußens habe er kein Mandat gehabt. Dabei blieb er trotz eindringlichen Inquirirens.

Man kam wieder auf die secreta und arcana, von denen er geſprochen.

„Was hat man mich darum zu fragen,“ rief er. „Ich bilde mir ein, daß es große Sachen ſind. Wer weiß aber, ob was daran gelegen iſt.“ Auf weiteres Andringen: es würden große Anſprüche gegen den Kurfürſten erhoben. Er nannte mehrere vornehme Polen, die ſehr bedeutende

Forderungen vom letzten Kriege her gegen ihn zu haben behaupteten.

Das befriedigte die Commiſſarien wenig.

Er wurde befragt, ob der Kurfürſt nicht ſeine höchſte Obrigkeit ſei?

„Ich halte ihn für meine Obrigkeit," entgegnete er. „Das Worte „höchſte" verſteh' ich nicht. In Polen ſagen ſie's anders, hier auch anders. Warum führt man's da nicht aus? Ich erkenne den Kurfürſten für meinen Herrn an, weil ich Güter unter ihm habe. Ich bin, ſeither ich dem König von Polen geſchworen, des Eides noch nicht entbunden."

Sie antworteten ihm, dies ſei durch die Commiſſarien der Republik geſchehen, welche alle Stände des Herzogthums des Eides entbunden hätten.

„Ja, ja," erwiderte er höhniſch, „man ſagt es ſo. Das wird aber ſchwerlich können bewieſen werden. Die Commiſſarien ſind nicht von ſämmtlichen Ständen des Reiches geſchickt worden."

Die märkiſchen Räthe verwieſen ihm ſolche Spitzfindigkeit.

Ob er nicht wiſſe, daß die Obrigkeit zu ehren ſei?

„Das iſt mir wohl bekannt," antwortete er, „ingleichen aber auch, daß Chriſtus nach Aegypten, David zum König Achis geflohen iſt. Ueberall bin ich gut fortgekommen in der Welt, nur hier nicht unter Sr. Kurfürſtlichen Durchlaucht. Wenn wir noch den dritten Richter hätten, den in Polen, würde ich wohl zu meinem Rechte gelangen."

Die Supplication in lateiniſcher Schrift habe er einreichen müſſen, um ſich bei den Polen, die ihn freundlich aufgenommen, auf deren Geheiß zu rechtfertigen. „Einer, der erſaufen ſoll, greift auch nach dem Scheermeſſer, ſich zu retten.“ Er habe ſie dem Herrn Kurfürſten geſchickt, damit er ſehen ſollte, was er aus Noth und Deſperation zu thun gezwungen ſei. Werde ihm nun dieſe Schrift vorgehalten, ſo ſei ſie jedoch nicht in dieſer, ſondern in vielfach geänderter Form dem König ſelbſt übergeben worden. Das Original würde es ausweiſen und die Copie in ſeiner Chatoulle.

Tyszkiewicz habe ſie geſchrieben. Auf den Stylus verſtehe er ſich nicht und könne dafür nicht verantwortlich gemacht werden; die Thatſachen, die er ihm angegeben, ſeien wahr. „Es iſt wahr, daß die Bromberger Verträge ohne Wiſſen der preußiſchen Stände geſchloſſen worden — es iſt wahr, daß wir, nachdem wir die Appellation nach Polen verloren, die elendeſten Leute und aller Freiheit baar ſind — es iſt wahr, daß wir, ſeit wir von Polen abgekommen, übel traktiret worden, daß in den Gerichten willkürlich verfahren, die Religion nicht geſchützt, Zoll und Steuer wider die Privilegien beigetrieben wird. Wie mit Rohde verfahren worden, iſt allbekannt. Die Thatſachen ſind alle wahr.“

Er gab zu, daß er den König und die Republik gebeten habe, Preußen wieder aufzunehmen. „Daß ich nicht ſoll lieber ſehen und wünſchen, daß die alten pacta, als die neuen wären,“ ſetzte er hinzu, „das geſtehe ich: denn die alten ſind für uns, die neuen wider uns. Und das

iſt wahr. Ich ſagte es mit dem Munde — es mögen viele ſein, die es im Herzen gedenken."

Er ſchloß am letzten Tage ſeine Ausſage mit den Worten: „Ich hab' meine Eide, die ich meinen Herren geſchworen, deren ich mein Lebetag viel gehabt, jederzeit ehrlich gehalten, und würden große Herren mich auch wohl nicht um ſich gelitten haben, wenn ich ſo einer wäre, als ich jetzt hier abgemalt werde. Und wo Hiob damit Unrecht gethan und wider Gott ein crimen laesae majestatis begangen, daß er aus Ungeduld geredet, ſo hab' ich's auch gegen den Kurfürſten gethan, da ich noch nicht einmal ſo viel geredet und doch viel mehr Urſach gehabt, als Hiob. Ich habe nicht geleſen, noch gehöret, bei Chriſten und Heiden, daß mit Jemand ſo umgegangen ſei, als mit mir. Man hat mir getrachtet nach meiner Ehr', Gut und Blut, nach Leib und Leben. Hat man mich traktiret als einen Sclaven, ſolches will ich gelitten haben. Dieſes rede ich aus tiefſtem Schmerz. Was Se. Kurfürſtliche Durchlaucht ordnen und befehlen werden, dem will ich mich nicht widerſetzen, wenn ich auch heut' ſterben ſollte!" —

Während dieſes Verhörs ſtellte ſich's mehr und mehr heraus, daß die Commiſſarien in den wichtigſten Punkten uneins waren. Die Märkiſchen und die Preußiſchen gingen von entgegengeſetzten Stellungen aus. Für die erſteren regelte ſich die Thätigkeit der Commiſſion lediglich nach dem Befehl ihres Herrn, für die letzteren gab's vor Allem ein Landesrecht, das reſpectirt werden mußte. So beargwöhnten ſie nun einander. Die Herren von

Wedell und Schardius ſeparirten ſich, auch in der Geſellſchaft.

Man kam Abends im Hauſe des Commandanten, oder auf dem Amt, oder bei einem der höheren Offiziere der Garniſon zuſammen, ſpielte Karten oder vergnügte ſich mit den Damen. Man ſah ſie jedoch ſeltener dort, als die übrigen; es wollte ſich kein recht unbefangener Ton ergeben, ſo höflich Görtzke ihnen auch entgegen kam. Selbſt ihm ſchienen ſie nicht recht zu trauen. Sie berichteten fleißig nach Berlin und ließen über ihre Auffaſſung der Dinge keinen Zweifel. In den Conferenzen ſtritten beide Theile mit gelehrten Citaten. Der General, deſſen Latein bald zu Ende war, miſchte ſich gar nicht ein. Er ließ ſich auch nicht darüber aus, auf welche Seite er ſich ſtellte. Das war Kalnein beſonders peinlich, der dem Herrn Kurfürſten gerne ſeine Ergebenheit bezeigen, aber ſich doch auch bei den Ständen nicht in ſchlechtes Licht ſetzen und ſein Gewiſſen ſalviren wollte.

Seine Lage war nicht beneidenswerth. Lau und Schimmelpfennig hielten gegen ihn nicht mit ihrer Meinung zurück. So entſchloß er ſich denn, mit ihnen zugleich dem Kurfürſten zu berichten: wiewohl Kalckſtein auf einige Artikel wohl keine genügende und richtige Antwort gegeben habe, ſo erlaube ihnen ihr Gewiſſen doch nicht, ſchon jetzt zur Tortur zu ſchreiten. Nach allen Rechten und insbeſondere dem Preußiſchen Landrecht dürfe dies erſt geſchehen, wenn alle Mittel, hinter die Wahrheit zu kommen, erſchöpft ſeien. Hier aber ließe ſich wohl der Beweis durch Zeugen

führen. Sie baten, der Kurfürſt möchte ihnen ihre Freimüthigkeit verzeihen.

Ihren prinzipiellen Standpunkt, daß ein ordentliches Gericht beſtellt werden müſſe, hatten ſie hier noch nicht einmal vorgekehrt. Ihr Widerſpruch wurde gleichwohl in Berlin ſehr ungnädig vermerkt. Allerdings erforderte der Kurfürſt ein Gutachten ſeines Geheimen Raths; es fiel aber durchaus zu Gunſten der märkiſchen Commiſſarien aus. Er trat ihm ohne Bedenken bei. So wurden denn zugleich drei Reſcripte expedirt. Das eine an die Geheimen Räthe von Wedell und Schardius: ſie ſollten der Inſtruction gemäß durch die Tortur das Bekenntniß Kalckſtein's herauszubringen ſuchen und ſich durch die andern Commiſſarien nicht beirren laſſen — „weil Ihr unſeres Schutzes überall genugſam verſichert."

Das zweite an den General von Görtzke: er ſolle ausführen, was den Räthen Wedell und Schardius anbefohlen ſei.

Das dritte an die preußiſchen Commiſſarien: ſie wären im Unrecht. Das Verbrechen ſelbſt ſei völlig erwieſen. Was Kalckſtein negire, könne durch Zeugen nicht herausgebracht werden. Gerade auf dieſes, insbeſondere Benennung der Complicen ſollen ſie ohne weitere Weigerung die Tortur anwenden.

Bei dieſem Hin- und Herſchreiben vergingen Wochen. Die Poſtreiter brauchten, wie ſie ſich auch beeilten, von Memel nach Berlin ſechs Tage. Das Verhör hatte Kalckſtein in geiſtiger Anſpannung erhalten. Nun es beendet war, überſah er, was gegen ihn vorgebracht worden, und

erwog, was ihm ſeine Einwendungen nützen könnten. Er war nun wieder die langen Tage allein, mit den beiden Soldaten, die ihn zu bewachen hatten, meiſt ſehr einfältigen Leuten, die einer Unterhaltung am liebſten ganz auswichen, weil ſie ja wußten, daß ſie hinterher darüber vom Auditeur würden vernommen werden. Gern bereit waren ſie, mit dem Gefangenen Karten zu ſpielen, da ſo auch ihnen die Zeit räſcher verging. Mitunter zeigte ſich der eine und andere doch auch etwas beweglicher, ließ ſich über ſeine Perſon ausfragen und in irgend ein allgemeines Geſpräch verwickeln. Obgleich Corporal und Gefreiter täglich wechſelten, kamen dieſelben Leute doch nach einiger Zeit immer wieder an die Reihe. Sie wurden um ſo mehr für Kalckſtein der Gegenſtand aufmerkſamſter Beobachtung. Bald kannte er die Eigenthümlichkeiten eines jeden, wußte ihn mit ſeinem Namen anzureden und weiter über Dinge zu befragen, über die er ſchon halbe Auskunft erhalten hatte.

Die Hoffnung, daß der Herzog für ihn eintreten oder der Kurfürſt großmüthig verzeihen werde, war, wenn auch nicht gänzlich erloſchen, doch ſehr ſchwach geworden. Die Drohung mit der Tortur freilich ſchreckte ihn wenig. Er hielt es für undenkbar, daß einem Edelmann ſolcher Schimpf angethan werden könnte. Der ſchreckhafteſte Gedanke blieb ihm immer, daß er, wie Rohde, zu ewigem Gefängniß verdammt ſein könnte. Kein Menſch konnte die Freiheit mehr lieben, als er. Die Vorſtellung, dieſes erbärmliche Daſein in den Kerkermauern viele Jahre lang fortſetzen zu ſollen, konnte ihn innerlich in die grimmigſte Wuth

verſetzen und um alles vernünftige Nachdenken bringen. Noch ergab er ſich ſeinem Schickſal nicht. Er hatte, wenn er zum Verhör geführt wurde, ausgeſpäht, welche Möglichkeit einer Flucht ſich bieten möchte, wenn es ihm gelingen ſollte, ſich aus dem Gefängniß ſelbſt herauszubringen. Nun ſah er ſich auch die Wachmannſchaften genauer darauf hin an, ob ſich mit ihnen anknüpfen ließe. Ohne den Beiſtand eines guten Freundes unter ihnen ſchien ein Entkommen unmöglich, mit ſolcher Hilfe keineswegs allzu ſchwer.

Nun befand ſich unter den Corporalen ein freundlicher und halbwegs gebildeter Menſch, Namens Adam Knopf, der ihm gleich bei ſeiner erſten Wache einiges Mitleid bewieſen hatte. Kalckſtein brachte von ihm heraus, daß er von Hauſe aus ein Apotheker ſei, aber wenig Glück in ſeinem Geſchäft gehabt, ſo daß er zuletzt zu dem Entſchluß gekommen, ſich bei den Soldaten anwerben zu laſſen. Das Werbegeld ſei ſeiner alten Mutter zugefloſſen, die von Gläubigern bedrängt geweſen wäre. Er werde nun auch in der Feſtung gelegentlich als Apotheker verwendet, womit er ganz zufrieden ſei, da ihm das Exerciren wenig Spaß mache. „So gereut's Euch wohl ſchon, Soldat geworden zu ſein?“ fragte der Oberſt. Das könne jetzt doch nichts helfen, meinte Knopf. Habe man zur Fahne geſchworen, ſo müſſe man ſeine Zeit aushalten. Er dürfe ſchon froh ſein, daß man ihn bald zum Corporal befördert habe, ſowohl ſeiner Apothekerkunſt wegen, als weil er des Schreibens kundig ſei und im Regiments-Bureau gute Dienſte thun könne. Auch bleibe von ſeinem Tracte-

ment immer noch ein weniges übrig, das ſeiner alten Mutter über die ſchwerſten Sorgen hinweghelfe. „Es iſt doch ſchade um Euch," hatte Kalckſtein geäußert, „daß Ihr ſo von Eurem eigentlichen Beruf abgedrängt ſeid. Soldat muß man mit Leib und Seele ſein, wie ich's zum Exempel geweſen bin, ſonſt lieber das jämmerlichſte Handwerk treiben. Ich hatte einmal in meinem Regiment einen ganz braven Kerl, der die Schreiberei bei einem Advocaten gelernt hatte, aber im Dienſt völlig unbrauchbar war, weil er nie die Gedanken beim Nächſten haben konnte und ſich deshalb allerhand Strafen zuzog, die ihn doch nicht beſſerten. Er hatte eben keinen Kopf für dieſe ſoldatiſchen Geſchäfte, ſo geſcheidt er auch ſonſt war. Der wurde zuletzt ganz melancholiſch und nahm ſich das Leben. Ihr ſcheint mir ein ſehr intelligenter Mann zu ſein, hättet's gewiß in Eurer Vaterſtadt oder anderswo zum Raths-Apotheker gebracht, wenn Euch ein günſtigeres Loos gefallen wäre. Nun iſt's doch eine traurige Quälerei." Der Corporal hatte ſeufzend zugeſtimmt. Man müſſe ſich's nun doch ſchon aus dem Sinn zu ſchlagen ſuchen; eine Rathsapotheke zu übernehmen, dazu gehöre mehr Geld, als er ſein Lebtag auch nur geſehen habe. „Es iſt am beſten, an ſo etwas gar nicht zu denken."

Das nächſte Mal war der Oberſt wieder darauf zu ſprechen gekommen, wie ungleich vertheilt des Lebens Güter ſeien. „Was Ihr viel nennt, das nenne ich doch nur wenig," hatte er geſagt. „Da es Euch aber fehlt, ſeid Ihr genöthigt worden, Euch in eine Feſtung einſperren zu laſſen, wo Ihr wenig mehr Freiheit habt, als ein

Gefangener. Betrachtet Ihr dagegen mich, ſo beſitz' ich in Preußen und Deutſchland mehr Güter, als wohl einer in einem Tage vollſtändig möchte umreiten können, Schlöſſer und Häuſer, Scheunen und Ställe, ſo daß ich dagegen leicht zwanzig Rathsapotheken einzutauſchen vermöchte, bin aber in eines Schurken Hand gefallen, der mich in dieſen Kerker geliefert hat, und ſo iſt mein Leben trotz allen Reichthums elend und bejammernswerth. Wie gern wollt' ich einen großen Theil meines Beſitzes hingeben, wenn ich den Reſt mit Weib und Kindern in Ruhe genießen könnte!" Das hatte die Neugierde des armen Teufels gereizt, ſo daß er ſich all die Herrlichkeiten, von denen der Oberſt ſprach, noch deutlicher ausmalen ließ und ſeine Verwunderung darüber zu erkennen gab.

„Das alles," bemerkte Kalckſtein, „iſt mir freilich erſt durch Erbſchaft nach meines Vaters Tode zugefallen. Vorher hab ich in fremden Kriegsdienſten meinen Erwerb ſuchen müſſen, manchmal viel und manchmal wenig gehabt. Wenn mich aber das Glück begünſtigte, iſt's doch nicht meine Art geweſen, für mich zu ſparen; ſondern wer mir Gutes gethan hatte, der hat dann allemal ſeinen reichlichen Theil daran gehabt, ſo daß ich wohl eher ſelbſt in Verlegenheit gekommen bin, als daß ich den Dank ſchuldig blieb. Ich könnt' Euch gar viele nennen, die durch mich fortune gemacht haben und jetzt angeſehene Leute ſind, während ich darbe. Ich gönn's ihnen von Herzen! Iſt mir ſtets eine Freude geweſen, tüchtige Kerle zu fördern. Merke ich, daß einer die Begabung hat, in dieſem und jenem Fach etwas zu leiſten, und doch in der Welt nicht

vorwärts kann, ſo zwackt's mich in den Händen, ihn beim Schopf zu faſſen und über Waſſer zu heben. Das ſolltet auch Ihr merken, Corporal, wenn ich frei käme. Ihr könntet Euch dreiſt an mich wenden, und ich würde wahrſcheinlich nicht einmal darauf warten." Es hatte ihm geſchienen, als ob Knopf ganz überzeugt ſei, und ihn fortan mit einer Höflichkeit behandelte, die nicht allein auf ſeine Gutmüthigkeit zurückzuführen war.

Jetzt glaubte er ihn genügend vorbereitet, um ſeine ſoldatiſche Ehrlichkeit auf die Probe ſtellen zu können. Er kam eines Tages zuſammen mit dem Gefreiten Eduard Heyden, einem ſchläfrigen Menſchen, der am liebſten auf der Ofenbank ſaß und den Rücken an den heißen Ziegeln wärmte. Diesmal war er beſonders müde, weil er bei einem Schiffer auf der Libauer Vorſtadt bis weit in die Nacht hinein Kindtaufe gefeiert hatte. Es dauerte denn auch nur wenige Stunden, ſo ſank er in die Ecke und ſchlief feſt ein. Dieſen Moment benutzte Kalckſtein, um den am Tiſch ſitzenden Corporal zu fragen, ob er nicht wüßte, was die Herren Commiſſarien beſchloſſen hätten. Dieſe Frage gehörte zu den verfänglichen, auf die es gerathen war, ſich gar nicht einzulaſſen. Knopf gab denn auch keine Antwort und ſchüttelte nur, auf den Tiſch niederblickend, ein wenig die Mütze, von der er ſich ungern trennte.

Nach einer Weile begann der Oberſt wieder mit einem tiefen Seufzer: „Wollte Gott, daß ich einen geringen Menſchen bekommen möchte — der könnte mir viel helfen."

Auch darauf antwortete der Corporal nicht.

„Ich wohnte in Warſchau zuletzt bei einem polniſchen Edelmann, der hieß Niedzielski und hatte auch ein Speiſehaus. Bei ihm führte ein Mädchen, Namens Regina, die Wirthſchaft, eine hübſche und noch ziemlich jugendliche Perſon, die mir in allen Ehren ſehr zugethan war. Die hat mir vertraut, daß ſie eine Erbſchaft gemacht hätte, ſo daß ihr Vermögen mit den hübſchen Erſparniſſen von Lohn und reichlichen Trinkgeldern rund viertauſend Thaler betrage."

„Das iſt eine große Summe für ſo ein Mädchen," bemerkte der Corporal, indem er an die Mütze faßte, als ob er ſalutiren wolle. „Viertauſend Thaler — alle Welt!"

„Ja, viertauſend Thaler," beſtätigte Kalckſtein nochmals. „Reginchen hielt's aber geheim, weil ſie ein kluges Mädchen war und bedachte, es möchte ſich, wenn's bekannt würde, gleich allerhand ſchlechtes Volk an ſie drängen und ihr das Geld abzunehmen ſuchen. Und obſchon ſie ſonſt recht gern geheirathet hätte, war ſie doch jetzt überaus furchtſam, daß ſie an einen ſchlechten Menſchen käme, der ihr Hab' und Gut verpraßte und ſie dann in Noth ſitzen ließe. Dergleichen paſſirt wohl."

„Ja, dergleichen paſſirt öfters," ſtimmte Knopf zu. „Einer Bruderstochter von meiner Mutter zweitem Mann iſt's auch ſo gegangen. Die hat zwar nicht viertauſend Thaler gehabt, auch nicht vierhundert, aber ſchöne Betten, Wäſche und Kleider. Die hat ihr ſämmtlich der Taugenichts, der ſie deshalb geheirathet hatte, vertrunken, und da ſitzt ſie nun mit zwei kleinen Kindern kahl da."

„Seht Ihr!“ ſagte der Oberſt, „deshalb war auch die Regina ſo vorſichtig und meinte, ſie ſelbſt traue ſich nicht zu wählen. Wenn ich aber, der ich die Welt beſſer kennte, einmal einen beſonders tüchtigen und vertrauenswürdigen Menſchen erprobt hätte, der auch gut erzogen und nicht unwiſſend wäre, ſo ſollt' ich an ſie denken. Wie gefällt Euch das?“

„Mir, Herr Oberſt —?“

„Nun ja, Euch. Wenn Ihr wolltet, könnt' ich Euch das Mädchen zufreien. Ihr ſeid ein Apotheker und könntet mit dem Gelde etwas Stattliches kaufen. Wie ich Euch kenne, dürfte ich Euch ohne Bedenken empfehlen.“

Knopf ſchmunzelte geſchmeichelt. „Der Herr Oberſt iſt ſehr gütig . . . Ob ich aber das Geſchick hätte, mich da anzubringen —“

„Pah! Wenn ich Euch der Jungfer ſelbſt vorſtelle —? Das wär' freilich erforderlich. Von dieſem elenden Loch aus könnt' ich nichts für Euch thun. In Warſchau aber . . .“

Darauf ſchwieg der Corporal. Es war ihm aber ganz heiß geworden; er ſchob die Mütze zurück und wiſchte mit dem Rockärmel die Stirn.

Nach einer Weile ſtand der Oberſt, nachdem er ſich nach dem Gefreiten umgeſchaut, vom Stuhl auf, klopfte dem Corporal auf die Schulter und winkte ihn in die Fenſterniſche hinein. Dieſer folgte ihm, wenn ſchon zögernd. „Mit einem einfältigen Menſchen,“ begann er dort ganz heimlich, „läßt ſich in ſolchem Fall nichts ausrichten. Euch aber, Corporal Knopf, ſehe ich als ſehr verſtändig an; Ihr habt Eure Apothekerkunſt voll gelernt. Was

hilft Euch das hiesige Leben als Soldat —? Ihr seid ein elender Kerl. Wenn Ihr mir folgen wolltet, könntet Ihr ein reicher Mann werden."

Knopf erschrak darüber heftig. „Wie meint das der Herr Oberst?" fragte er.

„Thut nicht so dumm," antwortete Kalckstein. „Helft mir hier heraus und nach Warschau, so findet sich alles Weitere von selbst."

„Und ich sollte also desertiren?"

„Ihr könntet hinterher das Handgeld zurückschicken. Es findet sich allezeit hier für Euch ein anderer Mann."

„Das kann doch nicht sein, Herr Oberst. Nein, nein, — gewiß nicht. Wie sollt' ich dem Herrn Kurfürsten die beschworene Treue brechen?"

Da er zurücktreten wollte, faßte Kalckstein ihn am Arm. „Wer weiß, ob Ihr nicht gerade dem Herrn Kurfürsten einen großen Dienst leistetet, wenn ich hier herauskäme! Es wird ihm jetzt wohl schon klar geworden sein, daß er meinetwegen mehr Sorg' und Noth hat, wenn ich gefangen, als wenn ich frei bin. Denn die Republik Polen wird diesen Raub nicht ruhig mit ansehen, sondern zum Kriege rüsten. Nun ist's freilich unter solchen Umständen dem Herrn Kurfürsten gegen die Ehre, mich loszulassen. Brächte mich aber einer heimlich fort, dem würde er gewiß dankbar sein."

„Laßt mich in Frieden," wehrte der Corporal ab, „ich verstehe davon nichts und will meinen Eid unverbrüchlich halten."

Der Oberst nahm seine Kopfbedeckung ab und hob

die Schwurfinger auf. „Corporal Knopf," ſagte er, „wollet Ihr mir Treue zuſchwören, ſo will ich Euch ein Gelübde thun: ich will nimmermehr auf Chriſti Namen getauft ſein oder ein Kind der ewigen Seligkeit werden, wenn ich Euch das nicht halte!"

„Laßt mich — ich will nichts hören."

„Das mit der Heirath mag Euch nicht zuſagen oder nicht zuverläſſig genug ſein. Wohl denn! Ich ſelbſt will Euch eine Obligation geben auf viertauſend Thaler. Corporal Knopf, eine Obligation mit meinem eigenen Blut. Davon ſollen in vierzehn Tagen tauſend Ducaten von meiner Frau gezahlt werden, der Reſt von mir ſelbſt in Warſchau. Darauf geht mein Schwur, und falls das nicht auf den Tag geſchieht, ſollt Ihr Macht haben, die Obligation allen Teufeln zu übergeben."

Dem Corporal flimmerte es vor den Augen. Viertauſend Thaler! Das war eine ſchwere Verſuchung. Aber er erlag ihr noch nicht. „Ich kann's Euch nicht zuſagen," verſicherte er abgewendet, „wahrhaftig nicht."

„Ich verlang's auch nicht heut oder morgen," ziſchelte Kalckſtein. „Bringt mir Antwort, wenn Ihr wieder hereinkommt."

„Und wie in aller Welt wollte der Herr Oberſt das anfangen, hier auszubrechen?"

„Das iſt ſo ſchwer nicht, als es ſcheint. Wenn ich nur eines Menſchen Hilfe habe. Ich kann nur durch das Fenſter über den Wall und durch das Waſſer entfliehen. Es muß bei Nacht geſchehen. Ich bitt' Euch, bringt mir eine feine und ſtarke Feile mit. Ich will etwas vor das

Fenſter hängen, damit die Schildwache nicht ſieht, wenn ich an den Stäben arbeite. Dann hab' ich hier die Feuerpfanne. In die will ich aus dem Ofen Kohlen legen und die durchfeilten eiſernen Stangen glühend machen, damit ſie ſich leicht abbiegen laſſen."

„Wie wollt Ihr aber ausbrechen, ohne daß die beiden Wächter es nicht hindern?"

„Bah! Ihr ſeid ein Apotheker. Ihr wiſſet, daß das Laudanum Opiatum ein guter Schlaftrunk. Es iſt Euch ein Leichtes, mir's aus der Regiments-Apotheke zu verſchaffen. Habe ich das Tränkchen, ſo will ich wohl ſorgen, daß die beiden Wachen ſtill liegen."

„Aber Ihr könnt nicht an der Schildwache draußen vorbei."

„Der mögt Ihr tauſend Thaler bieten, daß ſie nichts ſieht und ſagt. Unten an der Mauer gegen den Graben hin iſt ein ſchmaler Uferrand. Legt mir dort ein paar Hölzer hin, damit ich mir beſſer über das Waſſer helfe. Ich brauchte ſie nicht, wenn mir die Beine nicht krank wären. Auf dem Wall aber verſteckt einen Strick, an dem ich mich herablaſſen kann. Sicher ſteht oben ein ſchweres Feſtungsgeſchütz, daran kann man ihn befeſtigen. Wo nicht, ſo ſteckt einen Pflock ein. Erwartet mich dann —"

In dieſem Augenblick wachte der Gefreite Heyden nach einem kräftigen Schnarchton auf, richtete ſich polternd in die Höhe und ſah ſich verwundert in dem anſcheinend leeren Raum um. „Zum Teufel," rief er, „wo ſteckt Ihr?" Der Corporal trat ſogleich aus dem Fenſter heraus, und

der Oberſt mußte nun wohl folgen. „Warum ſtört Ihr Euch?“ fragte er.

„Ihr meint wohl, ich hätte geſchlafen?“ knurrte der Gefreite ärgerlich.

„Kommt! Spielen wir Karten,“ ſagte der Oberſt, „das hält munter. An meinem Wams ſind noch ein paar ſilberne Knöpfe, die mir die Räuber nicht abgeriſſen haben. Ich will ſie verſpielen. Es mag einer kalviniſch, lutheriſch oder katholiſch ſein — wer zum Teufel hinfahren will, der fähret doch wohl hin.“

Dem Corporal ging's die ganze Nacht durch den Kopf, was Kalckſtein mit ihm geſprochen hatte. Er meinte, es könne ihm Ernſt ſein mit ſeinen Verſprechungen, und er ſei auch der Mann, ſie zu halten. Es ging das Gerücht, Kalckſtein habe bei der Flucht aus Knauten große Schätze nach Warſchau gebracht und dort in einem Kloſter verborgen. Viertauſend Thaler! Und wenn die Jungfer Regina wirklich ein hübſches und ehrbares Frauenzimmer wäre, ſo könnte man ſie mit ihrer Erbſchaft und ihren Erſparniſſen vielleicht noch obendrein haben. Aber den Fahneneid brechen — das Deſertiren —. Und Spießruthen laufen müſſen, wenn's mißlänge —! Wer konnte auch wiſſen, ob der Gefreite wirklich geſchlafen hatte. Jedenfalls wußte er, daß ſie im Fenſter geſtanden und mit einander heimlich verkehrt hatten. Würde er reinen Mund halten?

Er fieberte förmlich, als er beim Auditeur Tegeder zum Verhör antrat. Er meinte, derſelbe habe ihm's ſchon auf den erſten Blick angeſehen, daß etwas vorgefallen ſei.

Er dachte an ſeine alte Mutter — was er der für Schmerz bereiten würde, wenn er ſich infamirte. Da war's entſchieden: er that ſeine Pflicht und berichtete das ganze Geſpräch.

Als dem General das Protocoll vorgelegt wurde, glitt ein Lächeln der Befriedigung über das eiſerne Geſicht. Die Disciplin hatte ſich bewährt; er durfte ſich auf ſeine Leute verlaſſen; Knopf erhielt nicht einmal eine Belobigung wegen ſeiner Ehrlichkeit: ſie mußte ſich bei den Soldaten des Kurfürſten ganz von ſelbſt verſtehen. Er überlegte nur, ob er den Gefangenen ſchließen laſſen ſolle. Aber davon kam er raſch ab. Er meinte den Herrn Kurfürſten verſichern zu können, es ſei keine Gefahr des Entweichens. Kalckſtein durfte auch nicht ganz zur Verzweiflung gebracht werden, wenn man von ihm noch Geſtändniſſe erwartete.

Auch andere Wachen brachten dem Auditeur zur Anzeige, was er geredet hatte. In Königsberg hätte er wohl fortkönnen, hatte er einmal geſagt, wollte aber nicht; hier möchte er wohl, könne aber nicht. Ein andermal wieder: wenn er an Weib und Kinder dächte, möchte er ſchier unſinnig werden. Zu Corporal Knopf, als dieſer nach neun Tagen wieder zu ihm in's Gefängniß kam: er habe nie gegen den Herrn Kurfürſten etwas unternommen. Wenn er nur einmal mit ihm ſprechen könnte! Und nach einer Weile: er habe ſechs Knaben, die auch mit der Zeit Männer werden würden. Zuletzt, da er die Feile nicht erhalten, habe er ihn nur um etwas geſtoßenes Glas gebeten. Auf des Corporals Erklärung, das ſei

nicht möglich, habe er zugefügt, er möchte es verſchweigen. Sein Anſchlag auf dieſen Menſchen war mißlungen, daran konnte er nicht mehr zweifeln. Einige Tage befand er ſich nun ganz übel und lag meiſt zu Bett. Den Wachen ſchien's als ob er delirire. Einmal hatte er mit ſtieren Augen vor ſich hingeſehen und gerufen, er wünſchte, ſein Körper möchte dem Kurfürſten Tag und Nacht vorſchweben; ſein Logement möchte voll Teufeln ſein, daß Niemand darin wohnen könnte!

Dem Befehl des Kurfürſten gemäß wurde am letzten Januar nochmals der Verſuch gemacht, Kalckſtein zur gütlichen Offenbarung ſeiner secreta zu vermögen. Kalnein, Görtzke und Wedell ließen ihn vor ſich bringen. Kalnein kündigte ihm an, der Herr Kurfurſt habe nachgelaſſen, daß er ſich ihnen in's Geſammt oder auch einem von ihnen nach ſeiner Wahl eröffne. Bekehre er ſich von ſeiner Verſtocktheit, ſo dürfe er auf Gnade hoffen. Er zeigte ihm des Statthalters Brief vor und fragte ihn, ob er deſſen Echtheit zugebe.

Kalckſtein ſeufzte tief. „Ich kenne — leider! die Hand und Siegel wohl," antwortete er, „denn die hat mich hierher gebracht, indem ich zu viel getraut. Was wollen die Herren von mir? Die secreta die ich gewußt, hab' ich den Commiſſarien auf ihr dringendes Zureden ſchon mitgetheilt."

„Das ſind ganz unbedeutende Thatſachen," wendete Wedell ein.

„Man mag's ſo anſehen," erwiderte der Oberſt.

„Ich für mein Theil halte sie noch für große Dinge und weiß von keinen andern.“

„So werdet Ihr Euch nicht ausreden,“ drang der Geheime Rath weiter in ihn. „Könnt Ihr's leugnen, daß Ihr auf dem Transport von wichtigen Geheimnissen gesprochen habt, deren Offenbarung Euch unfehlbar des Herrn Kurfürsten Gnade sichern müßte?“

„Wer unter solche Räuber und Uebelthäter fällt, wie Montgomery und seine Leute,“ bemerkte Kalckstein unwillig, „der muß wohl sagen, was man gern hört. Sie haben mir meine Ringe vom Finger und Knöpfe vom Rock gerissen.“

„Ihr habt aber ganz dasselbe dem Obristen von Schöning und dem Oberstlieutenant von Flemming wiederholt, die Ihr doch solcher Thaten nicht beschuldigen könnt.“

„Auch deren Neugierde mußt' ich stillen. Man hat mich Lügen schreiben lassen, so war ich auch ihnen nicht die Wahrheit schuldig.“

„Das sind Winkelzüge! Ihr werdet uns damit nicht irre führen.“

„Ihr Herren, ihr Herren!“ rief Kalckstein, in die Enge getrieben. „Man kann von Dornen nicht Feigen, noch von Disteln Trauben lesen, so kann man von mir auch nicht mehr fordern, als ich weiß. Wie kann ich wissen, was im Geheimen Rath des Königs verhandelt ist? Wird man mich hineinziehen?“

Sie verlangten, er solle seine Correspondenten aus Preußen nennen. Darauf bestehe der Kurfürst unbedingt. Wer werde ihm glauben, daß er keine Mitschuldige habe?

„Aus Preußen nicht," antwortete er, „ſondern Preußen, die in Warſchau ſind. Die ich weiß, habe ich genannt."

„Ihr habt diejenigen genannt," wurde eingewendet, „denen man im Auslande nicht beikommen kann."

In Kalckſtein's dunkeln Augen blitzte der Haß. „O —!" rief er höhniſch, „man ſchicke ihnen doch ſolchen Brief, wie mir, und laſſe ſie holen."

„Es kann Euch wenig dienlich ſein," bemerkte Kalnein, „daß Ihr Schmähungen ausſprecht, ſtatt Euch zu demüthigen. Nennt Eure Complicen! Das iſt das einzige Mittel, Euch ſelbſt Gnade zu verſchaffen."

Kalckſtein griff an ſeine Bruſt und zerrte ſein Wams. „Will man haben, daß ich lügen ſoll — man ſage mir, ſo will ich nachſagen und noch mehr, als man begehrt, damit die Sache nur zum Ende kommt. Ich will zu allem Ja ſagen."

„Ihr ſeid jetzt trotzig," ließ ſich der General vernehmen, „da man Euch keinen Zwang anthut. Beharrt Ihr aber dabei, ſo könnte es wohl zur ſcharfen Frage kommen. Das ſollte mir leid ſein um den Offizier."

„Ich will auch Ja dazu ſagen," antwortete der Gefangene, wild auflachend. „Man ſage mir nur, um was es ſich handelt — ich will ſagen, was man gern hört."

Die Herren merkten, daß nichts aus ihm herauszubringen ſein würde, und ließen ihn abführen.

„Ich glaube, er ſpricht die Wahrheit," äußerte Görtzke unmuthig, „er weiß wirklich nichts."

„Das ist ganz meine Meinung," versicherte der Oberburggraf, „wenigstens nichts von einiger Wichtigkeit."

„Das kann sich doch erst zeigen, wenn er scharf befragt worden," wendete Herr von Wedell ein.

Die beiden andern schwiegen darauf.

Nun gingen aber die kurfürstlichen Rescripte ein. Die preußischen Commissarien mußten dazu Stellung nehmen. Dr. Lau glaubte sich damit helfen zu können, daß er einwendete: Die Tortur könne nur der Richter verhängen, er selbst aber nicht als Richter sitzen, da er in beiden Kalckstein'schen Processen als Ankläger fungirt habe. Bitte also nochmals, ihn in Gnaden zu entlassen. Schimmelpfennig bezeigte sich sehr unglücklich über den ungnädigen Verweis und bat „fußfällig um Verzeihung", blieb jedoch in der Sache selbst bei seiner Weigerung. Er habe Kurfürstlicher Durchlaucht seine Dienstwilligkeit wohl bewiesen, indem er seine Familie und Advocatur verlassen und bei schlechtestem Wetter die Reise nach Memel angetreten. Da aber von ihm etwas gegen das Recht gefordert werde, auf das er den Eid geleistet, so sei er sehr bekümmert worden und habe beschlossen, die scharfe Frage „als seinem Eide zuwiderlaufendes und daher unmögliches Werk in tiefster Demuth zu depreciren". Kalnein erinnerte daran, daß er's gewesen, der diesen ganzen Proceß in den Gang gebracht, indem er Christoph Albrecht von Kalckstein zu einer schriftlichen Anzeige genöthigt. Beide gingen sie den Kurfürsten an, er wolle „zu Rettung ihrer Gewissen" von der Tortur abstehen. Sie stellten vor, daß sie „ohne rechtmäßigen und dieser Lande gewöhnlichen Proceß"

damit nicht verfahren könnten, „angemerket, daß dasjenige, was an und für sich selbst recht und billig ist, auch rechtmäßig ausgeübt werden muß“. Baten also um ein „legales Judicium“.

Darauf wollten augenscheinlich die preußischen Commissarien hinaus, klagten dagegen die märkischen nach Berlin; sie wollten nicht sehen, was auf der Hand liege. Sie selbst wären an dieser Zögerung nicht schuld und würden in solchem Gericht als Ausländer eine schlechte Rolle spielen. General von Görtzke habe sich nicht erklärt; wahrscheinlich befürchte er aber auch Schwierigkeiten und sähe lieber, daß die Tortur unterbleibe. Sollte nachgegeben werden, so würde entweder das Gericht Kalckstein nichts anhaben, oder aller Welt müßte es scheinen, daß sein Verbrechen nicht so groß sei.

Görtzke endlich schrieb dem Kurfürsten allein, er habe die Berichte wegen der Tortur nicht mit unterzeichnet, weil die Commissarien in zwei Parteien gespalten seien und er sich in ihren gelehrten Disputationen und so vieler Autoren Allegationen nicht habe zurecht finden können, stelle sich aber hier wie überall zu Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht Befehl.

Bevor hierauf aus Berlin Antwort erfolgen konnte, lief der Befehl ein, Kalckstein, da er die secreta doch nur dem Kurfürsten oder dem Statthalter habe anvertrauen wollen, Papier und Tinte in's Gefängniß zu geben, damit er sie aufschreibe. Doch solle Jemand bei ihm bleiben, damit er nichts anderes schreibe. Die unseligen secreta!

Deshalb begab sich General von Görtzke mit dem

Auditeur Tegeder in's Gefängniß. Kalckſtein verſicherte, daß er nichts weiter wüßte, und wenn er geviertheilt werden ſollte. Dies, und nichts mehr, ſchrieb er auch mit fliegender Feder auf und bat flehentlich, endlich exequirt zu werden. Er ſiegelte mit des Auditeurs Petſchaft.

Zum Wachtmeiſter-Lieutenant Priloff, als er ihm das Eſſen brachte, ſagte er voll Ingrimm: „Sie mögen mich ſengen, brennen, ſchinden, köpfen und hängen, ſie mögen mit mir machen, was ſie wollen — hier iſt mein Kopf! Es hat ihnen doch lange genug nach meinem Blut gedürſtet — es wird aber der Kurfürſt ſeine Souveränetät damit nicht beſtätigen!"

Dann wurde er wieder ganz melancholiſch. Wenn nicht in acht Tagen etwas aus Berlin käme, äußerte er, ſo müſſe er ein Ende machen. Er nahm dabei ein Stück Holz in beide Hände, ſah eine Weile ſtarr darauf hin und warf es wieder fort. Dem Corporal ſagte er mit ſchmerzlichem Ausdruck: „Wenn doch ein ehrlicher Menſch wäre, der mir helfen wollte." Der Corporal antwortete darauf, Niemand könne ihm helfen. Darauf Kalckſtein: „Ihr könntet mir helfen, wenn Ihr ein Meſſer nehmen und mich durchſtoßen möchtet!" Darauf riß er ſeine Mütze vom Kopf, warf ſie auf die Diele und ſchrie laut, wie ein grimmiges Thier.

Die Nächte ſchlief er wenig.

Einmal ſagte er: der Kurfürſt könne ihn wohl mit Gift umbringen laſſen. Er hätte neulich gemeint, daß Gift in der Kanne geweſen wäre, und ſie in ſeiner Freude

darüber gleich bis auf den Grund ausgetrunken, hätte aber leider nichts verspürt.

Er ahnte nicht, wie zwischen Memel und Berlin seinetwegen gestritten wurde.

Endlich kam von dort wieder ein sehr ungnädiges Schreiben an. „Wir hätten uns nimmermehr versehen," begann dasselbe, „daß Ihr die Vollstreckung der anbefohlenen Tortur aus ganz unerheblichen Gründen difficultiret." Und weiter: „Es ist dies eine causa Majestatis, in welcher die hohe Landes-Obrigkeit nach aller Völker Rechten und gemeiner Observanz in souveränen Regierungen nicht allewege an die Landes-Statuten gebunden ist, wenn nur sonst der Gerechtigkeit gemäß verfahren wird." Die früheren Befehle wurden wiederholt.

An Görtzke ging die Weisung: wenn die Mitcommissarien wider Verhoffen bei ihren Einwendungen blieben, so solle er für sich allein ohne Verzug mit der Tortur verfahren, einen Executor derselben von den Regimentern heranziehen.

An Kalnein ließ der Kurfürst schreiben, er solle sich ohne Noth ferner keine Scrupel machen. Er wolle weitere Contradiction in so klarer Sache nicht mehr empfangen. Ein Gericht zur Bestrafung hätte er ohnedies nicht unterlassen niederzusetzen. Es gebühre seinen Commissarien nicht, über die Verordnungen zu urtheilen, ob sie den Rechten gemäß oder nicht. Er behalte sich wegen des vorsätzlichen Ungehorsams die Ahndung vor.

Damit war nun jede weitere Widerrede abgeschnitten. Dr. Lau, schon lange unpäßlich, wurde ernstlich krank und

reiſte nach Königsberg in die Pflege ſeiner Frau zurück. Schimmelpfennig war ebenſo auf dem Sprunge und konnte nur mit Mühe vom Oberburggrafen zurückgehalten werden. Er ließ ſich unter vier Augen bitter genug über die Reſcripte aus. „Ich wette darauf," ſagte er, „das iſt dem Herrn Kurfürſten nicht richtig vorgetragen worden. Sein Geheimer Rath will von Berlin aus das Herzogthum regieren, da wird's am grünen Tiſch ſo vorgearbeitet und dem hohen Herrn zur Unterſchrift plauſible gemacht. Die wunderlichſten principia hecken ſie dort aus, allem preußiſchen Recht muthwillig in's Geſicht ſchlagen zu können. Wohin ſind wir ſchon gekommen? Soll der ſouveräne Herr über allem Recht ſtehen? Sind wir nur noch Werkzeuge in ſeiner Hand? Nein! Mag mir geſchehen, was will — ich handle da nicht mit."

So ſtand denn nun Kalnein vor der Entſcheidung. ob er ſich fügen, oder des Kurfürſten höchſte Ungnade auf ſich laden ſolle. Er war allezeit ein williger und treuer Diener geweſen. Vieles hatte er, ſeinem gnädigſten und hochverehrten Herrn zu nützen, bei den Ständen vertreten, was ihm anfangs wenig in den Sinn gewollt hatte. Jeder Rückſicht auf die veränderten Umſtände, auf des Regenten Perſon hatte er Rechnung getragen, für jeden Angriff ein beſchwichtigendes Wort gehabt. Seiner ganzen geſchmeidigen Natur war es zuwider, ſich aufzulehnen und als höchſter Beamter das böſe Beiſpiel des Ungehorſams zu geben. Nichts konnte ihn ſchmerzlicher dünken, als den Kurfürſten zu erzürnen, ſich bei ihm zu verdächtigen, mit kleinlichem Eigenſinn zu opponiren.

Und doch —! Ueber dieſen Stein des Anſtoßes konnte er nicht hinweg. Er fühlte, daß er ſich für alle Zeit bei ſeinen Standesgenoſſen unmöglich, bei ſich ſelbſt verächtlich machen müßte, wenn er jetzt gehorſamte. Nein! Und ſollte er ſeines Amtes verluſtig gehen, hier durfte er nicht nachgeben. Nein, nein und aber nein!

So ſetzte er ſich denn hin und ſchrieb nochmals einen ſehr würdigen Brief an den Kurfürſten. Der gnädigſte Herr hätte ſich weitere Gegenvorſtellungen verbeten — er wolle ihn mit ſolchen nicht weiter behelligen. Er müſſe aber geſtändig ſein, daß er nicht Verſtand genug habe, die von Sr. Kurfürſtlichen Durchlaucht angezogenen Urſachen zu begreifen und ſein Gewiſſen in dieſem modo procedendi zu befriedigen, bei welchem die dazu nothwendig erforderte Legalität übergangen werde. Ebenſo dächten Lau und Schimmelpfennig, die allgemein als treffliche Juriſten geachtet würden. Er bitte daher, ihn gnädigſt ſolcher Execution zu überheben!

Der Brief ging nach Berlin ab. In langen Jahren hatte Kalnein ſich nicht ſo frei und wohl gefühlt, als nach dieſem mannhaften Entſchluß. Mochte nun geſchehen, was wollte: ſein Gewiſſen blieb rein.

Achtzehntes Capitel.

Zur alten Heimath.

Frau Gabriele von Lubmirska hatte mit ihrem Söhnchen bei den Nonnen vom Herzen Jesu dauernd Unterkunft gefunden.

Zum Kloster gehörte ein Krankenhaus — dasselbe, in dem einst nach der Warschauer Schlacht Konrad Born seine Genesung erwartet hatte — und es wurde zugleich mit Bewilligung der Obern als ein Asyl benutzt, das hilfsbedürftige Frauen der vornehmen Stände, denen von der weltlichen Macht Verfolgung drohte, benutzen durften, so lange der Raum es erlaubte. In diesem Fall prüfte man die Voraussetzung nicht allzu genau, und das aus mehr als einem Grunde. Pater Branicki, der Beichtvater des Klosters, hatte einen Wink gegeben, der nicht mißzuverstehen war. Der von der Frau eingebrachte Besitz an Schmuck- und andern Werthgegenständen reichte völlig hin, die Ansprüche der Klosterverwaltung für Logis und

Koſt auf Jahre hinaus zu decken. Endlich hatte Gabriele zu verſtehen gegeben, daß ſie der Welt müde ſei und den Schleier zu nehmen beabſichtige; man wußte genug von ihren Beziehungen zum Könige, um an ein ſolches Ereigniß die Erwartung zu knüpfen, es werde dem Kloſter eine reiche Dotation nicht entgehen.

Gabriele führte im Kloſter nun ſchon viele Monate lang ein beſchauliches Leben. Soweit dies nach den Regeln zuläſſig war, nahm ſie an den religiöſen Uebungen der Nonnen Theil. Auch wenn ſie in ihrem Stübchen allein war, brachte ſie ihre Zeit meiſt mit Singen und Beten zu. So am beſten meinte ſie ihre Gedanken von dem ablenken zu können, was ihr im Leben Widerwärtiges begegnet war und ihr Herz zerriſſen hatte. Sie trug nicht mehr die koſtbaren Kleider, in denen ſie ſich früher ſo gern ſah; ein Rock von grauem Tuch, ganz ſchmucklos angefertigt, verhüllte ihre anmuthige Geſtalt. Sie künſtelte nicht mehr an ihrem prächtigen Haar, ſondern rollte es in einen Knoten auf und ſetzte eine Haube darüber, die bis auf die Stirn reichte. Sie trug keine Ketten um den Hals, keine Ringe an den Händen. Sie ſchlief auf einer harten Matratze und deckte ſich mit einer Decke von grober Wolle zu. Sie begnügte ſich mit der nothdürftigen Nahrung und trank nichts als Waſſer. So meinte ſie alle Erdenluſt abgethan zu haben, die ihrem Seelenheil hinderlich.

Nur die Freude an ihrem Kinde glaubte ſie ſich nicht verſagen zu dürfen. Neben ihrem Stübchen befand ſich eine geräumige und auch helle Kammer. Dort hielt

der kleine Thomas ſich mit einer Wärterin auf, die zugleich für ſie ſelbſt die nothwendigſten Dienſte verrichtete. Einige Stunden des Tages brachte ſie regelmäßig im Spiel mit dem Knaben zu, der ſich raſch entwickelte und mit großer Zärtlichkeit an ihr hing. Dann konnte ſie all' ihr grämliches Weſen abthun, allen Kummer vergeſſen, den alten Frohſinn wiedergewinnen. Dann ſang ſie ihm luſtige Liedlein, die ihr aus der eigenen Kinderzeit in Erinnerung geblieben waren, erzählte Märchen, die er doch kaum ſchon verſtand, und umwob ihn mit der phantaſtiſchen Welt, in der ſie ſich einſt wohlgefühlt hatte. Sie nannte ihn gern ihren Prinzen und putzte ihn aus wie eine Puppe, mit der ein Kind ſpielt. Freilich konnte ſie auch plötzlich alle Heiterkeit verlieren und in Thränen ausbrechen, daß er ſelbſt zu weinen anfing und ſich ängſtlich an ſie ſchmiegte. Es kam vor, daß ſie ihn gewaltſam losriß und abgewendet der Wärterin reichte, in ihr Zimmer eilte und die Thür hinter ſich ſchloß, um an ihrem Betpult niederzuſinken und längere Zeit in einem Zuſtand dumpfen Brütens zu verharren, der ſich mitunter bis zu gänzlicher Bewußtloſigkeit ſteigerte, mitunter aber auch in einem Weinkrampf endete, deſſen Folgen Tage lang nachwirkten.

Es kamen auch Zeiten, in denen ſie ſich ganz unverſtändig geberdete. Sie behauptete dann, eine Königin zu ſein, der man die Krone geraubt habe, und verlangte, daß die Wärterin ihr knieend das Brevier reiche, in dem ſie zu leſen gewohnt war. Sie ſagte, ſie habe ſich in dieſe Dürftigkeit nur zurückgezogen, weil ein böſer Zau-

berer ſie verfolge und ihr das Kind nehmen wolle, an dem ihr Herz hänge. Hier könne er ſie nicht finden. Einſt werde ſeine Macht gebrochen ſein; dann werde ſich das Kloſterthor öffnen und den Ritter einlaſſen, der in ſtrahlender Rüſtung auf einem ſchneeweißen Pferde erſcheine, gefolgt von einer langen Schaar gewaffneter Reiſigen. Der werde ſie abholen und ebenfalls auf einen ſchneeweißen Zelter ſetzen und mit einem von Hermelin ausgeſchlagenen Purpurmantel bekleiden und in einen Palaſt führen, gegen den die Königsburg in Warſchau nur ein ärmliches Haus ſei. Alle Wände würden von koſtbaren Steinen funkeln und die Säulen von maſſivem Gold ſein, und in einem Bett würde ſie ſchlafen, deſſen Himmel innen mit einer Sonne bemalt wäre, zwiſchen deren Strahlen unzählige Engelsköpfchen hindurchſchauten. So ſchön ſei das Bett lange nicht, in dem die Königin von Polen ſchlafe; das wiſſe ſie, weil ſie ſelbſt darin geſchlafen habe. Damit endete immer dieſer Traum. Und nun wußte ſie auch, daß ſie nur träumte, lachte — erſt verlegen und dann ganz hell — und ſagte: „glaubt mir nur nicht, es iſt alles Thorheit. Mir kommt eine alte Himmelbettſtelle in den Sinn, die in meiner Dachkammer ſtand, als ich noch mitten im Walde wohnte — darin hab' ich oft geſpielt und mir die Welt ſo geträumt. Ich weiß jetzt, daß ſie ganz anders ausſieht."

Von den Nonnen, mit denen ſie in Verkehr kam, war ihr die liebſte die Schweſter Benigna. Bei aller Frömmigkeit wußte ſie doch auch in weltlichen Dingen Beſcheid und hatte eine gute Art, ſich ohne Neugierde

und Aufdringlichkeit um das zu kümmern, was einen Nebenmenſchen anging, auch ihren Troſt nicht nach Formeln, ſondern aus mitbewegtem Herzen zu ſpenden. Deshalb war ſie den Kranken die liebſte Pflegerin. Gabriele erkannte raſch ihre trefflichen Eigenſchaften und ſchloß ſich ihr an. Ein Beſuch der Schweſter Benigna brachte ihrem Gemüth ſtets Erleichterung. Sie merkte auch bald, daß dieſelbe es gar nicht ungern ſah, wenn der kleine Thomas auf ſein Klopfen eingelaſſen wurde. Meiſt hatte ſie ihm ein Spielzeug, ein Heiligenbildchen oder eine Näſcherei mitgebracht. „Wie reich biſt Du," ſagte ſie ihr oft, „da Du das Kind haſt." Gabriele ſchenkte ihr mehr und mehr Vertrauen. Sie theilte ihr viel von ihren Lebensſchickſalen mit, immer zurückgehend, bis ſie auch zu dem Waldhauſe gelangte und zu ihrer Flucht daraus. Dabei nannte ſie dann auch den Namen Born und ſprach von ihrem Bruder, der Soldat geworden und auf dem Schlachtfelde vor Warſchau vom Kurfürſten ſelbſt zum Offizier befördert ſei. Und nun erinnerte Schweſter Benigna ſich des jungen Mannes, der ihr damals unter den Schwerverwundeten übergeben worden war, erzählte, was ſie von ihm wußte, und zweifelte ſelbſt gar nicht, daß dies derſelbe Konrad Born geweſen, den ſie damals gepflegt hatte. Sie ſprach von ihm mit freundlichſter Anerkennung und meinte, er ſei zwar ein hartnäckiger Ketzer, aber doch ein frommer und guter Menſch geweſen. Sie freute ſich zu hören, daß er ſich nach der Vertreibung aus dem Kloſter trotz ſeines elenden Zuſtandes gut nach Preußen durchgebracht hätte. Das

Verhältniß zwiſchen den beiden Frauen wurde nun noch freundſchaftlicher.

Gabriele kam öfters in der Unterhaltung mit ihr auf den Plan, auch ſelbſt das Kloſtergelübde abzulegen. Die verſtändige Nonne antwortete ihr immer: „Uebereile das doch nicht. Du haſt viel Schmerzliches erfahren und guten Grund gehabt, Dich in die Einſamkeit zurückzuziehen. Auch mögen Leichtſinn und Eitelkeit viel verſchuldet haben, was nun Dein Gewiſſen drückt, ſo daß Du wohl meinen kannſt, in den Kloſtermauern den Frieden zu finden, den Dir die Welt nicht gegeben hat. Schließe Dir nicht die Thür, bevor Du deſſen ganz gewiß biſt, daß keine Sehnſucht nach dem, was außen iſt, Dich je anwandeln wird. Wäre das, ſo möchte Dir vielleicht das Schwerſte, was Du gelitten haſt, als eine unbedeutende Widerwärtigkeit erſcheinen. Deine ganze Sinnesart ſtrebt dem Kloſter ab; Du könnteſt nicht mit allen Deinen Gedanken darin ſein, und ſo würdeſt Du Dir immer eine Fremde erſcheinen. Du biſt krank — werde erſt wieder geſund, und dann entſcheide Dich.“

Dieſe und andere Gründe bemühte ſich Gabriele zu widerlegen. Einen aber gab's, der ſchließlich allemal durchgriff. Ob ſie denn meine, ſich von ihrem Kinde trennen zu können? Das müſſe aber geſchehen, wenn ſie ſich ganz Gott zuwende. Es würde ihr genommen werden und ſie dürfte es in vielen Jahren nicht wiederſehen, vielleicht nie, oder nur durch das Gitter im Sprechzimmer. Davor ſchauerte Gabriele zurück.

Hin und wieder beſuchte Olczowski ſie. Wenn nicht

als Unterkanzler, ſo doch als Biſchof erlangte er leicht Zutritt im Kloſter. Er geſtand ſelbſt, daß er ſich an ihren Umgang viel zu ſehr gewöhnt habe, um ihn jetzt miſſen zu mögen. Er war immer ein wenig verliebt geweſen in die ſchöne Frau und hatte es mit ſeiner geiſtlichen Würde wohl verträglich gehalten, ihr Artigkeiten zu ſagen und die Hand zu küſſen. Das meinte er ſich auch jetzt erlauben zu dürfen. Es ſei ſeine Pflicht, verſicherte er, die gebeugte Frau aufzurichten und wieder mit dem Leben zu verſöhnen. Er ſorgte dafür, daß ſie in einem gewiſſen Zuſammenhang mit der Außenwelt blieb, indem er ihr erzählte, was dort vorging. Anfangs hatte ſie ihn leicht abgefertigt. Aber er gab nicht nach und wußte ſo intereſſant zu plaudern, daß ihre lebhafte Phantaſie raſch angeregt wurde. Er ſchien die Veränderung, die in ihrem Weſen vorgegangen, gar nicht zu bemerken. Ueber den König ſprach er ſo unbefangen, als ob er ihr eben auch nur der König wäre. Viel Löbliches wußte er ihm nicht nachzuſagen.

Es ſchien ihm Bedürfniß zu ſein, ihr nicht nur von Zeit zu Zeit allerhand Tagesneuigkeiten zuzutragen, ſondern auch politiſche Ereigniſſe, die ihn in der Kanzlei und im Conſilium beſchäftigt hatten, in der leichten Unterhaltung mit ihr gleichſam ſpielend zu erörtern. Er hatte nicht zu befürchten, daß Staatsgeheimniſſe, die dabei etwa zu Tage kämen, ihren Weg aus den Kloſtermauern heraus finden würden. Seine fortwährende Klage war die Schwäche des Königs, die es faſt gänzlich ausſchließe, ihn für irgend einen weiter ausſehenden Plan ſicher zu

engagiren. Jeder Einflüſterung ſei er zugänglich; heut' habe er einen Entſchluß gefaßt, morgen ihn wieder umgeworfen. Jetzt ermuthige er ſich zu einer kühnen That, gleich darauf ſei er wieder völlig erſchlafft. Seine Trägheit ſei unüberwindlich; zu einer mehrſtündigen angeſtrengten Arbeit könne man ihn nur mit Mühe bewegen. Dabei mißtraue er doch gerade den Rathgebern, auf deren Schultern er ſich unausgeſetzt zu ſtützen genöthigt ſei. Deshalb wiſſe Niemand, wie er mit ihm ſtehe und was hinter ſeinem Rücken vorgehe.

Von allem, was ſich mit Kalckſtein ereignet hatte, war Frau Gabriele aus derſelben Quelle unterrichtet. Sie hatte an ſeinem Schickſal den tiefſten Antheil genommen und die Woche nach der Abreiſe Brandt's, in der durch Zeugenvernehmungen nach und nach feſtgeſtellt wurde, wie die Entführung bewirkt war und welchen Weg der Transport genommen hatte, in einem Zuſtand fieberhafter Erregung zugebracht. Der Oberſt galt ihr als ein naher Verwandter, aber auch ohnedies hätte der Vertrauensbruch des Reſidenten ſie empört. Olczowski war ganz Feuer und Flamme geweſen; für ihn hatte es ſich von ſelbſt verſtanden, daß der Kurfürſt die leitende Hand im Spiel gehabt. Kalckſtein müſſe herausgegeben oder von einer polniſchen Armee zurückgeholt werden, hatte er ausgeſprochen. Es war auch ſofort die Aufforderung nach Berlin ergangen und nach der unglaubhaften Entſchuldigung, man wiſſe dort von dem Vorfall nicht das Mindeſte, in ſchärferen Ausdrücken wiederholt. Olczowski hatte ſich auch nicht irre machen laſſen, als

dann zwar die Entführung Kalckſtein's durch den Reſidenten und den Hauptmann Montgomery zugegeben werden mußte, jedes Mitwiſſen aber in Abrede geſtellt und volle Genugthuung zugeſichert wurde. Dieſe Genugthuung konnte nach ſeiner Meinung nur in der ſofortigen Rückgabe Kalckſtein's beſtehen. Dieſe aber verweigerte der Kurfürſt auf das Entſchiedenſte. Er verlangte, daß die Republik ſich mit der Beſtrafung der Schuldigen begnüge, und es klang wie Hohn, wenn er den König mit der Verſicherung, er wiſſe deren jetzigen Aufenthalt nicht, aufforderte, ſie citiren zu laſſen und gegen ſie zu erkennen, „was ein ſo großes Verbrechen verdiene, ſolches auch wirklich an ihnen vollziehen". Olczowski ließ ſich nicht täuſchen, als der Kurfürſt ſelbſt ein anſcheinend ſehr ſtrenges Verfahren einleitete und mit Citationen vorging. Er lachte grimmig auf, als die Nachricht anlangte, Montgomery ſei nach England entkommen, Brandt aber ergriffen und in der Feſtung Küſtrin eingeſperrt. Man werde ihm kein Haar krümmen! Nur ein Mittel gebe es, war ſeine Ueberzeugung, den Kurfürſten zu einer wirklichen Satisfaction zu vermögen: die polniſche Armee müſſe zugleich in Preußen und in die Mark einbrechen und den Zuſtand vor dem Frieden zu Oliva wiederherſtellen. Zu einer Kriegserklärung wäre der reichlichſte Grund vorhanden; eine ſchwerere Beleidigung könne keiner Nation zugefügt werden.

Es fehlte auch nicht an Kriegsdrohungen, die ernſt gemeint ſchienen. Aber der Kurfürſt ſtand bereits gerüſtet und war nicht einzuſchüchtern. Er ſtellte ſich auf

den Boden der Thatsachen und erklärte es für sich selbst beleidigend, daß von ihm die Auslieferung eines seiner Unterthanen gefordert würde, der in Preußen wegen eines schweren Verbrechens verurtheilt war, und sich der Strafe durch die Flucht entzogen hatte; er wollte es nicht gelten lassen, daß Polen ihm ein Asyl habe bieten dürfen, in dem er befugt gewesen sei, weiter gegen seinen Landesherrn zu conspiriren und hochverrätherische Handlungen vorzunehmen, die den Frieden zwischen zwei befreundeten Staaten zu stören beabsichtigten. Man konnte in Warschau nicht zweifeln, daß er entschlossen sei, in der Hauptsache nicht nachzugeben, einer Entscheidung des Streites durch die Waffen nicht aus dem Wege zu gehen. Olczowski rieth deshalb, die ganz nutzlosen diplomatischen Verhandlungen abzubrechen und die Armee marschiren zu lassen, allenfalls das allgemeine Aufgebot in Bewegung zu setzen. Da zeigte sich nun aber für den Patrioten wahrhaft erschreckend, in wie kläglicher Verfassung sich die Republik befand. Alle Bande der Ordnung und des Gehorsams waren gelockert. Die Truppen konnten den rückständigen Sold nicht erhalten und weigerten sich, in's Feld zu ziehen, bevor sie befriedigt wären; gerade jetzt schien den Führern die Gelegenheit günstig, einen Druck auf das Land zu üben, um den Reichstag zu Concessionen zu bewegen. Dort aber konnten sich Adel und Clerus über ihren Antheil an den nothwendigsten Bewilligungen nie einigen. Die Senatoren stritten um die Aemter: die Kronbeamten waren uneins und suchten nur ihren Parteieinfluß zu stärken, um die Herrschaft ganz an sich

zu reißen. Olczowski ſah jeden energiſchen Plan ſofort von denen gekreuzt, die ihn ungern an der Spitze der Bewegung wußten, und war in Verzweiflung. Seine verbitterte Stimmung machte ſich im Geſpräch mit Gabriele oft durch die lauteſten Anklagen gegen den ſchwachen König Luft, deſſen ſchlimmſte Schwäche freilich wohl darin beſtand, daß er ſich ſeiner Leitung nicht vollſtändig ergab.

Eines Tages, als er wieder ſehr verärgert aus dem Concil kam, nahm er ihre Hand und ſagte: „Es iſt alles verloren, wenn wir den König nicht zu einer patriotiſchen That ermuthigen. Jetzt könnte für ihn die Zeit gekommen ſein, ſich als den Erwählten der Nation zu beweiſen. Der Adel, der ihn auf den Schild erhoben hat, dürfte ihn nicht fallen laſſen. Freilich wäre ein Appell an ſeine Hochherzigkeit erforderlich; er würde aber nicht vergeblich ſein, wenn es des Königs feſter Wille wäre, die Schmach des Reiches zu tilgen und dieſem wieder zur alten Herrlichkeit zu helfen. Das wird aber, wie ich ihn ſchon genugſam kenne, nie aus ihm ſelbſt kommen. Und es wäre auch nicht ausreichend, ihn einmal anzuſtacheln, daß er ſeine ſchlaffe Natur beſiegte, ſondern es müßte geſorgt werden, daß er nicht nach einem tapferen Anlauf wieder ermattete und in die frühere Willensloſigkeit zurückfiele. Dazu bedürfte es einer Kraft, die wirkſamer wäre, als die meinige.“

„Du vermagſt viel über ihn,“ antwortete Gabriele in polniſcher Sprache, die er für die Unterhaltung gewählt hatte.

„Ich vermag viel über ihn," ſagte Olczowski, „aber doch nicht mehr, als noch dieſer und der, die gegen mich arbeiten. Wir halten einander ungefähr das Gleichgewicht; dabei aber wird die Laſt trotz aller Anſtrengung nicht um eines Fingers Breite gehoben, ſondern höchſtens eine Weile in der Schwebe erhalten. Ich weiß aber Jemand, mit deſſen Beiſtand ich jeden Gegendruck beſeitigen könnte und der auch nicht nur einmal den König zu einem mannhaften Entſchluß zu bewegen, ſondern dauernd ſeine Kraft anzuſpannen im Stande wäre."

„Von wem ſprichſt Du?" fragte ſie.

Olczowski lächelte. „Höre mich an, ſchöne Frau! Auch Johann Caſimir war ein ſchwacher Regent. Aber er hatte in ſeiner Gemahlin eine Stütze, die ſein königliches Anſehen nie ganz ſinken ließ. Er hätte nie die Thorheit begangen, der Krone zu entſagen, wenn ſie noch am Leben geweſen wäre, und unſere Armee kämpfte ſchon längſt um die Ehre der Republik gegen den anmaßlichen Kurfürſten, wenn er's unter ſeiner und ihrer Regierung gewagt hätte, ihr ſolchen Schimpf anzuthun. Sie war eine Frau von ſeltener Energie. Nur fehlte ihr Jugend und Schönheit, den alternden König zu feſſeln — er fürchtete ſie mehr, als er ſie liebte. Darum ſetzte ſie nicht alles durch, was ihr männlicher Geiſt anſtrebte; aber man wußte doch, daß ohne ſie nichts zu erreichen war, und das Wenige, das unter dieſes Königs Regierung erreicht iſt, dankt ihr ſeine Errungenſchaft. Polen könnte glücklich ſein, wenn es auch jetzt eine Königin hätte."

„Ah! — eine Königin. Woran erinnerſt Du mich?"

„Laß Dich's nicht verdrießen. Polen hat — leider — keine Königin, wie ich sie ihm zu diesem König wünschen müßte, und das wollt' ich sagen."

„Sie soll jung und schön sein . . ."

„Ja. Und sie ist von gütiger Gemüthsart, setze ich hinzu, liebenswürdig in ihrem Wesen und dem König sehr ergeben. Aber mit diesen Eigenschaften ist sie doch nur eine Frau, wie tausend andere Frauen auch. Sie reichten ungefähr hin, den König einige Monate lang angenehm zu beschäftigen und von der Schwermuth abzuziehen, die sich seiner schon zu bemächtigen anfing. Aber es fehlt ihr jeder ungewöhnliche Reiz, und vor allem die geistige Munterkeit, die anregend und treibend wirkt. Sie hat keinen anderen Ehrgeiz, als die Prinzessin des Hauses Oesterreich zu repräsentiren, was ihr ohne besondere Mühe gelingt. Die Aufgabe einer Königin von Polen hat sie nicht erfaßt, und was viel schlimmer scheint: sie hat offenbar gar keine Vorstellung davon, daß in dieser Richtung von ihr eine Leistung gefordert werden könnte. Gerade heraus gesagt, ich halte sie für sehr beschränkt. Sie merkt nicht einmal, daß der König bereits von seinem Rausch ernüchtert und ihrer überdrüssig wird."

„Unglückliche Frau!"

„Warum willst Du sie so nennen? Sie ist ganz zufrieden mit der unbedeutenden Stellung, die sie sich selbst gegeben hat, nimmt mit viel Anmuth die Galanterieen entgegen, an denen es der polnische Adel nicht fehlen läßt, und empfindet durchaus nicht das Bedürfniß,

die freundſchaftliche Rathgeberin ihres hohen Gemahls zu ſein, oder gar nach eigener Politik ſeine Entſchlüſſe beſtimmen zu wollen. Sie iſt unglaublich unwiſſend in allem, was ihres neuen Heimathlandes Verfaſſung und Herkommen betrifft, hat auch keine Neigung, ſich darüber unterrichten zu laſſen. Ihr kleiner Hofſtaat füllt ſie ganz aus. Zwei ihrer Kammerjungfern hat ſie bereits verheirathet, und die beiden Hochzeitstage waren ihr, denke ich, die vergnüglichſten und befriedigendſten, die ſie in Polen verlebt hat."

„Du haſt eine ſcharfe Zunge, Andreas Olczowski."

„Ich ſage die Wahrheit, und es bekümmert mich, daß dies die Wahrheit iſt. Der König iſt, wie Du ihn ja auch ſelbſt kennſt, ſchwach von Charakter, aber geiſtig nicht unbegabt, ſehr beleſen und für jede lebhafte Anregung dankbar. Er gehört zu den Menſchen, die aus ſich ſelbſt wenig hervorbringen und am liebſten alle Unruhe meiden, mit fortgeriſſen aber in eine ſtürmiſche Bewegung ihre Kräfte wachſen fühlen und ſie auch zu gebrauchen wiſſen. Es kommt eben alles darauf an, ſie zu ſpornen, daß ſie thätig ſein müſſen. So ſchwierig es ſein würde, den König zu einer Kriegserklärung zu beſtimmen, ſo bin ich doch überzeugt, daß er ſich im Kampfe als ein ritterlicher Mann bewähren würde. Aber es müßte Jemand an ſeiner Seite ſein, der ſich ihm mit ganzer Hingebung widmete und an den er ſich mit leidenſchaftlicher Neigung gekettet fühlte. Die Königin iſt ſchon jetzt ohne jeden Einfluß auf ſeine Entſchließungen — aber ich kenne eine andere Frau —"

Gabriele zuckte erſchreckt. „Eine andere Frau . . .?“

„Die er geliebt hat und noch immer liebt. Warum ſoll ich Dir's nicht ſagen? Alle ſeine Gedanken ſind bei Dir.“

„Bei mir . . .“

„Er hat ſich dagegen gewehrt, aber ohne Erfolg. Laß Dich nicht täuſchen durch ſein Verhalten gegen Dich nach der Königswahl. Er ſtand damals unter dem Druck der Verhältniſſe, die eine Trennung gebieteriſch forderten. Dann ſchien ihm das Unrecht, das Dir geſchehen war und doch nicht ungeſchehen gemacht werden konnte, eine unüberſteigliche Schranke —“

„Ja, ja! So empfand ich's auch.“

„Und endlich — das wirſt Du verſtehen können — gefiel er ſich eine Weile darin, den zärtlichen Ehemann zu ſpielen —“

„Zu ſpielen?“

„Wahrſcheinlich in der ganz ehrlichen Meinung, in die junge Königin ernſtlich verliebt zu ſein. Das darfſt Du ihm nicht übel nehmen.“

„O —! Ich —! Was geht mich's an?“

„Mehr, als Du's wahr haben willſt, ſchöne Frau. Dir glühen die Wangen. Aber dieſe kurze Untreue iſt wirklich verzeilich. Sie darf bereits als überwunden gelten. Er hat mich in's Vertrauen gezogen, da er richtig vorausſetzte, daß wir beide gute Freunde geblieben ſeien. Ich weiß es aus ſeinem Munde, daß die Sehnſucht nach dem geliebten Weibe ihn verzehrt —“

Gabriele erhob ſich mit einer Geberde des Unwillens. „Kein Wort weiter, Andreas Olczowski!“

Er legte die Hand auf ihren Arm. „Ich ſage, was ich weiß — und ich hätte geſchwiegen, wenn ich nicht von der Fortdauer und unbeſieglichen Heftigkeit ſeiner Leidenſchaft überzeugt worden wäre. Was kann es nützen, die Augen zu ſchließen? Der König liebt Dich und wird nicht aufhören Dich zu lieben. Jeden Tag ſchlägt die Flamme heller auf, die nur künſtlich gedämpft war. Die Frage iſt allein noch, ob dieſes Feuer wild um ſich greifen und den Thron in Brand ſtecken ſoll, ob es ſich zügeln und als eine wohlthätige Macht leiten läßt. Wenn Du klug ſein wollteſt —“

„Schweigt, Biſchof! Ihr am letzten . . .“

„Ich verſtehe, was Du ſagen willſt. Es ſcheint Dir für einen Diener der Kirche nicht paſſend, zu begünſtigen, was einer gelobten Pflicht widerſpricht. Du darfſt mir Glauben ſchenken, wenn ich Dich verſichere, daß ich es nicht an geiſtlicher Ermahnung habe fehlen laſſen. Aber die Könige wollen mit ihrem eigenen Maß gemeſſen ſein. Man verheirathet ſie, ohne nach ihrem Herzen zu fragen, und man muß ihrem Herzen ſein Recht laſſen, wenn man ihnen die Pflicht gegen den Staat nicht verleiden will. Ich bin auch der Kanzler der Republik und habe zu bedenken, was ich dieſem Amte ſchuldig. Die Königin bleibt die Königin. Die geliebte Frau aber —“

„Ich will nichts mehr hören!“ rief Gabriele ent-

rüſtet. „Welche Schmach muthet Ihr mir zu?“ Das ſagte ſie ihm deutſch.

Nun ſtand auch Olczowski auf, folgte ihr, da ſie gegen das Fenſter zurückgetreten war, und ziſchelte: „Wenn Du klug ſein wollteſt —! Du könnteſt mächtiger ſein, als eine Königin. Gerade nach dieſer Abtrünnigkeit könnteſt Du ihn mit doppelt ſtarken Banden an Dich feſſeln. Jeden Deiner Wünſche würde er erfüllen; Du könnteſt ihn lenken wie ein Kind. Ich fürchte nicht, daß Du die Gewalt über ihn mißbrauchteſt. Nicht für Dich würdeſt Du ſorgen, ſondern für ihn. Wenn ich Dich ſo nicht kennte, würde ich dies rathen? daß König Michael wirklich ein König, müßte der Ehrgeiz Deines Herzens erſtreben. Und dabei würde ich Dir ſtets hilfreich zu Dienſt ſein. Von mir würdeſt Du erfahren, vor wem er ſich zu hüten hat, welche Gefahr ihn bedroht, welchen Beſchlüſſen des Conſiliums er ſeine Zuſtimmung geben und verweigern muß, wenn ſein königliches Anſehen wachſen ſoll — Du würdeſt das Reich regieren, wenn Du meinen Weiſungen folgteſt.“

„Ein ſchimpfliches Werkzeug in der Hand eines . . . O, pfui! ich mag's nicht ausſprechen.“

„Und Du ſollteſt es auch nicht denken. Wie? Werbe ich für den König um ein Schätzchen, das ihm gefällig ſein ſoll? Biete ich Dir Gold und ſchöne Kleider, Ringe und Ketten? Zu wem ſpreche ich denn? Du gehörteſt ihm, bevor er die Krone nahm, und er gehörte Dir, als er ſie nahm. Aber ſeine Gattin warſt Du nicht. Was hat ſich denn nun verändert?“

„Daß ich weiß, wie ſchändlich ich betrogen bin," rief Gabriele, die beiden Hände auf das glühende Geſicht legend.

„Betrogen —" wiederholte er. „Nun ja! Aber von wem? Nicht vom König und nicht von mir. Der Verbrecher hat ſeine Schuld mit dem Tode gebüßt. Giebt's eine andere Genugthuung? Ja doch —! eine freilich, die mehr Werth hat: daß der König ſich Dir zu Füßen legt und Dich freiwillig zu ſeiner Herrin erhebt!"

„Zu ſeiner . . . Fort, Verſucher! Jetzt kenne ich Dich."

„Ich wollte, Du ereiferteſt Dich nicht ohne Grund. Du warſt in gutem Glauben, als Du einen Ehebund eingingſt, das wird die Kirche nicht unberückſichtigt laſſen. Galt er vor Gott, ſo kannſt Du nicht aufhören, in gutem Glauben zu ſein, daß er bis an Deinen Tod fortbeſtehe. Sprich mit Pater Branicki, er wird Dich beruhigen. Ich bürge Dir dafür, daß die Kirche —"

„Beleidigt ſie nicht, indem Ihr ſie zur ſchamloſen Kupplerin erniedrigt," rief Gabriele und wendete ſich der Kammerthür zu. „Verlaßt mich und betretet dieſe Schwelle nicht wieder! Tief — tief bin ich gefallen, aber ſo tief doch nicht, daß ich glauben könnte, mich an Eurer Hand aufzurichten. Euer Anerbieten treibt mir das Blut in die Stirn. Geht, geht — daß ich Euch nicht verächtlich behandle. O, Konrad — Konrad!"

Sie verließ raſch das Zimmer. Olczowski ſtand einen Augenblick ganz verblüfft über dieſen unerwartet leidenſchaftlichen Ausbruch ihrer Entrüſtung. Dann ver-

zogen ſich die Lippen zu einem grinſenden Lächeln: „Sie ſpielt die Rolle der ehrbaren Frau ſehr natürlich,“ murmelte er. „Aber es iſt doch die Lubmirska, mit der ich's zu thun habe! Ich hoffe, wir werden mit einander einig werden. Sind wir im Bunde, ſo regieren wir Polen. Wehe dann ſeinen Feinden! —“

Nach einigen Tagen am ſpäten Abend ſchon kam Schweſter Benigna und meldete Gabriele einen Mann, der ſie zu ſprechen wünſche, aber ſich nicht nennen wolle. Er habe den Mantel vor das Geſicht gezogen und ſeine Stimme verſtellt.

Gabriele ging an's Gitter. „Bleibe bei mir,“ bat ſie, „ich will kein Geheimniß vor Dir haben.“

Im Vorraum ſtand der Mann, ungeduldig wartend. „Was begehrt Ihr von mir?“ fragte ſie hinaus.

„Gabriele —!“

„O, mein Gott . . .“

„Biſt Du allein?“

„Der König —!“

„Biſt Du allein?“ fragte er dringlicher.

Sie antwortete nicht ſogleich. Das Herz krampfte ſich ihr zuſammen. Ihr war's, als ob ſie erſticken müßte. „Ich bin nicht allein,“ ſagte ſie dann leiſe.

„Schicke Deine Begleitung fort,“ bat er. „Was ich mit Dir zu ſprechen habe, darf ſonſt Niemand wiſſen.“

„Das kann nicht ſein, König Michael!“

„Der bin ich nicht, wenn ich zu Dir komme. Warum nennſt Du mich?“

„Damit man weiß, wer mit mir ſpricht.“

„Du biſt grauſam, Gabriele. Ich bitte Dich, gönne mir ein Wort mit Dir allein.“

„Wenn ich's hören kann, kann's auch die Schweſter hören, die bei mir iſt. Sie weiß alles.“

Er zauderte eine Minute lang. Dann ſagte er: „Laß mich mein Söhnchen ſehen, Gabriele. Ich ſehne mich ſehr nach ſeinen lieben Augen und nach einem Kuß von ſeinen Lippen. Wenn Du wüßteſt, Gabriele . . .“

„Ich will's bedenken,“ antwortete ſie. Sie ſprach leiſe mit Benigna. „Du kannſt es ihm nicht verwehren,“ meinte dieſelbe. „Ich will den Knaben holen.“

„Nein, ich ſelbſt,“ ſagte Gabriele. Sie entfernte ſich und kam bald mit Thomas wieder, den ſie nun mit beiden Händen um den Leib faßte und dicht gegen das Gitter hielt. Das Kind erkannte ſogleich den Mann, der es ſo oft auf den Knieen geſchaukelt hatte, und ſtreckte die Aermchen hinaus.

Der König nannte zärtlich ſeinen Namen, hielt das Geſicht hin und ließ ſich die Wangen ſtreicheln und das Haar durchwühlen. Der Knabe drängte die Hand, die ihn hielt, an das Gitter heran. Der König preßte heiße Küſſe darauf. „Gabriele,“ flüſterte er, „ich kann nicht leben ohne euch beide. Ich hab's verſucht — aber ich kann nicht. Ich flehe Dich an, verlaß das Kloſter, kehr' zurück in Dein Haus, ſei mir wieder —“

„Was ich Dir geweſen bin?“ fiel ſie ein. „Wie könnte das geſchehen? Ich war Dein Weib, König Michael!“

„Du liebteſt mich, Gabriele," ſagte er. „Wenn Du mich noch liebteſt —"

„Sprich nicht ſo," bat ſie mit ſchwankender Stimme, „ſprich nicht ſo! Und wenn ich Dich noch liebte, wie vorher, es dürfte doch nicht anders ſein."

„Das glaubſt Du ſelbſt nicht, Gabriele!"

„Ich weiß es. Laß mich . . ."

Sie wollte ſich zurückziehen; aber er hielt das Kind an beiden Armen feſt und küßte immer ihre Hand. „Folge mir," bat er, „folge mir."

„Ich kann nicht," antwortete ſie, „und — will nicht. Und auch Du ſollteſt das nicht wollen. Du biſt ein König geworden, Michael, und ich kann nicht Deine Königin ſein. Das iſt unſerer Liebe Verhängniß. Trag's mit Würde, wie ich's mit Würde tragen will, ſo tief ich auch niedergeworfen bin. Du biſt ein König — ſei ein König! Deine Nation hat Dich erwählt — ſorge, daß ſie's nicht bereut. Ermanne Dich, König Michael, ſei Deinen Freunden ein eherner Schild und Deinen Feinden ein ſtählernes Schwert! Gieb Deinem Vaterlande ſeinen alten Ruhm wieder. Dahin wende Dein Herz, und es wird befriedigt ſein."

„Wenn Du mich liebteſt, Gabriele . . ."

„Wie könnte ich Dich lieben, wenn Du Dich und mich erniedrigſt? Nochmals — laß mich und geh'!"

Der Knabe, da er ſich vom Gitter fortgezogen und wieder an daſſelbe gefeſſelt fühlte, fing kläglich zu weinen an. Nun gab ihn der König frei. Gabriele trat ſo

weit in den dunklen Raum zurück, daß er ſie nur noch wie einen Schatten ſah. „Du widerſtrebſt mir vergeblich,“ ſagte er drohend. „Bin ich ein König, ſo ſollſt Du's wiſſen. Ich fordere meinen Sohn!“

Er erhielt keine Antwort, hörte aber, daß eine Thüre geſchloſſen wurde. Mehrmals noch rief er den Namen Gabriele — es blieb alles ſtill. „Ich will Dich zu Deinem und meinem Glück zwingen,“ murmelte er und ging.

Bald mußte Gabriele erkennen, daß etwas gegen ſie im Werke ſei. Schweſter Benigna hinterbrachte ihr, Olczowski habe eine Unterredung mit der Priorin gehabt; auch Pater Branicki ſei im Kloſter geweſen. Dann wurde Gabriele zur Priorin gerufen. Sie ſagte ihr, daß man eine Frau mit einem Kinde nicht länger im Kloſter dulden dürfe; es ſei kein Kosthaus. Wolle ſie ſich als Novize einſchreiben laſſen, ſo müſſe ſie ſich von dem Kinde trennen. Auch dann aber wäre es noch nicht gewiß, ob man ſie aufnehmen dürfe, da von hoher Stelle das Bedenken angeregt ſei, daß ſie über ſich und das Kind nicht freie Verfügung habe. „Ich will darüber nicht entſcheiden,“ ſagte die alte Dame, „mir wär's aber am liebſten, wenn die Ruhe des Kloſters nicht geſtört würde.“

Gabriele verſtand ſie. Sie berieth mit Benigna, was zu thun ſei, erhielt aber von ihr wenig Troſt; ſie vermöge gegen die Oberin nichts, und dieſe ſelbſt müſſe wohl von mächtigen Perſonen ſchwer bedrängt ſein. Bald darauf bemerkte ſie, daß die Wärterin des Kindes ſich

öfters entfernte und längere Zeit ausblieb. Sie verlasse dann das Kloſter, ſagte Benigna ihr, und ſcheine draußen mit Jemand zu verhandeln. Einmal überraſchte Gabriele ſie, als ſie eine Anzahl Goldſtücke aus einer Hand in die andere zählte. Nun konnte kein Zweifel mehr ſein, daß ſie beſtochen war. Gabriele ſagte es ihr auf den Kopf zu. Die erſchreckte Perſon fiel ihr zu Füßen und geſtand alles. Sie ſollte ſich, wenn Gabriele in der Capelle ſei, heimlich mit dem Kinde an einen ihr bezeichneten Ort begeben; es ſei ihr heilig zugeſichert worden, daß ihm kein Leid geſchehen werde, auch könne es die Mutter dort jederzeit wiederfinden. Nun faßte Gabriele raſch ihren Entſchluß.

Am andern Morgen nahm ſie mit vielen Thränen von Benigna Abſchied. „Ich theile Dir nicht mit," ſagte ſie, „was ich vorhabe, denn es iſt beſſer für Dich, daß Du unwiſſend bleibſt. Aber hab' Dank für all' Deine Güte!" Dann nöthigte ſie die Wärterin, mit ihr die Kleider zu tauſchen. Von ihren Kleinodien ſteckte ſie nur das Wenige zu, was ſie zum Treſor des Kloſters nicht abgeliefert hatte. Sie nahm das Kind auf den Arm, ließ ſich mit demſelben in ein Tuch einhüllen, das ſie vor das Geſicht ziehen konnte, und entfernte ſich aus dem Kloſter. Die Schweſter Pförtnerin war ſchon inſtruirt, der Wärterin kein Hinderniß in den Weg zu ſtellen. Sie ließ ſich täuſchen.

Gabriele wußte, daß ſie in Warſchau keinen Tag in Sicherheit ſei. Sie ſuchte einen Goldſchmied auf und verkaufte ihm einige koſtbare Ringe, um ſich ſo das

Reiſegeld zu verſchaffen. Sie wollte Polen verlaſſen, ſich und das Kind der Gewalt des Königs zu entziehen. In der Vorſtadt miethete ſie von einem Ackerbürger ein Fuhrwerk. Der Preis, den ſie bot, lockte ihn, ſogleich anzuſpannen. So entkam ſie unangefochten aus der Stadt.

Sie nahm ihren Weg der preußiſchen Grenze zu. Es war ungefähr derſelbe, auf dem Oberſt Kalckſtein von den Dragonern entführt worden war. Einige Tage fiel nichts vor. Am letzten aber begegneten ſie im Grenzwalde einem Streifcorps der ganz verwilderten Kronarmee. Die Bande umringte den Schlitten, prügelte den Fuhrmann, der ſeine Pferde angepeitſcht hatte, zwang die Inſaſſin auszuſteigen und forderte deren Legitimation. Da Gabriele kein Papier vorzeigen konnte, wurde der Schlitten durchwühlt und völlig ausgeplündert. Man bedrohte ſie mit den Piſtolen, wenn ſie ihr Geld nicht herausgebe. Dem Kinde riß man die Goldtreſſen von ſeinem Röckchen und die Perlenſchnur von der Mütze. Sie habe das Kind geſtohlen, behauptete der Anführer, der ſie nach ihrer Kleidung für nichts Sonderliches ſchätzte. Es fiel ihm ein, daß damit vielleicht noch ein guter Handel zu machen ſei. Sie mußte ſich wieder in den Schlitten ſetzen, der nun bis zum Grenzdorf begleitet wurde. Dort ſollte der Staroſt zugezogen werden. Die Soldaten ſetzten ſich jedoch ſogleich im Kruge feſt und begannen das geraubte Geld zu vertrinken. Nach einer halben Stunde ſchon wußten ſie von ihren Sinnen nicht mehr, lärmten und ſtritten mit einander. Der

Fuhrmann gab Gabriele einen Wink und begab ſich mit ſeinem Schlitten eiligſt davon, nachdem er den Pferden die Glocken abgenommen hatte. Gabriele bedeutete den kleinen Thomas, ſich ganz ſtill zu verhalten, wickelte ſich mit ihm in das Tuch und verließ den Krug durch eine Hinterthür.

Die Grenze war ganz in der Nähe. Sie überſchritt dieſelbe und ſetzte den Weg im Laufſchritt fort bis zum nächſten preußiſchen Dorf. Einige Goldmünzen, Ringe mit Edelſteinen und Ketten, die ſie in einem ledernen Beutelchen auf der Bruſt trug, hatte ſie vor der Raubgier der Soldaten gerettet. So könnte ſie ihre Reiſe erſt bis zum Grenzſtädtchen und dann weiter nordwärts zu Schlitten und Wagen fortſetzen. Der Winter war eben im Abgehen, das Wetter abſcheulich. Ueber Wald und Feld lag ein dichter grauer Nebel, der den Schnee aufzehrte und die Landſtraße in eine Pfütze verwandelte. Oft genug blieb das Fuhrwerk darin ſtecken, ſo daß der Bauer nach dem nächſten Dorf reiten und Vorſpann herbeiholen mußte. Mitunter mußte in einer kleinen Stadt Tage lang geraſtet werden, bis wieder Froſt eingetreten oder friſcher Schnee gefallen war. So ermöglichte ſich nur ein ſehr langſames Fortkommen.

Gabriele hatte anfangs kein beſtimmtes Ziel. Sie nahm ungefähr die Richtung nach Königsberg zu. Als ſie dann aber nur noch eine gute Tagereiſe davon entfernt war, fiel es ihr ſchwer auf's Herz, daß ſie in der großen Stadt Niemand habe, dem ſie ſich anvertrauen

und in Schutz ſtellen könne. Sie ſah vorher, daß man von ihr einen Ausweis verlangen werde. Die Wahrheit hätte man ihr ſicher nicht geglaubt. Den größten Theil ihrer Koſtbarkeiten hatte ſie ſchon verausgabt; ſie fragte wenig nach ihrem Werth, löſte ſie überall in den Herbergen für geringes Geld ein und gab daſſelbe wieder mit vollen Händen aus. Nun ſah ſie doch ein, daß ſie bald Mangel leiden müßte. Dazu wuchs täglich mehr eine ihr ſelbſt unbegreifliche Sehnſucht nach der alten Heimath, der ſie einſt entflohen war. Das Waldhaus ſtand ihr immer vor Augen. Dort, meinte ſie, müßte man ſie doch aufnehmen. Sie dachte an die alte Gertrud, die ſie immer ſo lieb gehabt hatte, und auch an ihrer Mutter Grab. So wendete ſie ſich denn nach rechts der Wildniß zu.

Als ſie aber an den Fluß kam, war das Eis für Schlitten nicht mehr haltbar. Sie mußte verſuchen, ſich auf den Waldwegen von Ort zu Ort weiter zu bringen. Zum Unglück erkrankte das Kind, dem ſolche Strapazen ganz ungewohnt waren, auch die ſchlechte Nahrung nicht bekam. Das gab wieder einen längeren Aufenthalt. Endlich wurde das letzte Silberſtück für ein Fuhrwerk ausgegeben, das ſie nach dem Hauſe des Wildnißbereiters ſchaffen ſollte. Der Bauer erreichte daſſelbe aber mit ſeinen elenden Pferden nicht. Der Wagen blieb im Sumpf ſtecken. Er ſträngte die Thiere ab und ritt davon, die Frau mit dem Kinde ihrem Schickſal überlaſſend. Gabriele mußte ausſteigen, durch

den Koth waten, in dem ihr Schuhwerk ſtecken blieb, und den Weg auf dem feſteren Waldrande zu Fuß fortſetzen.

Es war bis zur Fährſtelle am Pregel nicht mehr gerade weit. Von dort wußte ſie durch die Wildniß gut Beſcheid. Bald nach Mittag hatte ſie die Förſterei vor ſich. Nach dem äußeren Anſehen ſchien ſie wenig verändert; ſie konnte glauben, nur über Nacht fortgeweſen zu ſein. Und ihre Phantaſie ſprang auch über alle die Jahre hin und ſtellte ſie wieder in ihre Jugendzeit. Freilich war's damals Sommerzeit, als ſie fortlief. Aber ſie hatte ja die Brunnenlinde und die Obſtbäume im Gärtchen am Hauſe auch ſo oft kahl geſehen; der Anblick war ihr nicht fremd. Geſtern konnte es nicht geſchehen ſein, aber vor einigen Monaten. Wie lang dauert denn der Sommer? Und wenn erſt das Laub fällt, ſitzen auch bald die grauen Krähen auf den kahlen Aeſten und ſpähen von dort aus, ob die Hunde für ſie etwas übrig gelaſſen haben — wie jetzt, gerade wie jetzt . . .

Die Hunde ſchliefen, als ſie über die Brücke an ihren Buden vorüberging. Sie erinnerte ſich ihrer Namen und meinte ſie anrufen zu können, wenn ſie unruhig werden ſollten; es fiel ihr gar nicht ein, daß ſie längſt von einer jüngeren Generation abgelöſt ſein müßten. Auf dem Hof ließ ſich Niemand blicken. Sie ging am Staketenzaun entlang. Als ſie aber an das Gartenpförtchen kam, ſtutzte ſie. Sie warf einen ſcheuen Blick

hinüber und ein unheimliches Bild kam ihr vor Augen. So ſchnell als möglich huſchte ſie vorüber und in die offene Hausthür hinein.

Im Flur ſtand alles, wie es geſtanden hatte. Auf dem großen Schrank breitete noch immer der ausgeſtopfte Steinadler ſeine grauen Flügel aus, und der eine, der ſich geſenkt hatte, als ſie einmal ungeſchickt ihren Ball dagegen warf, war noch immer nicht aufgerichtet. Auch die Schneeeule mit den gelben Augen hockte noch daneben auf ihrem kurzgeſchnittenen Aſt.

Von der Stube her wurde das Schnurren eines Spinnrades vernehmbar. Ihre Mutter hätte da ſpinnen können, wie ſie täglich ſpann. Aber ſie ging nicht hinein. Die Treppe nach dem Bodenraum dort hinten lockte ſie. Wie oft war ſie dieſelbe hinabgeſchlichen, um unbemerkt in das Gärtchen oder in den Wald ſchlüpfen zu können. Und oben war ihre Kammer! Der mußte ſie den erſten Beſuch abſtatten.

Sie ging alſo hinauf. Die Stufen knarrten noch wie damals. Auch die Ritzen zwiſchen den Brettern der Thür waren geblieben. Gabriele ließ das Kind hindurchſchauen, als ſeien da ſehr merkwürdige Dinge zu entdecken. Die eiſerne Haspe war über die Zwinge gelegt und ein Schloß vorgelegt. Sie zog daran und es gab nach, vielleicht weil es nicht ordentlich geſchloſſen war, hakte aus und fiel polternd zu Boden. Nun trat ſie ein.

Die alte Himmelbettſtelle ſtand da noch auf dem alten Platz, aber beladen mit allerhand Schurrmurr von

Brettern, zerbrochenen Stühlen, Töpfen und Milchkübeln. Manchen alten Hausrath vermißte ſie, anderer war an die Stelle getreten. Auf einer großen Lade ſtanden irdene Schüſſeln und Bütten von Baſt mit Vorräthen verſchiedener Art. Vom Dachbalken herab hingen getrocknete Fiſche, auch ein paar Würſte und Schinken. Sie ging hin und her, betrachtete jeden Gegenſtand aufmerkſam, freute ſich oder wunderte ſich darüber, je nachdem er ihr bekannt oder fremd war. „Das Schönſte iſt doch der Betthimmel," ſagte ſie zu Thomas, „den ſollſt Du einmal ſehen — wie da die Sonne ſo prächtig ſcheint und die Engelchen mit ihren runden Backen und drallen Beinchen zwiſchen den Strahlen ſpielen. So runde Backen und dralle Beinchen mußt Du mir auch wieder bekommen, mein Junge." Sie fing an, die Sachen herauszupacken oder an die Seite zu ſtellen und ließ den kleinen Thomas, der die Herrlichkeit oben nicht ſonderlich beachtete, auf dem alten Spielplatz herumrumoren.

Indeſſen hatte das Spinnrad wiederholt ſtill geſtanden. Frau Hahnen horchte, was es da über ihr gebe. Sie meinte anfangs, die Magd mache ſich auf dem Boden zu ſchaffen. Als dieſelbe aber aus der Kammer herein kam, um etwas abzuſtellen, wurde ihr das Geräuſch bedenklicher. „Was giebt's denn da oben?" fragte ſie.

„Ich hör's auch ſchon eine ganze Weile poltern," antwortete die Magd. „Es ſpukt da."

„Ei! bei hellem, lichtem Tage —!" verwies ihr's

die Frau. Sie weckte ihren Mann, der im Lehnſtuhl am Ofen ſein Nachmittagsſchläfchen hielt. „Andreas — Andreas!“

„Was giebt's denn?“ fuhr er unwirſch auf.

„Horch einmal! Da iſt Jemand in der Vorrathskammer oben.“

„Unſinn! Sie iſt ja verſchloſſen.“

Eben knatterte es wieder, als ob über loſe Bretter gelaufen würde. „Hörſt Du?“ ſagte ſie. „Es muß einer eingebrochen ſein.“

„Zum Teufel!“ rief er und erhob ſich nun doch. Er nahm einen Stock aus der Ecke und ging möglichſt leiſe treppauf.

An der Kammerthür blieb er eine Weile verwundert ſtehen. Das Kind trappte in der Bettſtelle herum und jubelte, wenn die Bretter recht polterten; die Frau ſtand daneben und ſchlug in die Hände, als ob ſie's haſchen wollte. „He — holla!“ ſchrie Hahnen ſie endlich an. „Was treibt Ihr denn da für verrücktes Zeug?“

Gabriele ſchaute ſich erſchreckt um. Ein ganz fremder Mann ſtand vor ihr und ſchien ſehr geneigt zu ſein, mit dem erhobenen Stock auf ſie einzuſchlagen. „Lieber Herr —“ ſtammelte ſie, „verzeiht — ich wollte nur meine Schlafkammer . . . Aber wer ſeid Ihr?“

„Ja, das frag' ich Euch!“ lachte der Wildnißbereiter auf. „Was habt Ihr hier zu thun?“

„Hier . . .?“

„Warum habt Ihr das Schloß erbrochen?“

„Das Schloß . . . Nein, gewiß nicht. Es ließ sich immer leicht aufziehen.“

„So seid Ihr wohl schon früher hier gewesen? Das sind ja saubere Geschichten.“

„Aber dies ist doch — das Haus — und die Kammer . . .“

„Ja, das ist das Haus und die Kammer, wo hinein Ihr nicht gehört.“

Frau Hahnen war ihm nachgegangen. „Eine Landstreicherin und Diebin,“ sagte sie sehr erzürnt. „Ich will einmal gleich nachsehen, was an den Vorräthen fehlt. Durchsuche ihr indessen die Taschen.“

„O — was denkt Ihr?“ wendete Gabriele vorwurfsvoll ein. „Dies ist ja doch meines Vaters Haus ... Nein, nicht meines Vaters,“ berichtigte sie sich, „aber meiner Mutter Haus; und in dieser Kammer —“

„Sie scheint ganz verwirrt im Kopf zu sein,“ unterbrach Hahnen. „Ihrer Mutter Haus wäre doch auch ihres Vaters Haus, aber wir wissen am besten, wessen Haus dies ist.“

„Sie stellt sich nur so,“ meinte die Frau, die Würste und Schinken zählend.

„Aber so fragt doch die alte Gertrud,“ sagte Gabriele, „die kennt mich.“

„Die alte Gertrud — ha, ha, ha!“ höhnte der Wildnißbereiter. „Die alte Gertrud, die schon vor zwei Jahren gestorben ist — ja wohl! die kennt Euch. Auf die könnt Ihr Euch berufen.“

„Eine verſchmitzte Perſon," beſtätigte die Frau.

Gabriele wurde es ganz bange zu Muth. Das Kind weinte, ſprach einige polniſche Worte und hing ſich ängſtlich an ihren Hals. „Laßt mich gehen," bat ſie ängſtlich, „ich ſehe wohl — daß ich mich verirrt habe. Die alte Gertrud todt — und meine Mutter . . ."

„Fehlt etwas?" fragte Hahnen ſeine Frau.

„Ich kann's noch nicht überſehen," antwortete ſie. „Aber es ſcheint nicht. Man muß die Perſon dingfeſt machen und nach dem Amt ſchicken."

„Das giebt Umſtände," meinte er. „Wenn nichts fehlt . . . Eine tüchtige Tracht Prügel thut's auch."

Er erhob den Stock. Gabriele eilte nach der Thür. „Um Himmelswillen," rief ſie, „Ihr verkennt mich. Ich bin . . . Laßt mich fort."

Sie ſtürzte der Treppe zu und dieſelbe hinab aus dem Hauſe. Hahnen folgte ihr, war aber nicht ſo ſchnellfüßig wie ſie. Er warf ihr den Stock nach und traf ihr Bein. Gabriele verbiß den Schmerz und lief weiter. An der Brücke ſprangen die Hunde wüthend vor und faßten ihre Röcke. Sie riß ſich los und ließ ihnen die Fetzen. Außer Athem von dem raſchen Lauf und keuchend erreichte ſie den Waldweg.

Da ſie merkte, daß ſie nicht verfolgt würde, blickte ſie hier noch einmal zurück. Ihre Augen füllten ſich mit Thränen. „Iſt das denn alles Traum geweſen —?" murmelte ſie. „Oder iſt's wahr — bin ich verrückt im Kopf?"

„Ich will zu eſſen und zu trinken haben,“ ſagte Thomas weinerlich.

Sie ſuchte ihn in Schlaf zu wiegen und ſetzte ihren Weg fort. „Das aber iſt Wirklichkeit — das! Ich trage des Königs von Polen Sohn auf dem Arm — und hab' nicht eine Brodrinde, ſeinen Hunger zu ſtillen. Armes — armes Kind!“

Neunzehntes Capitel.

Wiederſehen.

Gabriele ſchleppte ſich mit dem Kinde weiter durch den Wald in der Richtung nach dem Städtchen Inſterburg zu. Der Weg kam ihr unbekannt vor. Er war gerade gelegt, und von Zeit zu Zeit ſah man rechts und links in endloſe Geſtelle hinein, von denen die alte Forſtwirthſchaft nichts gewußt hatte. An tiefen Stellen waren ſogar Gräben gezogen, in die das Schneewaſſer ablaufen ſollte. Auf dem Fußpfad lag noch die Eismaſſe, aber ſie war meiſt ſchon weich, ſo daß der Fuß bei jedem Schritt tief einſank. Ueber die Kronen der Kiefern hin ſtrich heftig der Wind und trieb von Weſten ſchwarze Wolken auf, die ſich mit Schauern von Regen und Hagel entluden. Die Luft war eiſig kalt.

Das Waten durch den naſſen Schnee ermüdete die Frau bald ſehr. Dazu fing der Knöchel des rechten Fußes zu ſchmerzen an, den Hahnen mit dem Stock ge-

troffen hatte. Er ſchwoll an und zwang ſie lahm zu gehen. So kam ſie nur langſam vorwärts.

Bei dem trüben Himmel dämmerte es bereits ſtark, als ſie die offene Landſtraße erreichte. Bis zur Stadt hatte ſie eine weite Strecke und das Maß ihrer Kräfte war gänzlich erſchöpft. Sie fühlte ſich ſterbensmüde und ſank auf einem Steinhaufen zuſammen, der unter einem Baum am Wege lag. Zwar fand ſie hier nicht den mindeſten Schutz gegen Wind und Wetter, aber wenigſtens eine ziemlich trockene Erhöhung über dem durchweichten Erdboden und an dem Stamm eine Rücklehne.

Nach wenigen Minuten ſchon zitterte ſie vor Froſt. Der geſchwollene Fuß war ſo ſchmerzhaft, daß ſie bei der leiſeſten Bewegung hätte aufſchreien mögen. Das Kind ſchlief ſehr unruhig und fieberte heftig. Mit Schrecken dachte ſie an den Augenblick, wenn es erwachen und Nahrung fordern würde. Weit und breit war kein Haus zu ſehen; und wenn ſie ſich wirklich bis zur Stadt durchbrachte, was erwartete die Bettlerin dort?

In längſtens einer Stunde mußte es ganz finſter ſein.

Da näherte ſich von Inſterburg her ein Fuhrwerk. Es war ein einfacher kleiner Leiterwagen mit robuſten Rädern und Strohſitzen, aber mit vier feurigen Rappen von edler Race beſpannt. Die Zügel führte vom vorderen Sitz aus eine junge und ſehr ſchöne Dame, die einen feſtanliegenden Pelzrock und auf dem Kopf eine polniſche Pelzmütze trug, unter der lange ſchwarze Locken hervorflatterten. Hintenauf ſaß ein littauiſcher Knecht in Schafpelz und blauer Tuchkappe.

Als der Wagen heranſauſte, raffte Gabriele alle Kraft zuſammen, hob das Kind in die Höhe und rief: „Habt Erbarmen, gnädige Frau, und nehmt uns mit. Ich kann nicht weiter.“

Die Vorderpferde ſcheuten, wurden aber mit einem geſchickten Ruck der Zügel wieder in die Bahn und gleich darauf zum Stehen gebracht. „Wohin wolltet Ihr?“ fragte die Dame.

„Nach Inſterburg,“ antwortete Gabriele. „Aber mir iſt's gleich, wo ich unter Dach komme und ein Nachtquartier finde. Ich habe mir den Fuß verletzt und kann nur mit großem Schmerz auftreten. Das Kind iſt krank und hungrig. Wir ſind von früh morgens unterwegs. Im Forſthauſe hat man uns hart abgewieſen — von den Hunden dort ſind mir die Kleider zerriſſen, daß ich kaum meine Blöße decke.“

Die wohllautende Stimme und gutgeſetzte Rede ſchienen die Aufmerkſamkeit der Dame zu erregen. Sie bemühte ſich, das Geſicht der Bittenden unter dem Tuch zu erſpähen. „Von woher kommt Ihr?“ erkundigte ſie ſich.

„Aus Warſchau.“

„Wie —? Und in dieſer Jahreszeit zu Fuß?“

„Nein, erſt ſeit heute. Aber ich bin ſchon Wochen lang unterwegs.“

„Gehört das Kind Euch?“

„Ja, es iſt mein Kind.“ Sie lüftete ein wenig das Tuch. „Ihr ſeht, es liegt in der Fieberhitze.“

„Jons,“ ſagte die Dame zum Knecht, „ſteig' ab und

hilf der Frau auf den Wagen. Aber ſchnell! Die Pferde wollen nicht ſtehen.“

Gabriele ſtützte ſich auf den Arm des Littauers. Er hob ſie hinten auf die Wagenbretter und half ihr auch den Strohſitz zu überſteigen, auf dem ſie dann neben ihm Platz fand. „Habt Dank, gnädige Frau, habt Dank,“ ſagte ſie und berührte ſtreichelnd die Schulter der Dame.

Sie zog ſie zurück, bemerkte aber über die Achſel hin die kleine weiße Hand und forſchte wieder nach ihrem Geſicht. Während ſie den Pferden mit der Leine einen Wink gab, äußerte ſie: „Es iſt zu ſpät, ich kann Euch nicht mehr nach Inſterburg bringen, aber ich will Euch nach Didlacken mitnehmen und morgen nach der Stadt ſchicken.“

Gabriele richtete wie überraſcht den Kopf auf. „Nach Didlacken —?“

„Dort wohne ich. Kennt Ihr den Ort?“

„Ich war nie dort, hab' ihn aber oft nennen gehört.“

„Wie? In Warſchau?“

„Nein, hier — vor vielen Jahren. Das Gut gehörte dem Herrn Oberſt Pierre de la Cave.“

„Und gehört ihm noch.“

Gabriele beugte ſich ein wenig zur Seite. „So iſt's mir nun auch ſicher, wer meine edle Wohlthäterin iſt. Man nannte Euch damals das Fräulein Blanche de la Cave.“

„Ihr kanntet mich?“

„Ja, ich ſah Euch mitunter und bewunderte Eure Schönheit.“

Die Dame ſchüttelte abwehrend den Kopf. „Ich war verheirathet und bin Wittwe,“ ſagte ſie. „Es muß in der That viele Jahre her ſein, daß Ihr mich nicht geſehen habt. Aber ich hör's Eurer Stimme an, wie Ihr friert. Jons — ſuche die Decken hervor und gieb ſie der Frau! Der Wind zieht empfindlich ſelbſt durch meinen Pelz.“

Es geſchah. Gabriele hüllte ſich ein. Der Schüttelfroſt wollte aber längere Zeit nicht nachlaſſen. Die Edelfrau ſchien jetzt nur auf ihre Roſſe zu achten, die ſie zu noch raſcherem Lauf antrieb, ſo daß ſie den Wagen immer in ſcharfem Trabe durch alle Pfützen riſſen. Es dauerte denn auch kaum eine halbe Stunde, bis der Hof von Didlacken erreicht war. Dort ſprang der Knecht ab und nahm die Zügel. Aus dem Hauſe eilten Mägde herbei, der gnädigen Frau vom Wagen zu helfen. „Die arme Frau dort bringt mit ihrem Kinde in unſer Hoſpital-Stübchen,“ befahl ſie. „Bereitet ihr eine warme Suppe und gebt ihr einen Trunk Wein.“ Sie wendete ſich dann an Gabriele: „Geht gleich zu Bett, Frau, Ihr ſeid ſehr durchkältet. Braucht Ihr noch etwas für das Kind, ſo ſagt's der Magd ohne Scheu. Morgen will ich ſelbſt nach Euch ſehen kommen.“

Sie hielt Wort. Gabriele hatte ihres geſchwollenen Fußes wegen nicht aufſtehen können. Thomas aber war angezogen und ſpielte in der Nähe ihres Lagers. Er betrachtete die eintretende Dame aufmerkſam. Sie ſchien

ihm zu gefallen. Als ſie ihm zunickte, reichte er ihr gleich die Hand und ließ ſie auch weiter nicht aus den Augen. Sie ſprach ihn an, aber er ſchüttelte den Kopf. „Er verſteht nur polniſch," ſagte Gabriele.

„Er ſteht da in der Haltung eines kleinen Prinzen," bemerkte Frau von Görtzke.

„Der iſt er auch," beſtätigte die Kranke.

„Ein Prinz? Wie ſoll ich das verſtehen?"

Gabriele beſann ſich. „Verzeiht der Mutter ein ſo ſtolzes Wort," bat ſie; „er iſt mein kleiner Prinz, ob ich ſchon eine ſehr arme Frau bin."

Blanche legte die Hand auf ihre Stirn. „Ihr könnt heut' nicht fort," ſagte ſie. „Wenn Ihr aber in Inſterburg Nachricht zu geben habt —"

„Nein, nein," verſicherte Gabriele, „es weiß dort Niemand von mir."

Blanche ſah ihr eine Weile in's Geſicht. „Ihr erinnertet Euch geſtern mich vor Jahren ſchon öfters geſehen zu haben," begann ſie dann zögernd, „und auch mir iſt nun ſo, als wären mir Eure Züge nicht ganz fremd. Ich finde jedoch keinen Anhalt für mein Gedächtniß."

„Das glaube ich wohl," ſagte Gabriele. „Dem hochgeborenen Fräulein war ich damals ein gar unbedeutendes Ding. Ich ſah Euch auch meiſt nur aus der Ferne, wenn Ihr mit Eurem Herrn Vater zur Jagd rittet, und ich will geſtehen, daß mir dann oft das Herz vor Neid brannte, nicht auch hoch zu Roß ſitzen und dem flüchtigen Hirſch nacheilen zu dürfen. Glaubt mir, ich war Euch manchmal recht böſe, daß Ihr ſoviel vor mir voraushättet,

wofür Ihr doch nicht konntet. Vielleicht an dem Tage, als ich Euch zum erſten Mal ſah, kam's über mich, daß ich mein Schickſal zwingen müßte. Ich hab's auch lange gemeint zu zwingen — aber am Ende hat's doch mich gezwungen. Es war recht kindiſch, ſich ſo etwas einzubilden, und mein Bruder hat mich oft deshalb ausgeſcholten. Es half doch nichts — ich mußte alle Süßigkeit und Bitterkeit des Lebens auskoſten."

„Euer Bruder ſagt Ihr?"

„Ja. Er durfte mit in den Wald — freilich nicht unter den Junkern, aber doch im Gefolge. Und wenn ich er geweſen wäre, ſo hätt' ich mich ſicher in Euch ganz toll verliebt. Es kann wohl auch ſein, daß er Euch ſehr verehrt hat, aber davon habt Ihr ſicher nie etwas erfahren. Denn er war von ruhiger und verſtändiger Art — gerade mein Gegentheil — und machte ſich wenig Sorgen um Dinge, die er nicht haben konnte; was er aber anfaßte, das gab er nicht leicht aus der Hand." Sie ſeufzte tief. „Ich hab ihm viel Kummer bereitet — und er hatte ſich von mir ganz losgeſagt, da ich Wege ging, die ihm nicht gefielen. Hätt' ich ihm nur folgen können!"

„Ihr konntet nicht?"

„Weil es nicht in mir war. Es giebt Menſchen, die haben Gewalt über ſich, daß ſie nur thun, was ſie dürfen und ſollen. Andere aber können niemals fertig werden mit ſich — es treibt ſie von innen her etwas zu wollen, das doch über ihre Kraft iſt . . . als ob ſie zum Beiſpiel fliegen müßten, da ihnen doch keine Flügel angewachſen ſind. So iſt's mir immer zu Muth geweſen."

Frau von Görtzke nahm mehr und mehr Antheil an der ſonderbaren Perſon, die ſie da von der Landſtraße in's Haus gebracht hatte. Sie ſann nach, wo ſie ihr begegnet ſein könnte, und wiegte den Kopf, da ſie's nicht traf. „Wer war Euer Vater?“ fragte ſie nach einer Weile, das unbehagliche Gefühl bezwingend, ihr neugierig zu erſcheinen.

„Den möcht' ich nicht nennen,“ antwortete Gabriele, „— weder den, der dafür galt, noch den der's in Wirklichkeit geweſen ſein ſoll. Sie ſind beide todt.“

„Und Euer Bruder —?“

„Ich weiß nichts von ihm. Er iſt aber unter die Soldaten gegangen und bei ſeiner Bravheit Offizier geworden.“

„Offizier?“ Blanche warf ihr wieder einen prüfenden Blick zu.

„Und ſoll's ehrlich noch weiter gebracht haben. Aber wir ſind früh von einander gekommen. Ich heirathete einen polniſchen Edelmann, Namens Lubmirski, darüber erzürnte er ſich. Und wenn er wüßte, was weiter geſchehen iſt . . .“

„Lebt Euer Mann noch?“

„Nein. Es ſind wohl ſchon acht Jahre, daß er einen böſen Fall that und ſtarb . . . ich weiß nicht, ob zu meinem Glück oder Unglück. Damals meint' ich, zu meinem Glück.“

„So iſt dieſes Kind —“

„Ach, nein!“ In ihren Augen flammte ein fieberiſcher Glanz auf. „Sein Vater iſt ein Fürſt aus uraltem

königlichen Geſchlecht und jetzt . . .“ Sie drückte die Fauſt auf die Stirn. „Ah —! ich bin ſchändlich betrogen. Vor Gottes Altar hat man mit dem Heiligſten ein freventliches Spiel getrieben. Fragt nicht weiter! Es iſt mir reichlich vergolten, was ich ſelbſt geſündigt.“

Sie warf ſich voll Unruhe auf dem Kiſſen umher und ſchluchzte laut. Ihr ganzes Verhalten war ſo ſonderbar, und die einzelnen Worte, die ſie ausſtieß, ſtimmten ſo wenig zuſammen, daß in Frau von Görtzke das Bedenken aufſtieg, ob ſie es mit einer Geſtörten zu thun habe. Sie ſuchte ſie zu beruhigen, indem ſie ihr freundlich zuſprach, ſich jetzt nicht mit Sorgen zu quälen. Sie könne in Didlacken bleiben, bis ſie ganz geſundet ſei, und dann werde ſich weiter Rath ſchaffen laſſen.

„Ihr ſeid wahrlich eine gnädige Frau,“ ſagte Gabriele, ihre Hand drückend. „Wolle Gott geben, daß ich Euch nicht lange zur Laſt fallen dürfte. Ach! daß ich ſterben könnte — ſterben, ſterben! Wie eine Landſtreicherin vom Hof gejagt ſein! Warum traf der Knüttel nicht meinen Kopf — warum zerriſſen mich die Hunde nicht? Ha, ha, ha! eine Bettlerin, die ein Königskind auf dem Arm trägt! Das iſt das Ende. Sterben — ſterben!“

Blanche ließ die Kranke allein, die ſich nur immer mehr aufregte. Aber ihre Gedanken konnten nicht los von ihr. Wo mochte es nur geweſen ſein, daß man einander begegnet war? Der Wald — die Jagd — der Bruder . . . Und plötzlich tauchte ein Bild aus der Vergeſſenheit auf, in dem auch dieſe Geſtalt ſtand — die Geſtalt eines ſehr jungen und hübſchen Mädchens, das

immer ſo keck mit den vergnügten ſchwarzen Augen in die Welt ausſchaute, den Junkern dreiſt und ſchnippiſch antwortete und beim Lachen einen Mund voll perlweißer Zähne zeigte. Ganz recht! Vor dem Waldhauſe war's unter der Linde am Brunnen, wo die Jäger zu raſten pflegten und vom Wildnißbereiter gern einen Trunk kühlen Biers annahmen. Sie trug die Kanne reihum. Konrad's Schweſter — ja, ja! Wie hieß ſie doch! Der Junker von Röbern rief ſie ſo oft beim Namen heran. Und ihretwegen geſchah's ja dann . . . nach jener Eberjagd . . . daß der Wildnißbereiter Born . . . Ja, ſie iſt's! Gabriele — ah! Gabriele. Konrad's Schweſter in ihrem Hauſe — und in ſo kläglichem Zuſtande!

Sie ging nach einer Stunde nochmals zu ihr, ſich zu vergewiſſern. Und nun war nicht der mindeſte Zweifel mehr. Sie nannte ſie auch beim Namen, als ob ſie ihn von ihr ſelbſt erfahren hätte, und Gabriele ließ ſich's ohne Einſpruch gefallen. Sie klagte über Kopfweh, war aber jetzt gelaſſener. Ob in Inſterburg noch der Amtsſchreiber Heineken lebe, erkundigte ſie ſich. Da dies bejaht wurde, ſagte ſie, er hätte noch einen kleinen Erbtheil für ſie in Verwahrung. Der werde zureichen, alle Koſten zu beſtreiten, wenn ihr Etwas zuſtoßen ſollte. Sie ſprach jetzt wieder ganz verſtändig. Es ſchien ſie nur zu beunruhigen, was das Kind ohne ſie beginnen werde.

„Das mag Euch nicht grämen," ſagte Frau von Görtzke. „Ihr werdet gewiß in guter Pflege bald wieder geſund werden. Der Knabe ſoll jedenfalls nicht verlaſſen ſein. Er gefällt mir und ſchenkt mir ſchon Vertrauen.

Ich ſelbſt habe keine Kinder und nehme ihn gern zu mir. Mit Heineken will ich ſprechen, ſobald ich nach der Stadt komme.“

Hätte Gabriele geahnt, was ihr in den nächſten Stunden durch den Sinn ging! Blanche wußte, daß Konrad ſich zu dieſer Zeit in Barbariſchken aufhielt; es war davon auf dem Amt in Inſterburg geſprochen, wo ſie geſtern einen Beſuch abgeſtattet hatte. Er konnte ſofort benachrichtigt werden, daß ſeine Schweſter aufgefunden ſei. Sollte das geſchehen? Und wie ſollte es geſchehen?

Der Kurfürſtliche Oberförſter Capitän von Born hatte im großen Jägerhof zu Königsberg ſeine Amtswohnung. Dort war er auch meiſt anzutreffen, wenn er nicht in Dienſtgeſchäften verreiſen mußte; ſein Bezirk war ſehr groß: er umfaßte das ganze Samland und preußiſche Littauen bis nach Memel hinauf. Aber er hatte ſein Gut nicht verkaufen wollen, und es lag ihm als ſeine eigenſte Schöpfung ſo ſehr am Herzen, daß er keine Gelegenheit verſäumte, von Inſterburg aus, wo er häufig vorüber mußte, dort einzukehren und nach der Wirthſchaft zu ſehen. Mitunter, wenn ſeine Zeit es irgend erlaubte, blieb er aber auch mehrere Tage oder ſelbſt Wochen auf dem Lande. Von hier aus vornehmlich leitete er das ihm vom Kurfürſten aufgetragene und ſtets gütig unterſtützte Coloniſationswerk.

Er fand da aber auch ſein Töchterchen, das kleine Bärbchen, das nach der Mutter getauft war und bei der Großmuhme prächtig gedieh. Frau Marie Küchler äußerte,

ſo lange Barbara lebte, immer ſo lebhafte Sehnſucht nach ihrem Königsberg, daß Born nichts anderes vorausſetzte, als daß ſie nach dem Tode der Frau eiligſt dahin zurückkehren werde. Er hatte ſich aber darin durchaus getäuſcht. Die gute Frau traf gar keine Anſtalten zur Ueberſiedelung, auch da nicht, als er ſein Amt antrat und nun ſelbſt dort ſeinen Hauptwohnſitz nehmen mußte. Er wollte gern den Jägerhof ganz nach ihrer Bequemlichkeit einrichten laſſen, aber ſie behauptete nun, ſie würde da doch ebenſo einſam leben, als hier, und Bärbchen bekomme die Land- und Waldluft vortrefflich. Das Gut könne doch auch nicht ohne alle Aufſicht bleiben, und ſie ſei noch immer zu etwas nütz, wenn auch hin und her einmal die alten Knochen nicht mehr recht pariren wollten. Sie wußte, wie ungern er dieſen Beſitz aufgegeben hätte, und rechnete auch viel zu gut, um ſich ſagen zu können, daß ſich erſt nach Jahren herausbringen laſſe, was da hineingeſteckt ſei. Bärbchen ſollte nicht gekürzt werden. So machte ſie aus ſich eine ganz eifrige Landfrau. Freilich hatte Born es nun auch ſeine erſte Sorge ſein laſſen, ihr ein hübſches Wohnhaus herzurichten. Während des Baus mußte ſie ſich wohl bequemen, einige Zeit in Königsberg zuzubringen. Aber es ſchien ihr dort wirklich nicht zu gefallen. Sie ſehe, ſagte ſie, daß für ſie doch nur der Kneiphof die Stadt geweſen ſei und des Schöppenmeiſters Haus das Stadthaus; aber auch da ſei ſie jetzt fremd geworden. Sie hatte kaum die Stunde der Rückreiſe erwarten können.

Der Oberförſter fühlte ſich ihr zu großem Dank ver-

pflichtet. Er wußte ſein Töchterchen und die Wirthſchaft in den ſorgſamſten Händen. Jedesmal war es ihm ein Feſttag, wenn er nach Barbariſchken kam. Das kleine Mädchen hatte immer erfreuliche Fortſchritte gemacht, ſo daß er ſich nicht genug über ſeine Klugheit und Findigkeit verwundern konnte. Es war ein ſo allerliebſtes Spielwerk, daß die traurigen Gedanken allemal raſch verſcheucht wurden, wenn er ſich mit ihm beſchäftigte. Viel heiterer konnte er jetzt ſein, als Barbara ihn geſehen hatte. Er verſäumte nie ihr Grab hinten im Garten zu beſuchen, über dem er einen kleinen Bau von Feldſteinen nach Art eines Mauſoleums errichtet hatte; aber am liebſten nahm er dabei Bärbchen auf den Arm oder an die Hand. In ihr lebte ihm die Verſtorbene fort, gehörte ſie ſeinem ganzen Herzen.

Frau Küchler, als eine ſehr verſtändige Frau, mahnte ihn wiederholt, zu einer zweiten Ehe zu ſchreiten. Davon wollte er jedoch nichts wiſſen. „Ich habe ja das Kind," ſagte er. Dabei beruhigte ſie ſich doch nicht. „Glaubt meiner Erfahrung," drängte ſie, „es iſt dem Menſchen nicht gut, ſeine Trauer über ihr natürliches Maß zu verlängern. Ihr ſeid zu jung, um ſchon abſchließen zu können, braucht eine tüchtige Hausfrau, die Euch helfend und vorſorgend allezeit zur Seite iſt. Je länger Ihr zögert, deſto ſchwerer wird Euch die Wahl fallen, und wer weiß, ob Ihr nicht am Ende gar eine rechte Thorheit begeht. Davon hat man viele Beiſpiele. Es iſt auch Bärbchen wegen beſſer, wenn ſie nicht erſt heranwächſt und in ſolchen Zuſtand ſich hineingewöhnt, daß ſie

meint, dem Vater auf die Dauer Alles ſein zu können. Es iſt doch nur Täuſchung und reizt zu viel thörichtem Widerſpruch. Jetzt verſteht ſie's noch nicht anders, als daß ſie dem anhängt, der ihr Gutes erweiſt, und ſie iſt ein ſo liebes Dingelchen, daß eine, die Euch lieb hätte, ſchon eine rechte Rabenmutter ſein müßte, wenn ſie's nicht freundlich an ſich kommen ließe. Und am Ende hab' ich ja auch zwei Augen im Kopf, da im Nothfall nach dem Rechten zu ſehen."

Er ließ ſie wohl reden, ſtimmte aber nicht zu. „Ihr meint's gut mit mir," äußerte er ſich, „und ſprecht gegen Euer eigenes Herz. An dem Kinde weiß ich's erſt recht, wie lieb mir Barbara geweſen iſt. Eine Frau nach des Hauſes Nutzen möcht' ich nicht an ihre Stelle ſetzen, und ob ich eine finde, die den Verluſt ausgleicht, ſteht dahin. Es läßt ſich nicht zwingen, wie ich nun einmal geartet bin." Dabei blieb's.

Zwiſchen Didlacken und Barbariſchken hatte ſich ein recht lebhafter Verkehr angeſponnen, doch nur unter den beiden Frauen. Frau von Görtzke ritt oft hinüber — wenn Born nicht zu Hauſe war, und erſchien der Matrone ſtets als eine liebe Geſellſchaft in ihrer Einſamkeit. Sie lebte ſonſt ſehr ſtill und eingezogen, nur darauf bedacht, den Gutsleuten eine gütige Herrin zu ſein und den armen Leuten in der Umgegend Wohlthaten zu erweiſen. Man ſprach allgemein von ihr wie von einem guten Engel, dem der liebe Gott Menſchengeſtalt gegeben habe. Im Inſterburger Schloß erſchien ſie gewöhnlich nur, um für Nothleidende zu bitten, oder Strafen abzuwenden, oder

in Streitfällen zu vermitteln. Der Hauptmann nannte ſie den Armenadvocaten, was ſie ſich gern gefallen ließ. Es fehlte ihr nicht an vornehmen Bewerbern, aber ſie wies jeden ab. Frau Marie Küchler war ihre eine liebe ältere Freundin und Rathgeberin; Bärbchen hatte ſie ihr ganzes Herz geſchenkt. Mit dem Oberförſter zuſammenzutreffen, vermied ſie offenbar abſichtlich. Es wurde immer raſch bekannt, wenn er nach Inſterburg gekommen war. Dann hielt ſie ſich von Barbariſchken fern und verließ auch kaum ihr Haus, bis ſie hörte, daß er wieder abgereiſt ſei. Sie wollte ihm auch nicht zufällig begegnen, was freilich nicht durchaus zu vermeiden war.

Nun war aber ein Ereigniß eingetreten, das ihr zu bedenken gab, ob ſolche Zurückhaltung am Platz ſei. Einem Boten ließ ſich nicht gut anvertrauen, was in Barbariſchken zu melden war. Es ſchien eine beſondere Gunſt der Umſtände, daß ſich Born gerade jetzt dort aufhielt. Die Vorſtellung, ihn aufzuſuchen und gar in ihr Haus bitten zu ſollen, beunruhigte ſie ſehr. Mit aller Stärke fühlte ſie's wieder, was er ihr noch immer bedeutete. Ihre Wangen glühten, ihre Pulſe kamen in ſchnellere Bewegung. Endlich war doch jeder Einwurf des Scheugefühls beſeitigt. Sie befahl, ihr Pferd zu ſatteln, und ritt auf dem kürzeſten Wege und in ſchnellſter Gangart nach Barbariſchken.

Born ſtand, ſeine kleine Bärbe auf dem Arm, am Fenſter, als ſie dort vor dem Hauſe anlangte. Er ſtutzte, wie er ſie erkannte, und gab das Kind an Frau Marie ab, die im Zimmer wirthſchaftete. „Die gnädige Frau

von Didlacken" — ſagte er. Er war ganz bleich geworden, und ſie merkte es wohl. „Das iſt doch nichts ſo Schreckhaftes," meinte ſie lächelnd.

„Aber ſie wußte wahrſcheinlich nicht, daß ich . . ."

„Sie hat Euch ja nun geſehen und iſt nicht umgekehrt. Geht nur dem lieben Gaſt entgegen, er wird es ſo erwarten."

Blanche war ſchon abgeſtiegen, als er vor die Hausthür trat. „Gnädige Frau," ſtotterte er, „welche unvermuthete Freude . . ."

Sie reichte ihm die Hand, ſah ihm einen Augenblick voll in's Geſicht und ſenkte dann die Wimpern. „Es iſt eine beſondere Veranlaſſung," ſagte ſie, „die mich heut' hierher führt — ich weiß nicht, ob eine freudige . . . Aber ich mußte Euch ſelbſt ſprechen. Verzeiht daher . . ."

Alſo zu ihm war ſie gekommen. Das verwirrte ihn noch mehr. Er hatte ihre Stimme ſo lange nicht gehört; nun klang ſie ihm lieblich in's Ohr, wie fernes Glockengeläut, das den Feiertag ankündigt. Er vermochte nichts zu antworten, drückte nur ihre Hand und trat dann zur Seite, ſie einzulaſſen. Er ſtand noch auf demſelben Fleck, als ſie ſchon im Flur Frau Küchler und Bärbchen mit herzlichem Ausdruck begrüßte. Das Kind wollte zu ihr, und ſie nahm es auf den Arm, um es zu küſſen, gab es aber gleich wieder zurück, ſo unzufrieden es auch damit war. „Heut' haben wir zum Spielen keine Zeit," ſagte ſie. „Ein andermal, Närrchen, wenn der Papa nicht zu Hauſe iſt. Mit dem hab' ich heut' gar ernſt zu verkehren."

Er folgte ihr nun und bot ihr einen Seſſel, ſetzte ſich ſelbſt aber nicht. „Daß ich's gleich mit einem Worte melde, was Alles erklärt," begann ſie, „— Eure Schweſter iſt bei mir."

„Meine Schweſter —?"

„Gabriele. Sie heißt doch Gabriele?"

Ganz tonlos wiederholte er den Namen.

Frau von Görtzke theilte mit, ſo viel ſie ſelbſt wußte. „Sie hat ſich mir nicht entdeckt," ſchloß ſie, „aber ich kann kaum irren. Gewißheit könntet Ihr Euch mit leichter Mühe verſchaffen. Aus allen ihren Reden ergiebt ſich, daß ſie eine unglückliche Frau iſt —"

„Durch ihre Schuld," fiel er ein, „ſicher durch ihre Schuld."

„Es ſei ſo. Wollt Ihr auf Eure Schweſter den Stein werfen? Wer von uns kann ſagen, er ſei ohne Schuld?"

Er trat vor und faßte ihre Hand. „Ihr habt Recht. Und es war auch ſo nicht gemeint. Ich beklage ſie, und will gern für ſie thun, was in meinen Kräften ſteht — für ſie und das Kind. Glaubt Ihr, daß ſie in einem bequemen Wagen hieher geſchafft werden könnte?"

Blanche ſchüttelte den Kopf. „Jetzt nicht. Es iſt aber auch nicht nöthig. Sie wird bei mir gut aufgehoben ſein. Zunächſt ſcheint es nur darauf anzukommen, daß Ihr ſie ſeht und ausfragt. Euch, dem Bruder, wird ſie Rede ſtehen."

„Ihr erlaubt alſo — daß ich zu Euch — nach Didlacken . . ."

„Begleitet mich ſogleich dorthin. Oder wenn es Euch lieber iſt, ohne meine Begleitung —“

„Nein, nein!“ rief er eifrig abwehrend. „Wenn Ihr wirklich erlaubt. . . . Aber Ihr ſagt's ja. Geduldet Euch nur einen Augenblick, mein Pferd ſoll ſogleich geſattelt ſein.“

Er ging hinaus. Als er nach einer Viertelſtunde wiederkam und ſich bereit meldete, hatte Frau Küchler einen Imbiß auf den Tiſch geſtellt. Bärbchen ſaß Blanche auf dem Schooß und ließ ſie von einem Kuchen abbeißen, den ſie von der Schüſſel genommen hatte. Es war ein hübſches Bild, das Born ſich alle Muße nahm zu betrachten. „Ihr ſeht, wir ſind gute Freunde,“ ſagte Frau von Görtzke.

„Ich ſeh's,“ beſtätigte er wie träumend.

„Kinder gewinnen bald Vertrauen zu mir,“ verſicherte ſie. „Der kleine Herr in meinem Hauſe iſt auch nicht ſcheu. Aber wir müſſen aufbrechen.“ Sie erhob ſich, küßte Bärbchen und gab ſie der Muhme ab. Das Kind fing an zu weinen. „Verſchwinden wir ſchnell,“ ſagte ſie, „ſo wird's bald vergeſſen ſein. Aus den Augen, aus dem Sinn!“

Sie ritten eine Weile in ſcharfem Trabe. Als der Waldweg ſchlechter wurde, fielen die Pferde von ſelbſt in den Schritt. Man mußte auf allerhand Hinderniſſe Acht geben. Aber das war ſicher nicht der Grund, weshalb die beiden Menſchen, die einander einſt ſo nahe geſtanden hatten, auch jetzt noch im Schweigen verharrten.

„Wollt Ihr mit Euren Gedanken allein bleiben?“

fragte Blanche endlich, indem ſie mit dem Knopf der Reitpeitſche ſeinen Arm berührte.

„Ich bin mit ihnen nicht ſo allein, als Ihr glaubt,“ antwortete er.

„Ihr denkt an Eure Schweſter.“

„Ja — auch an Gabriele.“

Sie beugte ſich im Sattel vor und ſtreichelte den Hals des Pferdes. Wieder vergingen einige ſchweigſame Minuten. „Es nützt doch wenig,“ nahm ſie wieder das Wort. „Ihre Schickſale ſind Euch unbekannt. Wie wollt Ihr ſie gerecht beurtheilen?“

„Iſt nicht der Menſch ſelbſt ſein Schickſal?“

„Man ſoll glauben, es komme alles von Gott.“

„Ja. Aber wie er uns einmal geſchaffen hat . . . Ich hab's vielfach ſo erfahren. Und auch Ihr und ich . . . Wie man iſt, ſo geſtaltet man ſein Leben.“

„Wollt Ihr keinen Zwang der Verhältniſſe gelten laſſen?“

„Er iſt nur etwas, ſo weit wir ihm aus unſerer innerſten Natur nachgeben. Er rechtfertigt uns nicht und entſchuldigt uns nicht.“

„Aber man muß bleiben, wie man iſt?“

„Das möchte ich nicht behaupten. Ein beharrlicher Wille vermag viel. Nur ob er in uns iſt, oder nicht iſt . . . Man denkt's nicht aus.“

„Erzählt mir, was Ihr thut und treibt,“ brach Blanche das Geſpräch ab. „Man hört darüber mancherlei Urtheile. Ich möcht' aber von Euch ſelbſt wiſſen, was im Werk iſt.“

„Es wundert mich nicht, daß den Leuten vieles daran unverſtändlich bleibt. Es iſt gar weit ausſehend, und ich werde wohl darüber hinſterben, ohne auch nur aus den Anfängen heraus zu kommen. Aber Plan und Ziel ſtehen mir doch feſt vor Augen, und ſo arbeite ich mit guter Zuverſicht. Es gilt die Wildniß zu bewältigen, in eine Forſt umzuwandeln, vielen fleißigen Händen Beſchäftigung zu geben. Da gehe ich nun von außen nach innen langſam und ſtetig vor. Es iſt, wie wenn die Frühlingsluft das Eis aufzehrt; ſie fängt von den Rändern an, in der Mitte liegt's noch feſt, wenn ſchon rundum das Waſſer in Fluß kommt.“ Er wurde ganz lebhaft und beredt, indem er von ſeinen Arbeiten ſprach, und die Augen glänzten ihm. Auf allen Seiten ſtoße er auf Widerſpruch: die Wildnißbereiter könnten ſich ſchwer von den alten bequemen Gewohnheiten trennen; die Waldleute fürchteten für ihren kümmerlichen Unterhalt und kämen nur langſam zur Einſicht, daß ſie bei geordneter Wirthſchaft beſſeren und regelmäßigeren Verdienſt hätten; die ländlichen Anſiedelungen ſeien nicht nach dem Schnitt der älteren Bauerndörfer; mancher tüchtige Arbeiter werde dahin gezogen, der bisher den Gutsherren für ein Geringeres geſcharwerkt habe. Aber er kümmere ſich wenig um das Geſchrei und hoffe, daß die Zeit ihm Recht gebe. Hab' ich doch einen mächtigen Protector, der's im Großen auch ſo betreibt, wie ich im Kleinen, und von dem ich viel gelernt habe und noch viel mehr zu lernen meine. Der Herr Kurfürſt zeigt uns, wie wir vorwärts ſollen. Weil er etwas Neues will, das ihm das Beſſere ſcheint,

ſtößt er überall an's Alte und Gebrechliche und verlangt, daß es dem jungen Aufſchuß Platz mache. Das mag wohl oft wehe thun und hart ſcheinen. Wer's aber im Ganzen anſieht, der merkt doch die Förderung und freut ſich derſelben."

Blanche folgte ſeinen Auseinanderſetzungen mit viel Antheilnahme und gutem Verſtändniß. Das bewieſen ihre klugen Zwiſchenbemerkungen. Hier, gleichſam auf neutralem Gebiet, hatte ſich nun auch ein ganz freier Ton eingefunden. Der Oberförſter fühlte ſich in ſeiner männlichen Würde und gab dieſem Gefühl einen bei aller Beſcheidenheit doch gewichtigen Ausdruck. Das ſchien Blanche zu gefallen. Sie ordnete ſich reſpectvoll unter und verſuchte nicht einmal, dem Discurs eine Wendung zu geben, die ihre Ueberlegenheit in der leichten Converſation an's Licht ſtellen konnte. Das hob wieder ſeine Sicherheit.

Die Zeit verging ihnen raſch. In Didlacken angekommen, ſagte Frau von Görtzke, ſie wolle voraus und Gabriele vorbereiten. Das geſchah denn auch. Bei der Kranken ſchien ein Fieber im Anzuge zu ſein, das nicht auf Rechnung des kranken Fußes geſchrieben werden konnte. Sie hatte das Deckbett zurückgeworfen, auf ihren Wangen zeichnete ſich die Röthe ſcharf ab, auch die Augen funkelten in einem ungeſunden Glanz, als ſie dieſelben, bei der Berührung aus dem Halbſchlaf aufſchreckend, weit öffnete. „Ihr ſprachet von einem Bruder, Gabriele," ſagte Blanche, ſich auf den Bettſtollen ſetzend und ihre Hand nehmend.

„Von einem Bruder — ja . . . ich hatte einen Bruder.“

„Und ich kannte ihn —. Ihr wißt nicht, wie gut.“

Gabriele lächelte, wie Jemand, der nur halb begreift, was man ihm ſagen will.

„Er hieß Konrad.“

„Ja, Konrad. — Aber wie wißt Ihr —?“

„Ich weiß noch mehr. Er iſt kurfürſtlicher Oberförſter und in den Adelſtand erhoben und hat ein Gut hier in der Nähe —“

Gabriele richtete ſich haſtig auf. „Hier in der Nähe —? dann muß ich fort.“

„Er weiß, daß Ihr bei mir ſeid.“

„Er weiß . . .“

„Und iſt hieher geeilt, Euch brüderlich zu begrüßen.“

Sie ſank auf das Kiſſen zurück. „O was habt Ihr gethan?“ ſtöhnte ſie.

Blanche führte Konrad an der Hand hinein. Er trat raſch an's Bett, warf einen Blick über das Geſicht der Kranken, beugte ſich nieder und ſchloß ſie in ſeine Arme. „Gabriele — Gabriele,“ rief er. „Hab' ich meine Schweſter wieder?“

Sie ſuchte ihn abzuwehren. „Küſſe mich nicht,“ ſagte ſie, „dieſe Lippen ſind entweiht. Ein Bube hat ſie geküßt, und wieder ein Bube . . . Du haſt gewarnt, Du haſt gewarnt — aber es war Alles umſonſt, ich mußte dem Irrlicht nach. Es funkelte ſo prächtig, wie beſät mit Edelſteinen — ſie ſprühten von ihm aus und ich haſchte ſie — und endlich ſchwebte eine Krone darüber, nach der

griff meine Hand . . . Ah!“ Sie ſchrie jäh auf und warf ſich ungeſtüm an ſeine Bruſt. „Nein! Du biſt doch mein Bruder — kein Teufel trennt uns. Du biſt gut und wahr und echt — Du wirſt auch barmherzig ſein. Wenn Du Alles — Alles wüßteſt!“

Er bemühte ſich, ſie zu beruhigen, und es gelang allmälig. Endlich weinte ſie ſtill, ohne die Thränen zu trocknen. Sie theilte ihm mit, was mit ihr geſchehen war, oft ausſetzend, mitunter wie träumend. Zuletzt ſchweifte ihre Phantaſie ganz ab. Sie behauptete, der Vogel Phönix hätte ſie gefaßt und fortgetragen; mit einem Arm habe ſie ſeinen Hals umfaßt gehabt, mit der andern Hand den Königsſohn gehalten. Da ſei ſie trotz der Warnung eingeſchlafen und unſanft zur Erde niedergefallen, daß ihr der Fuß gebrochen ſei und ſie ſich nur mühſam habe fortſchleppen können. Aber eine gütige Fee habe ſie aufgefunden und in ihren Palaſt mitgenommen — ſie habe ſchwarze Augen und ſchwarze Locken und ſo feine, weiße Haut, daß alle Aederchen durchſchimmerten. „Und da ſteht ſie noch immer,“ ziſchelte ſie und deutete auf Blanche.

„Sie iſt recht krank,“ ſagte die mitleidige Frau. „Ich will den Arzt aus der Stadt holen laſſen.“

Eine Stunde ſpäter erkannte Gabriele Niemand mehr. Sie ſprach mit ſich ſelbſt — mit des Fürſten Stallmeiſter, mit dem Unterkanzler, mit dem König. Sie ſchlief in der Königin Bett — ſie war im Kloſter — ſie ſang mit den Nonnen. Dann ſchrie ſie, man wolle das Kind rauben. Dieſe Vorſtellung ängſtigte ſie fürchterlich. Nach einer Weile ſchien ſie erleichtert aufzuathmen. „Nein — nicht

das Kind. Aber meinen Bruder haben ſie geraubt — Ihr wißt doch: den Oberſt von Kalckſtein. Es iſt ein Geheimniß — aber alle Welt weiß davon. Sie haben ihn geraubt und geknebelt und in der Nacht fortgeſchleppt . . . Ich bitt' Ew. Majeſtät, ihn aus ſeinem Kerker zu befreien — das ſeid Ihr Eurer Ehre ſchuldig. Michael — Michael! Hörſt Du mich nicht? Ich ſage Dir, er hat den ſchurkiſchen Staroſten niedergeſchoſſen. So muß ich ſelbſt . . . Wohin hat man ihn gebracht?"

Der Arzt ſtellte ein Nervenfieber feſt. Ob ſeine Kunſt etwas dagegen vermöge, ſtehe dahin.

Thomas wurde nach Barbariſchken gebracht. Die beide Kinder ſpielten bald vergnügt miteinander und fanden auch viel leichter, als Blanche und Frau Küchler meinten, das Mittel, ſich zu verſtändigen.

Der Oberförſter ſchrieb nach Königsberg, daß er wahrſcheinlich längere Zeit vom Jägerhof fern bleiben müſſe, und ordnete ſeine Vertretung an.

Wochen lang brachte er nun den größten Theil des Tages in Didlacken zu.

Zwanzigſtes Capitel.

Die ſcharfe Frage.

Kalnein's letzter Brief war auf den Kurfürſten nicht ohne Eindruck geblieben. Er hatte dieſen preußiſchen Edelmann als einen treuen und ſonſt nicht eigenſinnigen Diener kennen und ſchätzen gelernt. Nicht zum wenigſten ſeiner geſchmeidigen Vermittelung dankte er den Ausgleich mit den preußiſchen Ständen; Kalnein hatte in der Commiſſion gegen Rohde mitgeſeſſen, das Verfahren gegen Kalckſtein zur Einleitung gebracht und ihm das Urtheil geſprochen. Woher nun ſeine ſo hartnäckige Weigerung, Gehorſam zu leiſten? Sollte wirklich ihm und den beiden preußiſchen Rechtsgelehrten, die mit ihm einig waren, etwas Unbilliges zugemuthet werden?

Der Kurfürſt hatte gar kein Verſtändniß dafür, wie man mit einem bereits in Contumaz zum Tode verurtheilten, übrigens klar überführten Hochverräther ſo viele Umſtände machen könne. Es war ja doch nicht der min-

deſte Zweifel, daß er nach dem, was er ganz offenkundig gethan, von jedem Gericht ſchuldig befunden werden müßte. Nur noch um eine juriſtiſche Form konnte es ſich da handeln, die ihm gleichgültig war. Was ihm allein bei dieſem Fall des Intereſſes werth ſchien, war die Frage, in welcher Verbindung Kalckſtein mit dem preußiſchen Adel geſtanden hatte, auf welche Unterſtützung er dort rechnen durfte. Er mißtraute den Ständen. Sie hatten ſeine Souveränetät anerkannt, aber ſich alle ihre Rechte und Freiheiten vorbehalten; er hatte eingewilligt, die Grenzen nicht ſcharf ziehen zu laſſen, damit aber, wie er einſehen mußte, den Streit nur für den Augenblick beendet. In der Sache ſelbſt hatte er ſeinen Standpunkt nicht verändert: er wollte in ſeinen großen Plänen, im Norden Deutſchlands einen mächtigen Staat zu ſchaffen, nicht durch kleinliche Bedenken gehindert ſein, ein ſchlagfertiges Heer zu ſeiner Verfügung haben, die Beitragspflicht der Provinzen beſtimmen. Wie ſehr er damit anſtieß, belehrten ihn ſchon die nächſten Landtage nach der Huldigung. So tief man auch den Rücken beugte, ſo devot man auch ſprach, man fühlte ſich doch immer noch als eine Körperſchaft, die ſich ſeinem Willen entgegenzuſetzen befugt war, der jede Bewilligung abgenöthigt werden mußte. Freudig und mit voller Hingabe ſtand ſicher kein einziger vom Adel auf ſeiner Seite; ſie alle ſehnten ſich nach dem früheren Zuſtande, fügten ſich nur gezwungen. Darin gewiß hatte Kalckſtein Recht, daß ſie das, was er mit dem Munde geſprochen, im Herzen dachten. Aber dabei konnte es nicht geblieben ſein: er hatte in Preußen

ſeine Mitverſchworenen, und ſie waren gefährlicher als er ſelbſt, denn ſie waren die Füchſe, die verſteckt im Bau lauerten, bis ihnen die Zeit günſtiger wäre. Sie mußten ausgetrieben werden, damit ein für allemal die Gefahr eines hinterliſtigen Anfalls in Zeiten der Noth beſeitigt ſei. Kalckſtein kannte ſie. Es war ehrenhaft, daß er ſie nicht verrieth. Aber das durfte nicht entſcheiden. Es gab nur ein Mittel, ihn zum Reden zu zwingen: die Tortur. Die Politik nöthigte, es nicht unangewendet zu laſſen.

Noch näher ging dem Kurfürſten die Frage, wie die Republik Polen ſich verhalten werde. Der erſte Zorn war freilich ſchon verraucht, das Verhältniß aber immer noch ſehr geſpannt, die Kriegsdrohung nicht zurückgenommen. Polen war die ſchwerſte Beleidigung zugefügt, das erkannte er ſelbſt an. Aber die einzige Genugthuung, die dem Beleidigten Werth haben konnte: die Rückgabe Kalckſtein's oder die Auslieferung Brandt's, konnte und durfte nicht gewährt werden. Man irrte in Warſchau, wenn man annahm, das Verfahren gegen den Reſidenten ſei eine bloße Komödie. Der Kurfürſt zürnte ihm ganz ernſtlich — nicht freilich weil er Kalckſtein hatte aus Polen entführen laſſen, wohl aber weil er dabei nicht geſchickt genug verfahren und obendrein aus Warſchau fortgelaufen war, ſtatt jeder Beſchuldigung die Stirn zu bieten. Brandt ſaß auf der Feſtung und erwartete dort den Ausgang ſeines Proceſſes; er mußte darauf gefaßt ſein, daß die Umſtände den Kurfürſten zwingen könnten, ihn eine harte Strafe leiden zu laſſen, um Polen zu be-

friedigen. Aber es ſtand dahin, ob dies ausreichen würde. Jetzt ſollte die Probe auf das Exempel gemacht werden, in welchem Reſpect der neue Souverän bei ſeinem alten Feinde ſtand. Er war auf Krieg gefaßt. Aber auch ein entſcheidender Sieg ſeiner Waffen konnte ſein Anſehen in ganz Europa nicht ſo ſehr heben, als die Thatſache, daß Polen die Ohrfeige nach einem diplomatiſchen Gepläntel ruhig hinnahm und dem Kampf aus dem Wege ging. Die Republik hatte ſich dann ſelbſt zu den Todten geſchrieben und war fortan weder Brandenburg noch Preußen gefährlich. Deshalb wendete er alle Klugheit auf, den König und ſeine Rathgeber zu beſchwichtigen und von energiſchen Entſchlüſſen abzulenken. Dabei konnte es ihm ſehr nützlich ſein, von den geheimen Anſtiftungen gegen ihn ſelbſt Kenntniß zu erhalten, um einen Trumpf in der Hand zu haben. Das waren die „secreta“, in deren Beſitze zu ſein Kalckſtein ſich gerühmt hatte. Die Folter ſollte ſie ihm entreißen. Hatte er in ſo ernſter Sache nur geprahlt, ſo mochte er ſich nicht beklagen, wenn man ihn beim Wort nahm.

So ſah der Kurfürſt ſelbſt die Dinge an, und ſo wurden ſie von ſeinen Geheimen Räthen aufgefaßt! Ihre Verfügungen waren in ſeinem Sinne entworfen, und er hatte ſie ohne Bedenken unterſchrieben. Nun wurde er doch einen Augenblick ſtutzig. Der Gerechtigkeit ſollte nicht Gewalt geſchehen. Es war der Vorſchlag gemacht worden, Kalckſtein nach der Mark überzuführen. Ob dies ſich empfehle, oder was ſonſt zu thun und in wie weit etwa der preußiſchen Commiſſarien Gewiſſensſkrupel berechtigt

wären, darüber erforderte er nun ein Gutachten seines gesammten Geheimen Raths.

Die Herren kamen deshalb in der Behausung des Kanzlers von Somnitz zusammen und deliberirten sehr lange, bis sie sich über eine Schrift einigten. Darin waren sie gleicher Meinung, daß Kalckstein nicht aus dem Lande zu ziehen sei, theils weil die Reise sehr beschwerlich und viele polnische Orte passirt werden müßten, theils weil es das Ansehen gewinnen würde, der Kurfürst hätte nicht Autorität und Macht genug gehabt, einen so schweren Verbrecher am Orte der That und seines Wohnsitzes zu richten und zu bestrafen, oder er habe der Sache und seinem Recht nicht getraut.

Weiter aber gingen die Meinungen auseinander. Somnitz stand auf der einen Seite allein. Er sprach sich mit großer Entschiedenheit dafür aus, daß die Sache im Geheimen Rathe und in Gegenwart des Kurfüsten traktirt, daselbst Urtheil oder Verordnung abgefaßt werde, weil Rechtens, daß solche Sache unmittelbar vor die hohe Obrigkeit gehöre und es auch bei anderen Hochverrathsprocessen so gehalten worden. Er rieth deshalb, den Commissarien aufzugeben, die Tortur vollstrecken zu lassen; denn der Kurfürst sei bei diesem ausnahmsweisen Verbrechen nicht an die gewöhnlichen Formalitäten gebunden, es würde ihm schimpflich sein, „jetzt gleichsam extorquiret", den Preußischen Commissarien zu Gefallen nachzugeben, und was der Gründe mehr waren.

Schwerin und die vier übrigen Collegen zeigten sich dagegen nachgiebiger. Sie schlugen vor, ein ordentliches

Judicium zu formiren, weil ſonſt doch nicht weiter zu kommen ſei. Es ſei nicht zu zweifeln, daß ein ſolches gegen Kalckſtein ſcharf vorgehen, und daß man wohl auch die beiden märkiſchen Räthe darin leiden würde. Es ſei richtig, daß auf Tortur, wie auf Strafe, durch eine Sententz erkannt werden müſſe. Eine ſolche ſei noch nicht vorhanden. Der Kurfürſt ſei zwar als ein ſouveräner Herr „Quelle und Urſprung aller Civil- und Criminaljurisdiction", beſtelle aber doch Richter. Der Geheime Rath ſei nicht zum Richter beſtellt, ſeine Urtheile würden auch in Preußen nicht anerkannt werden. Auch andere Potentaten und ſouveräne Herren verführen bei notoriſchen Majeſtätsverbrechen ebenſo, wofür mancherlei Beiſpiele. Uebrigens verwahrten ſie ſich am Schluß ausdrücklich, daß der angeſtellte Proceß auch nach ihrer Meinung keineswegs unrechtmäßig ſei; ſie wären nur aus den angeführten Nützlichkeitsgründen dagegen.

Der Oberpräſident überbrachte dem Kurfürſten dieſes Gutachten und trug es ihm auch mündlich vor. Es ſchien ihm wenig zu gefallen. „Ihr habt Euch einſchüchtern laſſen," bemerkte er, die Schrift leſend. „Somnitz allein ſcheint den Muth gehabt zu haben, bei ſeiner Meinung zu bleiben, die vorhin des geſammten Geheimen Rathes Meinung war."

„Kurfürſtliche Durchlaucht," ſagte Schwerin beſtürzt, „unſere Meinung über die Rechtmäßigkeit des Verfahrens hat ſich nicht geändert, wie auch am Schluſſe angedeutet. Nur unſere pflichtmäßige Sorge —"

„Gut, gut!" unterbrach ihn der Kurfürſt. „Man ſoll

das Gutachten Jena zuſchicken; er wird ſich darüber äußern, welcher Seite er beitritt. Ich behalte mir die Entſcheidung vor.“

Der Geheime Rath von Jena war gerade in Geſchäften auswärts und hatte deshalb der Sitzung nicht beigewohnt. Nun ging ſofort ein Curier an ihn ab. Er ſchwankte keinen Augenblick, ſich auf die Seite des Kanzlers von Somnitz zu ſtellen. Seine noch weiter und energiſcher ausgeführten Gründe überzeugten den Kurfürſten vollkommen von der Nothwendigkeit des Beharrens wie von ſeinem Recht.

Es wurde nun im Geheimen Rath aus den Akten ein „Urtheil“ gefällt, wonach Kalckſtein auf gewiſſe Artikel examinirt und, wenn er darauf nicht vollſtändig antworte, zur Tortur gebracht werden ſollte. „Und können diejenigen,“ hieß es in dem Reſcript, „welche von Euch unterm Vorwand ihres zarten Gewiſſens Uns in dieſer Sache ihren ſchuldigen Gehorſam entziehen, ſich nur davon abſentiren und die anderen nicht auch irre oder zaghaft machen, wonach Ihr Euch zu achten.“

Kalnein und Schimmelpfennig hatten einen böſen Tag, als dieſer höchſt ungnädige Beſcheid anlangte. Das waren ſicher des Herrn Kurfürſten eigenſte Worte, die er im Zorn ausgeſtoßen — der Concipient des Schreibens hätte nicht gewagt, ſie aus eigenem Antriebe ſo zu ſetzen. Dennoch blieben ſie ſtandhaft. Unter vier Augen ſagte Schimmelpfennig: „Ich gäbe wahrlich viel darum, wenn dies nicht geſchrieben und mit des Herrn Kurfürſten Unterſchrift verſehen wäre. Denn ich verehre ihn aufrichtigen

Herzens als einen großen Fürsten. Dies werden ihm aber seine Feinde als ein despotisches Gelüste vorwerfen, und auch seine Freunde werden ihn nicht vertheidigen können, wie sie möchten." Der Oberburggraf seufzte. „Wir können es leider nicht hindern."

Sie erklärten den anderen Commissarien, daß sie sich von dem ungesetzlichen Akt fern halten würden. Die märkischen Räthe erwarteten es nicht anders. General von Görtzke hatte schon für alle Fälle den Scharfrichter besorgt. „Ich muß es den Herren überlassen," sagte er, „ihren Ungehorsam zu verantworten. Ich für mein Theil prüfe als Soldat nicht, was mir befohlen wird, und handele danach."

Man ließ die Osterfeiertage vorübergehen. Am nächsten Sonnabend, nachdem Alles gehörig vorbereitet, wurde Kalckstein im Verhörzimmer den drei Commissarien vorgeführt. Der Auditeur Tegeder und ein Musterschreiber Engel, der studirt hatte und zu diesem Amt besonders beeidet worden war, führten neben dem Notar Eychler das Protocoll.

Der General machte Kalckstein mit soldatisch kurzen Worten darauf aufmerksam, was ihm bevorstehe. Es sei des Herrn Kurfürsten gemessener Befehl, daß er torquirt werde, wenn er nicht ohne Hinterhalt die Wahrheit aussage. „Ich habe die ganze Wahrheit ausgesagt," entgegnete Kalckstein. „Wollt Ihr Lügen haben, so will ich sie Euch geben."

Das könne man nicht für richtig und wohlerwogen

annehmen, wurde eingewendet. Er ſolle ſich eines Beſſeren beſinnen.

„Fragt, und ich werde antworten," ſagte er trotzig. „Es iſt wahrlich unerhört, daß man ſolche Mittel anwendet, mich zu peinigen."

Die Artikel wurden ihm vorgehalten. Er antwortete nach der Meinung der Commiſſarien auf einige wohl befriedigend, auf andere aber nicht. Der General hielt ihm das vor. „So fordert Ihr Lügen, das kann ich nur immer wiederholen," entgegnete Kalckſtein. Es werde ſich zeigen, meinte der General mit eiſerner Ruhe. „Wollt Ihr uns ferner gutwillig Rede ſtehen?"

„Ich weiß nichts weiter," verſicherte Kalckſtein, ſich unwillig abwendend, „und ich proteſtire dagegen, daß mir ſolches von dieſen Herren da angeſonnen wird, die ich als meine Richter nicht anerkenne."

Der General gab einen Wink. Von den Soldaten wurden zwei durch eine Kette verbundene Fußeiſen herbeigebracht und dem Deliquenten feſt angelegt. Er widerſetzte ſich nicht, aber er rief in zorniger Aufwallung: „Ihr beſchimpft einen Edelmann — das mag ſich an Eurer eigenen Ehre rächen!"

Nun wurde die Thür nach der anſtoßenden Kammer geöffnet. Dort ſtand der Scharfrichter in ſeinem rothen Kleide neben der Folterbank, ein ſchwarzbärtiger Geſelle, der die Augen rollte und die Zähne fletſchte, als freue er ſich ſchon darauf, ſein Opfer zu empfangen. Er hielt Kalckſtein auf des Generals Befehl ſeine Inſtrumente vor Augen und zeigte ihm deren Anwendung, ihn ſo zu

„terriren“. „Ihr merket nun wohl,“ ſagte Görtzke, „daß unſere Drohung ernſt iſt. Will Euch alſo nochmals dringend vermahnet haben, die Wahrheit herauszubringen und es zu dieſer Extremität nicht kommen zu laſſen.“

Kalckſtein biß die Zähne auf einander. „Was ſoll die Komödie?“ fragte er ſpöttiſch. „Haltet Ihr mich für ein Kind? Nie und nimmer werde ich glauben, daß man's ſo weit mit mir treibt. Wo iſt das Urtheil, das mich ſolcher Schmach ſchuldig befindet?“

„Es iſt im Geheimen Rath des Herrn Kurfürſten geſprochen,“ entgegnete der General.

„Es gilt nicht zu Recht!“

„Es wird unweigerlich von uns executirt werden.“

„Wo iſt der Oberburggraf? Er ſoll mir's beſtätigen. Wo ſind die preußiſchen Doctoren, die des Rechtes kundig?“

„Es kümmert Euch nicht, daß ſie hier fehlen. Das Urtheil wird auch ohne ſie vollſtreckt werden, verlaßt Euch darauf.“

„Ah! So weiß ich, daß ſie ſelbſt es nicht anerkennen. Dies iſt eine Gewaltthat, dies iſt —“

„Wollt Ihr antworten?“

„Ich rufe Gott zum Zeugen, wie Ihr mir Zwang anthut. Fragt!“

„Gebt Eure Complicen an.“

„Ich habe ſie angegeben.“

„Nennt Eure Correſpondenten in Preußen.“

„Ich habe keine gehabt. Wie oft ſoll ich's betheuern?“

„Was ſind das für secreta und arcana, deren Ihr Euch gerühmt habt?“

„Ich weiß nichts außer dem, was ich angezeigt habe.“

„Scharfrichter, ſo thut Eure Pflicht.“

„Es kann nicht ſein — es darf nicht ſein — ich proteſtire . . .“

Der Scharfrichter hatte ihn ſchon angegriffen und auf die Bank geworfen. Seine Knechte legten ihm die Stricke an die Arme und Beine und führten ſie über die Walzen oben und unten. Dann ſtellten ſie ſich an die Räder und zogen dieſelben auf Befehl ihres Meiſters an. Kalckſtein ächzte vor Schmerz; es war, als ob ihm die Glieder von einander geriſſen werden ſollten. Er war todtenbleich. Das Blut perlte aus ſeiner Lippe, auf die er die Zähne geſetzt hatte.

Die Stricke wurden ein wenig nachgelaſſen. Das Examen auf die Artikel begann von Neuem, doch „unter währender Tortur“. Der unglückliche Mann ergab ſich in ſein Schickſal. Er räumte ein, alle die Reden gegen den Kurfürſten geführt und ihn ſo bedroht zu haben, wie Brandt es ihm Schuld gegeben. Ließ er eine Antwort aus, ſo erhielt der Scharfrichter einen Wink, ihn wirkſamer anzufaſſen. Der Notar protocollirte ganz ſachgetreu: „Auf dieſe Artikel iſt er in der Tortur ſcharf gefraget — auf dieſe Artikel iſt er weiter ſchärfer angezogen — hier iſt von der Tortur etwas mitigiret, jedoch nicht ganz nachgelaſſen — dann wieder ſcharf angegriffen . . .“ Was man eigentlich wiſſen wollte, erfuhr

man doch nicht: Kalckſtein nannte keinen Mitverſchworenen in Preußen.

Er wurde losgebunden, konnte aber weder ſtehen noch gehen, ſo waren ihm die Gelenke ausgerenkt. Man mußte ihn in ſein Gefängniß zurücktragen.

Dort wurde er mit einer Hand und einem Fuß an einen ſchweren eichenen Klotz angeſchloſſen, den er nach ſich ziehen mußte, wenn er ſich mehr als wenige Schritte bewegen wollte. Dem durch die Tortur Infamirten durfte die Geſellſchaft des Corporals und Gefreiten nicht länger vergönnt werden. Es wurden drei wegen gemeiner Verbrechen verurtheilte Strafgefangene zu ihm in die Zelle gelegt. Der Auditeur hatte diejenigen ausgeſucht, auf die er ſich am meiſten verlaſſen zu können glaubte. Er vermahnte ſie, gut darauf Acht zu geben, daß der Oberſt, der ein arger Hochverräther ſei, nicht entkomme, ſich auch nicht an's Leben gehe, und verſprach ihnen, daß man „Kurfürſtliche Durchlaucht um ihre Freilaſſung bitten werde, wenn es mit dem Kalckſteiniſchen Weſen eine gänzliche Richtigkeit habe". Es waren Kerle, vor deren Anblick und wüſten Reden dem Oberſt ſchauderte. Er kehrte in ſeinem Bett das Geſicht nach der Wand, gab auf ihre Fragen keine Antwort und ächzte leiſe, mehr noch aus ohnmächtiger Wuth als aus Schmerz.

Am Sonntag ließ man ihm Ruhe. Am Montag wurde er nochmals in das Verhörzimmer und in die Folterkammer gebracht, auch daſelbſt befragt, ob er nunmehr ungezwungen beſtätigen wolle, was er bei der Tortur ausgeſagt. Er gab jeden Widerſpruch auf, nahm

nichts zurück und versicherte nur, daß er ein Mehreres nicht wisse. Dabei blieb er auch, als man ihn mit Wiederholung der peinlichen Frage bedrohte. Die Commissarien wagten doch nicht dazu zu schreiten, sie meinten, sein geschwächter Körper würde eine erneute Tortur nicht aushalten. In ihrem Bericht sprachen sie die Ueberzeugung aus: er werde wohl bekannt haben, was er gewußt; habe er doch bis zuletzt glauben müssen, daß man ihn „nochmals anziehen lassen" werde.

Wenige Tage darauf reisten die Commissarien nach Königsberg ab, die märkischen Räthe weiter nach Berlin. Die Letzteren waren ziemlich kleinlaut. Sie mußten sich bekennen, daß das Hauptziel nicht erreicht war. Kalnein äußerte sich: „Nun die scharfe Frage einmal gestellt worden, hätt' ich des Herrn Kurfürsten wegen wohl gewünscht, es wäre etwas Erhebliches dabei herausgekommen. Denn die Welt richtet nach dem Erfolg. Jetzt wird man ihn unnöthiger Grausamkeit bezüchtigen, wenn man glaubt, daß Kalckstein wirklich nichts zu verstecken hatte, oder diesen als einen standhaften Märtyrer preisen, wenn man dafür hält, daß er auch auf der Folter seine Mitverschworenen nicht verrathen habe."

Es sollte ganz geheim gehalten werden, was in Memel geschehen war; die Protocollführer hatten einen Eid darauf ableisten müssen, nichts von ihrer Kenntniß der Sache verlauten zu lassen. Doch fehlte es nicht an anderen Mitwissern in der Festung. Ihre Wälle und Thore hielten die Nachricht nicht auf, daß Oberst Kalckstein torquirt sei; unglaublich schnell verbreitete sie sich

über das ganze Land. Als die Commiſſarien in Königsberg anlangten, war ſie ihnen ſchon vorausgeeilt.

Kalckſtein nahm fünf Tage lang außer wenigem Tafelbier, ſeinen Durſt zu löſchen, keine Nahrung zu ſich. General Görtzke, dem dies berichtet wurde, vermuthete richtig, dies geſchehe „in Meinung, ſich ſelbſt abzuhelfen“. Er befahl daher, ihm beſonders gute Speiſen vorzuſetzen, um ſein Gelüſt zu reizen. Das war denn endlich auch von Erfolg. Der geiſtig wie körperlich gebrochene Mann verlor den Muth, den qualvollen Hungertod zu ſterben, hoffte aber, daß er auch ohnedies bald werde erlöſt werden. Er forderte Wein und aß wieder.

Auf ſeinen Wunſch wurde der alte Pfarrer Prätorius zu ihm eingelaſſen. Er ſang und betete viel mit ihm, was den Spitzbuben, die ihn zu bewachen hatten, ſehr ſonderbar vorkam, dem einen vornehmlich, einem Bernſteindieb, der nur knapp unter dem Galgen durchgeſchlüpft war. Er ſchnitt Grimaſſen und ſpottete laut, ſo daß Kalckſtein ſich über das gottloſe Treiben beſchwerte. Dem mitleidigen Geiſtlichen gab er ein Büchlein, in dem er gewöhnlich zu leſen pflegte: des Thomas von Kempis deutſche Theologia und Nachfolge Chriſti, von Eitelkeit der Welt, auch des Johannes Staupitz Von der Liebe Gottes, durch Johann Arndt 1652 publicirt, mit der Bitte, dafür ſorgen zu wollen, daß es ſeiner Frau zukäme. Er möchte auch, wenn er ſterbe, ſeinen Körper ſo lange aufbewahren, bis ihn ſeine Frau zu einem chriſtlichen Begräbniß abholen könnte. Weil Prätorius aber

mit Bleiweiß einige Notizen eingeſchrieben fand, die auf die in Warſchau zurückgebliebenen Sachen und Gelder Bezug hatten, wurde er ängſtlich und übergab das Büchlein dem General. Dieſer berichtete deshalb erſt nach Berlin und es kam von dort der Befehl zurück, man möchte, da zu befürchten wäre, daß Kalckſtein ſonſt noch etwas Geheimes hineingeſchrieben hätte, der Frau ein anderes Büchlein derſelben Art und eine Abſchrift der Notizen zugehen laſſen.

Frau Marie Eliſabeth wußte ſchon längſt, was vorgegangen war. Die ſonſt ſo gefaßte Frau brach auf die Nachricht zuſammen und blieb einige Stunden bewußtlos liegen. Man glaubte, es wäre ihr Tod. Das Geſchrei der Kinder brachte ſie endlich wieder zu ſich. „Ihr ſeid Eures Erbes beraubt — Euer Vater iſt entehrt," klagte ſie. „Gott, Gott! was kann noch kommen?"

Als ihre Kräfte ſich ein wenig geſammelt hatten, ſchrieb ſie an den Kurfürſten einen Brief mit der flehentlichen Bitte, ſie möchte zu ihrem Manne gelaſſen werden, und überſendete ihn dem Statthalter zur Beförderung und Befürwortung. Er begann: „Die böſe Zeitung, ſo von meinem Ehemann zu meinen Ohren gedrungen, hat mich zum armſeligſten Weibe auf der Welt gemacht und ſo hoch betrübet, daß ich meines Lebens überdrüſſig bin."

Der Kurfürſt ertheilte ſofort die Genehmigung, doch daß ſie nicht einen Augenblick mit ihrem Mann allein bleiben dürfe. Ehe das Schreiben jedoch in Romitten anlangte, war die Frau Oberſt in eine ſchwere Krankheit

verfallen, von der ſie erſt in Wochen nothdürftig ſo weit genas, daß ſie die Reiſe antreten konnte.

Im ganzen Herzogthum herrſchte die größte Aufregung. Der geſammte Adel fühlte ſich beleidigt. Es gab kein Herrenhaus in allen Aemtern, wo nicht mehr oder weniger laut und ingrimmig für Kalckſtein Partei genommen wurde. Auch wo man deſſen Treiben in Polen hochverrätheriſch nannte und ernſtlich beklagte, ſprach man ſich empört über die offenbare Verletzung des Landesrechts, über die Mißachtung des Adels in der Perſon eines ſeiner Häupter aus. Das ſei der Dank, hieß es, für die Anerkennung der ‚Souverenetät! So werde die Aſſecuration gehalten! Der Herr Kurfürſt erachte ſich einen unbeſchränkten Herrn über Leib und Gut ſeiner Unterthanen; er ſtelle ſich über das Recht, ſetze ſeinen Willen mit Gewalt durch. Keinen Stand dulde er neben ſich; nur wer ſich ihm unbedingt unterwerfe, dem ſei er ein gnädiger Herr. Bald werde der Adel um alle ſeine Privilegien gebracht ſein. Der Widerſpruch des Einzelnen bringe ihm nur Verderben, die Beſchlüſſe des Landtages würden nicht geachtet, wenn ſie dem Fürſten mißfielen. Ein Edelmann, der etwas auf ſeine Reputation halte, ſchäme ſich ſchon in den Landtag zu gehen oder in den Kreiſen mitzuſtimmen. Nur die leere Form ſei übrig geblieben, und es komme wohl bald die Zeit, wo auch ſie zerſchlagen werde. Nicht im Schloß zu Königsberg und nicht in der ſtändiſchen Körperſchaft, im Geheimen Rath zu Berlin würden die Geſchicke Preußens entſchieden.

In den ſtädtiſchen Collegien regte ſich etwas wie Schadenfreude. Man war ſich dort ſeiner Machtloſigkeit völlig bewußt geworden, ſuchte nur noch für ſich ſelbſt zu retten, was zu retten war, indem man alle grundſätzliche Oppoſition aufgab, und gönnte dem Adel jede Verkleinerung durch die fürſtliche Macht. Das ſei die Vergeltung für die Separation in den Zeiten des Kampfes, für den Abfall von der Sache der Freiheit. Heute mir, morgen Dir! Sie vergaßen, wie wenig feſt ſie ſelbſt geſtanden hatten, wieſen auf Rohde und wußten nun ganz genau, daß er der Einzige geweſen, der klar in die Zukunft geſchaut, daß er Recht hatte mit ſeinem Rath, nicht einen Finger breit zu weichen, wenn man nicht den ganzen Platz räumen wollte. Nun ſuchte man ſich vor ſich ſelbſt zu entſchuldigen, man habe Rohde aufgeben müſſen, weil der Adel die Städte ſchmählich im Stich gelaſſen hätte: der Adel ernte, was er geſät. Für Rohde Kalckſtein! Aber tiefer, viel tiefer ſei des Adels Fall. Rohde wäre wie ein beſiegter Feind behandelt worden, Kalckſtein wie ein gemeiner Verbrecher. Das müſſe der Stand hinnehmen, der ſich geſchmeichelt habe, unter der neuen Regierungsform obenauf zu kommen. Ja, ja, zehnmal: Kalckſtein für Rohde!

Selbſt in der Werkſtube der Handwerker, unter dem Strohdach des Bauers, in den Mühlen und Krügen wurde die Neuigkeit verhandelt, daß einer vom Adel ſcharf befragt worden ſei, da er ſich gegen den Landesherrn vergangen. Und hier bekam das unerhörte Ereigniß wieder ein ganz anderes Geſicht. Man war bei dem

Streit zwiſchen dem Kurfürſten und den Ständen doch nur Zuſchauer geweſen; für den kleinen Mann hatte er ſich gleichſam in den Wolken abgeſpielt. Für ihn hatte es kein Recht gegen den Adel als die hohe Obrigkeit gegeben. Und nun war dieſe hohe Obrigkeit ſelbſt klein geworden gegen die höchſte. Der Herr Kurfürſt machte einem vom Adel den Proceß wie dem Geringſten ſeiner Unterthanen. Sein Arm reichte bis nach Warſchau, er holte den Beleidiger Seiner Majeſtät dort aus dem Verſteck, kerkerte ihn ein, legte ihn, da er nicht geſtehen wollte, auf die Folterbank. Es fragte ſich da gar nicht, ob er das Recht zu ſolcher Procedur gehabt habe — er hatte ſeine Macht über den Adel bewieſen und alle Pfiffigkeit und Rechtsverdreherei der Advocaten kam dagegen nicht auf. Einer vom Adel war torquirt worden! Die Fußtritte und Prügel, die man ſelbſt erlitten, ſchmerzten nicht mehr ſo arg. Nun merken die Herren, wie's einem gefällt, der ſich ducken muß. Nun haben wir Alle einen Herrn über uns, der nicht nach der Gerechtigkeit fragt, die in den Privilegien ſteht, ſondern ein Geſetz giebt für Alle. Der Herr Kurfürſt läßt ſich nicht ſpotten! Jetzt wiſſen wir, daß wir einen Fürſten haben. Was geſchieht Kalckſtein denn anders, als vor mehr als hundert Jahren dem armen Manne geſchah, der ſich gegen ſeine Peiniger erhoben hatte und mit Liſt niedergeworfen wurde? Da feierte der preußiſche Adel ein Feſt und ließ auf dem Domplatz die Köpfe der Bauern fliegen, die doch nur ihr Recht gefordert hatten. Nun kommt Einer über ihn, der auch für die Herren das Schwert in der

Hand hält. Er allein kann uns von unerträglicher Laſt befreien!

Auch durch die Wildniß drang die Nachricht, daß der Oberſt von Kalckſtein in Memel die Tortur habe erleiden müſſen. In Barbariſchken wie in Didlacken ging das Geſpräch darüber unter der Herrſchaft wie unter dem Geſinde.

Auf Niemand hatte ſie einen tieferen Eindruck gemacht, als auf Gabriele. Sie war noch nicht völlig geſundet, aber das Fieber hatte ſich bewältigen laſſen, und ſie brachte ſchon einen großen Theil des Tages außer dem Bette zu. Blanche leiſtete ihr meiſt Geſellſchaft, auch fuhr mitunter Frau Küchler vor und brachte bei gutem Wetter die Kinder mit, die ſehr drollig mit einander in einem Gemiſch von Deutſch und Polniſch verkehrten. Der Oberförſter kam, ſo lange er ſich auf ſeinem Gute aufhielt, täglich zwei und drei Mal nach Didlacken. In den erſten Wochen der Krankheit mußte er ſich auf Erkundigungen beſchränken, die doch regelmäßig Frau Blanche ſelbſt beantwortete. Später ſaß er im Krankenzimmer und plauderte leiſe mit ihr in einiger Entfernung vom Bett am Ofen oder im Fenſter, damit Gabriele nicht geſtört würde. Dann ließen ſich die Geſchäfte, die ihn in Königsberg erwarteten, nicht länger aufſchieben. Er mußte nach der Stadt. Blanche verſprach ihm zu ſchreiben, wenn ſich etwas ereignen ſollte, und ſie ſchrieb ihm, auch ohne daß ſich etwas Anderes ereignete, als daß die Beſſerung fortſchritt. Er war ſehr glücklich darüber, bemunderte die zierlichen Schriftzüge

und ertappte ſich — nicht ohne feuerroth zu werden — bei der Thorheit, den Brief an die Lippen zu ziehen und zu küſſen. Es war wohl nur eine Pflicht der Artigkeit, daß er auch ſchriftlich ſeinen Dank ſagte und ſein baldiges Wiederkommen meldete.

Der College im Jägerhof übernahm bereitwllig ſeine Vertretung an Ort und Stelle; er verſprach ihm, die Mühewaltung weiter im Sommer wett zu machen, wenn ſeine Schweſter ganz außer Gefahr ſei. Sich ſelbſt wußte er einzureden, daß nur die Sorge um ſie ihn forttreibe. Als er aber Blanche wiederſah, klopfte ihm das Herz ſo heftig, wie er's lange nicht gefühlt hatte. Er wagte gar nicht, ihr in die Augen zu blicken, und als es doch geſchah, war's ihm, als ob ein Sonnenſtrahl durch das Schlüſſelloch ſeiner geheimſten Herzkammer drang und plötzlich ihr Dunkel bis in alle Winkel hin hell durchleuchtete.

Sie ſprachen nie über die Vergangenheit, aber es kam vor, daß ſie ſich in der Lebhaftigkeit der Unterhaltung vergaßen nnd einander mit dem vertraulichen „Konrad" und „Blanche" anredeten. Einmal bemerkte Gabriele die tiefe Narbe auf ihrer rechten Hand und fragte, was ſie für eine Veranlaſſung habe. Konrad war dabei und Blanche ſah ihn fragend an, was ſie antworten ſolle. Er biß die Lippe. „Die gnädige Frau," ſagte er, „hat von einem, der es ihr damals wenig dankte, einen Degenſtich abgewehrt."

„Und dankt er ihr's jetzt?" fragte Blanche lächelnd.

Statt der Antwort ergriff er die Hand und drückte einen heißen Kuß auf die Narbe.

Gabriele wurde aufmerksam. „Galt der Degenstich Dir?“ fragte sie.

Nun antwortete Blanche für ihn: „Sein Herz konnte freilich nicht tiefer getroffen werden, als es schon getroffen war. Laßt das! Die Narbe erinnert an einen sehr traurigen Tag in unserem Leben.“

Die erste Nachricht von dem, was in Memel geschehen war, brachte Heineken nach Barbarischken. Der Amtshauptmann hatte einen Brief aus Königsberg erhalten, in dem der ganze Vorgang mitgetheilt war, und in der Bestürzung darüber die Mahnung, das Geheimniß zu hüten, unbeachtet gelassen. Bei Heineken war es nicht besser aufgehoben. „Wie kann so etwas geheim bleiben,“ meinte er. „Es ist schon nicht gut, daß es geheim bleiben sollte. Es muß doch einen Grund haben, daß nicht streng nach dem Rechten verfahren ist; den sollte man auf allen Gassen ausrufen.“ Schon nach wenigen Tagen erfuhr er auch, daß in der Rathsapotheke der Stadt von der Sache gesprochen war. Nun meinte er nicht warten zu dürfen, bis der Oberförster etwa von anderer Seite unglaubhaft berichtet sei. Er fragte zugleich an, wie es Gabriele gehe und ob er ihr bald über den Erbtheil, den er verwaltete, werde Rechnung legen können. Es war sein Stolz, daß er sich um mehr als das Doppelte vergrößert hatte.

Born erzählte, was er von ihm gehört, in der Kran-

kenſtube. „Gottes Wege ſind wunderbar,“ ſagte er, „unſere Gedanken meſſen ſie nicht aus. Der alte General war der Schuldigſte, und er iſt ruhig auf ſeinem Bett ſtorben. Dieſer Chriſtian Ludwig aber war das beſtgeartete von ſeinen Kindern, und ihn gerade trifft der Fluch des Geſchickes. Freilich nicht ohne ſeine Schuld.“

„Was nennſt Du ſeine Schuld?“ fragte Gabriele, die ſich hoch aufgerichtet hatte und ihm mit geſpannten Blicken die Worte vom Munde nahm. „Seine ſchwerſte Schuld iſt, daß er ſeiner Vorfahren ſtolzen Sinn geerbt hat und lieber frei als unterthänig ſein will. Er iſt vom Stamm Derer, die herrſchen oder untergehen müſſen. Es liegt im Blut, daß er gegen Unterdrückung rebelliren und jeder Gefahr zum Trotz aufſtreben muß. Ich weiß es — denn er iſt meines Vaters Sohn!“

Jetzt erſt merkte Konrad, wie unklug er gehandelt hatte, in ihrer Gegenwart die Sache zu berühren. Sie hatte Stunden und ſelbſt Tage, an denen ſie ſich ganz ruhig verhielt, irgend eine leichte Arbeit verrichtete und mit ihrer Umgebung durchaus verſtändig ſprach. Dann aber wieder war's, als ob irgend etwas nicht Nennbares ſie auftrieb, ſo daß ſie Alles von ſich warf, womit ſie ſich noch eben beſchäftigt hatte, unſtät im Zimmer hin und her ging, viel aus tiefſter Bruſt ſeufzte und in kurzen, abgeriſſenen Sätzen wunderliche Reden führte. Manchmal, wenn Blanche ihr in den Weg trat und die Hand auf ihre Schulter legte, ſchien ſie wie aus einem Traume zu erwachen, lächelte verlegen und ſagte: wo war ich denn? Dieſe Zufälle waren in letzter Zeit ſel-

tener geworden, beſonders als das ſonnige Frühlingswetter ihr Spaziergänge in Feld und Garten erlaubte. Nun ſie erfahren hatte, wie hart man Kalckſtein begegnete, nahm ihre Aufgeregtheit ſichtlich wieder zu. So oft ſie Konrad ſah, fragte ſie ihn von Neuem aus. Sie meinte, er wiſſe viel mehr, als er mitgetheilt habe, und halte nur gegen ſie zurück. Er ſollte ihr eine Folterbank beſchreiben und genau auseinanderſetzen, wie der Scharfrichter ſein grauſames Handwerk ausübe. „Ich denke mir's gewiß noch viel ſchrecklicher," ſagte ſie, „wie's in Wirklichkeit iſt." Und dann wieder: „Es iſt meine Schuld, daß er ſolche Schmach erlitten hat. Wenn ich Olczowski gefolgt wäre . . . Der König hätte mir verſprechen müſſen, ein Heer über die Grenze zu führen und den Gefangenen zu befreien. Er hatte ihn ſeines königlichen Schutzes verſichert und ihm Brief und Siegel darauf gegeben — ich weiß es, da nützt kein Beſtreiten. Wenn er ein Mann wäre, zögerte er nicht ſo lange. Aber es fehlt ihm die rechte Heldenhaftigkeit. Wenn ich bei ihm wäre . . . Ja, ja! Olczowski hat Recht — ich hätt's von ihm erreicht. Aber es konnte doch nicht ſein. So tief hinab . . . Es konnte nicht ſein. Und das iſt Kalckſtein's Verderben."

Dann wieder trug ſie ſich mit dem Gedanken, ob der König für eine entſchloſſene That gewonnen werden könnte, wenn ſie ihm ſeinen Sohn zurückgebe. Sie ſprach darüber mit Konrad. „Er liebt das Kind," ſagte ſie, „und wird es wie einen Prinzen erziehen laſſen, auch mit Reichthümern ausſtatten. Was kann ich ihm bieten?

Wenn ich dieſes Opfer brächte, mich von ihm trennte... man könnte dem König eine hohe Bedingung ſtellen. Der Oberſt hat ſein Leben eingeſetzt, mich an einem Nichtswürdigen zu rächen. Es iſt nun meine Schuldigkeit, daß ich ſeine Großmuth vergelte. Es läßt mir keine Ruhe, daß er heimtückiſch gefangen und nun gar gefoltert iſt. Ich träume immer, daß ſie ihm das Haupt abſchlagen — es iſt ſchrecklich. Ich fürchte mich ſchon, die Augen zu ſchließen. Nein, das darf nicht geſchehen. Er iſt meines Vaters Sohn und hat mich ſeine Schweſter genannt. Was iſt an meinem kleinen Leid gelegen? Auf ihn aber ſieht alle Welt — ſeine Freiheit iſt des preußiſchen Adels Freiheit, ſeine Gefangenſchaft Polens Schmach, ich bitte Dich, Konrad, ſchreibe dem Unterkanzler Olczowski, wo ich bin, und was ich dem König biete."

Der Oberförſter ſuchte ihr begreiflich zu machen, daß er ſich ſelbſt des Hochverraths ſchuldig machen würde, wenn er ihren Auftrag ausführte, und bat ſie dringend, ihre Zunge zu hüten. „Des preußiſchen Adels Freiheit iſt des preußiſchen Bürgers und Bauers Knechtſchaft," gab er zu bedenken, „Polens Erniedrigung aber Preußens Erhöhung. Wir können nur jeden Abend beten, Gott wolle den Kurfürſten in ſeinen ſtarken Schutz nehmen, damit er über alle ſeine Feinde triumphire. Wirft er auch einmal einen zu hart nieder — was wir aus der Entfernung doch nicht zu prüfen vermögen — ſo richtet er mit der andern Hand gewiß Hunderte und Tauſende auf. Ueberlaſſen wir's denen, über ſeine Strenge

zu klagen, die ungeſtraft meinten ſeinen Zorn herausfordern zu dürfen.“

Gabriele ſah ihn kopfſchüttelnd mit großen Augen an. Sie begriff offenbar gar nicht, was ſeine ernſten Worte ſagen wollten. Seitdem vermied ſie es aber, Kalckſtein in ſeiner Gegenwart zu nennen. Er kam ihr doch nicht aus dem Sinn. Ganz heimlich plante ſie ſeine Rettung. Bald beſchäftigten ſich ihre Gedanken und Vorſtellungen nur noch damit.

Als die Geneſung fortſchritt, ſchien ſie kein größeres Vergnügen zu kennen, als auf dem leichten Jagdwägelchen, das Blanche allein führte, mit ihr weite Ausfahrten über Land und durch den Wald zu unternehmen. Sie kehrten wiederholt in Barbariſchken ein. Gabriele ſprach ihre Freude darüber aus, daß die beiden Kinder ſo gute Spielkameraden geworden, und ſchien ſich gar nicht danach zu ſehnen, Thomas wieder an ſich nehmen zu dürfen. „Sie müßten immer zuſammen bleiben,“ äußerte ſie. „Mein Bruder wäre Thomas ein trefflicher Vater — ich wollte nur, Bärbchen fände auch eine ſo gute Mutter.“ Plötzlich ſchien es ihr wie eine Erleuchtung zu kommen. „Wenn Ihr die ſein wolltet —, das wäre gewiß auch Konrad's Glück.“

„Laßt's ihn nur ſelbſt bedenken,“ bat Blanche tief erröthend.

Sie fuhren auch nach dem Waldhauſe. Gabriele wollte ſehen, was Hahnen für Augen machen werde, wenn er die Bettlerin wiedererkenne, die er ſo ſchnöde

ausgetrieben. Der erkannte ſie aber nicht wieder. Wie hätte er ſie in der Begleiterin der gnädigen Frau vermuthen können? Von Blanche war ſie mit Kleidern aus ihrer Garderobe verſehen, die ſie ſelbſt auswählen durfte. Sie hatte mit Vorliebe die buntfarbigen gewählt, die Blanche ſeit Jahren nicht mehr trug. Auch ein Federhut mit breiter Krämpe war nach ihrem Geſchmack. Manchmal zeigte ſie eine recht kindiſche Freude am Putz. Hatte ſie aber eine Weile vor dem Spiegel geſtanden, ſo wurde ihr Geſicht immer trauriger, das Auge lebloſer. „Wer iſt das, wer iſt das —?“ murmelte ſie vor ſich hin und wiederholte die Frage immer wieder mit kurzem, ſtoßendem Athem. Manchmal ſchaffte ein Thränenſtrom ihrer beklommenen Bruſt Erleichterung.

In Inſterburg ſuchte ſie Heineken im Schloß auf. Sie wolle ihn um ihres Erbtheils wegen nicht länger beſchweren, ſagte ſie ihm, das Geld komme ihr gerade jetzt ſehr gelegen, da ſie eine Reiſe vorhabe. Der Amtsſchreiber machte Anſtalt, ihr in ſeiner umſtändlichſten Weiſe Rechnung zu legen, aber ſie wollte nichts hören. „Behaltet nur Eure Zahlen für Euch,“ bat ſie ihn, „in meinen Kopf gehen ſie doch nicht hinein. Es iſt Alles richtig. Legt mir nur das Beutelchen in die Hand und nennt allenfalls die Summe, ſo iſt's gut.“ Das war ihm gar nicht lieb. „So will ich dem Herrn Oberförſter den genauen Nachweis zuſtellen,“ ſagte er, „ein jegliches Ding muß ſeine Ordnung haben. Und man hält auch dafür, das Geld, das man nicht zähle, gebe ſich gar ſchnell aus.“ Er nannte den runden Betrag.

„Kommt man damit weit?“ fragte ſie.

„Je nachdem,“ meinte er achſelzuckend. „Eine ſparſame Wirthin . . .“ Es ſchien ihm ſelbſt thöricht, ihr einen guten Rath mitzugeben.

„Wie gelangt man am beſten nach der Stadt Memel?“ erkundigte ſie ſich nach einer Weile.

Er gab Auskunft. „Wollt Ihr dahin?“

„Ach nein!“ verſicherte ſie. „Es fiel mir nur ein, weil man jetzt ſo viel von dem Oberſt Kalckſtein ſpricht. Was ſollte ich . . .?“

Sie dankte ihm. Er begleitete ſie bis vor die Thür hinaus. „Vielleicht gebt Ihr das Geld dem Herrn Oberförſter in Verwahrung, bis Ihr's braucht — oder einen Theil wenigſtens,“ konnte er ſich doch nicht enthalten vorzuſchlagen. Er ſah es ungern, daß ſie den Beutel mit den ſchönen Goldſtücken nicht einmal in die Taſche ſteckte, ſondern wie einen Ball auf der flachen Hand tanzen ließ.

„Ihr habt Recht,“ ſagte ſie, aber ſo obenhin, als ob ihre Gedanken nicht dabei wären.

Eines Tages war Born zur Reviſion der Bücher in der Förſterei. Blanche hatte davon Kenntniß erhalten und ſchlug Gabriele Abends die Fahrt nach dem Waldhauſe vor, ihn zu überraſchen. Er beendete ſogleich ſein Geſchäft und ſtellte ſich den Damen zur Verfügung. Blanche wollte das Stübchen wiederſehen, in dem ſie einſt dem Kranken Geſellſchaft geleiſtet hatte, nachdem er ſie aus der Gefangenſchaft der Tattern befreit. Gabriele

begleitete beide dahin. Sie fing sogleich an, leise vor sich hinzusingen:

„Ich fuhr mich über Rhein
Auf einem Lilienblatte
Zur Herzallerliebsten mein . . .“

Herumsuchend fand sie einen Kasten mit allerhand Handwerkszeug, kramte darin herum und steckte auch einige kleine Stücke ein. Auf Konrad und Blanche gab sie gar nicht weiter Acht. Die aber standen am Fenster und blickten auf den frisch grünenden Wald hinaus. „Damals waren die Bäume kahl,“ bemerkte Blanche, „und auf dem Rasen lag hoher Schnee.“

„Aber in unserer Brust lachte der Frühling,“ antwortete er, „und war grüne Hoffnung die Fülle.“

Ihre langen Wimpen zuckten. „Ja, ja . . . der Frost hat schnell Alles verdorben.“

„Daß man nicht vergessen kann!“

„Warum auch? Es war so schön. Ich will nicht undankbar sein. Wenn alles lange Leid, das mich getroffen, ausgelöscht werden könnte, ich wollte deshalb auf die Erinnerung an die kurze Freudenzeit nicht verzichten — gewiß nicht — um keinen Preis der Welt.“ Sie sagte das anscheinend ganz ruhig, mit leiserer und immer leiserer Stimme, aber so innig, daß ihm die Worte wie Musik klangen.

„Und ich . . .“ rief er, sich ihr zuwendend. Er erschrak sichtlich. „Aber wenn Ihr noch heut' so empfindet, wie damals, Blanche — und ich . . . Warum soll

nicht ein neuer Frühling — ein nie endender . . .“ Seine Lippen bebten. Sie ſtand vor ihm mit geſchloſſenen Augen und gefalteten Händen, ganz regungslos. Und plötzlich ſank er vor ihr nieder und umfaßte mit beiden Armen die zarte Geſtalt. „Hier war's, Blanche, wo Du mir Deine Liebe geſtandeſt — hier frage ich Dich, ob Du mich noch lieben kannſt wie vordem. Jetzt bin ich der Muthige und mein Wagniß iſt größer. Aber mein Herz . . . Ach! was iſt's für ein wunderlich Ding. Glaubſt Du meinem Herzen, daß es Dich nie verlor?“

„Wie meinem eigenen,“ antwortete ſie. „Konrad — Konrad . . . So ſoll's doch wahr werden? O mein Gott, ſo viel Glück . . .“ Sie küßte ſeine Stirn, ſeine Augen, ſeinen Mund. „Ich lebe wieder!“

Und wie damals hob er ſie auf ſeinen Arm und trug ſie jauchzend umher, immer rufend: „Blanche — Blanche — Blanche — Du biſt mein, und jetzt keine Trennung mehr!“

Gabriele blickte verwundert auf. Minutenlang ſagte ſie kein Wort, und dann nur ein erſtauntes und doch befriedigtes „Ach —!“ Erſt als Konrad Blanche niedergeſetzt hatte, trat ſie an beide heran, faßte ihre vereinigten Hände und lachte hell auf. „Nun iſt Alles gut,“ rief ſie, „weit, weit über Erwarten gut. Und die Kinder . . . nicht wahr? die bleiben zuſammen.“

Einige Tage darauf reiſte Blanche nach Königsberg und weiter nach Pillau ab. Born folgte ihr.

Gabriele ſollte nach Barbariſchken zu Frau Küchler überſiedeln. Sie befahl aber dem Knecht, ſie nach Inſterburg zu fahren. Dort verließ ſie den Wagen am Kruge und ging in die Stadt.

Vergebens wartete der Knecht auf ihre Rückkehr.

Einundzwanzigſtes Capitel.

Freunde in der Noth.

Die Geheimen Räthe Wedell und Schardius waren nach der Mark zurückgekehrt. Die Fortführung des Proceſſes wurde nun derſelben Commiſſion aufgetragen, die bereits das Contumacial-Urtheil gefällt hatte. Sie war auf des Kurfürſten Befehl unter Kalnein's Vorſitz ſogleich zuſammengetreten, begann aber damit, einen Spruch auf Grund der Acten abzulehnen. Kalckſtein müſſe vorher zur Defenſion verſtattet werden.

Dies wurde nachgelaſſen. Die Commiſſion ſetzte ihm darauf eine geräumige Friſt. So groß war aber die Scheu vor jeder Einmiſchung in dieſen böſen Handel und die Furcht, ſich durch eine Vertheidigung des Staatsverbrechers des Kurfürſten Ungnade zuzuziehen, daß die Memeler Advocaten ihren Beiſtand rundweg verweigerten. Bürgermeiſter und Rath deſignirten nun Friedrich Köpner dazu. Er lehnte jedoch ab, „da er als ein treuer Unter-

than des Kurfürsten nicht in Ungelegenheiten kommen wolle". Als man ihn doch nicht losließ, fuhr er nach Königsberg, um von den Oberräthen die Abwendung eines so gefährlichen Auftrages zu erbitten. Er sei einer so schwierigen Aufgabe auch nicht entfernt gewachsen.

Indessen war Frau Marie Elisabeth von Kalckstein so weit gesundet, daß sie sich auf die Reise nach Memel begeben konnte. Es war in den letzten Tagen des Mai, das Wetter kühl, aber ziemlich beständig. Sie hatte ihre Kammerjungfer in Königsberg zurückgelassen und war mit einem Miethsfuhrwerke nach dem Dorfe Schaaken am Kurischen Haff gefahren, von wo aus im Sommer eine regelmäßige Verbindung zu Wasser mit Memel unterhalten wurde. Sie zog die Fahrt auf einem der offenen Segelkähne, die manchmal lange kreuzen mußten, noch immer der Wagenreise über die Nehrung vor. Bei dem herrschenden Westwinde durfte sie hoffen, nach früher Ausfahrt noch vor Abend Stadt und Festung Memel zu erreichen.

Schon um zwei Uhr Morgens wurde sie geweckt; der Schiffer wollte die frische Brise benutzen. Sie hatte sich, um alles Aufsehen zu vermeiden, nicht zu erkennen gegeben, und ihre Kleidung so einfach gewählt, daß man sie für die Frau eines Händlers halten konnte. Der Schiffer in seiner littauischen Kappe, den ellenweiten Leinwandhosen und hohen Wasserstiefeln machte denn auch mit ihr wenig Umstände und ließ sie ohne Handleistung zwischen den aufgestapelten Tonnen und Kisten hindurch in den vertieften Raum vor der kleinen Cajüte treten, in dem er selbst das Steuerruder regierte. Er konnte

übrigens, wenn der Wind gleichmäßig blies, die lange Pinne in das gezahnte Randbrett der Cajüte einlegen und dann seinen anderen Geschäften nachgehen. Auf den beiden Holzbänken entlang dem Bord hatten allenfalls sechs Personen Platz. Diesmal mußte sich der Schiffer mit drei Passagieren begnügen. Auf der einen Bank hatte sich ein Mann in großem Fuchspelz lang ausgestreckt und dessen breiten Kragen über den Kopf gezogen. Die Obristin fand ihn bereits schlafend und laut schnarchend. Auf der anderen Bank kauerte in der Ecke am Tonnenstapel ein weibliches Wesen. Sie setzte sich in die andere Ecke an der Cajüte und den Korb mit Lebensmitteln neben sich. Man mußte bei Reisen von so unbestimmter Dauer immer für ein paar Tage versorgt sein.

Es wurde um die Zeit des Sonnenaufgangs empfindlich kalt. Selbst der dichtanliegende Pelzrock und das große Umschlagetuch über Kopf und Schultern schützte nicht ausreichend gegen den scharfen Wind. Die Obristin hatte noch einen Mantel in Bereitschaft, der über dem Korbe lag, und sie griff eben danach, um ihn überzuwerfen, als sie bemerkte, daß die Person in der anderen Ecke vor Frost zitterte und unfreiwillig mit den Zähnen zusammenschlug. Dieselbe hatte die Füße auf die Bank unter die Röcke gezogen, den Oberkörper vorgebeugt und niedergedrückt, so daß Kinn und Knie einander fast berührten, und sich zugleich so weit als irgend möglich in die schützende Ecke zurückgeschoben. Das weiße Kopftuch, wie es die Littauerinnen bei Ausfahrten zu tragen pflegten, ließ nur wenig vom Gesicht erkennen. Doch lugten ein Paar dunkle

Augen recht verzweifelt heraus. Eine ſehr kleine und zierliche, jetzt freilich vom Froſt blaugefärbte Hand hielt krampfhaft unter dem Halſe das Tuch zuſammen. Zu dieſem paßte der Rock von dunkelrothem ſammetartigen Stoff mit Spitzen über gelber Seide ebenſo wenig, als der Federhut, der am Boden lag. Dazu gehörte wieder offenbar nicht die grobe Jacke von blauem Want, deren ermel am Handgelenk ſichtbar wurde. Frau von Kalckſtein hatte Mitleid mit der Frierenden. Sie nahm alſo zwar den Mantel vom Korbe, hielt ihn aber ihrer Reiſegefährtin hin und ſagte: „Darf ich Euch etwas gegen die Kälte anbieten? Nehmt!“

Die ſo freundlich Angeredete richtete den Kopf auf, ließ aus den ſchwarzen Augen einen ſchnellen Blick hinüberblitzen und griff begierig nach dem Mantel. „Ich dank' Euch, gnädige Frau,“ zitterte ſie, „ich dank' Euch. Es iſt grimmig kalt — ich hätte nicht gedacht . . .“ Sie wickelte ſich ſchon, ohne aufzuſtehen, in den Mantel ein und verſteckte den Kopf völlig unter demſelben.

Noch eine Weile bebte ſichtlich ihr ganzer Körper. Nach und nach aber ſchien er ſich unter der Hülle zu erwärmen. Sie ſaß nun ganz ſtill, ſchlief vielleicht. Der Kahn ſegelte mehr unter dem Schutz der hohen Sandberge der Nehrung, auch fing die Sonne an, die Nebel zu zerſtreuen und wärmere Strahlen auszuſenden. Die Obriſtin öffnete ihren Korb und muſterte den Frühſtücksproviant.

Sie war noch damit beſchäftigt, als die Reiſegefährtin näher an ſie heranrückte, das Tuch zurückſchob und

ihr zuziſchelte: „Ich kenn' Euch, gnädige Frau. Ich weiß auch, welcher traurige Anlaß Euch zu dieſer Reiſe —"

„Schweigt!" bat die Obriſtin, indem ſie ängſtlich auf den Mann gegenüber blickte, der noch immer lang ausgeſtreckt lag. „Es wäre mir nicht lieb —"

„Er ſchläft. In ſolchem Pelz liegt man warm. Ah! ich dank' Euch nochmals. Es wären ſchreckliche Stunden — ich glaubte, ich müßte mir die Seele aus dem Leibe zittern. Darf ich den Mantel noch behalten?"

„So lange Ihr wollt. Ihr habt Euch ſchlecht für ſolche Reiſe verſorgt. Seid Ihr denn mit Proviant verſehen?"

„Nicht im mindeſten. Ich dachte gar nicht daran . . ."

„Nehmt von dem meinigen. Ich bin wenig hungrig." Sie reichte ihr ein mit Fleiſch belegtes Butterbrod und ein paar Eier. „Ihr kennt mich, ſagt Ihr, und wenn ich Euch betrachte — — das Geſicht iſt mir nicht fremd. Aber ich ſinne vergeblich nach, wann und wo —"

„Ja, es iſt viele Jahre her. Ich vermag ſie nicht zu zählen — ſo vieles iſt inzwiſchen geſchehen — es könnten gut hundert ſein. Ich weiß nicht . . . ich bin ſo alt geworden, das Leben hat mir gar keinen Werth mehr. Wie lange ſeid Ihr verheirathet?"

„Fünfzehn Jahre."

„Da herum war's. Ich ſah Euch mitunter in Knauten, als Ihr noch Braut waret." Sie klopfte auf der Bank das Ei auf und warf die Schalen über Bord. Dabei fiel das Tuch vom Kopf zurück und das ſchwarz-braune

wellige Haar kam zum Vorſchein. Die Augen blinzelten ſchalkhaft. „Roſalinde —“

„Ganz recht,“ rief Frau von Kalckſtein, offenbar nicht angenehm erinnert, „Roſalinde — die Jungfer meiner Schwägerin und . . . Ganz recht. Ihr hattet aber, denke ich, eigentlich einen andern Namen.“

„Gabriele. Aber nennt mich lieber Roſalinde — es kann ſein, daß auch ich Grund habe, in Memel nicht gekannt zu ſein.“

Frau von Kalckſtein blickte etwas ſcheu zur Seite, vielleicht unſchlüſſig, ob ſie das Geſpräch fortſetzen ſollte. „Ihr heirathetet einen Polen, wenn ich nicht irre,“ ſagte ſie dann in nachläſſigerem Tone.

„Einen polniſchen Edelmann — es war des Herrn Generallieutenants Wunſch. Wir haben einander ja in Oletzko wieder getroffen. Es iſt freilich ſo lange her! Und dann bin ich Wittwe geworden, und dann eine Fürſtin — und dann gar eine Königin . . .“ Sie zerhämmerte das andere Ei, hielt plötzlich ein und ſah ſie verlegen, faſt blöde lächelnd an. „Nein, glaubt das nicht. Aber in der Königin Bett hab' ich geſchlafen — eine Nacht. Und von Rechtswegen . . . Der Oberſt kann bezeugen, wie ſchändlich ich hintergangen bin.“

Die Obriſten wußte nicht, was ſie von dieſen Reden denken ſollte. Gabriele hatte etwas auffällig Sonderbares in ihrem Weſen. „Und was wollt Ihr nun in Memel,“ erkundigte ſie ſich ohne eigentliche Theilnahme.

„Das iſt ein Geheimniß,“ antwortete Gabriele leiſe und die Hand vor den Mund haltend. „Es kann Großes

durch mich geſchehen — glaubt mir. Wenn es gelingt, ſo wenden ſich alle Dinge, und Ihr ſelbſt könnt mir dankbar ſein.“

Frau von Kalckſtein fragte nicht weiter. Sie aß ihr Brod auf und ſchloß den Korb. Als nun aber der Paſſagier auf der andern Bank ſich regte, gähnte und die Arme über den Kopf ſtreckte, wendete ſich Gabriele nochmals an ſie, indem ſie ganz in ihre Nähe rückte.

„Laßt mich in Memel Eure Jungfer ſein, gnädige Frau,“ flüſterte ſie, „ich hoffe das Dienen noch nicht verlernt zu haben.“

„Ich werde Niemand brauchen,“ antwortete die Obriſtin ablehnend.

„O — aber Euer Gemahl . . . Still! man achtet auf uns.“

Der Herr frühſtückte nun ebenfalls aus ſeinem mitgenommenen Vorrath, nachdem er ſich vorher durch einen langen Zug aus der Flaſche geſtärkt hatte. Dabei begann er eine Unterhaltung mit den Damen. Er ſei ein Memeler Advocat, erzählte er, und jetzt in Königsberg geweſen, um ſich wo möglich ein ſehr läſtiges Geſchäft vom Halſe zu ſchaffen. Er ſolle den gefangenen Oberſt von Kalckſtein vertheidigen. „Wehre mich aber mit Händen und Füßen dagegen,“ ſetzte er hinzu, „und werde jedenfalls nicht mehr thun, als meine Amtspflicht dringend erfordert.“

Die Obriſtin merkte auf. „Verdient der Mann nicht eine Defenſion?“ fragte ſie.

„Je nun —“ meinte der Advocat, „darüber können die Anſichten ſehr verſchieden ſein. Ich für mein Theil

will mir darüber nicht den Kopf zerbrechen — man hat keinen Dank dafür, ſo oder ſo. Die Sache iſt gefährlich. Vertheidigen läßt ſich ja am Ende aus gewiſſem Standpunkte Alles, was geſchieht, auch in dieſem vorliegenden Fall . . . äh! man ſpricht lieber davon nicht. Ich ſage, die Sache iſt gefährlich anzufaſſen. Und es nützt nicht einmal, daß man ſich die Finger verbrennt. Handelt ſich's doch um eine bloße Form. Dem Oberſt iſt nicht zu helfen."

Frau Marie Eliſabeth fühlte, daß eine Schwäche ſie anwandelte. Sie lehnte den Kopf an die Holzwand der Cajüte und ſchloß die kummerſchweren Augen. Gabriele zog ihr das Tuch zurecht, faßte ihre kalte Hand und ziſchelte ihr in's Ohr: „Verzagt nicht! Er iſt ein dummer Menſch. Es muß zu helfen ſein — wenn nicht auf dieſe, ſo auf eine andere Weiſe. Vertraut mir!"

Die Obriſtin ſeufzte ſtill. Nach einer Weile zog ſie ein Gebetbüchlein vor und begann darin zu leſen.

Der Wind ſetzte im Lauf des Tages nach Südweſt um und wurde ſo noch günſtiger für die Fahrt nordwärts. Gegen Mittag hatte man das zwiſchen den hohen Sanddünen liegende Dorf Nidden, einige Stunden ſpäter den Wald von Schwarzort links zur Seite. Noch bei guter Zeit vor Abend lief der Schiffer in das Flüßchen Dange ein und landete die Paſſagiere.

Die Obriſtin ließ ſich den Weg zum Erzprieſter Prätorius zeigen. An ihn hatte ſie Empfehlungen. Der alte mitleidige Herr gewährte ihr gern das erbetene Nachtquartier.

Sie ſchickte ſogleich einen Diener zu General von Görtzke und meldete ihre Ankunft mit der Anfrage, ob ſie nun zu ihrem Manne gelaſſen werden könne. Dies wurde bejaht und für den nächſten Morgen zugeſagt. Für dieſen Fall waren zur Beaufſichtigung der Unterredung ſchon der Auditeur Tegeder, der Muſterſchreiber Engel und der Wachtmeiſter-Lieutenant Priloff beſtellt. Sie empfingen denn auch zur beſtimmten Stunde acht Uhr die Obriſtin in der Feſtung. Der Auditeur bereitete ſie vor, daß ſie den Gefangenen in ziemlich kläglichem Zuſtande finden werde und ihr nur erlaubt ſei, ihn in Gegenwart der drei Aufſeher zu ſprechen. „Ich hab's nicht anders erwartet," ſagte ſie, zog eine Schrift vor und übergab ſie ihm. „Ich habe hier zwölf Fragen notirt, die ich meinem Manne zur Beantwortung ſtellen möchte. Seht nach, ob dies erlaubt iſt." Die Fragen betrafen meiſt wirthſchaftliche Angelegenheiten. Es ſei dagegen nichts einzuwenden, meinte der Auditeur, ihr das Papier zurückgebend.

Dann raſſelten die Schlüſſel in den Schlöſſern der Eiſenthür unter dem Wall, und Frau Marie Eliſabeth wurde eingelaſſen. Sie betete ſtill, daß Gott ihr Kraft geben wolle, dieſe ſchrecklich ſchwere Stunde zu überwinden So ſehr ſie ſich zuſammennahm, zitterten doch ihre Hände und war ihr Gang ſchwankend.

Kalckſtein war vorbereitet; auch hatte General von Görtzke aus Rückſicht auf den Beſuch die drei Strolche, die ihn bewachen mußten, nach einer andern Zelle ſchaffen laſſen. Er lag krank im Bett. Der eichene Klotz, an dem ſeine Ketten hingen, war dicht herangeſchoben; jede

Bewegung des Fußes und der Hand verurſachte ihr Raſſeln, ein entſetzlicher Klang in dem Ohr der unglücklichen Frau, die nun zu ihm trat, ſich über ihn beugte, ihn umarmte und küßte. Eine Weile hielten ſie einander umſchlungen und „vermiſchten ihre Thränen".

Dann trat ſie ein wenig zurück und ſetzte ſich auf einen Stuhl am Bett. Ihn wehmüthig betrachtend ſagte ſie: „Mein Seelchen — ach! wie finde ich Euch ſo."

„Ja, Gott hat es alſo verfüget," antwortete er. „Seid nur geduldig in Eurem Kreuz und gedenket, daß es Vielen ſo ergangen iſt, wie unter andern dem Grafen Schaffgotſch, deſſen Sohn aber jetzt in den höchſten Ehren ſchwebet."

Nach einer Weile, in der ſie ſtumm daſaß, erkundigte er ſich nach ſeinen Gütern und Sachen. Sie berichtete, in Knauten hauſe jetzt ſein Bruder, „der leichtſinnige Menſch". Er habe für die Güter dreißigtauſend Thaler geboten. Gelinge es nicht bald, ihn herauszuwerfen, ſo werde er ſich darin feſtſetzen. Er habe die Infamie gehabt, ihren Lebenswandel zu verdächtigen, da ſie doch in Romitten „einſam und betrübt wie im Kloſter" ihre Tage zubrächte. Deshalb ſei er von ihr beim Criminalgericht belangt.

Da er hierauf nichts erwiderte und nur mit weit offenen Augen gegen die Decke ſtarrte, zog ſie ihr Memorial vor und ſtellte ihre Fragen, die er denn auch ſachgemäß beantwortete, immer ſehr matt freilich. Es ſchien ihn von dieſen Dingen nichts näher zu berühren.

Sie legte ihre Hand auf die ſeine. „Ach," ſagte ſie,

„warum habt Ihr nicht um ein ſicheres Geleit gebeten und Euch verantwortet?“

„Ich hab' geradenwegs zu ſolchem Zweck zum Kurfürſten hingewollt,“ erwiderte er, „bin aber mittlerweile fortgeſtohlen worden. Es iſt ſo viel Gewalt gegen mich geübt worden, daß ich wohl endlich gezwungen geweſen, bei dem König und der Republik zu klagen.“

Sie nickte ihm ſchwermüthig zu. „Der Kurfürſt iſt ein ſouveräner Herr, den man nicht verklagen kann, noch muß. Warum habt Ihr das gethan?“

Kalckſtein richtete ſich ein wenig im Bett auf und hob die Hand. „Um der Freiheit, um meiner Ehre, um meiner Güter, Weib und Kinder und meines Lebens halber!“ rief er. „Nach meinem Tode wird man erfahren, wie ehrlich ich's gemeint und für die Freiheit geſprochen.“

„Ach, ach,“ klagte ſie. „Hab' ich Euch, als Ihr nach Polen gezogen, nicht herzlich und inſtändig gebeten, wider den Kurfürſten nichts zu reden, noch zu thun? Und hab' ich nicht alles im Traum vorausgeſehen, wie es dann auch gekommen iſt?“

„Ja, das iſt ſo geſchehen,“ beſtätigte er.

Sie wandte ſich, in Thränen ausbrechend, gegen die Aufſeher. „Ich weiß,“ ſagte ſie, „daß die Herren meinen mögen, als wenn ich's im Zorn oder aus einer anderen Urſache meinem Manne vorhalte, aber Gott iſt mein Zeuge, daß es ſo geſchehen.“ Sie ſchlug ihre Bruſt. „Der Kurfürſt iſt ein gnädiger Herr und ſehr gütig, er hat an allem, was geſchehen, keine Schuld. Du aber weißt

wohl, was Du für Patrone bei Hof haſt, die Dir alles dieſes Herzeleid anthun und kläglichen Jammer zu Wege gebracht."

„Es ſei dahingeſtellt," antwortete der Oberſt. „Ich bin in des Kurfürſten Gewalt, er mag machen mit mir, was er will." Er huſchte mit der Hand durch die Luft. „Mein Kind, ich bitte Euch, ſuppliciret nur nicht für mich — aber geht die Prediger an, daß ſie fleißig zu mir kommen."

Das verſprach ſie und nahm für jetzt beweglich Abſchied.

Als ſie in das Pfarrhaus eintrat, fand ſie im Flur Gabriele, die auf ſie gewartet hatte. Kein Beſuch konnte ihr ungelegener kommen. „Laßt mich jetzt," bat ſie, „das Herz iſt mir ſo bekümmert — ich habe kein Begehr, als in meiner Kammer allein zu ſein und mich recht auszuweinen."

„Iſt Euch das Herz ſo ſchwer bekümmert," antwortete Gabriele, „ſo vermag ich's vielleicht ein wenig zu erleichtern. Hört mich an — aber nicht an einem ſo offenen Ort, wo uns jeder überraſchen kann."

Nun nahm die Obriſtin ſie in ihr Stübchen. „Was könnt Ihr mir Tröſtliches zu ſagen haben?" fragte ſie.

Gabriele trat ganz nahe an ſie heran und flüſterte: „Ich bin hierher gekommen aus keiner anderen Abſicht, als um Euren Gemahl zu befreien. Mit Gottes Hilfe, hoffe ich, ſoll das wohl gelingen."

Die Obriſtin fuhr freudig erſchreckt zuſammen. „Ihr

wolltet —? Aber wie wäre das möglich? Sein Gefängniß ist fest und er trägt Ketten an Hand und Fuß."

Gabriele blinzelte ihr zu. „Es wäre doch nicht das erste Mal, daß ein Gefangener ausgebrochen ist. Mühsam mag's sein und auch nicht ohne Gefahr — aber Ihr hörtet ja auf dem Schiff die Meinung des Advocaten." Sie holte aus der Tasche ein kleines Papierpäckchen hervor und drückte es ihr in die Hand. „Versucht dies dem Gefangenen heimlich zuzustecken."

Die Obristin fühlte einen länglichen harten Gegenstand. „Was ist darin enthalten?" fragte sie, unschlüssig, wie weit sie trauen könne.

Gabriele beugte sich dicht zu ihrem Ohr. „Ein paar scharfe Feilen, gnädige Frau. Ihnen widersteht das härteste Eisen nicht."

„Wenn es ihm aber wirklich gelingen sollte, sich seiner Ketten zu entledigen, wie kann er weiter . . ."

„Seid nicht zu vorsorglich. Ist der erste Schritt gethan, so schließen sich leicht die andern an. Es wird vielleicht möglich sein, durch den alten Erzpriester eine Verbindung zu unterhalten. Ich weiß etwas, das ihn bewegen könnte . . . Doch das überlaßt mir. Ich bleibe in Memel und werde die Augen offen haben."

Der Obristin kostete es offenbar Ueberwindung, sich mit dieser Person weiter einzulassen. Deshalb zögerte sie, das Päckchen einzustecken und äußerte zurückhaltend: „Ich weiß wirklich nicht, wofür ich dies nehmen soll. Was konnte Euch, die Fremde, bewegen —"

„Der Oberst hat mir einen ritterlichen Dienst ge-

leiſtet," fiel Gabriele ſchnell ein, „den vergeſſe ich ihm nicht. Aber es iſt nicht nur das. Ich kann Euch nicht alles ſagen. Wiſſet aber, daß der General von Kalckſtein ſich als meinen Vater bekannt hat. So fühle ich mich auch Eurem Manne blutsverwandt. Nicht er, aber ſein Bruder hat ſchwer an mir geſündigt, wie ſein Vater an meiner Mutter. Mein Daſein liegt wie ein Fluch auf dem Geſchlecht. Ich will fremde und eigene Schuld ſühnen durch eine große Wohlthat. Was der König und die Republik Polen nicht wagen, das will ich vollbringen: Kalckſtein ſoll durch mich befreit werden."

Sie ſprach dies immer flüſternd, aber mit eindringlicher Betonung. Ihre Augen flimmerten dabei wie Lichter, die ein Windzug beunruhigt. Die Obriſtin fand die Auskunft nicht ganz verſtändlich. Doch fragte ſie nicht weiter, ſondern nickte ihr zu und ſchob die Inſtrumente unter den Aermel ihres Kleides.

Deſſelben Tages Nachmittags drei Uhr wurde ſie wieder in das Gefängniß eingelaſſen.

Gleich im Moment der Begrüßung, als ſie ſich über ihren Mann beugte, ihn umarmte und küßte, ließ ſie das kleine Päckchen unter ſeine Decke gleiten. Dabei nannte ſie leiſe den Namen „Gabriele". Es blieb den Aufpaſſern unbemerkt. Kalckſtein begann ſogleich ein Geſpräch über die Haushaltung, erkundigte ſich nach den Kindern und zeigte ihr wiederholt an, wo ſeine in Warſchau zurückgelaſſenen Sachen und Gelder zu finden wären. Zwiſchen ein ſtellte er allerhand Fragen, die dem Auditeur ſehr „unnöthig" erſchienen: Was die Türken und Polen machen

würden — ob Friede oder Krieg zu erwarten wäre — ob nicht der junge Rohde kürzlich eine Wittwe geheirathet habe — wo der Schelm Montgomery ſich aufhalte — wo Brandt ſei — ob man ſeinem Wirth in Warſchau den Kopf abgeſchlagen habe. Auch Frau Marie Eliſabeth ſchien die Zeit zu ſolcher Unterhaltung wenig paſſend. „Ach, mein Herzchen," ſagte ſie ablenkend, „warum kümmert Ihr Euch doch um ſolche Dinge, auf die ich Euch nicht einmal Auskunft geben kann, wie Ihr wohl wiſſen ſolltet. Sprecht lieber von dem, was uns jetzt am nächſten angeht."

Er achtete jedoch nicht darauf und rief: „Alle, die an meinem Unglück Schuld ſind, werde ich Jahr und Tag nach meinem Tode vor Gottes Gericht citiren, wo ſie mir wohl werden Rede ſtehen müſſen!"

„Denkt nicht an Rache," bat ſie, „ſondern betrachtet lieber Euer Seelenheil. Es hat mich tief verwundet, als ich hörte, Ihr wäret in Warſchau katholiſch geworden. Iſt dem ſo?"

Da wurden ſeine Augen zornig. Er ſtreckte die Hand aus und ſagte: „Gott ſoll mich verfluchen, das iſt nicht ſo! Sondern ich bin allewege bei der Religion, worauf ich getauft worden, geblieben. Der Erzlügner Brandt hat auch dies gelogen."

Sie ſtreichelte ſein Geſicht und ſprach ihre Freude darüber aus, daß er den Glauben nicht verleugnet habe. Nach einer Weile, da er ſtill lag, die Zähne auf einander biß und zum Gewölbe hinaufſtarrte, fragte ſie ihn, ob

er ihr noch etwas mitzutheilen habe. Er ſchüttelte den Kopf. Dann ſagte er: „Sehe ich Dich noch einmal?“

„Ich weiß nicht, ob mir's verſtattet ſein wird,“ antwortete ſie, zum Auditeur gewendet.

„Ich will mich gern beim Herrn General dafür verwenden,“ verſicherte Tegeder, „daß Ihr noch einen letzten Abſchied nehmen dürft. Erlaubt er's, ſo will ich Euch benachrichtigen.“

„Es iſt doch unſicher,“ meinte ſie, ſtand auf und umarmte ihren Mann, hielt auch lange ihr Geſicht an das ſeine gedrückt. Sie ſchluchzte laut. Dabei ziſchelte er ihr in's Ohr: „Corporal Knopf — Apotheker — Schlaftrunk für die Wächter.“ Er raſſelte dabei mit der Kette. Sie küßte ihn und trat zurück, da der Auditeur ſchon ungeduldig zu werden anfing.

Zu Hauſe theilte ſie Gabriele, die auf ſie gewartet hatte, die Worte des Oberſten mit. „Den Namen dieſes Mannes wollen wir uns gut merken,“ meinte dieſelbe. „Offenbar meint Euer Gemahl ihm am meiſten vertrauen zu können. Ich will ſogleich nach ihm Erkundigung einziehen. Das wird mir leicht durch meine Wirthin, die Schifferfrau Joſepha Lüttke, gelingen, die für das Militär in der Feſtung wäſcht. Schwieriger wird's ſein, von dem Apotheker den Schlaftrunk zu beſchaffen. Vielleicht weiß der Mann Rath dazu.“

Gegen Abend kam ein Soldat aus der Feſtung mit der Beſtellung an die Frau Obriſtin, der General habe in einen Abſchiedsbeſuch morgen Nachmittag eingewilligt. Dann ſei jedoch unverweilt die Rückreiſe anzutreten. Ga-

briele benutzte dieſe Gelegenheit, ihn zu fragen, ob ihm ein Corporal Knopf bekannt ſei.

„Der bin ich zufällig ſelbſt," antwortete der Mann. „Was ſteht zu Euren Dienſten?"

„Das trifft ſich ja glücklich," rief Gabriele. „So kann Euch die Frau Obriſtin gleich hier danken" — ſie blinkte ihr zu — „für die Freundlichkeit, die Ihr ihrem unglücklichen Manne bewieſen habt."

Der Corporal wurde verlegen. „Ich weiß von keiner Freundlichkeit, außer daß ich ihm gütlich zugeredet habe, ſein Schickſal geduldig zu ertragen, da er davon ſprach, er wolle mit der Stirn gegen die Mauer ſchlagen, bis er todt hinfalle. Das war damals, als er noch von uns Soldaten bewacht wurde. Jetzt komm' ich zum Glück nicht mehr in ſeine Zelle."

„Warum ſagt Ihr: zum Glück?"

„Ei! Man iſt doch auch ein Menſch. Den ganzen Tag aber ſeine kläglichen Reden anzuhören, geht faſt über Menſchenkraft."

„Hat er Euch nicht um etwas gebeten?"

Der Corporal warf zwei, drei Mal das Kinn auf, als ob er zu verſtehen geben wollte, darüber ſei wohl zu reden. Endlich ſagte er: „Nun ja — was ſo einer bittet, der gefangen ſitzt und gern die Freiheit erlangen möchte. Ich ſollt' ihm eine Feile zuſtecken, und weil ich doch von Hauſ' aus ein Apotheker bin —"

Gabriele durchzuckte es, daß ſie nur mit Mühe ihre Freude über dieſe unverhoffte Entdeckung verbarg. „Ganz

recht," ſagte ſie, „Ihr ſeid ein Apotheker und hättet ihm leicht ein Schlafmittel verſchaffen können."

Knopf ſah ſie verwundert an. „Wie wißt Ihr . . .?" Es ſchien ihm etwas einzufallen. „Ja ſo — der Auditeur wird's der Frau Obriſtin mitgetheilt haben. Dann hat er aber gewiß auch nicht verſchwiegen, daß der Herr Oberſt mir ein reiches Mädchen aus Warſchau zufreien und viertauſend Thaler ſchenken wollte, wenn ich ihn hier herausbrächte, daß ich mich aber nicht habe locken laſſen."

Gabriele warf wieder der Obriſtin einen Blick zu und legte die Finger der rechten Hand auf die flache linke. „Ja, Ihr konntet nicht, wie Ihr wolltet," ſagte ſie, „und trautet vielleicht den Verſprechungen auch nicht recht. Wie dem ſei — Ihr habt meinem unglücklichen Herrn ein mitleidiges Herz bewieſen. Das wird die Frau Obriſt gewiß nicht unbelohnt laſſen."

„Nehmt dies," beſtätigte Frau Marie Eliſabeth und ſuchte ihm dabei eine Börſe mit Goldſtücken in die Hand zu drücken.

Er zog ſie zurück. „Wie darf ich, gnädige Frau —?"

„Es iſt nur zum Dank."

„Aber ich habe nichts für ihn gethan und kann auch nicht . . ."

„Man verlangt ja nichts von Euch. Ihr könnt die kleine Erkenntlichkeit ruhig annehmen," verſicherte Gabriele.

Er weigerte ſich noch, aber ſchon ſchwächer. Endlich ſteckte er das Geld doch ein. „Aber verpflichten kann ich mich zu nichts," hielt er für nöthig als Vorbehalt beizufügen.

Auf dem Gange nach der Feſtung kam er mit ſeinem Gewiſſen in heftigen Streit. Seine Hand wog wiederholt die Börſe in der Taſche. Sollte er das ſchöne Geld herausgeben. Die arme Frau that ihm leid, die gewiß viel Verdruß davon hätte. Warum auch? Sie wußte ja, daß er den Gefangenen gar nicht mehr ſehe. Sie forderte nichts gegen ſeine Pflicht. Zuletzt wurde er mit ſich einig, abzuwarten, ob der Auditeur ihn verhören werde. Sollte dies geſchehen, ſo wollte er mit der Anzeige vorrücken, andernfalls aber Schweigen beobachten.

Der Auditeur verhörte ihn nicht.

Am andern Tage, als die Obriſtin bald nach zwei Uhr in die Feſtung hinauf ging, gab Gabriele ihr ein Röllchen Papier mit. Sie hatte auf einen Streifen geſchrieben: „Erbittet Euch des alten Herrn Predigtbuch —“ ihn dann um ein Stückchen Bleiſtift gewickelt und das Ganze in reines Papier eingerollt. Diesmal aber wagte die Obriſtin erſt beim Abſchied, das Röllchen aus dem Aermel unter die Decke fallen zu laſſen. Es geſchah, während ſie am Bett ſtand, ihrem Mann die Hand reichte und ihn mahnte, gegen den Kurfürſten als ſeinen Landesherrn nichts zu reden, auch ſich in ſeinen Schriften demüthig und wehmüthig zu erweiſen. Darauf küßte ſie ihn herzlich und ſagte: „Ich will den Herrn Kurfürſten bitten, daß er Euch von den ſchweren Banden und Ketten befreien möchte.“

„Darum bitte ich Gott alltäglich,“ antwortete er. „Seiner Gnade vertraue ich. In ſeinen Schutz empfehle

ich auch Euch und die unſchuldigen Kindlein. Grüßt und küßt ſie. Und ſo — lebt wohl!"

Sie wandte ſich ab, bedeckte das Geſicht mit dem Tuche und ging einige Schritte der Thüre zu. Er rief ſie noch ein Mal zurück. In den Augen ſtanden ihm Thränen. „Mir iſt als ſehe ich Euch nicht wieder, mein liebes Herz," ſagte er traurig. „Habt Dank für all' Eure Liebe — gedenket mein ohne Groll wegen des Leides, das ich Euch bereitete — und bleibt den Kindern eine ſo treue Mutter, als Ihr mir ein treues Weib geweſen ſeid. Wollt Ihr mir noch eine Wohlthat erweiſen, ſo thut, was ich Euch ſchon geſtern aufgetragen habe: bittet die Prieſter, daß ſie mich recht oft beſuchen und in meinem Elend tröſten. Gott wolle mir, wenn ich nicht frei ſein kann, ein baldiges Ende geben."

Die Obriſtin ſank ſchluchzend über das Bett. Nach einer Weile trat der Auditeur an ſie heran, zeigte an, daß die Zeit längſt verſtrichen ſei, reichte ihr den Arm und führte ſie hinaus.

Am nächſten Morgen reiſte ſie ab, nachdem ſie dem alten Prätorius ihres Mannes Bitte dringend an's Herz gelegt.

Die Schifferfrau, bei der Gabriele wohnte, war dieſelbe Joſepha, die einſt in Pillau Konrad Born's Heimlichkeit mit Blanche unterſtützt hatte. Da der Capitän von Görtzke deshalb ihrer Mutter viel Ungelegenheit bereitete, war dieſelbe nach Memel verzogen. Hier heirathete Joſepha. Da ihr Mann oft nur geringen Verdienſt hatte, half ſie ſich, wie ſchon ihre Mutter ſich geholfen hatte,

indem sie ein Stübchen für Fremde bereit hielt. Sie zeigte noch jetzt viel Hang zum Trübsinn. Obgleich ihr Mann nur das Haff befuhr, schwebte sie doch immer in Angst um ihn. Gabriele zahlte ein überreichliches Kostgeld. Sie erzählte ihr, daß sie einem Offizier nachreise, der sie habe sitzen lassen, nachdem er längere Zeit ein Verhältniß unterhalten. Sie hoffe noch, daß er sich wieder zu ihr wende; deshalb wolle sie vorerst Kundschaft einzuziehen suchen, ob er sich nicht einer andern zugewandt habe. Sie bat Frau Josepha, ihr dabei behilflich zu sein.

Die aber wollte davon nichts wissen. Sie habe sich schon einmal in solche Heimlichkeit eingemischt, und es sei ihr übel bekommen. Gabriele erfuhr, was in Pillau geschehen war. „So habt Ihr meinem Bruder solchen Dienst geleistet," rief sie, wußte auch so viel sichere Zeichen anzugeben, daß die Schifferfrau an der Richtigkeit dieser Behauptung nicht zweifeln konnte. Nun meinte sie, das sei eine Fügung des Himmels, der sie nicht widerstreben dürfe, und zeigte sich nachgiebiger. Gabriele stellte ihr vor, sie müsse Jemand in der Festung haben, der für sie aufpasse und ihr Bericht erstatte; sie wisse, daß ein Corporal Knopf bei derselben Compagnie diene, den sie wohl sprechen möchte. Josepha kannte ihn und lud ihn unter irgend einem Vorwand in ihr Haus ein.

Knopf erschrak sehr, als er dort die Begleiterin der Frau von Kalckstein fand. Er wollte gleich wieder ausreißen, aber Gabriele wußte ihn mit allerhand Schmeichelei festzuhalten, daß er sie wenigstens anhören sollte. Sie müsse wohl glauben, daß sie selbst das Mädchen sei,

das der Oberſt ihm habe zufreien wollen. Da ſie demſelben großen Dank ſchulde, wäre ihr ſein trauriges Schickſal ſo zu Herzen gegangen, daß ſie ihm hieher nachfolgte und mit Gefahr ihres Lebens ſeine Befreiung verſuchen wolle. „Es ſoll Euch alles gehalten werden," verſicherte ſie, „was der Oberſt verſprochen hat, wenn Ihr mir helft. Und rechnet getroſt noch auf größeren Lohn, da der Dank des Königs Euch gewiß iſt. Ich will Euch ein Schreiben an ſeinen Kanzler geben, deſſen Wirkung Ihr bald verſpüren ſollt."

Der Corporal ließ ſich bethören. So ſchönen Augen und lockenden Verſprechungen war nicht zu widerſtehen. „Aber was kann ich thun?" fragte er. „Ich werde zu dem Gefangenen nicht eingelaſſen. Könnte er ſich aus dem Fenſter herausbringen, das ſich über den Graben öffnet, ſo wäre eine Flucht nicht unmöglich. Auf der anderen Seite der Citadelle liegt im Rohr ein kleines Boot. Es iſt angeſchloſſen — ich weiß, wo der Schlüſſel hängt. Die Pforte dicht dabei iſt meiſt bei Tage offen, weil dort das Waſſer zum Kochen und Waſchen geholt wird. Wenn ſich Jemand im Rohr verſteckte, könnte er bei Nacht das Boot los machen und unter das Fenſter führen. Der Graben hat Verbindung mit dem Fluß. Iſt das Wetter nicht zu ſtürmiſch, ſo möchte es wohl gelingen, das kleine Fahrzeug über das Seetief bis zur Nehrung zu bringen. Man könnte auch eine Strecke ſtromauf fahren, dort ausſteigen und die Grenze zu erreichen ſuchen, die nur wenige Meilen entfernt iſt. Aber wie will der Oberſt ſeine Ketten brechen und die dicken Eiſenſtäbe —"

„Dafür wird geſorgt ſein," fiel Gabriele ein. „Es kommt nur darauf an, ihm die Arbeit in der Nacht zu ermöglichen. Seine Wächter müſſen in ſo tiefen Schlaf gebracht werden, daß ſie von dem Geräuſch nicht erwachen. Verſchafft mir das Mittel — ich will es Euch mit Gold aufwiegen."

Sie zog auch einen Beutel aus der Taſche, griff hinein und drückte ihm eine Anzahl Goldſtücke in die Hand. „Aber wenn ich Euch das Mittel wirklich verſchaffe," ſagte er zitternd, „wie wollt Ihr es in die Zelle bringen? Es könnte allein mit dem Eſſen —"

„Ja, mit dem Eſſen," ſtimmte ſie zu. „Wer trägt es dem Gefangenen hinein?"

„Iſt's erſt ſo weit," meinte er, „ſo möchte wohl ſchwerlich noch etwas heimlich zuzufügen ſein. Unterwegs aber . . ."

„Wo unterwegs?"

„Das Mittageſſen wird täglich durch eine Magd vom Amt nach der Feſtung gebracht. Der Wachtmeiſter-Lieutenant Priloff nimmt es ihr ab, revidirt es und ſchickt's dann hinein. Ich weiß nicht, ob es gelingen könnte, ihn zu täuſchen."

„Verſchafft mir das Mittel; ich will dann weiter operiren."

Er brachte ihr nach einigen Tagen ein kleines Fläſchchen, in Wachsleinwand eingewickelt. „Das reicht zu," verſicherte er, „drei kräftige Männer für zwölf Stunden zu bewältigen."

Nun überredete ſie Joſepha, ihr einen Schiffer-

anzug zu leihen. Sie wollte ſich damit in die Feſtung einſchleichen und den Ungetreuen beobachten, vielleicht auch heimſuchen. Das Haar band ſie in einen Knoten zuſammen und zog den Südweſter darüber. Das Geſicht ſchwärzte ſie ein wenig mit Ruß. Sie ſah in ihrer Verkleidung wie ein hübſcher Junge aus und gefiel ſich darin auch ſelbſt ſehr gut. Nur hatte ſie Mühe, mit den großen Stiefeln fortzukommen, doch paßte der ungeſchickte Gang zu der Figur, die ſie vorſtellte. Sie lauerte in der Nähe des Amts der Magd auf, that ſo, als ob ſie ihr zufällig begegne, und fragte ſie, was ſie da trage. Sie erhielt darauf keine Antwort, aber das dralle Mädel ſah ſich doch nach dem jungen Menſchen um und lachte, da er ihr zunickte. Am anderen Tage war derſelbe wieder zur Stelle und ſagte, daß er ihr aufgepaßt habe, da ſie ihm gefalle. Sie erlaubte nun ſchon, daß er ſie ein Stück Weges begleite. Am dritten Tage wurde ſie noch vertraulicher und lud ihn ein, am Abend zu kommen, wo ſie zum Plaudern beſſer Zeit habe. Gabriele überzeugte ſich, daß ſich das Eſſen ſtets in einem zugedeckten Topf befand, den ſie in einem Korbe trug. Sie erfuhr von ihr, daß Priloff es in eine Schale ausſchütten laſſe und den Topf zurückgebe. Es war unmöglich, das kleine Fläſchchen unbemerkt in die Schale hineinzuſchmuggeln. Lieſe trug aber auch eine Kanne mit Bier und nicht immer dieſelbe. Sie ſagte, es wären dazu zwei beſtimmt und ſie bekomme immer die eine leer zurück, wenn ſie die gefüllte abgebe. Daraus erſah Gabriele, daß dem Gefangenen das Bier in dem Gefäß zugebracht werde,

in dem es vom Amt komme. Darauf baute ſie ihren Plan.

Eines Tages that ſie ſehr verliebt, faßte Lieſe um die Hüfte und wollte ihr einen Kuß rauben. Das Mädchen ſträubte ſich ein wenig und meinte, es ſei ja doch nicht Ernſt. Das betheuerte der hübſche Schiffer ſehr eifrig, bog ihr dreiſt den Kopf zur Seite, hielt ihr mit der umgelegten Hand die Augen zu und gab ihr einen herzhaften Schmatz. Dabei ſuchte die andere Hand den Hals der Bierkanne und ließ das Fläſchchen hineinfallen. Lieſe mußte wohl ſtill halten, um nichts zu verſchütten. Sie war aber ſehr böſe und verbot ihm, ſie nochmals auf offener Straße anzufallen. Habe er ehrliche Abſichten, ſo werde er ſie auch anderswo zu finden wiſſen.

Zu gleicher Zeit bemühte Gabriele ſich, das Vertrauen des alten Erzprieſters Prätorius zu gewinnen. Sie ſuchte ihn in ſeinem Studierſtübchen auf und ſagte ihm, ſie komme in ihrer Seelennoth zu ihm, da ſie wohl hoffe, daß er ihr helfen könne. Sie ſei als eine lutheriſche Chriſtin getauft und in dieſem Glauben auch confirmirt worden. Weil ſie aber eine Heirath mit einem Katholiken habe ſchließen wollen, ſei ſie in arge Verſuchung gerathen und derſelben zuletzt erlegen, daß ſie ſich alſo von der reinen Lehre abgewendet und zu des Papſtes Herrſchaft bekannt. Dies bereue ſie nun tief, und habe ihr ſolche Abtrünnigkeit auch kein Glück und noch weniger Frieden gebracht. Da ſie nun Wittwe ſei, dränge es ſie, zu dem alten Glauben wieder zurückzukehren, den ſie doch nicht blos mit dem Munde, ſondern mit dem Herzen bekennen

wolle. Deshalb bedürfe ſie der rechten Unterweiſung, damit die papiſtiſche Irrlehre alle Macht über ſie verliere und das Licht des Evangeliums voll in ihre Seele leuchte. „Euch ſtehet wahrlich die Frömmigkeit und Gläubigkeit auf die Stirn geſchrieben, hochwürdigſter Herr,“ rühmte ſie, „und leſe ich auch in Euren Augen des Herzens Gütigkeit, die den Sünder nicht verwirft, ſondern aufrichtet. Recht wie der treue Hirte erſcheint Ihr mir, der kein Schäflein will verloren geben. Legt mir eine Buße auf, aber überführt mich zugleich auch aus der heiligen Schrift meines Unrechts, damit ich mich beuge und erhebe.“

Sie kniete neben ſeinem Seſſel nieder und vergoß viel Thränen, wiederholte auch ihre Bitte immer wieder, ſo daß der Greis in ihr eine rechte büßende Magdalene zu erkennen glaubte, und ihr willig geſtattete, täglich einige Stunden bei ihm zu ſein, in ſeinen Büchern zu leſen und ſich in ihren Zweifeln Raths bei ihm zu erholen. So wußte ſie nun genau, wann er nach der Feſtung zu dem Gefangenen ging, legte ihm auch ſelbſt das Buch, das er mitnahm, auf den Arm und nahm es ihm wieder ab, ſobald er zurückkehrte.

Kalckſtein hatte neuen Muth gefaßt. Er fühlte ſich nicht mehr verlaſſen von aller Welt, beſchäftigte ſich nicht mehr mit Todesgedanken. In der Nacht hatte er das Päckchen, das ihm ſeine Frau zugeſteckt, unter der Decke geöffnet und zu ſeiner freudigſten Ueberraſchung die Feilen vorgefunden. Sie waren im Bettſtroh verſteckt worden. Auch Papier und Bleiſtift hatten ihm großen Werth. Es gelang ihm, den Zettel zu leſen, und nun wartete er mit

geſpannter Aufmerkſamkeit auf ein weiteres Zeichen. Von ſeiner Frau konnte es ſchwerlich kommen. Aber wußte er nicht Gabriele in der Nähe? Das beſtärkte ſeine Hoffnungen ungemein: ſicher hatte ſie ſeinetwegen Warſchau verlaſſen; dann aber war ſie von Olczowski zu ſeiner Rettung abgeſchickt. Und hinter Olczowski ſtand der König! Noch hatte er mächtige Freunde, und ſie ließen ihn nicht im Stich.

Dann fand er auf dem Boden der Bierkanne das Fläſchchen und entfernte es unbemerkt. Er wußte, was es enthielt. Nun traf er ſelbſt weitere Vorbereitungen. In der Nacht, wenn ſeine Mitgefangenen ſchliefen, feilte er vorſichtig und möglichſt leiſe unter der Decke die eiſernen Ringe an ſeinem Hand- und Fußgelenk ſo weit ein, daß ſie zwar noch zuſammenhielten, aber im richtigen Moment leicht zu zerbrechen waren. Aus dem Bett wagte er ſich nicht; er hätte, um zum Fenſter zu gelangen, über zwei ſeiner Wächter hinwegſteigen müſſen. Obgleich er ſich wohler fühlte als ſeit Monaten, klagte er doch über ſeine täglich zunehmende Schwäche, um ſie zu täuſchen. Er verlangte dringend nach dem Geiſtlichen, ſo viel ihn die drei Spitzbuben und beſonders der Bernſteindieb auch deshalb höhnten. Prätorius kam. Da ſeine Augen ſchon ſchwach waren und zumal in dem Dämmerlicht des Kerkers bald den Dienſt verſagten, gab er Kalckſtein das Predigtbuch ſelbſt in die Hand, damit er laut leſe. Darauf hatte dieſer nur gewartet. Er ſchob einen bereit gehaltenen Zettel unter den hohlen Rücken des Lederbandes und

drückte ihn fest an. Es stand darauf: „So Gott will in der dritten Nacht.“

Nun nahm seine Krankheit zu. Er ächzte und stöhnte viel, sagte, sein Ende sei nahe, ließ Mittags die Speisen unberührt und forderte Wein zu seiner Stärkung. Es wurde ihm eine Kanne davon gebracht; er trank aber nur wenig.

In diesen Wein goß er den Inhalt des Fläschchens aus, das er mit der Hand bedeckt hatte.

Am Abend sagte er: „Es schmeckt mir nichts mehr — mein Magen nimmt selbst den Wein nicht an, auf den ich doch großen Appetit verspürte. Morgen wird man die Kanne gefüllt wieder fortnehmen. Warum soll das geschehen? Ihr habt's nicht so gut, wie ich, daß der Herr Kurfürst Euch mit Wein traktirt. Trinkt die Kanne leer; es ist für jeden ein guter Schluck darin.“

Das ließen sie sich nicht zweimal sagen. „Auf Euer Wohl!“ rief der Bernsteindieb und setzte die Kanne an. Die beiden andern paßten auf, daß er's nicht zu gut meine. Sie tranken dann auch ihren Theil, schnalzten mit der Zunge und leckten die Lippen. Ein Glas Branntwein schmecke eigentlich besser, versicherte der eine; das Zeug sei verflucht sauer und bitter. „Es ist ein vornehmes Getränk,“ sagte der Bernsteindieb, „daran muß man sich erst gewöhnen. Laßt Euch nur bald wieder die Kanne füllen, Oberst.“

Sie legten sich bald darauf zum Schlaf nieder und schnarchten schon nach wenigen Minuten.

Nun entledigte sich Kalckstein seiner Ketten. Als er

aber aufſtehen wollte, merkte er, daß ihm die Glieder wie zerſchlagen waren und bei jeder Bewegung ſchmerzten. Er hätte aufſchreien mögen, als er das Beinkleid und Kamiſol anzog. Er verſuchte aufzuſtehen, fiel aber wieder zurück. Nun nahm er alle Kraft zuſammen und ging einige Schritte, ſich an der Mauer ſtützend. Die geſchwollenen Beine wollten ihn nicht tragen. Er ſank in die Knice und betete, Gott wolle ſich ſeiner erbarmen und das Rettungswerk nicht an ſeiner Leibesſchwäche ſcheitern laſſen. Auf Händen und Füßen kroch er weiter und über die Schlafenden hinweg. Sie rührten ſich nicht, ſo unſanft er ſie auch anſtieß. Dann rückte er den Tiſch in die tiefe Fenſterniſche. Erſt nach wiederholten Anſtrengungen gelang es ihm, denſelben zu erſteigen und einen Stuhl nachzuziehen. Er überragte nun mit Kopf und Bruſt die Maueröffnung. Vier dicke Eiſenſtäbe ſchloſſen dieſelbe. Es würde genügen, wenn er die beiden mittelſten durchfeile, meinte er. Die Arbeit begann ſogleich. Aber wie langſam ſchritt ſie vorwärts.

Die furchtbarſte Aufregung hatte ſich ſeiner bemächtigt. Alles Blut drängte vom Herzen fort und in's Hirn. Er athmete keuchend und in kurzen Stößen. Immer ſchneller und unregelmäßiger bewegte ſeine Hand die Feile über das Eiſen hin, bis ſie ermattet niederſank. Die Minuten der Ruhe dehnten ſich dann in der Beängſtigung, nicht fertig werden zu können, wie Stunden aus. Das Inſtrument ſchien ſtumpf geworden. Endlich war die eine Stange unten gänzlich und oben ſo weit durchfeilt, daß ſie gewaltſam abgebogen werden konnte. Erſt eine Stange!

Er ſah ein, daß er bald völlig erſchöpft ſein müſſe, wenn er ſo raſtlos und mit dem ganzen Aufwand von Kraft fortarbeitete. Er ſetzte ſich auf den Stuhl und lehnte den Rücken an die Wand. Es fiel ihm ein, daß er auch noch für den Strick zu ſorgen habe, an dem er ſich herunterlaſſen könne. So begab er ſich denn wieder an ſein Bett, zerriß ſeine Decke und knüpfte die Streifen aneinander. Auch einem der Mitgefangenen entzog er die Decke und behandelte ſie ebenſo. Der ſchlief ſo feſt, daß er ſich nicht einmal auf die andere Seite kehrte. Dies beruhigte ihn wieder.

Die Schläge der ſtädtiſchen Thurmuhr waren durch die ſtille Nacht hörbar. Er zählte elf. Schon elf! Es war die höchſte Zeit, wieder an die Arbeit zu gehen. Mehr als eine Stunde brauchte er, um einen Stab zu durchfeilen; das hatte er ſchon erfahren.

Der Schweiß rann ihm von der Stirn. Er benutzte abwechſelnd die rechte und die linke Hand. Er hatte gar kein Gefühl mehr in den Fingern, ob er noch die dünne Feile halte. Die Uhr ſchlug zwölf. Noch ließ die Stange ſich trotz größter Anſtrengung nicht ausbiegen. Während einer kurzen Pauſe vernahm er unten vom Waſſer her ein Plätſchern, wie von einem Ruder. Sollten die Wachen aufmerkſam geworden ſein? Er hielt eine Weile den Athem an. Da hörte er ein ganz deutlich ein leiſes „Pſt — pſt —!“ von der Tiefe her.

Er antwortete durch ein Klopfen mit der Feile an der Eiſenſtange. Der unten mußte ein Freund ſein. Ein Boot lag bereit, ihn aufzunehmen.

Dieſe beſſere Ausſicht auf Erfolg belebte ihn friſch. Er feilte an der oberen Kerbe mit verdoppelter Kraft. Noch eine halbe Stunde verging. Endlich gab auch die zweite Stange nach. Er knüpfte den Strick ein und ließ ihn hinab.

„Es reicht nicht," hörte er eine feine Stimme ſagen.

Er zwängte ſich mit Kopf und Bruſt durch die Oeffnung und ſchob ſich ſo weit vor, daß er über die Mauer hinabſehen konnte. Im Dämmerlicht bemerkte er ein kleines Boot, und einen Menſchen darin. „Gabriele —?" ziſchelte er.

„Ich bin's," antwortete ſie. „Beeilt Euch. Vor ein Uhr muß es geſchehen ſein."

„Ich will mich in's Waſſer fallen laſſen."

„Das kann nicht ſein — man hört's zu weit. Ich hab' ein Tau mit. Wenn ich's anknüpfen könnte —"

„Wartet!"

Der Oberſt zwängte ſich wieder zurück, ſtieg hinab, zerriß noch eine Decke und verlängerte den Strick durch die angeknüpften Fetzen. Wieder hielt er Ausſchau. „Zieht auf," flüſterte Gabriele, „das Tau iſt ſicherer." Er knüpfte es an einen der feſten Stäbe.

Nun bemühte er ſich, auch den Leib nachzuziehen, indem er die Hände auf die Mauerkante krampfte. Vergeblich. Er war ſo geſchwollen, daß er ihn nicht hindurchbrachte, wie er ſich auch einengte. Mit den Füßen vermochte er ſich keinen Nachdruck zu geben. „Um Himmelswillen — beeilt Euch," tönte es ängſtlich herauf. „Um ein Uhr iſt die Ablöſung — dann iſt's vorbei."

„Ich kann nicht," ſtöhnte er. „Die Oeffnung iſt zu klein. Ich muß noch eine Stange einfeilen."

„So helf' Euch Gott!" gab Gabriele zur Antwort. „Ich harre aus."

Und wieder bewegte ſich die Feile mit raſender Geſchwindigkeit hin und her. Er hatte ſie diesmal in der Mitte der Stange eingeſetzt, hoffend, daß ſie ſich ſeitwärts würde einbiegen laſſen, was ſchon genügt hätte.

Die Uhr ſchlug eins.

Er feilte raſtlos weiter.

Der Poſten am Feſtungsthor rief die Wache in's Gewehr.

Die Ablöſungsmannſchaften entfernten ſich mit dröhnenden Schritten nach allen Richtungen.

Gleich darauf wurde der Poſten auf dem Wall laut angerufen und gab Antwort. Die Schritte verhallten. Es wurde wieder ganz ſtill, nur das Eiſen quiekte und kreiſchte unter der Feile.

„Pſt — pſt!"

„Sogleich."

„Der neue Poſten wird aufmerkſam — es iſt die höchſte Zeit. Eben hat er ſich entfernt."

Kalckſtein klemmte ſeine Schultern zwiſchen die Stäbe, drückte mit voller Gewalt gegen den eingefeilten. Er gab nach, aber mit einem lauten Krach.

Eben wollte er ſich gänzlich durchzwängen, als über ihm vom Wall der Ruf: „Halt! Wer da?" ertönte.

Gleich darauf wurde unten auf dem Waſſer ein leiſes Geräuſch vernehmbar. Er blickte über die Mauerkante.

Das Boot entfernte ſich. Dem Ruderer, der darin ſtand, gelang es nicht, die Richtung dicht an der Mauer hin einzuhalten; es trieb gegen die Mitte des Grabens hin.

„Halt — oder ich ſchieße!“ rief der Soldat auf dem Wall.

Die Schaufel kam nur in deſto raſchere Bewegung; das Waſſer ſpritzte auf.

Ein Blitz — ein Knall — ein Aufſchrei — ein polterndes Geräuſch im Boot.

Der Schuß alarmirte die Thorwache. Keine Minute verging, ſo raſſelte das Schloß an der Thür des Gefängniſſes. Der wachthabende Offizier erſchien. Eine Laterne wurde ihm nachgetragen. Er leuchtete in den dunkeln Raum hinein. „He — Hollah! Was giebt's hier?“ Kalckſtein lag auf der Fenſtermauer zwiſchen den Traillen, konnte ſich nicht vor noch zurück bringen. Ganz ohnmächtig wurde er von den Soldaten herabgezogen und auf das Bett geworfen.

Gleich darauf trat General von Görtzke ein. Er hatte einen Mantel über die Unterkleider geworfen. Der Poſten auf dem Wall wurde abgelöſt und erſtattete Bericht. Der vorige Poſten wollte nichts Verdächtiges bemerkt haben und wurde ſofort in Arreſt geſchickt. Der General beſtieg den Wall. Das Boot trieb mitten auf dem Graben mit dem ſchwachen Winde gegen die Brücke hin. Es lag, wie ſich beim Morgengrauen ſchon deutlich erkennen ließ, ein Menſch in Schifferkleidung darin. Der General gab den Befehl, es mit Stangen an's Land zu ziehen und an die Waſſerpforte zu ſchaffen.

Er ſelbſt empfing es dort. Der Schiffer wurde

herausgehoben und am Ufer niedergelegt. Der Hut war ihm vom Kopf gefallen. Langes ſchwarzbraunes Haar ringelte ſich über Schulter und Bruſt, die mit Blut überſtrömt war. „Ein Weib —!“

Man rüttelte den anſcheinend lebloſen Körper, hielt eine Laterne über das Geſicht.

Gabriele ſchlug die Augen auf.

„Wer ſeid Ihr?“ fragte der General.

Sie ſchüttelte den Kopf.

„Euer Name! Wer ſeid Ihr?“ herrſchte er ſie an.

Der Mund zuckte krampfhaft. Sie ſtützte ſich auf den Arm, richtete ſich auf, lachte und röchelte: „Wenn Ihr's denn wiſſen wollt — die rechtmäßige Königin von Polen . . .“ Sie ſank zurück, athmete noch ein paar Mal auf und war verſchieden.

Der General ließ die Leiche in ein Kellergewölbe ſchaffen.

— — — — — — — — — — —

Am nächſten Tage langte der Oberförſter von Born in Memel ein.

Er hatte im Commandantenhauſe zu Pillau ſeine Verlobung mit Blanche gefeiert. Der Oberſt Pierre de la Cave hatte derſelben weiter kein Hinderniß in den Weg geſtellt. Die Hochzeit ſollte ſchon nach ſechs Wochen folgen.

Nach Barbariſchken zurückgekehrt, wo er Frau Küchler das frohe Ereigniß melden wollte, hatte er von dem Verſchwinden ſeiner Schweſter Kenntniß erhalten. Was Heineken ihm mittheilen konnte, beſtätigte den Verdacht, daß ſie zur Befreiung Kalckſtein's irgend etwas Unſinniges unternommen habe. Er ermittelte, daß ſie einer littaui-

ſchen Frau deren Jacke und Tuch abgekauft habe und mit einem Kahnſchiffer flußab gefahren ſei.

Es war ſeine Abſicht geweſen, dem General von Görtzke perſönlich von der Verlobung mit der Wittwe ſeines Sohnes Anzeige zu machen. Der Oberſt de la Cave hatte dies gewünſcht, ihm auch ein Schreiben mitgegeben. So erhielt er zur Reiſe nach Memel doppelte Veranlaſſung.

Er erfuhr von Görtzke, was geſchehen war. „O mein Gott!“ rief er erbleichend. „Kam ich zu ſpät?“

„Was wißt Ihr —?“

„Zeigt mir die Leiche.“

Er wurde zu ihr geführt. Kalckſtein hatte jede Auskunft verweigert.

„Gabriele — meine Schweſter!“

„Herr von Born —?“

„Und Kalckſtein's Schweſter. Eine ſehr unglückliche Irrſinnige!“

„Wie ſoll ich das verſtehen?“

„Ihr habt ein Recht, Aufklärung zu fordern. Kommt! Ich will ſie Euch nicht vorenthalten.“

Noch denſelben Abend wurde die Leiche eingeſargt und auf einen Kahn geſchafft. Born brachte ſie ſelbſt zu Waſſer nach Inſterburg. Er hatte Birkenzweige abbrechen laſſen und den Sarg dicht damit zugedeckt.

In Barbariſchken ließ er ſie neben Rohde's Tochter beiſetzen. — Die Königin von Polen! —

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Der Tragödie letzter Akt.

Kalckstein ließ die ihm zur Defension gesetzte Frist verstreichen, ebenso eine zweite und dritte Frist. Der Advocat Köpner hatte sie feige abgelehnt, obgleich der Kurfürst ihm schreiben ließ, er möge dem Angeklagten sein Patrocinium nicht versagen. Es war ihm ein anderer Advocat zugeordnet. Den nannte er aber einen unwissenden Menschen, mit dem er nichts zu thun haben wolle. Er verlangte, daß seine Schatulle aus Warschau herbeigeschafft werde. „Habe man ihn bekommen, warum sollte man sie nicht bekommen?“ Anders hätte ihm die Defension keinen Werth. Dies wurde abgeschlagen.

Nun berichteten die Commissarien, es sei nicht den Rechten gemäß, jemand in contumaciam zu verurtheilen, den man im Lande habe und hören könne. Der Herr Kurfürst wolle verordnen, daß Kalckstein ihnen, wenn auch

nicht in Königsberg, doch in Schaaken oder Labiau vorgestellt werde.

Darauf kam die Antwort: damit es nicht scheine, als solle Kalckstein die Defension abgeschnitten werden, so hätten die Commissarien sich nach Memel zu begeben und dort den Proceß zu beschleunigen.

Sie mußten sich, wenn auch ungern, fügen. Nun aber zeigten sie an, sie hätten gehört, es seien Kalckstein gemeine Verbrecher zum Umgang gegeben, und daß selbst gewöhnliche Söldner sich scheuten, sich wider denselben gebrauchen zu lassen; baten daher, damit ihnen nichts Ehrenrühriges zugemuthet werden möge, zu befehlen, daß ihnen derselbe durch einen Unteroffizier und ein paar Musketiere vorzuführen sei, auch der Wachtmeister-Lieutenant ihnen zur Hand gehe. Dies wurde genehmigt.

Die Commissarien ließen Kalckstein sagen, daß er sich einen Advocaten aus Königsberg wählen möge, der ihm bei seinem mündlichen Verhör assistire. Er antwortete dem Auditeur, er wüßte nicht, was dieser Befehl zu bedeuten habe; er wäre so traktirt und würde noch täglich so traktirt, daß er keine Vernunft noch Gedächtniß mehr hätte.

Es zeigte sich, daß er seine Kleider längst weggeschenkt hatte und beständig im Bette lag. Um den Commissarien anständig vorgebracht werden zu können, mußte ihm erst das Nothdürftigste angeschafft werden.

Als die Herren dann endlich in Memel anlangten und den Sitzungstag bestimmten, wurde Kalckstein ihnen, wie es das Gesetz verlangte, „frei von Eisen und Banden" vorgeführt. Er konnte nur mühsam die geschwollenen

Füße bewegen. Sein Haar und Bart war grau, ſeine Haltung gebückt, ſeine Hautfarbe fahl, der Blick ſtier. Er nahm auf einem Stuhl Platz. Der Oberburggraf hielt ihm vor, er hätte alle Friſten verſtreichen laſſen; jetzt habe der Herr Kurfürſt die Gnade gehabt, die Commiſſion nach Memel zu ſchicken, um ihn zu hören. Er möge alſo, was er zu ſeiner Vertheidigung vorzubringen habe, jetzt vorbringen.

Kalckſtein ſchien ihn gar nicht zu hören. Erſt als der Fiscal ihn nochmals aufforderte, ſagte er: „Meine Herren! Es wird der Herr Oberburggraf und Herr Dr. Schimmelpfennig ſich erinnern, was ich damals, als ich durch Räuber und Mörder hierher gebracht, geantwortet: Daß ich nämlich hier kein Forum habe, ſondern die Sache an den Ort gehöre, wo ſie angefangen. Bei ſolcher Antwort, die ich zu der Zeit, da ich noch bei geſunder Vernunft geweſen, gethan, verbleibe ich noch, um ſo viel mehr, als ich jetzt, nachdem man ſo grauſam mit mir umgegangen, nicht bei ſolcher Vernunft bin. Wie ich mich vorhin nicht eingelaſſen, werde ich's auch jetzt nicht thun."

Das wollte der Fiscal nicht gelten laſſen. Da dieſe Exception unerwieſen und unzeitig, und Kalckſtein zu ſeiner Defenſion nichts vorzubringen gewußt, bat er um Definitiv-Urtheil.

Die Richter beriethen und publicirten: man wiſſe von keinem anderen Forum, als hier. Da er ſich bereits auf die Inquiſitions-Artikel eingelaſſen und genügend geantwortet, bleibe nur noch die Defenſion, die ſie zu hören

gekommen. Andernfalls werde man auf Grund der Akten ſprechen.

Kalckſtein lächelte bitter. „Ich wußte wohl,“ murmelte er, „daß auch dies mir ſo verkehrt werden würde.“ Dann hob er den Kopf und ſagte mit feſter Stimme: „Ich bleibe bei meiner vorigen Erklärung. Was ich jetzt noch hinzuſetze, geſchieht mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß ich mich nicht einlaſſe, auch nicht etwas verſchrieben haben will. Ich bin vom Kurfürſten in meinen Gütern belagert, verjagt, bis in die Ukraine verfolgt: Hab und Gut ſind mir, meinem Weibe und Kindern genommen, von Warſchau, wo ich in polniſchen Dienſten geweſen, bin ich geraubt, hieher gebracht, hier tyranniſch traktirt, torquirt, in Eiſen und Banden gehalten. Solche Proceduren ſind in der Chriſtenheit unerhört. Zu Warſchau hat der Herr Kurfürſt angefangen zu klagen, dort ſind mir Richter geſetzt, der Großkanzler Polubieski und andere, dahin berufe ich mich. Ich bin ein Unterſaß der Krone Polen, des Königs und der Krone Diener, nicht des Kurfürſten Unterthan. Aber — — die Herren Commiſſarien mögen ſprechen, was ſie wollen, ſo wird doch der Kurfürſt thun, was er will.“

Der Oberburggraf unterbrach ihn nicht, ſeine Rede wurde aber Wort für Wort in's Protocoll geſchrieben, vielleicht gerade damit man in Berlin aus ſeinem Munde erfahre, was kein anderer laut zu denken wagte. Dann gaben die Richter dem Fiscal doch nicht ſofort nach, ſondern befriſteten Kalckſtein noch einen Tag. Das war freilich nur eine mildere Form.

Kalckſtein ſchüttelte unwillig den Kopf. „Morgen,“ rief er, „und wenn mir auch ein längerer Termin gegeben würde, werde ich mich nicht anders erklären. Was ich vorhin gethan, iſt nur zur Information, aus Reſpect vor dem Herrn Kurfürſten und den Commiſſarien zu Gefallen geſchehen, eingelaſſen hab' ich mich nicht. Dabei beſtehe ich, begehre auch keine Abſchrift vom Urtheil.“

Er wurde abgeführt und am folgenden Tage wieder vorgebracht, blieb aber feſt dabei, daß der Proceß in Polen fortgeführt werden müſſe. „Hier habe ich nichts,“ ſagte er, „da der Kurfürſt mir alles genommen und mich verjagt hat. — Schreibt auch dies,“ fuhr er, den Arm ausſtreckend, fort, da er die Federn in eifriger Bewegung ſah: „wenn ich meine Documente und Acten, wie ich gebeten, erhalten hätte, würde ich mich bedacht haben, ob ich mich meines Forums begeben und da antworten wollte, wohin man mich durch Räuberhände weggeſtohlen gebracht, ſo grauſam behandelt und torquirt hat. Ob ich ſchon zu allem ja ſagte, mußte ich doch torquirt werden und dazu ſiebenundzwanzig Mal auf ſiebenundzwanzig Punkte.“ Er lachte höhniſch auf. „Ich vertröſte mich, daß vernünftige Leute den abgepeinigten Lügen nicht trauen und Glauben beimeſſen werden.“

Der Fiscal zuckte die Achſeln, doch nicht ſpöttiſch: „die Herren wollen entnehmen,“ ſagte er, „daß der Angeklagte nichts Erhebliches zu ſeiner Vertheidigung vorzubringen weiß. Ich bitte dringend um das definitive Urtheil.“

Es wurde am zweiten Tage darauf geſprochen. Der

Tortur geſchah darin keine Erwähnung. Die Richter nahmen aber an, es ſei auf Grund gütlichen und unwiderruflichen Geſtändniſſes des Angeklagten offenbar, daß er ohne Vorbewußt Sr. kurfürſtlichen Durchlaucht wider beſchworene Urfehde und Revers nach Polen heimlich entwichen, daſelbſt im Namen der preußiſchen Landſtände ohne deren Befehl, Vollmacht und Bewußt an des Königs Majeſtät und die Krone Polen auf öffentlichem Reichstage zu Warſchau ſelbſt Supplikationen und Schriften übergeben und aus boshaftigem, rachgierigem und feindſeligem Gemüthe nach ſeinem äußerſten Vermögen geſucht und getrachtet, ſeines Erb-, Ober- und Landesherrn hohe Perſon, Land und Leute zu gefährden. Deshalb ſei er des Meineides, der Majeſtätsbeleidigung und des Hochverraths ſchuldig und ſolle deshalb „zum Exempel und ihm ſelbſt zur wohlverdienten Strafe" mit dem Schwert vom Leben zum Tode gebracht werden und aller ſeiner Güter verluſtig ſein.

Dieſes Urtheil wurde jedoch nur von fünf Commiſſarien unterſchrieben. Der ſechſte, Herr Abraham Joſaphat von Kreutzen, Vogt von Fiſchhauſen, wollte — was Kalnein jetzt gelang — ſein Gewiſſen nicht beſchwichtigen laſſen. Er hielt dafür, daß es in der langen Zeit wohl möglich geweſen wäre, die Originaldocumente, auf welche Kalckſtein ſich berufe, herbeizuſchaffen, deshalb fehle dem allgemeinen Geſtändniß die Wirkſamkeit. Er vermöge daher Kalckſtein zur Zeit noch nicht zum Tode zu verurtheilen, ſondern erachte ihn nur des Eidbruches überführt und alles deſſen ſchuldig, wozu er ſich im Revers

verpflichtet. Er ſolle als Meineidiger mit Abhauen der beiden Finger beſtraft und auch deshalb, weil er des Kurfürſten Clemenz ſo arg mißbraucht und ſich fälſchlich in Polen auf den Namen der Stände angegeben, zur wohlverdienten Strafe und Bereuung ſeiner Thorheit und Bosheit in lebenslänglichem genauen Gefängniß gehalten werden. Dieſes Separat-Votum gab er auch ſchriftlich.

Der Kurfürſt erklärte ſich darauf mit der Thätigkeit der Commiſſion zufrieden; wegen Publication und Execution des Urtheils behalte er ſich das Weitere vor.

Es vergingen aber viele Monate, ohne daß dieſerhalb etwas geſchah. Man hoffte allgemein, der Kurfürſt würde es nicht zum Aeußerſten kommen laſſen, nachdem die Stände in höchſter Aufregung über das ganze gegen Kalckſtein angewendete Verfahren ſich zu einem „Bedenken" ermannt, in dem es freimüthig hieß: in ihm ſeien die Stände ſelbſt unſchuldiger Weiſe torquirt worden; ſolche Schmach und Unehre ſei den Ständen, ſo lange ſie chriſtliche Preußen hießen, nicht widerfahren — dieſer Flecken könne von keiner menſchlichen Hand ausgetilgt werden. Rückſichten auf die Stände beſtimmten jedoch Friedrich Wilhelm nicht mehr. Wie ſie jetzt auch vor Wuth ſchäumen mochten, daß einem der Ihrigen das geſchah, er wußte doch, daß ſie ihn fürchten gelernt hatten und ihre Macht für alle Zeit gebrochen ſei. Gerade ihr Einſpruch konnte dazu beitragen, ihn noch mehr gegen Kalckſtein zu verhärten; bewies er doch, was ihm nie zweifelhaft geweſen, daß ſie im Grunde des Herzens mit ihm eines Sinnes waren. Sie hatte er in dieſem Manne

bekämpft: fiel das Haupt, ſo ſchloſſen die Glieder ſich nie mehr zu einem Körper zuſammen. Nicht aus Schonung für ſie zögerte er.

Auch nicht aus Scheu, den König von Polen und die Republik noch ſchwerer zu beleidigen, indem er nicht einmal deren Fürbitten um Gnade beachtete. Er wußte ſie von den Türken bedroht; ſie konnten ſeine Freundſchaft nicht miſſen und rechneten auf ſeinen Beiſtand in der Noth. Kalckſtein war ſchon aufgegeben, der jüngere Rohde ein ſtiller Mann. Aber ihn dürſtete nicht nach Blut. Es war ihm nicht um Rache zu thun, nachdem die Gerechtigkeit, wie er ſie verſtand, ihren Lauf gehabt. Dem großen Staatsmann blieb nur die Frage von Wichtigkeit, ob der Gefangene eine Gefahr für ſein Werk ſei — nicht durch ſich ſelbſt, aber durch die Umſtände, die ihm Bedeutung geben konnten. Deshalb ſchob er das Urtheil, ſo oft es ihm zur Unterſchrift vorgelegt wurde, zurück. Noch war dieſe Gefahr nicht dringend.

Aber es kam der Tag.

Im Weſten hatte das deutſche Reich einen Nachbar, deſſen Raubgier ſich nicht länger ſchien in Schranken halten zu können. Nicht nur Holland, auch der Rhein war bedroht, und deutſche Fürſten ließen ſich von Ludwig XIV. erkaufen, ihr eigenes Vaterland zu verrathen. Der Kaiſer ſchwankte. Da war's der Kurfürſt von Brandenburg, der ſich muthig dem Eroberer entgegenſtellte, Holland Hilfe zuſagte, den Kaiſer zu einem Bündniſſe gegen Frankreich vermochte, ſeine Regimenter marſchiren ließ. Alle Lockungen und Einſchüchterungen waren

erfolglos geblieben; nicht einmal zur Neutralität wollte Friedrich Wilhelm ſich verſtehen, eingedenk der Früchte, die ſie ihm in einem früheren Fall ſchon eingebracht. Von allen deutſchen Fürſten hatte er allein den Muth, den Zorn des beutegierigen und rachſüchtigen Königs zu reizen, um Deutſchland nicht unvertheidigt zu laſſen. Sobald dieſer kühne Entſchluß gefaßt war, ſchritt der Kurfürſt mit der ihm eigenen Energie zur Ausführung; alle Kräfte wurden angeſpannt, ein Heer in's Feld zu führen, das dem mächtigen Gegner Reſpect, den Bundesgenoſſen Vertrauen einflößen könnte. Jede andere Rückſicht ordnete ſich der einen unter, im Weſten zum Schlagen völlig freie Hand zu haben. Erſt nachdem Polen gedemüthigt war, konnte der Kampf gegen das aufſtrebende Frankreich gewagt werden; nur wenn Polen ſich ruhig verhielt, war in dieſem Kampf auf den Sieg zu hoffen.

Bevor Friedrich Wilhelm in's Hauptquartier abreiſte, verſammelte er noch einmal im Schloß zu Kölln an der Spree ſeinen Geheimen Rath. Er ſelbſt präſidirte. Es ſollte nach Möglichkeit allen laufenden Geſchäften eine beſtimmte Direction gegeben, mit alten Reſten aufgeräumt werden. Vier Stunden dauerte ſchon die Sitzung, und immer fanden ſich noch neue Vorträge über wichtige innere Angelegenheiten der einzelnen Länder. Sie hatten ſich bereits daran gewöhnt, daß ihre Geſchicke von hier aus gelenkt wurden; der brandenburgiſch-preußiſche Staat war nicht mehr ein Phantaſiegebilde ſeines Herrſchers.

Ganz zuletzt hob der Kanzler von Somnitz ein Convolut Papiere aus ſeiner Mappe und reichte es mit

einer Verbeugung dem Kurfürſten über den Tiſch zu. „Das Urtheil gegen den Oberſten von Kalckſtein ermangelt noch der Unterſchrift Eurer kurfürſtlichen Durchlaucht.“

Dieſe Erinnerung ſchien dem Kurfürſten im Augenblick unerwartet zu kommen. Seine Stirn verfinſterte ſich; er hob den Kopf und ſchloß feſt die Lippen. Die Papiere nahm er dem Kanzler nicht aus der Hand, ſondern winkte ihm nur, ſie niederzulegen.

„Es liegen zugleich zwei Gnadengeſuche vor,“ fuhr Somnitz fort, „das eine von Frau von Kalckſtein für ihren Mann, das andere von ihm ſelbſt.“

„Bittet Kalckſtein um Gnade?“ fragte der Kurfürſt. „Das wundert mich. Er hat, denk' ich, in Abrede geſtellt, Unſer Unterthan zu ſein, Unſerem Gericht zu unterſtehen. Erkennt er nun ſeinen Herrn an?“

„Er bittet nicht für ſich, Kurfürſtliche Durchlaucht, ſondern nur für ſeine Kinder, daß ihnen zu ihrer beſſeren Erziehung die Güter gelaſſen werden.“

„Darüber behalten Wir Uns füglich die Entſcheidung vor. — Er täuſcht ſich, wenn er meint, dem Schöppenmeiſter Rohde nachahmen zu können. Zwiſchen deſſen That und die ſeine fällt die Huldigung. Auch nicht ein Schein des Rechts ſteht auf ſeiner Seite — ſein Verbrechen iſt offenbar.“

„Deshalb erlaubt ſich der Geheime Rath Kurfürſtliche Durchlaucht um die Genehmigung der Publication und Execution des Urtheils zu bitten. Es ſcheint nicht gerathen, die Sache, die ſchon ſo viel böſes Blut gemacht,

länger in der Schwebe zu halten. Jede weite Zögerung ermuthigt die Freunde dieſes gefährlichen Menſchen, deren er im Geheimen gewiß noch immer viele hat, zu Agitationen bedenklicher Art und zu unerfüllbaren Hoffnungen. Was aber den Warſchauer Hof betrifft, ſo hab' ich Gelegenheit gehabt, mich perſönlich zu überzeugen, daß man dort für jetzt zu einer milderen Auffaſſung des Falles neigt und nicht bedenklich ſein wird, die Entſchuldigung des Kammerjunkers von Brandt anzunehmen, ſobald Kurfürſtliche Durchlaucht für gut befinden, ihn zur förmlichen Abbitte dorthin zu committiren. Er erwartet ſehnlichſt den Tag, vor der Welt wieder in Ew. Kurfürſtlichen Durchlaucht Gnade hergeſtellt zu ſein, und brennt vor Begierde, durch neue Dienſte zu beweiſen —"

„Er iſt zu ungeduldig," fiel der Kurfürſt ein. „Seiner großen Jugend kann einige Wartezeit zum Ausreifen nicht ſchaden. Wir wollen ihn indeſſen nicht vergeſſen. Spracht Ihr nicht auch von einem Schreiben des Hauptmanns Montgomery?"

„Er bittet unterthänigſt um die endliche Belohnung ſeines treuen Dienſtes," beſtätigte der Kanzler.

„Es ſoll ihm unter der Hand eine Summe Geldes angewieſen werden," decretirte der Kurfürſt, „aber in meine Armee mag ich ihn nicht wieder aufnehmen. Antwortet ihm ſo, daß er ſich für völlig abgefunden zu erachten hat."

Er zog die Papiere näher an ſich heran, ſchob die einzelnen Blätter auseinander und blickte hinein. „Das Todesurtheil iſt nicht einſtimmig gefällt."

„Allerdings nicht. Der Vogt von Fiſchhauſen hat diſſentirt. Aber —"

„Seine Gründe ſind nicht überzeugend. Was ſollen hier noch dieſe juriſtiſchen Fineſſen? Es iſt notoriſch und Kalckſtein ſelbſt beſtreitet nicht, dem Reichstage in Warſchau eine Bittſchrift Namens der preußiſchen Stände überreicht zu haben des Inhalts, wie die ihm vorgelegte Abſchrift. Ob das Original in einigen Ausdrücken divergirt, ändert an der Sache ſelbſt nicht das mindeſte. Der Hochverrath iſt klar erwieſen — man zweifle denn an Unſerer Souveränetät in Preußen und an des preußiſchen Adels Unterthanenpflicht. Der alte Kreutzen ſoll Uns durch ſein formelles Bedenken nicht irre leiten. Oder hat Jemand von Euch zu Gunſten ſeiner Meinung noch etwas vorzubringen? Der ſpreche!"

Die Räthe ſchwiegen ſämmtlich. Der Kurfürſt blickte eine Weile auf das Blatt, nahm die Feder auf und tauchte ſie in's Tintenfaß.

Ehe er ſie anſetzte, hob Schwerin, der ihm rechts zunächſt ſaß, wie abwehrend ein wenig die Hand. Der Kurfürſt hielt ein und ſah ihn ſcharf an. „Habt Ihr noch etwas vorzubringen?"

„Kalckſtein hat nach der Gerechtigkeit reichlich den Tod verdient," ſagte der Oberpräſident, ſich devot verbeugend. „Ob wir nicht aber Ew. Kurfürſtlichen Durchlaucht anräthig ſein ſollen, aus politiſcher Rückſicht Gnade walten zu laſſen . . . Kalckſtein iſt längſt ein todter Mann."

„Das ſcheint mir nicht ſo," bemerkte Jena, ſich durch eine Neigung des Kopfes das Wort erbittend. „Der

gefangene Kalckſtein iſt nur ſo lange ein todter Mann, als ſeine Geſinnungsgenoſſen, Freunde und hohe Gönner in und außer Landes Grund haben, ihn dafür gelten zu laſſen. Sie fürchten Ew. Kurfürſtlichen Durchlaucht Zorn, wenn ſie ſich zu ihm bekennen, darum halten ſie ſich fern, um von dem Blitz nicht ſelbſt getroffen zu werden. Doch die Hand, die ihn ſchleudert, iſt eines Menſchen Hand. Jetzt iſt ſie mächtig und Niemand wagt ſie zu hindern. Aber die Zukunft iſt den Sterblichen dunkel. Ew. Kurfürſtliche Durchlaucht haben ein groß Werk auf die Schulter geladen, ganz Europa achtet erwartungsvoll darauf, ob es ihr nicht entfalle. Da ſcheint's unklug, den Stein im Wege liegen zu laſſen, über den der Fuß leicht ſtolpern kann, wenn etwa die Umſtände unerwartet zu einer veränderten Richtung nöthigen. Wir hoffen zuverſichtlich auf Sieg. Doch auch die ruhmreichſten Feldherren haben Schlachten verloren, wenn der Feind etwa übermächtig oder ein Bundesgenoſſe unzuverläſſig war. Eine verlorene Schlacht im Weſten kann leicht im Oſten das Signal zum Losbrechen geben. Dann wird der todte Mann im Kerker plötzlich gar lebendig werden. Es iſt keine Mauer ſo dick und kein Eiſen ſo ſtark, daß ſie unter allen Umſtänden der Gewalt widerſtrebten. Der befreite Gefangene aber wäre eine Gefahr, der nicht rechtzeitig vorgebeugt zu haben ich mir nie verzeihen könnte. Nur die Todten ſind nicht mehr zu erwecken."

Der Kurfürſt blickte im Kreiſe um, als wollte er fragen, ob Jemand einen Widerſpruch einzuwerfen habe. Aber nach der Reihe ſenkten ſich die Augen, und auch

Schwerin zeigte durch eine Geberde an, daß er sich eine Entgegnung nicht getraue. „Ihr trefft wunderbar meine Gedanken," wendete der Kurfürst sich zu Jena. „Wohlan denn — ich thue meine Pflicht nach bestem menschlichen Wissen. Kalckstein's Haupt falle!"

Er unterschrieb das Urtheil mit fester Hand.

Nächsten Tages reiste er nach Halberstadt zu den Truppen ab.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Commissarien von Kalnein, Melchior Ernst von Kreutzen und von Wegnern hatten den Befehl erhalten, wieder nach Memel zu reisen und dort das Urtheil vollstrecken zu lassen.

Es war ein nebeliger Novembertag, als die Herren im Sitzungszimmer des Commandantenhauses zusammentraten und Kalckstein vor sich fordern ließen. Da er seiner Krankheit wegen nicht gehen konnte, wurde er in einem Sessel getragen.

Er wußte bereits, was ihm bevorstand. Der Oberburggraf hatte gemeint, menschenfreundlich zu handeln, wenn er gleich nach seiner Ankunft in Memel den Diaconus Magister Schulz zu ihm in's Gefängniß schickte, um ihn im Allgemeinen vorzubereiten. So hätte er längere Zeit zur Buße.

Nun bat der Fiscal, kurfürstliche Rath Dr. Lau, das Urtheil zu publiciren. Dies wurde von den Commissarien bewilligt und geschah durch den Rath Eychler. Der Oberburggraf sagte sodann die Execution auf den folgen-

den Tag neun Uhr an und forderte Kalckſtein auf, ſich dazu zu bereiten und gefaßt zu machen.

Kalckſtein hörte, ohne ein Wort zu ſprechen, zu und kehrte ſich nur bei der Vorleſung zur linken Seite ab. Er wurde dann wieder in ſein Gewahrſam zurückgebracht.

Dorthin ſchickten die Herren Commiſſarien den Notar Eychler und den Memel'ſchen Amtsſchreiber, ihm nochmals die Execution anzuſagen. Er hörte wieder ſchweigend zu und fragte nur, als der Notar geendigt hatte: „Iſt nichts mehr?"

Eychler meinte ihn dahin verſtanden zu haben, daß er die nachträgliche Ankündigung einer Erleichterung des Urtheils erwartet hätte, und antwortete in bedauerndem Ton: „Es iſt nichts mehr."

Kalckſtein lächelte und nickte ſchweigend mit dem Kopf.

Dann erbat er Schreibmaterialien und erhielt ſie auch nach ſeinem Wunſch.

Er ſchrieb nun viele Stunden lang bis zum Abend Briefe.

Den erſten an ſeinen Bruder. „Lieber Bruder! Es lobet König David die brüderliche Liebe, indem er ſpricht im 133. Pſalm: ſiehe wie fein und lieblich iſt, wenn Brüder eins ſeyn. Am andern Ort ſchreibet der 50. Pſalm 20: Du ſitzeſt und redeſt wider Deinen Bruder, Deiner Mutter Sohn verläumdeſt Du?" Er hielt ihm vor, was für Wohlthat er ihm ſchon früh erwieſen und wie ſchlecht ihm dafür gelohnt worden. Er mahnte ihn mit beweglichen Worten, an ſeinen Kindern gut zu

machen, was er an ihm verbrochen, und verzieh ihm von ganzem Herzen.

Dann an seine Frau: „Wohlgeborene herzliebste Frau! Dieser mein letzter Abschied, welchen Gott wegen meiner Erb- und wirklichen Sünden über mich verhänget, obschon jetzt in dieser Sache unschuldig, kommt nicht von ungefähr, sondern zu unserm Besten, und glaubet festiglich, daß ich Euch bis in mein Grab so herzlich liebe, als ich von der Stunde, in welcher ich Euch gesehen, an gethan." Er tröstete sie damit, daß Gott seine Kinder am meisten heimsuche, und daß der höchste Gott ihnen bald zusammenhelfen, ihre Thränen von den Augen abwischen und desto lieber ihren Sünden gnädig sein werde, als sie auf Erden unschuldig gelitten, vor Gott aber ein Mehreres verdienet. Er legte ihr an's Herz, den Kindern einen guten Unterricht ertheilen zu lassen, „das Uebrige lasset den Allerhöchsten Gott nach seinem Willen mit ihnen machen", und bat sie, sich denselben zu erhalten. „Mir aber gewährt für alle eheliche Liebe und Treue diese Wohlthat, indem Ihr das Trauern nachlasset, mir die ewige Freude gönnet und glaubet festiglich, daß der höchste Gott an jenem großen Tage nicht allein uns zusammenführen, alle unsere Thränen von unsern Augen abwischen, sondern auch mir, der ich allhier unschuldig zwar dem Leibe nach getödtet werde, meine Sünde vergeben und mich in's ewige Leben versetzen wird."

Auf dieses Blatt fielen reichliche Thränen, noch mehr aber auf das folgende, das seinen „herzliebsten Kinderchen" bestimmt war. Wie Gott Moses nicht erhört habe, da

er ihn zweimal gebeten, er möchte ihn in's gelobte Land laſſen, ſo erhöre er auch ſeine Bitte nicht, ſie noch einmal ſehen zu dürfen, darin er ſich auch geduldig ergebe. „Fürchtet Gott, liebet die Frau Mutter, gehorchet ihr in allem, daß ſie euch ſegne, gehorſamt dem Präceptor und denket nicht an meinen unſchuldigen Tod, ſondern laſſet dem Höchſten ſein Gericht, der wird an jenem Tage alles richten; freuet euch nicht, wenn ihr ſehet, daß Gott meine Feinde ſtrafet, oder mein unſchuldig Blut rächet, ſondern betet, daß ihnen Gott gnädig ſei."

Endlich wendete er ſich an den Kurfürſten mit der Bitte, ſeine unſchuldigen Weib und Kinder das nicht entgelten zu laſſen, weshalb er auf ihn ungnädig worden, und ihnen „ihr Stückchen Brod gütigſt wiederzugeben". Er ſchloß: „wünſche in dieſem meinen Abſchied aus der Welt Euer kurfürſtlichen Durchlaucht langes Leben und glückliche Regierung."

Er war nicht lange mit dieſem Schreiben fertig geworden, als der Magiſter Schulz bei ihm eintrat, um ihn zum letzten Gange vorzubereiten. Er aß und trank ſeitdem nicht mehr, ſchlief auch die ganze Nacht nicht, ſondern ſang und betete mit dem Geiſtlichen viel. Schulz war von den Commiſſarien informirt, ihn zu einem reumüthigen Bekenntniß ſeiner Schuld zu bringen, und hielt's auch für ſeine Pflicht, ihn auf die Gerechtigkeit des Urtheils hinzuweiſen. Wie reuig aber auch Kalckſtein ſich als einen großen Sünder vor Gott bekannte, ſo hartneckig blieb er doch dabei, daß er vor der Welt und dem Kurfürſten unſchuldig ſei. Er geſtand die Thatſachen als richtig zu,

verneinte aber ſtandhaft, daran Unrecht gethan zu haben. Der Eid ſei ihm abgezwungen geweſen und er habe ihn auch nicht gebrochen, ſondern ſei verjagt worden. In Polen ſtehe es einem jeden frei, Schriften in eines andern Namen zu übergeben. Was die Schrift enthalte, ſei Wahrheit.

„Meine ganze Schuld iſt," verſicherte er, „daß ich die Wahrheit ohne Rückhalt an's Licht gebracht habe und daß ich in des Mächtigen Gewalt gekommen bin, der ſie nicht hören und hören laſſen will. Ich hätt' Viele nennen können, in deren Namen ich geſprochen habe, obſchon keiner mich ausdrücklich beauftragt, aber ich wollte Niemand in's Unglück bringen. Es iſt genug an meinem Leid. Hätt' ich mich ſo gerettet, zeitlebens wär' ich mir verächtlich geweſen und hätt' meinen Kindern und Kindeskindern ein ſchimpfliches Andenken hinterlaſſen. Zu viel hab' ich ſchon auf der Folter nachgegeben. Aber ich hoffe, Gott wird mir ſolche Lügen verzeihen."

Und dann wieder: „Ich hab' die Freiheit über alles geliebt. Weil ich ſie höher achtete, als Fürſtengunſt, deshalb ſterbe ich — weil ich meine Art und Weſen nicht ändern und unterdrücken kann, wie die Anderen, deshalb ſterbe ich. Wie ich bin, ſo war einſt jeder vom Adel in Preußen; was ich gethan habe, das haben einſt viele gethan, und iſt ihnen nicht zum Verbrechen gerechnet, ſondern gedankt worden. Die Dinge ſind verſtellt und verändert, darum hat die Freiheit keinen Raum mehr in dieſem Lande. Ich will glauben, es ſei ſo des Weltregierers Schickung, daß der Adel ſein Recht verlieren mußte, weil er's nicht

tapfer gehütet — vielleicht auch oft mißbraucht. Wolle der Höchſte dieſen Verluſt in Gnaden ſo wenden, daß dem Ganzen daraus ein Vortheil erwachſe. Mir aber ſei's nicht zur Unehre gerechnet, daß ich lieber ein Freier ſein wollte, als ein Knecht. Und mag auch in Zukunft unvergeſſen ſein, daß die Freiheit nicht ohne Kampf aufgegeben iſt, und Blut fließen mußte, um ihn zu enden. Was mir geſchehen iſt, das galt zum wenigſten meiner Perſon, ſondern die Sache, die ich vertrat, ſollte nicht gelitten werden. Und ſo nenn' ich's nicht meine Schuld, ſondern mein Schickſal, daß ich auserwählt war, der Welt dieſes Exempel zu geben. Hab' ich gefehlt und mich verſündigt, ſo iſt das Richteramt bei Gott — er ſei meiner armen Seele gnädig."

Da ihn der Diaconus vor Stolz und Hochmuth warnte, verſank er in tiefes Nachdenken und ſagte dann: „Wenn Ihr wüßtet, Hochwürden, wie klein ich mich fühle vor dem Höchſten, daß er gerade mir ſolche Aufgabe geſetzt hat —! Aber ich danke ihm doch. Viel Sünde mag das Geſchlecht der Kalckſtein auf ſich geladen haben, und ſie hat ſich vererbt vom Vater auf den Sohn und von der Mutter auf die Tochter. Sehet mich und meine Geſchwiſter an! Da giebt mir nun die Hoffnung Troſt, daß ich mein Blut unſchuldig vergieße, um das Geſchlecht zu entſühnen von allem erblichen Makel. Der Väter Sünde ſoll nicht mehr heimgeſucht werden an den Kindern — mein Tod erkaufe ihnen ein reines und gottgefälliges Leben. Ich bitt' Euch, ſtöret dieſen Glauben nicht in mir."

Nach einer Weile zerriß er einen Bogen Papier in viele kleine Stücke und beſchrieb ſie mit lateiniſchen Worten: „Gieb Acht, Leſer, Du ſiehſt hier den mit frevelhafter Hand Niedergeworfenen, durch unſchuldigen Tod Ausgelöſchten!“ Er reichte ſie dem Diaconus und bat ihn, ſie unter dem Volk auszuſtreuen. Der aber lehnte dies ab und hielt ihm vor, daß man darin ein Zeichen der Rache erkennen würde. Sei ſeine Geſinnung ſolcher Art, ſo könne er ihn nicht abſolviren. Da er ſo zu ihm ſprach, ſchien Kalckſtein Reue zu fühlen, ergriff das Licht und verbrannte ſelbſt die Zettel. „Nein, nein!“ rief er, „Gott weiß, daß ich allen verzeihe und vergebe, die Uebles an mir gethan, meinem Bruder und meinen Schweſtern und ſonſtigen Verwandten, meinen Widerſachern und Feinden, allen, allen von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüth und von allen Kräften! Darauf will ich in Frieden ſterben.“

Morgens früh kam der Vorſinger vom Schloß mit zwei Knaben in's Gefängniß. Um ſechs Uhr nahm Kalckſtein das Abendmahl. Die folgenden Stunden brachte er mit Beten und Singen zu.

Nachdem die Commiſſarien ſich in ihrem gewöhnlichen Berathungszimmer verſammelt hatten, kam der Diaconus Schulz dorthin und ſagte, daß Kalckſtein bereit ſei und bäte, bald ein Ende zu machen. Sie geſtatteten, daß er der Ketten und Banden entledigt werde.

Aus ihrem Fenſter konnten ſie das Schaffot ſehen, das auf dem Hof vor dem Wall errichtet war. Der Scharfrichter breitete ein Bettlaken darüber.

Darauf öffnete ſich das Gefängniß und Kalckſtein wurde auf einem Stuhl hinausgetragen und auf das Schaffot niedergeſetzt. Der Diaconus und der Vorſinger begleiteten ihn. Mit lauter Stimme ſang er mit ihnen das Lied Martin Luther's:

„Mitten wir im Leben ſein
Mit dem Tod umfangen.
Wen ſuch'n wir, der Hilfe thu',
Daß wir Gnad erlangen?
Das biſt Du, Herr, alleine!
Uns reuet unſ're Miſſethat,
Die Dich, Herr, erzürnet hat.
Heiliger Herre Gott,
Heiliger ſtarker Gott,
Heiliger, barmherziger Heiland, Du ewiger Gott,
Laß uns nicht verſinken in des bittern Todes Noth!
Herr, erbarme Dich!"

Der Scharfrichter fand den Stuhl zu hoch, es mußte ein niedrigerer herbeigebracht werden. Während das geſchah und Kalckſtein hinaufgeſetzt wurde, rang er wohl die Hände, fuhr aber unabläſſig mit Singen fort. Das Hemde vorn hat er ſelbſt aufgeknöpft und, weil er meinte, daß es dem Scharfrichter doch noch hinderlich ſei, mit den Worten: „Ich will Euch helfen —" über der Bruſt entzweigeriſſen, darauf ſich wieder zu ſeiner Andacht gewendet und im Beten den Streich empfangen.

Der Körper wurde mit einem Sterbehemde bekleidet, in einen Sarg gethan und darauf — wie es der Kurfürſt befohlen hatte — durch ehrliche Leute in die Stadtkirche getragen und dort begraben.

„Damit hatte dieser actus tragicus seine Endschaft erreichet," schrieb der Oberburggraf von Kalnein tief bewegt.

In der Bibel, die Kalckstein immer bei sich hatte, and man mit einem Blatt überklebt, von seiner Hand in lateinischer Sprache geschrieben:

Leser!

Lies das letzte Capitel des Propheten Micha, Vers 1, 2, 3, 4.
Tapfer streitend für Gott das Gesetz und den König
Ruhmvoll für's Vaterland
Standhaft für die Wahrheit
Gleichmüthig bei erlittenem Unrecht
Bewährt bei geduldig ertragener Gewaltthat
Furchtlos im Kampf für Kinder, Hab und Gut, für die Unterdrückten,
Hochgemuth und würdig in vollster Unschuld
Geraubt gewaltsam ausgelöscht unterlag dem Tode

Christian Ludwig von Kalckstein.

Im Gefängniß zu Memel im Jahre 1672.

So hatte er sich selbst ein Epitaphium gesetzt, hoffend, daß die Nachwelt ihn nicht der Ruhmwürdigkeit zeihen werde. Unterschreibt sie es nicht in Allem, so darf sie doch nicht vergessen, daß der Mann, der sich dieses glänzende Zeugniß ausstellte, überzeugt war, schweres Unrecht erlitten und bei den Mitlebenden eine gerechte Würdigung seiner Person und seiner That nicht gefunden zu haben und nicht finden zu können.

— — — — — — — — — — — — — — — —

So endete der Letzte von dem preußischen Adel des Schlages, der unter des deutschen Ordens Mißregierung

aufgekommen war und in dem polniſchen Lehnsſtaate Preußen übermächtig aufſchoß, alles übrige Wachsthum zu unterdrücken trachtend. Es war ſein tragiſches Schickſal, daß er dieſer Letzte ſein mußte. An ihm ging dieſe politiſche Genoſſenſchaft, die ihr Herrſcherrecht verloren hatte, weil ſie der Zeitaufgabe nicht gewachſen war, ſelbſt tragiſch zu Grunde. In dem Staate, den der große Kurfürſt gründete, war kein Raum für ſie. Kalckſtein büßte mit dem Tode die Schuld, den Kampf für ſie aufgenommen zu haben, nachdem ſie ſich bereits ſelbſt zu den Todten geſchrieben hatte.

Aber ein neues Geſchlecht von fleißigen, tapferen willenskräftigen und gewiſſenhaften Männern erwuchs dieſem Staate noch unter ſeines Gründers ruhmreicher Regierung aus allen Ständen, ein Geſchlecht, das nicht mehr mit dem Herrſcher um die Herrſchaft ſtritt, ſondern ihm treulich und mit Aufbietung aller Kräfte half einen ſtolzen Bau aufzurichten, unter deſſen ſchützendem Dach die bürgerliche Freiheit gedeihen konnte, die keine Freiheiten einer politiſch bevorzugten Claſſe duldet und Jeden dem Ganzen dienſtbar macht.

Auch Kalckſtein's Söhne und Enkel reihten ſich ohne Groll in die Schaar derer, die dem Vaterlande willig Gut und Blut opferten.

Konrad Born durfte allen, die ein gleiches Streben beſeelte, das leuchtende Vorbild ſtrengſter Pflichterfüllung ſein. An ihm bewies ſich der Glaube ſtark, daß treue Arbeit allezeit ihren Lohn finde.

Er hatte errungen, was ſein Herz begehrte und

durfte ſich deſſen reinen Herzens erfreuen. Blanche war ſein Weib. Aus ihrer langen und glücklichen Ehe erwuchs eine zahlreiche Nachkommenſchaft. Sie erzogen ihre Söhne in der Liebe zum Vaterlande und ſeinem erlauchten Regentenhauſe, ſchlicht und gottesfürchtig, arbeitſam und ſelbſtlos im Dienſt für die Geſammtheit. Tapfere Offiziere, tüchtige Regierungsbeamte, gerechte und unbeſtechliche Richter gab auch dieſes Geſchlecht dem preußiſchen Staat, der groß wurde durch den Hochſinn ſeiner Fürſten und durch die Opferwilligkeit ſeiner Bürger.

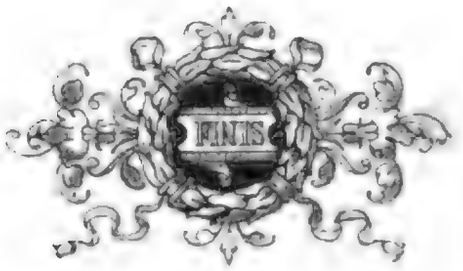
Konrad Born wurde bei der Neuorganiſation des Forſtweſens aus einem Oberförſter ein Forſtmeiſter. Er war, als die Schweden von Liefland her in Preußen einbrachen, und der große Kurfürſt nun durch die That den Beweis führte, daß er wohl im Stande ſei, dem vom Feinde bedrohten Lande rechtzeitig Hilfe zu bringen, auf's Eifrigſte und mit beſtem Erfolg bemüht, die Schlittenfuhrwerke herbeizuſchaffen, mit denen der Feldherr über das gefrorene kuriſche Haff ſein Heer überraſchend ſchnell auf den Kampfplatz führte. Er ſelbſt ſtellte ſich damals unter die überall ſiegreichen Fahnen.

Die Befürchtungen, welche ſich an den Regierungswechſel knüpften, erfüllten ſich zur Freude aller Patrioten nicht: die unter dem Scepter des großen Kurfürſten vereinigten Länder blieben ungetheilt. Der Kurfürſt Friedrich III. ernannte Born zum Oberforſtmeiſter. Noch in rüſtigem Alter erlebte er den Tag, an dem dieſer Herrſcher ſich in der Schloßkirche zu Königsberg die Königskrone auf's Haupt ſetzte.

Hochbetagt und allverehrt iſt er erſt in dem Jahre geſtorben, in dem König Friedrich Wilhelm I. zur Regierung gelangte, jener König, der die von ſeinem großen Vorfahren erkämpfte Souveränetät „ſtabilirte wie einen rocher de bronce“, aber auch die wirthſchaftliche Leiſtungsfähigkeit ſeiner Länder mit echt väterlicher Sorge mächtig hob. Seinem erfolgreichen Coloniſationswerk in Littauen hatte Born kraftvoll vorgearbeitet. —

Hinab und hinauf . . .

Hinauf!



Druck von C. G. Röder, Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google